

Schriften  
des Vereins für Geschichte  
des Bodensees  
und seiner Umgebung

135. Heft 2017



SCHRIFTEN  
DES VEREINS FÜR GESCHICHTE  
DES BODENSEES  
UND SEINER UMGEBUNG

135. Heft 2017



JAN THORBECKE VERLAG

Schriftleitung:

Prof. Dr. Jürgen Klöckler, Konstanz

Internationale Abkürzung: Schrr VG Bodensee

Für den Inhalt der Beiträge und die Abgeltung der Bildrechte tragen alleine die Autorinnen und Autoren die Verantwortung

Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien. Dieses Buch wurde auf FSC®-zertifiziertem Papier gedruckt. FSC (Forest Stewardship Council)® ist eine nicht staatliche, gemeinnützige Organisation, die sich für eine ökologische und sozial verantwortliche Nutzung der Wälder unserer Erde einsetzt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

© 2017 Jan Thorbecke Verlag,

ein Unternehmen der Verlagsgruppe Patmos

in der Schwabenverlag AG, Ostfildern

[www.thorbecke.de](http://www.thorbecke.de)

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-7995-1723-2

# INHALT

Jahresbericht des Präsidenten über das Vereinsjahr 2015/16 VII

Bericht über die 129. Hauptversammlung am 25. September 2016  
in Werdenberg XI

Nachruf Eduard Hindelang (1923–2016) XIII

FREDY MEYER

Der Heilige mit dem Pferdefuß

Sankt Eligius – Goldschmied, Bischof und Volkspatron 3

BERNHARD STAUDACHER

Die Pfarrkirche in Eriskirch am Bodensee

Die Innenausstattung als Zeitzeugnis des Konstanzer Konzils 45

STEFAN KING / INES STADIE

Bischof Hallum und die ›Zwiebel‹

Der Weg eines englischen Architekturmotivs ins Konstanzer Münster 73

HARALD DERSCHKA

Die Grabplatte des Robert Hallum

Zur Beisetzung des Bischofs von Salisbury im

Konstanzer Münster vor 600 Jahren 97

CHRISTOF ROLKER

Das Konstanzer Stadtwappen seit 1417

Von der allmählichen Verfertigung der Wappen beim Malen 123

DORIS BENTELE-BAUMANN

Die Wasserversorgung von St. Gallen

Eine Stadtansicht von Melchior Frank von 1596 als Quelle

frühneuzeitlicher Infrastruktur 147

HEINRICH FREY / BRIGITTE RIEGER-BENKEL  
Die untergehende Bischofsresidenz Meersburg  
Zum letzten Aufenthalt von Fürstbischof Carl Theodor von Dalberg  
im Herbst 1814 161

UWE JENS WANDEL / GUDRUN EMBERGER  
Das Dampfboot von Johann Caspar Bodmer  
Ein neuer Blick auf Leben und Wirken des Erfinders und Industriellen 193

ROLF SCHLENKER  
Der Germanist und Sammler Joseph von Laßberg  
Verfügte der Meersburger Schlossbesitzer über Kontakte  
zu Richard Wagner? 233

MATTHIAS DUDDE  
Die Fotografin Anne Winterer (1894–1938)  
Von Düsseldorf an den Bodensee 237

JÜRGEN LEIPOLD  
Gründerjahre  
Zur Vor- und Frühgeschichte der Universität Konstanz 259

HELMUT TIEFENTHALER  
Das Mehrerauer Bodenseeufer  
Zur Landschaftsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts 281

Buchbesprechungen 315

Buchanzeigen 331

Verein intern 333

# JAHRESBERICHT DES PRÄSIDENTEN ÜBER DAS VEREINSJAHR 2015/16

Der Bericht erstreckt sich satzungsgemäß über den Zeitraum des abgelaufenen Vereinsjahres ab der Hauptversammlung in Bodman-vom 20. September 2015 bis zum Beginn der Hauptversammlung in Werdenberg am 24. September 2016.

## MITGLIEDER

Im Berichtszeitraum haben wir insgesamt 32 Austritte zu beklagen – davon vier in den Schweizer Kantonen und dem Fürstentum Liechtenstein, vier in Vorarlberg und 24 in Bayern und Baden-Württemberg. Den Austritten stehen insgesamt 20 Neueintritte gegenüber, davon fünf in der Schweiz und dem Fürstentum Liechtenstein, einer in Vorarlberg und 14 in Bayern und Baden Württemberg.

Durch Tod verloren wir:

Dr. Alfons Beising, Konstanz

Dr. Wolfgang Brosig, Singen

Rosemarie Luyken, Überlingen

Dr. Heinz Günter Menge, Konstanz

Günther Rabe, Konstanz

Karl Reck, Tettnang

Lothar Sowa-Fickenschner, Obersulm

Wolfgang Stäudlin, Friedrichshafen

Dieter Steeb, Appenzell

Wolfgang Supiran, Überlingen

Dr. Hildebrand Troll, Olching

Richard Welschinger, Allensbach

Willy Wolfer, Ravensburg

Für immer trennen mussten wir uns in diesem Jahr auch von einem äußerst verdienstvollen ehemaligen Vorstandsmitglied unseres Bodenseegesichtsvereins: Am 14. März 2016 verstarb unser Ehrenmitglied Prof. Eduard Hindelang im Alter von 92 Jahren. Er trat 1968 in den Bodenseegesichtsverein ein, war seit 1975 Mitglied im Vorstand und bekleidete 25 Jahre lang mit großer Leidenschaft und der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit das Amt des Schatzmeisters. Aufgrund seiner erfolgreichen Arbeit und

seines liebenswürdigen Wesens war er von allen Vereinsmitgliedern sehr geschätzt. Wir werden ihn und alle verstorbenen Vereinsmitglieder in ehrenvollem Gedenken behalten.

### VORSTANDSSITZUNGEN

Der Vorstand hielt im Berichtszeitraum entsprechend seiner langjährigen Gewohnheit drei Sitzungen ab. Gastgeber der ersten Sitzung am 27. November 2015 im Stadtarchiv in Konstanz war unsere Vorstandsmitglied Prof. Dr. Jürgen Klöckler. Im Anschluss an den geschäftlichen Teil besuchte man die Sonderausstellung »Das jüdische Konstanz. Blütezeit und Vernichtung«, die im Richentalsaal im Kulturzentrum am Münster, die bei allen Betroffenen auslöste und einen tiefen Eindruck hinterließ.

Zur zweiten Sitzung traf man sich auf Einladung unseres Mitglieds Prof. Dr. Andreas Schwab am 11. März 2016 im Senatssaal der Pädagogischen Hochschule Weingarten, dessen Ambiente das Barockkloster bildet. Der Sitzung schloss sich eine Führung durch die Anlage an, bei welcher der Vorstand mit der Geschichte des Klosters und seiner Architektur auf das beste vertraut gemacht wurde.

Zur dritten Vorstandssitzung lud für den 15. Juli 2016 unser Vorstandsmitglied Dr. Wolfgang Scheffknecht ins Historische Archiv der Marktgemeinde Lustenau ein, der sich eine Besichtigung der Ausstellung »Stephanie Hollenstein – Leben und Werk« in der Galerie Hollenstein anschloss. Die unter historischen Gesichtspunkten glänzend präsentierten Werke regten zu lebhaften Diskussionen an. Dass alle drei Sitzungen in einen immer höchst gemütlichen Ausklang mündeten, in dem eifrig weiterdiskutiert wurde, bedarf keiner besonderen Erwähnung.

Bei allen Vorstandssitzungen standen Fragen zum Veranstaltungsprogramm, zur Bodenseebibliothek und zu den Finanzen auf dem Programm. Ein besonderes Thema der Sitzungen, das uns in der kommenden Zeit noch viel beschäftigen wird, bildet die Vorbereitung einer Jubiläumsveranstaltung unseres Vereins, der am 9. Oktober 2018 sein 150-jähriges Bestehen feiern kann.

### INFORMATIONSV ERANSTALTUNGEN

Im abgelaufenen Vereinsjahr wurden sechs Veranstaltungen, darunter zwei Exkursionen, durchgeführt.

Unter der Leitung von Priv.-Doz. Dr. Oskar Keller und Prof. Dr. Andreas Schwab begab man sich am 17. Oktober 2015 bei einer naturkundlichen Exkursion auf die Spuren der Erd- und Landschaftsgeschichte im Linzgau.

Eine gemeinsam mit dem Historischen Museum Thurgau und dem Institut für Sozialwissenschaftliche Regionalforschung Bregenz durchgeführte Tagung unter dem Titel »1415 – ein Schicksalsjahr der habsburgischen Geschichte« rundete in Frauenfeld am 7. November 2015 das Programm des Jahres 2015 ab.

Als gemeinsame Veranstaltung mit dem Stadtarchiv Friedrichshafen führte in dessen Räumen am 18. März 2016 Magister Jürgen Oellers einen Vortragsabend zum Thema



»NS-Belastete aus dem Bodenseeraum« durch. Anlass war die Vorstellung der gleichnamigen Publikation, die 2016 als Band 5 der von W. Proske herausgegebenen Reihe »Täter – Helfer – Trittbrettfahrer« erschienen ist.

Wiederum nach Friedrichshafen lud Vorstandskollege Oellers zu einer Informationsveranstaltung am 15. April 2016 zum Thema »Trajektfahren auf dem Bodensee« ein. Der Besuch der Ausstellung »Zug um Zug« sowie der sich daran anschließende Hafenumrundgang waren ein voller Erfolg.

Am 21. Mai 2016 führte eine Tagesexkursion unter der Leitung von Prof. Dr. Andreas Schwab und Priv.-Doz. Dr. Oskar Keller ins Westallgäu, wo die Teilnehmer mit großem Enthusiasmus die Natur- und Kulturlandschaft Adelegg erforschten.

Ebenfalls großen Anklang fand am 23. Juli 2016 der vom Archäologischen Landesmuseum in Konstanz organisierte Besuch der Großen Landesausstellung Baden-Württemberg »4.000 Jahre Pfahlbauten«, die in Bad Schussenried und Bad Buchau gezeigt wurde.

Ein ganz besonders erfreuliches Ereignis führte im Jahr 2016 zu einer besonderen Veranstaltung:

Gemeinsam mit dem Stadtarchiv Konstanz und dem Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte und der Universität Konstanz konnte unser Verein am 27. Mai im Stadtarchiv Konstanz mit einem Festkolloquium den achtzigsten Geburtstag unseres Ehrenpräsidenten Prof. Dr. Helmut Maurer feiern. Für die Organisation dieser gelungenen und dem Verdienst des Jubilars würdigen Veranstaltung zeichneten unsere Vorstandsmitglieder Prof. Dr. Jürgen Klöckler und Priv.-Doz. Dr. Harald Derschka verantwortlich.

## VEREINSSCHRIFTEN

Auch in diesem Jahr erschien pünktlich zur Jahreshauptversammlung das 230 Seiten umfassende, vorzüglich von unserem Schriftleiter Prof. Dr. Jürgen Klöckler redigierte 134. Heft der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung. In zehn Beiträgen aus der Feder ausgewiesener Fachleute ist es mit diesem Band wieder bestens gelungen, die altehrwürdige Tradition unserer Schriftenreihe aufrecht zu erhalten, indem neue historische und naturwissenschaftliche Erkenntnisse zu Themen des Bodenseeraumes in einer für Laien und Fachleute gleichermaßen interessanten Art und Weise aufbereitet und dargelegt werden.

## BODENSEEBIBLIOTHEK

Seit November 2015 präsentiert sich die Bodenseebibliothek für ihre Besucher in neuem Gewand. Da die alten Holzregale hinsichtlich Konstruktion und Maße nicht mehr den heutigen Standards entsprachen, wurden sie durch ein neues Regalsystem ersetzt. Der Bestand der Bibliothek wuchs durch Zukauf und internationalem Tausch auf

39.448 Medieneinheiten an. Erfreulich ist auch die Besucherfrequenz, die gegenüber dem Vorjahr um rund 15 Prozent auf 788 Nutzungen angestiegen ist.

#### DANK

Zum Abschluss meines Berichtes ist es mir mehr ein Bedürfnis als eine angenehme Pflicht, allen ganz herzlich zu danken, die sowohl an der Durchführung der Veranstaltungen beteiligt waren als auch zum Wohle unseres Vereins hinter den Kulissen gearbeitet haben.

Mein aufrichtiger Dank gilt daher sowohl allen meinen Kolleginnen und Kollegen im Vorstand, die trotz der in heutiger Zeit durch Personaleinsparungen immer größer werdenden Arbeitsbelastungen im Beruf sich die Zeit nehmen, für unseren Verein mit großem ehrenamtlichen Engagement tätig zu sein. Mit in diesen Dank eingeschlossen sind ebenso die Mitarbeiterinnen in den Geschäftsstellen, Frau Wirth in der Geschäftsstelle Friedrichshafen, Frau Weratschnig in der Geschäftsstelle Bregenz und Frau Rüeiger in der Geschäftsstelle St. Gallen. Herzlich danken möchte ich weiterhin auch all denjenigen, die uns finanziell unterstützt haben, so insbesondere allen Zuschussgebern für den Druck unserer Jahresschriften: den Regierungspräsidien des Landes Baden-Württemberg in Freiburg und in Tübingen, dem Bodenseekreis, dem Kreis Lindau, dem Land Vorarlberg, den Kantonen Appenzell-Innerrhoden, St. Gallen, Thurgau und Schaffhausen sowie den Städten Friedrichshafen, Konstanz, Ravensburg, Tettnang, Überlingen, Weingarten, Romanshorn und Kreuzlingen. Nicht vergessen seien in diesem Zusammenhang jedoch auch alle Mitglieder, welche die Treue zu unserem Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung halten und ein aktiv gestaltetes Vereinsleben erst ermöglichen.

DR. JÖRG HEILIGMANN, PRÄSIDENT

# BERICHT ÜBER DIE 129. HAUPTVERSAMMLUNG

am 25. September 2016 in Werdenberg

Zur 129. Hauptversammlung waren die Mitglieder des Bodenseegeschichtsvereins auf Anregung von Prof. Dr. Stefan Sonderegger in den Landgasthof Werdenberg in den gleichnamigen Ort im ostschweizerischen Kanton St. Gallen geladen. Das Städtchen Werdenberg (Buchs, CH) gilt mit etwa 90 Einwohnern als kleinste Stadt der Schweiz. Dank der Stiftung »Pro Werdenberg« ist es die einzige noch weitgehend erhaltene mittelalterliche Holzsiedlung des Landes mit städtischem Charakter. Mit seinen sehr gut erhaltenen und gepflegten historischen Bauwerken und dem auf der Bergspitze thronenden mächtigen Schloss ist der Ort ein beliebtes Ausflugsziel.

Gestärkt mit Kaffee und Gipfeli, fanden sich die Mitglieder pünktlich im Saal des Gasthofs ein und lauschten zunächst dem Rechenschaftsbericht von Präsident Dr. Jörg Heiligmann, in dem dieser das vergangene Geschäftsjahr Revue passieren ließ. Sie finden ihn in diesem Band abgedruckt. In ihrem Kassenbericht konnte Schatzmeisterin Susanne Hölzer erfreulicherweise vermelden, dass im Berichtszeitraum ein kleiner Überschuss erwirtschaftet wurde. Das Gros der Einnahmen speist sich nach wie vor aus den Mitgliedsbeiträgen, außerdem aus den Zuschüssen und Spenden der staatlichen und städtischen Organe aus den Ländern und Kommunen rund um den Bodensee. Der größte Posten auf der Ausgabenseite entfiel wie in jedem Jahr auf das Jahrbuch. Die Rechnungsprüfer Alfons Brenner und Ursula Reck – letztere hat dieses Amt von Hubertus Bürgel übernommen – haben im August die Kasse geprüft und für gut befunden. Aus diesem Grund konnten die Mitglieder den Vorstand einstimmig entlasten.

Nach einer kurzen Pause begann der öffentlichen Teil des Vormittags mit zwei historischen und einem naturwissenschaftlichen Vortrag. Den Auftakt machte Pascale Sutter mit der Vorstellung der Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen. Diese Sammlung, die von der Rechtsquellenstiftung des Schweizerischen Juristenvereins herausgegeben wird, ediert rechtshistorisches Quellenmaterial vom Mittelalter bis in die Frühe Neuzeit (1798). Bisher sind über 100 Bände oder mehr als 70.000 Seiten Quellentexte und Kommentare aus allen Sprachregionen der Schweiz erschienen. Im zweiten Referat des Vormittags stellte Sybille Malamud einen Kriminalfall aus dem Jahre 1732 vor, der sich in Buchs ereignet hatte. Zunächst verhaftete man zwei Personen, die beschuldigt wurden, 800 Gulden gestohlen zu haben. Als der Bestohlene wenig später durch Gift zu Tode

kam, nahm der Fall eine dramatische Wendung. Die juristische Aufarbeitung des Giftmordes zog sich längere Zeit hin und wurde dadurch verkompliziert, dass gleich drei Obrigkeiten, nämlich Glarus, Zürich und St. Gallen in diesen Fall involviert waren.

In seinem Vortrag »Die geologische Geschichte des Alpenrheintals« erläuterte Priv.-Doz. Dr. Oskar Keller, Mitglied im Vorstand des Bodenseegegeschichtsvereins, den geologischen Lebenslauf der Rheinregion vom Bodensee bis in die Alpen. Auf seine ganz unverwechselbare, sympathische und lebendige Art verstand es der Referent, dem Publikum die Entstehung und Entwicklung der Landschaft um den Rhein nahe zu bringen. Oskar Keller entließ seine Zuhörer mit der beruhigenden Aussicht, dass der Bodensee erst in mehr als 50.000 Jahren bis Konstanz verfüllt sein wird.

Am Nachmittag nutzten zahlreiche Mitglieder das Angebot, sich Führungen durch das Städtli und durch das Schloss anzuschließen.

DR. BERND MAYER



## EDUARD HINDELANG (1923–2016)

Eduard Hindelang (9. November 1923 bis 14. März 2016) Gründer und Ehrenvorsitzender des Museums Langenargen, Ehrenbürger der Gemeinde Langenargen, wo er von 1956 bis zu seinem Tod 2016 wohnte, Mitglied der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste, Ritter vom Orden des Heiligen Papstes Silvester, Träger von unzähliger Verdienstmedaillen und Verdienstkreuzen, Professor honoris causa, Kaufmann, Prokurist, war vor allem ein liebenswürdiger Mensch und Freund.

Und Soldat im Zweiten Weltkrieg! Vermutlich 1987 traf mein jüngerer Sohn Christoph mit Eduard Hindelang zusammen und konnte ihn für einen Vortrag über die Invasion 1944 in der Normandie befragen. Im Vortragsmanuskript meines Sohnes, das ich in Erinnerung an diesen guten Freund aufbewahrt habe, steht: »Ein Freund meines Vater war ein junger Soldat. Er war mit 20 Jahren in dem Festungshafen für deutsche U-Boote Lorient in der Bretagne stationiert. Er hat mir aus dieser Zeit erzählt: ›Die Festung hatte insgesamt 26.000 Mann mit allem drum und dran. Ich war vom 5. August 1944 bis 10. Mai 1945 als Nachrichtenmann hier im Einsatz. Als die Invasion in der Luft lag, bekamen wir den Befehl des Führers, die Festung um jeden Preis zu halten. Der Festungshafen sollte intakt bleiben, weil die Deutschen nicht an einen Erfolg der Invasion glaubten. Nachher musste der Hafen nämlich wieder benützt werden können. Aber es kam alles anders.›Was geschah nachher?‹ ›Wir konnten die Festung nicht halten und gerieten in amerikanische Gefangenschaft. Die Amis lieferten uns den Franzosen aus.‹ ›Wie ist es ihnen ergangen?‹ ›Das kann man sich denken; ich mag darüber nicht reden!‹ ›Wie ging es weiter?‹ ›Ich kam in ein Lager bei Lamballe in der Bretagne und dann in ein zweites in Rennes, nachher nach Deutschland.‹«

Eduard Hindelangs große Verdienste und sein vielseitiges Engagement wurden verschiedentlich prominent gewürdigt, so dass wir uns hier auf sein Wirken für den »Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung« konzentrieren und uns auf ein paar persönliche Reminiszenzen beschränken können.

Wenn ich mich recht erinnere, lernte ich Eduard Hindelang 1974 anlässlich der Hauptversammlung des Bodensee-Geschichtsvereins in Langenargen kennen. Eduard wurde dann 1975 Schatzmeister dieses Vereins, den er mit seinem buchhalterischen Geschick vor dem Konkurs rettete! Ich wurde 1979 Präsident (bis 1987) und hatte mit Edu-

ard als Schatzmeister sehr gute Jahre: Er war ein tüchtiger Kaufmann, der unseren gemeinsamen »Schatz im Gebirge« wohl zu hüten wusste und mit Zahlen vorsichtig umging. »Transparenz« war ein Wort, das wir nicht kannten, und seine Berichte als Schatzmeister an den Hauptversammlungen schloss er in der Regel mit der Feststellung, es gehe uns schlecht, aber auf hohem Niveau. Mir als buchhalterischem Hornochsen war seine Kassaführung höchst willkommen und angenehm. Ab und zu erhielten wir Post vom Amtsgericht Tettngang, weil ich irgendeine Sache verschlampt hatte; so schrieb ich z. B. am 16. Juli 1984 u. a. dorthin: »Mit den deutschen Gepflogenheiten völlig unvertraut und als Schweizer nicht gewohnt, solche ›Anordnungen‹ zu bekommen, sende ich ihre Briefe jeweilen an unseren Kassier Eduard Hindelang in Langenargen, von dessen segensreicher Tätigkeit daselbst Sie sicher schon gehört haben. Diese Tätigkeit in kultureller u. a. Hinsicht, die dieser Mann nebenamtlich für das Museum Langenargen, für unseren Verein usw. usf. ausübt, ist so vielfältig und zeitraubend, dass er vermutlich darum die Dinge mit dem Amtsgericht Tettngang noch nicht vollständig geregelt hat. Ich werde noch heute Ihr Schreiben an Herrn Hindelang weiterleiten mit der eindringlichen Bitte, dem Tettnganger Amtsschimmel endlich einen vollen Sack guten Habers zu übermachen!«

Im November 1983 konnte in der Vorstandssitzung des Bodensee-Geschichtsvereins im Strand-Café zu Langenargen der sechzigste Geburtstag von Eduard Hindelang gefeiert werden. Ein Protokolleintrag zeugt von Hindelangs stets großer Gastfreundschaft: »Nachdem das Geburtstagskind Eduard Hindelang den Vorstand bereits während der Sitzung mit einer ›deutschen Kaffee- und Kuchentafel‹ empfangen hatte, setzte sich seine und seiner Frau Gastfreundschaft in ihrem Heime fort, um schließlich in einem Mahle in der Weinstube zur Kapelle in Kressbronn zu gipfeln. Dort wurde der Vorstand Zeuge einer Diaschau, welche Höhepunkte jener ›Geselligkeit am See‹ darbot, die nach den Worten des Altpäsidenten Helmut Maurer – in seiner Laudatio auf Eduard Hindelang – mit dessen Eintritt in den Vorstand ›ausgebrochen‹ sei.«

Ein guter Freund aus St. Gallen war der 2003 verstorbene Johannes Duft, Monsignore und Päpstlicher Hausprälat, und ein wahrer Gentilhomme wie Eduard, den weltlichen Freuden als veritabler Barockmensch nicht abgeneigt, wobei seine irdische Dreifaltigkeit – im Gegensatz zu Eduard – sich auf Wein und Gesang beschränkte. Johannes Duft verstand es meisterhaft, das Pianoforte zu traktieren; das Weib hingegen reduzierte sich auf seine Haushälterin, die lebenswürdige und fleißige – nomen est omen – Frau Stark.

Apropos »Wein, Weib und Gesang«: De mortuis nil nisi bene; aber diesbezüglich ist unvergessen eine Begegnung in Schloss Meersburg, wo Eduard in seiner Eigenschaft als Kavalier und Charmeur einen Auftritt hinlegte, der dem Vorstandsmitglied Peter Fässler – genannt Bodensee-Fässler und Appenzeller von Profession – das Dictum entlockte: »Wenn ä Frauezimmer vor em Eduard i Sicherheit bringe wötsch, denn muesch em ä königlichi Hohät in Rache worfä!«

Am Sonntag, dem 1. Juni 1986, konnten wir dann mit einer Festschrift »Zehn Jahre Museum Langenargen« feiern. Im Grußwort schrieb damals Bürgermeister Rolf Müller u. a.: »Seit der Gründung des Museumsvereins vor zehn Jahren hat sich der Freundeskreis stetig vergrößert, die Mitgliederzahl eindrucksvoll entwickelt und die Zahl der ehrenamtlichen Mitarbeiter nachhaltig gefestigt. Ein Verein mit diesen großen Aktivitäten und diesem einmaligen Aufschwung verlangt von allen Verantwortlichen Idealismus, Durchhaltevermögen, Tatkraft und ständige Einsatzbereitschaft. Diese Eigenschaften hat ganz besonders der Mann, der dem Museumsverein Langenargen seit seiner Gründung vorsteht und der das Museum auf seine ganz besondere Weise geprägt hat: Eduard Hindelang.«

Dem ist höchstens beizufügen, dass dies auch gilt für das, was Eduard seinerzeit als Schatzmeister für den Bodensee-Geschichtsverein geleistet hat! Für seine Verdienste wurde er im Jahr 2000 zum Ehrenmitglied unseres Vereins ernannt.

Ob Eduard nun in jener anderen Welt in froher Runde sich versammelt hat mit Herbert Berner, Hubert Lehn, seinem Kontrahenten Ulrich Leiner, dem frommen Johannes, mit dem Enten-Huber, dem Bodensee-Fässler und anderen, die ihn freundschaftlich durchs Leben begleitet haben und dahingegangen sind, wissen wir nicht – *requiem aeternam dona eis.*

ERNST ZIEGLER







## BEITRÄGE



Fredy Meyer

## DER HEILIGE MIT DEM PFERDEFUSS

Sankt Eligius – Goldschmied, Bischof und Volkspatron

Eligius, auch Eulogius genannt, zählte einst zu den populärsten Kirchenheiligen, dessen Verehrung sich nicht nur in zahlreichen Patrozinien und ikonographischen Darstellungen, sondern auch in einem reichen religiösen Volksbrauchtum niedergeschlagen hat. Der Schwerpunkt seiner Verehrung befindet sich in Nordfrankreich und Belgien, doch von hier aus breitete sich sein Kult über ganz Europa aus. Auch im deutschen Südwesten und im Bodenseegebiet sind zahlreiche Spuren der Eligiusverehrung überliefert.

Wer war der Heilige, wie hat sich seine Verehrung verbreitet? Welche Kultzeugnisse hat er im Bistum Konstanz hinterlassen und wie erklärt sich, dass Eligius im Unterschied zu vielen unbekannt gebliebenen fränkischen Heiligen so populär geworden ist?

### SEIN LEBEN

Sankt Eligius wurde um 589 in Chaptelat, einem kleinen Ort bei Limoges in Aquitanien, als Sohn einer christlichen gallo-fränkischen Familie geboren und zählt zum engeren Kreis jener fränkischen Bischöfe und Heiligen, deren Leben und Wirken eng mit der Geschichte des fränkischen Staates und des merowingischen Königtums verknüpft ist.<sup>1</sup> Der geschickte Knabe ging in Limoges bei dem Goldschmied und königlichen



**Abb. 1:** Gold – Tremissis aus der Münzprägestätte Marseille, Merowingerreich, König Dagobert I. (629–639), geprägt ca. 629–634, Durchmesser 14 mm. Vorderseite: Brustbild des Königs + DAGOBERTUS, Rückseite: Lateinisches Kreuz + ELE(GIUS) MON(ETARIUS).  
Vorlage: Verfasser

Münzmeister Abbo in die Lehre und wurde dank seines großen handwerklichen Könnens am königlichen Hof als Münzmeister eingestellt. Für König Chlothar (584–629) soll er aus der ihm anvertrauten Goldmenge anstatt einer einzigen *sella* zwei Sessel oder Sättel (*sellae*) angefertigt haben, wodurch er das lebenslange Vertrauen der merowingischen Könige erwarb.<sup>2</sup>

Von seinem Freund und Biographen Audoin, dem späteren Bischof von Rouen (641–684), werden seine gottgefälligen Taten, seine guten Werke und sein vorbildlicher Lebenswandel gerühmt.<sup>3</sup> Mehr als in dieser eher stereotypen Heiligenschilderung zeigt sich sein christliches Engagement 631/632 in der Gründung des Klosters Solignac bei seiner Heimatstadt Limoges, eines Nonnenklosters auf der Île de la Cité in Paris 633 und eines weiteren an seinem späteren Episkopalsitz Noyon in der Picardie.<sup>4</sup> Auf Wunsch des Klerus der Diözese Noyon wurde er nach einjähriger Vorbereitungszeit zusammen mit seinem Freund Audoin am 13. Mai 641 in Rouen zum Bischof von Noyon geweiht. Sein Sprengel erstreckte sich von Noyon über Tournai und Courtrai bis nach Flandern und Seeland und umfasste damit einen Teil des nordostfranzösischen, flandrischen und friesischen Raumes – ein Gebiet, das nach dem Einbruch der Völkerwanderung zum Missionsgebiet geworden war, in dem Eligius die noch heidnischen Franken, Friesen und Sueben zu christianisieren versuchte. Der Bischof starb vermutlich am 1. Dezember des Jahres 660. Er wurde in der Kirche des Klosters Saint-Loup von Noyon beigesetzt, das von da an den Namen des hl. Eligius annahm.<sup>5</sup> Ein Jahr später ließ Königin Bathilde<sup>6</sup> das Grab des Heiligen prächtig verzieren, das sich – nicht zuletzt durch zahlreiche Wunder – zu einem bedeutenden Pilgerzentrum entwickelte und auch von berühmten Besuchern wie dem fränkischen Hausmeier Ebroin aufgesucht wurde.<sup>7</sup> Bald darauf stellte man viele Kirchen der Region unter den Schutz des Heiligen, dessen Popularität in den Diözesen Limoges und Noyon am stärksten ausgeprägt war.<sup>8</sup>



**Abb. 2:** Sogenannter Kelch von Chelles (7. Jh.), angeblich von Eligius für die Abtei Chelles angefertigt. Er wurde während der Französischen Revolution zerstört. Illustration nach einer Zeichnung von André du Saussay (1653). Vorlage: [https://de.wikipedia.org/wiki/Abtei\\_Chelles](https://de.wikipedia.org/wiki/Abtei_Chelles)

## DER ELIGIUSKULT IM FRÜHEN UND HOHEN MITTELALTER

Die ersten Zeugnisse seiner liturgischen Verehrung setzen relativ spät, nämlich erst im letzten Viertel des 8. Jahrhunderts mit einem Eintrag zum 1. Dezember im Weißenburger Codex des Martyrologium Hieronymianum ein.<sup>9</sup> Aus derselben Zeit stammt eine karolingische Litanei, die neben den typisch fränkischen Königsheligen Martin, Dionysius, Remigius und Germanus auch den Namen des heiligen Bischofs von Noyon

aufzählt.<sup>10</sup> Besonderer Verehrung erfreute er sich dabei im nordfranzösischen Kloster Saint-Riquier, in dem in einem von Angilbert verfassten Hymnus auf den Klostergründer Richarius um die Fürbitte des Heiligen gebeten wird<sup>11</sup> und Sankt Eligius 866 zusammen mit den bedeutendsten fränkischen Heiligen als Altarkonpatron belegt ist.<sup>12</sup> Der Ruhm des Heiligen hat zwischen 845 und 855 auch in der Versbiographie des heiligen Aman- dus in dem nicht weit entfernten Kloster Saint-Amand seinen Niederschlag gefunden.<sup>13</sup> Die Verzeichnung des Festtags am 1. Dezember in den historischen Martyrologien des Anonymus von Lyon und Florus<sup>14</sup>, Ados von Vienne<sup>15</sup> und des Usuardus<sup>16</sup> verdeutlicht, dass Eligius spätestens seit dem 9. Jahrhundert zu den bekanntesten fränkischen Heiligen zählt, wenn auch seine Verehrung regional und örtlich unterschiedlich ausgeprägt war. Auch Wandalbert von Prüm trug mit seinem vor 848 verfassten metrischen Martyrolog zur Verehrung bei, indem er dem Bischof darin zwei Zeilen widmet.<sup>17</sup> Die Herausstellung des Heiligen entspricht damit ganz dem Charakter des Eifelklosters als karolingischer Königsabtei<sup>18</sup>, in der das Fest im 8. und 9. Jahrhundert gefeiert wurde.<sup>19</sup> Die allgemeine Verbreitung des Eligius-Kultes im fränkischen Reich zeigt sich auch in der Anrufung des Bischofs von Noyon in einem gallo-fränkischen Königsgebet aus der Zeit Ludwigs des Deutschen aus der Mitte des 9. Jahrhunderts<sup>20</sup> und ist ebenso am Beispiel zahlreicher Litaneien vor allem aus dem nordfranzösischen Raum abzulesen.<sup>21</sup>

Auch im Gebiet des ostfränkischen Reiches lassen sich im 9. Jahrhundert die ersten Spuren des Eligius-Kultes beobachten. Doch scheint die Verehrung des Bischofs von Noyon hier weniger intensiv als im Westfrankenreich gewesen zu sein. Abgesehen vom karolingischen Hauskloster Prüm, das im 9. Jahrhundert einige seiner Eigenkirchen dem Schutz des hl. Eligius unterstellte<sup>22</sup> und somit auch im Besitz seiner Reliquien gewesen sein muss, lassen sich früheste, liturgische Beispiele lediglich in Köln<sup>23</sup>, Lorsch<sup>24</sup> und auf der Reichenau<sup>25</sup> entdecken – an Kultorten, die in enger Beziehung zum fränkischen Kö-



**Abb. 3:** Eligius überbringt König Chlothar II. (584–629/39) statt einem zwei Sättel, die er aus dem ihm anvertrauten Material angefertigt hatte. Eligiusaltar, Kapelle der Schmiede, Crocq, Dep. Creuse (F), (2. Hälfte, 16. Jh.). Vorlage: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Saint\\_Eloi\\_remet\\_deux\\_selles\\_%C3%A0\\_Clotaire\\_II.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Saint_Eloi_remet_deux_selles_%C3%A0_Clotaire_II.jpg)



nigtum standen und als Träger karolingischer Kultradtition anzusehen sind. In den frühesten aus dem bayerischen Raum überlieferten liturgischen Dokumenten fehlt dagegen jeder Hinweis auf den Heiligen.<sup>26</sup> Auch im Martyrolog des berühmten Fuldaer Abtes und Mainzer Metropoliten Hrabanus Maurus (um 780 bis 856) ist Eligius nicht verzeichnet, obgleich ihm der Kult bekannt gewesen sein dürfte und der Bischof von Noyon in der Litanei des um 975 geschriebenen Fuldaer Sakramentars notiert ist.<sup>27</sup> Im Verlauf des Hochmittelalters, etwa seit dem Ausgang des 10. Jahrhunderts, nimmt der Eligius-Kult auch im Gebiet des ehemaligen ostfränkischen, nun deutschen Reiches allmählich zu. Zu den süddeutschen Diözesen, die den Heiligen im Festkalender aufzählen, gehören die Bistümer Regensburg<sup>28</sup>, Augsburg<sup>29</sup> und Salzburg<sup>30</sup>, nicht dagegen die Diözesen Freising<sup>31</sup>, Passau<sup>32</sup>, Würzburg<sup>33</sup> und Bamberg<sup>34</sup>. In den Festverzeichnissen der bayerischen Benediktinerklöster Benediktbeuren<sup>35</sup> und Ottobeuren<sup>36</sup> sowie des fränkischen Klosters Ellwangen<sup>37</sup> ist der *dies natalis* ebenfalls nicht verzeichnet. Auch im norddeutschen Raum beginnt der Kult des Heiligen sich erst langsam zu verbreiten. Während Eligius im Westen, in den Erzdiözesen Köln und Trier, dank der Kultvermittlung aus dem benachbarten nordostfranzösischen und belgischen Raum bereits seit dem Frühmittelalter auf rege Verehrung stößt, ist er im Festkalender des Paderborner Doms von 1031<sup>38</sup> und im ältesten aus dem 11./12. Jh. stammenden Kalendar von Osnabrück<sup>39</sup> nicht notiert. Dem entspricht auch die Kultsituation im Bistum Münster, in dem eine Verehrung erst seit dem späten Mittelalter zu beobachten ist.<sup>40</sup> Für die frühe Berührung mit dem aus dem West-



**Abb. 4:** Eligius als Schmied. Holzschnitt aus dem Lübecker Passional von Steffen Arndes (1492). Vorlage: Der Heiligen Leben und Leiden, anders genannt das Passional, Bd. 1: Winterteil, Leipzig 1913, S. 185

fränkischen kommenden Eligiuskult spricht auch die Aufnahme des Bischofs von Noyon in die aus dem 11. Jahrhundert stammenden elässischen Kalendarien von Straßburg<sup>41</sup> und Murbach<sup>42</sup>, während hier der liturgische Kult im Unterschied zu den norddeutschen Diözesen im Verlauf des Hochmittelalters nachlässt und in einigen spätmittelalterlichen Festverzeichnissen keine Spuren hinterlassen hat.<sup>43</sup> Dass der Kult des Heiligen dennoch im Elsass verbreitet war, geht aus zahlreichen Patrozinien<sup>44</sup> und der mit einem Holzschnitt versehenen Eligius-Legende in der Straßburger Druckausgabe »Der Heiligen Leben« von 1502 hervor.<sup>45</sup> Am Ende des Mittelalters ist der Kult weit über Deutschland hinaus in die Diözesen Dänemarks und Schwedens im hohen Norden, nach Ermland, Gnesen und Krakau im deutschen und polnischen Osten, auf die britische Insel im Nordwesten und über ganz Frankreich und die Schweiz hinweg zu den Bistümern Spaniens und Italiens vorgedrungen.<sup>46</sup> Der Kult des Eligius war somit zu Beginn der Neuzeit im 16. Jahrhundert über ganz Europa verbreitet.

## DIE ELIGIUSVEREHRUNG IM BISTUM KONSTANZ

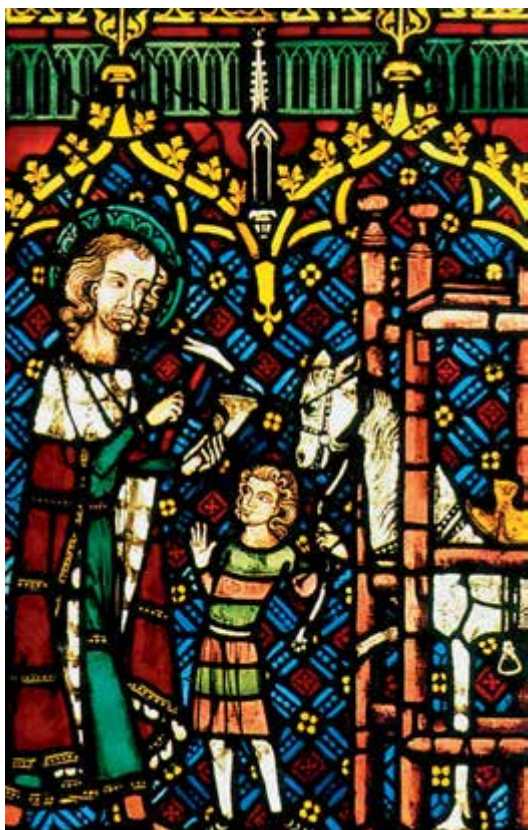
Die frühesten Hinweise zur Eligiusverehrung im Bistum Konstanz stammen von der Reichenau. Es handelt sich um den Gedenkeintrag zum 1. Dezember im Martyrologium Augiense<sup>47</sup> (881/887) und Martyrologium Richenoviense<sup>48</sup> (896/899) sowie um die Invokation des fränkischen Bischofs in einer Allerheiligenlitanei aus der Regierungszeit Ludwigs des Frommen (813–840).<sup>49</sup> In den ältesten Martyrologien der Inselabtei, Cod. Sang. 914<sup>50</sup> (um 800), Cod. Einsidlensis 236 (491)<sup>51</sup> (um 874), in dem um 860 geschriebenen Kalendar in Cod. Vindobonensis 1815<sup>52</sup> und in einer Reichenauer Litanei von ca. 850<sup>53</sup> findet sich der Heilige zwar noch nicht. Da die Vita jedoch schon seit dem 9. Jahrhundert auf der Klosterinsel vorhanden war,<sup>54</sup> ist davon auszugehen, dass der fränkische Bischof den Reichenauern bekannt gewesen sein muss. Sein Kult könnte im Laufe des 9. Jahrhunderts durch monastische Austauschbeziehungen mit einigen nordfranzösischen Klöstern vermittelt worden sein, zu denen die *Augia felix* in Gebetsverbrüderung stand.<sup>55</sup> Dennoch darf die frühe Eligiusverehrung auf der Reichenau nicht überschätzt werden, da weder Eligiuspatrozinien<sup>56</sup> noch -reliquien<sup>57</sup> überliefert sind und die spätere liturgische Tradition den Heiligen mit keiner Silbe erwähnt.<sup>58</sup>

Etwas später als auf der Reichenau beginnt die Eligiusverehrung in St. Gallen. Früheste Kultzeugnisse sind der Gedenkeintrag in dem um 950 für die sanktgallische Liturgie geschriebenen Martyrolog Cod. Sang. 915<sup>59</sup> und zwei Eligiusviten<sup>60</sup> im Verzeichnis der in St. Gallen vorhandenen Heiligenleben Cod. Sang. 566 aus dem 10. Jahrhundert. Da in St. Gallen ebenso wie auf der Reichenau jedoch keine Eligiusreliquien<sup>61</sup> und -patrozinien<sup>62</sup> überliefert sind, kann der frühmittelalterliche Kult nur schwach ausgeprägt gewesen sein. Gar keine Kulthinweise finden sich in der mittelalterlichen kultgeschichtlichen Überlieferung der benachbarten Bodenseeabteien Einsiedeln<sup>63</sup>, Pfäfers<sup>64</sup> und Disentis<sup>65</sup>

sowie der Reformklöster Hirsau, Zwiefalten, Weingarten und Blaubeuren.<sup>66</sup> Lediglich in den Martyrologien des 12./13. Jahrhunderts aus dem bischöflichen Eigenkloster Petershausen ist der Festtag des hl. Eligius erwähnt.<sup>67</sup>

## DER ELIGIUSKULT SEIT DEM SPÄTMITTELALTER

Eine ganz andere Kultsituation ergibt sich im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit (14. bis 18. Jahrhundert). Aus dieser Zeit stammt eine Fülle von Nachrichten, die einen starken Wandel der Eligiusverehrung signalisiert. Im Gebiet des Bistums Konstanz finden sich nachweislich 97 Orte, an denen Eligius als Kirchen-, Kapellen- und Altarheiliger oder auch als Patron von Bruderschaften ausgewiesen ist.<sup>68</sup> Hinzu kommen 70 ikonographische Zeugnisse: Bilder, Skulpturen, Bildstöcke etc. auch außerhalb der kirchlichen Heiligtümer, z. B. an Schmieden, in denen sich die außerordentliche Popularität dieses Heiligen dokumentiert. 18 Kapellen, zehn Altäre und 33 Bruderschaften verteilen sich davon auf die so genannte »Schweizer Quart« des Konstanzer Bistums mit



**Abb. 5:** Eligius vollbringt das Beschlagwunder. Eligiusfenster im Freiburger Münster (14. Jh.). Vorlage: Kunze, Konrad: Himmel in Stein. Das Freiburger Münster, S. 44.



**Abb. 6:** Eligius mit dem abgeschlagenen Pferdefuß. Spätgotische Schnitzfigur (ca. 75 cm) aus Wahlwies (um 1530). Vorlage: Verfasser



weiten Gebieten der heutigen Schweiz.<sup>69</sup> Allein im innerschweizerischen Kanton Luzern wurden sieben Eligiuskapellen, vier Eligiusaltäre, 18 ikonographische Zeugnisse und 28 Eligiusbruderschaften gezählt. Die anderen Eligius-Kultstätten sind hauptsächlich am nordwestlichen Bodensee, im Hegau und Linzgau, in Oberschwaben, Vorarlberg, auf der Schwäbischen Alb sowie vereinzelt am mittleren Neckar und im Schwarzwald zu finden.<sup>70</sup>

Da die mittelalterliche Pfarrorganisation bis zum 13. Jahrhundert weitgehend abgeschlossen war und nur noch wenige neue Pfarrkirchen gegründet wurden, hat sich der Eligiuskult an den kirchlichen Heiligtümern fast ausschließlich in der Stiftung von Kapellen und Altären niedergeschlagen. Lediglich zwei Gotteshäuser, nämlich die Pfarrkirche von Rangendingen<sup>71</sup> auf der Zollernalb und Aftholderberg<sup>72</sup> im Linzgau sind dem Heiligen geweiht. Es handelt sich dabei nicht um alte Eligiuskultstätten, sondern um Landkirchen, deren ursprünglicher Weihetitel entweder durch den des hl. Eligius erweitert oder aber verdrängt worden ist. In Rangendingen<sup>73</sup> ist 795 Petrus, im Jahre 1355 – unter dem Einfluss des Gallusklosters – dagegen Gallus und erst 1465 das Konpatronat von Gallus und Eligius belegt.<sup>74</sup> In Aftholderberg werden im Jahre 1462 Maria, Sankt

Nikolaus und Martin als Schutzpatrone genannt,<sup>75</sup> während Eligius erst sehr spät, 1824, anlässlich der Errichtung der Pfarrei als Kirchenheiliger erscheint.<sup>76</sup> Im Unterschied zu Rangendingen ist der alte Weihetitel hier einem Patroziniumswechsel zum Opfer gefallen. Der Eligiuskult in Aftholderberg geht somit keineswegs auf eine früh- oder hochmittelalterliche Landkirche, sondern auf den Wandel der Volksfrömmigkeit zurück.

Mehr noch als aus den oben genannten Kultindizien geht die Verehrung des Heiligen aus dem breiten Spektrum der ikonographischen Überlieferung mit der Darstellung des sogenannten Beschlagwunders hervor, in dem Eligius als Schmied einem störrischen Pferd den Fuß abnimmt, ihn auf dem Amboss beschlägt und anschließend wieder anfügt.<sup>77</sup> Es reicht von einem der ältesten bildlichen Zeugnisse, dem Glasgemälde



**Abb. 7:** Spätgotisches Eligiusretabel aus der Eligiuskapelle in der oberen Vorstadt von Meßkirch. Sie wurde 1806 abgebrochen. Werkstatt oder Umkreis des Niklaus Weckmann (1519). Auf dem Altarbild sind unter einem Baldachin vor vergoldetem Hintergrund die gefassten Figuren der hl. Quirin, Leonhard und Eligius dargestellt. Museum Schnütgen, Köln. Vorlage: Rheinisches Bildarchiv. Obj/05070603.

des 14. Jahrhunderts im Freiburger Münster<sup>78</sup> und spätmittelalterlichen Schnitzwerken wie dem spätgotischen Eligiusretabel von 1519 aus Meßkirch, Illustrationen der Eligius-Legende in den Druckausgaben »Der Heiligen Leben« des 15. und frühen 16. Jahrhunderts über Gemälde und Skulpturen aus dem Barock und Rokoko bis hin zu Arbeiten schlichter und naiver Volkskunst des 19. Jahrhunderts.<sup>79</sup> Die zahlreichsten Kulthilfen stammen aus der Blütezeit der Heiligenverehrung im Barock. Dies belegen z. B. die eindrucksvolle Eligius-Figur in Kressbronn<sup>80</sup>, das Altargemälde und die Votivtafeln der Hochbergkapelle in Neufra<sup>81</sup>, das hochbarocke Altargemälde in Lenzkirch und das um 1760 entstandene Stuckrelief in der Eulogius-Kapelle von Kalkofen, dessen Meister allerdings unbekannt ist.

Die Kultzeugnisse machen noch etwas anderes deutlich: Eligius wurde vor allem vom einfachen Volk, den Bauern, Berg- und Fuhrleuten, Knechten, Pferdehändlern, Metallarbeitern, Schlossern, Gold- und Hufschmieden als Schutzpatron verehrt.

Es ist das Fenster der Schmiedezunft, das im Freiburger Münster eine Szene aus dem Leben des Heiligen, das berühmte Beschlagwunder, zeigt.<sup>82</sup> Es sind die »Huf-, Messer- und Kupferschmiede, Kessler, Schlosser und alle, die den Hammer brauchen«, die 1462 in Winterthur eine Eligiusbruderschaft gründen.<sup>83</sup> Und nach einer mündlichen Überlieferung soll es in ganz Oberschwaben keine Schmiede gegeben haben, über der oder in der nicht »St. Loy« mit dem abgenommenen Pferdefuß als Steinfigur zu sehen war. In der Umgebung des Federsees soll er darüber hinaus sogar noch häufiger abgebildet gewesen sein.<sup>84</sup>

Die Entstehung vieler Eligiuskapellen ist der Initiative und dem materiellen Engagement der Bevölkerung zu verdanken. Die Eulogius-Kapelle in Kalkofen wurde vermut-



Abb. 8: Lenzkirch. Altar von 1955 mit altem Altargemälde und Antependium in der Friedhofs- oder Eulogiuskapelle. Vorlage: Hodapp, S. 40.

lich als Hofkapelle neben der möglicherweise mit einer Schmiede verbundenen Herberge und Taverne in Schernegg, an der Kalkofer Steige, erbaut,<sup>85</sup> und die Kapelle in Unterrüti hatte Rudolf Richwiler auf seinem eigenen Grund und Boden errichtet.<sup>86</sup> Die vermutlich schon um 1500 bestehende Eulogius-Kapelle (heute Friedhofskapelle St. Eulogius) in Lenzkirch hat höchstwahrscheinlich zum Maier- oder Sennhof der Herren von Urach gehört.<sup>87</sup> Das alte Kapellenheiligtum wurde vor 1600 abgebrochen und durch reiche Stiftungen der Bevölkerung neu erbaut.<sup>88</sup> Die Hochbergkapelle in Neufra ist als »Votivgabe« der Einwohnerschaft von Neufra nach vierzehn schweren Hageljahren entstanden. Sie wurde 1751 unter großen Opfern der Gemeinde errichtet und entwickelte sich schon bald zu einem viel besuchten Nahwallfahrtsort.<sup>89</sup> Davon zeugen die zahlreichen Votivbilder, die zu Ehren des hl. Kreuzes und der beiden Bauernheiligen Eligius und Wendelin gestiftet worden sind. Unweit von Neufra, in Bingen und Sigmaringen, wurde Eligius gleichfalls verehrt. Das 1737 schriftlich belegte Eligiuskirchlein am Weg von Bingen nach Inneringen über die Alb ist schon 1492 als Kapelle bezeugt.<sup>90</sup> Die 1506 erbaute Sebastianskapelle in Sigmaringen hieß zeitweilig auch Eulogiuskapelle. Spätestens seit 1530 gab es in Sigmaringen auch eine Eulogiusbruderschaft. An beiden Orten wurde das Eligiusfest bis zum Ende des 18. Jahrhunderts mit Prozession, Gottesdienst und Pferdesegnung gefeiert.<sup>91</sup> Die St. Georgs- und Eulogius-Kapelle in Heggelbach bei Billafingen ist zwar aus einer ehemaligen Burgkapelle hervorgegangen, doch gehen das Konpatronat des hl. Eligius und der alljährliche St. Jörgenritt auf die Popularität des Pferde- und Bauernpatrons in der Landbevölkerung zurück.<sup>92</sup>

Eindrucksvollstes und wohl bedeutendstes Beispiel der Eligius-Verehrung im Bistum Konstanz ist der Wallfahrtsort Aftholderberg im Linzgau am nördlichen Bodensee mit einem Pferdeumritt, dem Eulogi-Ritt, und anschließender Pferdebenediktion. Der



**Abb. 9:** Aftholderberg. Pfarrkirche St. Eulogius. Vorlage: Verfasser.



**Abb. 10:** Aftholderberg.  
Pferdesegnung bei der  
Pfarrkirche St. Eulogius.  
Vorlage: Verfasser

Schutzpatron der Reiter und Pferde wird zwar erst sehr spät, nämlich seit der Errichtung der Pfarrei im Jahre 1824 als offizieller Kirchenheiliger genannt, doch geht aus den um 1700 erstmals erwähnten hohen Opfergaben am Eulogiusfest in den Kirchenfondsrechnungen hervor, dass der Heilige schon lange vorher von der bäuerlichen Bevölkerung verehrt worden ist. Unter dem Einfluss der Wessenbergischen Reformen wurde die Abhaltung der Pferdewallfahrt 1805 vorübergehend eingestellt, doch auf Initiative des damaligen Kuraten und Pfarrers Theodor Heel 1824 neu belebt und zugleich eine Eulogius-Reliquie für die Abhaltung der Pferdeprozession vermittelt.<sup>93</sup>

Angesichts der zahlreichen Kultbelege stellt sich die grundsätzliche Frage, worauf denn eigentlich die große Popularität des fränkischen Bischofs beruhte. Wie war es möglich, dass der Heilige weit entfernt von seinem Lebens- und Wirkungsraum in ganz Europa und auch im deutschen Südwesten nach z. T. mehr als tausend Jahren insbesondere bei den Schmieden, Metallarbeitern und Bauern eine solche Verehrung erfuhr? Es liegt nahe, zunächst in der Vita nach einer Erklärung zu suchen. Nur, mit der historischen Gestalt stimmt der Heilige des späten Mittelalters und der Barockzeit lediglich teilweise überein. Aus den Text- und Bildzeugnissen geht nämlich hervor, dass das zentrale Motiv der Verehrung nicht der historische Goldschmied, Münzmeister oder fränkische Bischof, sondern die Staunen erregende Wundertat des Hufschmieds war, der das ominöse Beschlagwunder vollbringt.<sup>94</sup>

Die lateinische *Legenda aurea* des Jakobus de Voragine von ca. 1265 kennt die Lebensbeschreibung des Eligius nicht,<sup>95</sup> und die vom historischen Martyrolog des Usuardus (um 860) abhängigen kirchlichen Festverzeichnisse des Bistums Konstanz wie z. B. das Martyrolog Hermanns des Lahmen (um 1050) oder die Martyrologien des Klosters Petershausen (12./13. Jh.) weisen nur pauschal auf das vorbildliche Leben und die zahl-



reichen Wunder des fränkischen Bischofs hin.<sup>96</sup> Das ändert sich jedoch durch die seit dem 14./15. Jahrhundert im gesamten deutschsprachigen Raum und weit darüber hinaus verbreitete volkssprachliche Legendensammlung »Der Heiligen Leben«, die auch die Eligius-Legende enthält.<sup>97</sup> Die erste gedruckte Fassung ist im Sommerteil der Augsburger Ausgabe von Günther Zainer aus dem Jahre 1472 überliefert.<sup>98</sup> Hier wird in kurzer Form auch die bekannte Szene des Beschlagwunders dargestellt:

*Dann hieß ihn der König sein Pferd mit silbernen Hufeisen beschlagen. St. Eligius schnitt dem Pferd die Füße unterhalb der Gelenke ganz ab, und als er sie beschlagen hatte, da setzte er dem Pferd die Füße an ohne allen Nachteil. Dies sah sein Knecht, der wollte dasselbe tun, er vermochte es aber nicht, sondern verdarb das Pferd. Da machte St. Loy das Pferd wieder ganz gesund und bestrafte den Knecht. Dieser sprach: »Lieber Herr ich wollt es auch gelernet haben.« Eligius antwortete ihm. »Lieber sun es ist nit zymlich das doch nit zimet zethun.«<sup>99</sup>*

Die Eligius-Legende ist nun keineswegs auf die Version der Augsburger Fassung von 1472 und der von ihr abhängigen Legendardrucke beschränkt, sondern in z. T. sehr unterschiedlichen Varianten mit märchenhaften Zügen überliefert. Zu den Märchenmotiven zählen die Nachahmung des wunderbaren Hufnagels und das Verjüngungswunder ebenso wie die Verknüpfung mit einer Wandererzählung aus der Christuslegende.<sup>100</sup> Häufig ist auf Gemälden aber auch auf Schnitzwerken bei der Schmiedeszene der Teufel



Abb. 11: Eulogiuskapelle in Kalkofen. Vorlage: Verfasser



Abb. 12: Kalkofen. Altar der Eulogiuskapelle mit der Darstellung des Beschlagwunders und der Nebenpatrone, den hll. Antonius und Katharina. Vorlage: Verfasser

in Gestalt einer schönen, verführerischen Frau zu sehen, der der Heilige mit einer Zange in die Nase kneift.<sup>101</sup>

Aus dem Linzgau am Bodensee, wo sich zahlreiche Eligius-Kultorte befinden, ist folgende Version überliefert:

Vor alten Zeiten lebte ein Schmied, der die wunderbare Gabe besaß, beim Beschlagen eines Pferdes demselben den Fuß abzunehmen, das Hufeisen anzubringen und dann den Fuß wieder anzusetzen. Durch solche Kunst wurde der Schmied jedoch hochmütig und meinte, niemand könnte ihm was anhaben. Nun kam einmal ein fremder Jüngling in die Schmiede, erkundigte sich nach der Arbeit, da er gehört habe, der Schmiedemeister sei sehr geschickt, schaute erstaunt demselben

bei der Arbeit zu, da er gerade ein Pferd beschlug und dessen abgenommenen Fuß in der Hand hatte, und fragte, was er denn mache. Der Meister aber glaubte, der Fremdling wolle ihn ausspotten, sagte deshalb grob zu ihm, das gehe ihn nichts an, denn – fuhr er fort: «Ich bin der Meister aller Meister und kann diesen Fuß wieder anbringen, wohin er gehört. Darauf erwiderte der Jüngling.» «Du hochmütiger Schmied! Du wirst den Fuß nicht mehr an seine Stelle bringen!» Auf dieses wurde der Schmiedemeister sehr aufgebracht, jagte den Jüngling zur Schmiede hinaus und warf ihm den Schmiedehammer nach. Nun wollte der Schmied dem Pferde den Fuß wieder ansetzen, was ihm aber trotz aller Mühe nicht gelang. Sofort eilte er hinaus, um den Jüngling zu bitten, er möge helfen, traf ihn jedoch trotz allen Suchens nicht mehr; das Pferd musste geschlachtet werden. Der Schmiedemeister aber ging jetzt in sich, war von nun an ganz demütig, gab bald sein Handwerk auf, zog sich in die Einöde zurück, wo er nun als Büsser lebte, seinen Hochmut bitter bereute, und eines seligen Todes starb.<sup>102</sup>

Diese Eligius-Legende enthält zwei bemerkenswerte Aspekte. Es ist einmal das überall überlieferte Motiv des Beschlagwunders, das hier aber zur Bestrafung des hochmütigen Schmiedes misslingt, und jene die ganze Existenz des Schmiedes verändernde Lehre, die Eligius erteilt wird, die Demut und Reue bewirkten und eine radikale Veränderung seines bisherigen Lebens zur Folge hat.

Eine weitere Variante der Eligius-Legende wird von dem Germanisten Karl Simrock (1802–1876) berichtet: Christus und Sankt Peter kamen einmal zu einem Schmied, der einen Schild hatte, worauf mit goldenen Buchstaben geschrieben stand: Hier wohnt der Meister über alle Meister. Als der Herr Jesus Christus dies las, fing er an zu lachen, und der Apostel lachte mit. Jesus fragte den Schmied: »Wieviel Zeit brauchst du denn ein Hufeisen zu machen?« »Das stecke ich nur drei Mal ins Feuer,« sagte der Schmied, »und gleich ist es fertig.« »Das ist zuviel,« sagte Jesus, »einmal ist genug.«



**Abb. 13:** Die Versuchung des hl. Eligius. Tafelbild der St. Loys-Bruderschaft von Hans Leu d. Ä. aus der Augustinerkirche in Zürich (Ende 15. Jh.). In der rechten Bildhälfte ist Eligius als Schmied hinter einem Amboss dargestellt. Er hält in der linken Hand den Pferdefuß und in der rechten eine Zange, mit der er dem Teufel in Gestalt einer Frau in die Nase zwickt. Links ein Knappe mit dem Pferd. Links und rechts der Szene die hll. Antonius Eremita und Sebastian. Vorlage: [https://de.wikipedia.org/wiki/Eligius#/media/File:Hans\\_Leu\\_Eligius.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Eligius#/media/File:Hans_Leu_Eligius.jpg)

Da kam eben ein Reiter herangeritten, dessen Pferd ein Hufeisen verloren hatte. Da sagte der Schmied: »Beschlagt mir einmal das Pferd nach eurer Weise!« Da nahm Jesus dem Pferd das Vorderbein ab, während St. Petrus die Bälge zog, und legte es in die Esse, warf ein Eisen ins Feuer und zog es glühend wieder heraus und nagelte es gemächlich wieder an den Huf. Dann setzte er das Bein dem Pferd wieder an und machte es mit dem andern Vorderbein und den beiden Hinterbeinen ebenso, indem er eins nach dem andern abbrach, beschlug und wieder ansetzte. Darnach kam ein altes Männlein in die Schmiede, das nahm unser Herr, schob es in die Esse, nahm dann die Zange, zog es in den Löschtrog, und als es der Herr wieder herausnahm, wars ein Jüngling von zwanzig Jahren. Da sprach der Schmied. »Nun ich's gesehen habe, kann ich's auch.«

Da kam ein zweiter Reiter, der sein Pferd beschlagen lassen wollte. Der Schmied brach dem Pferd alle vier Beine auf einmal ab, aber die Beine verbrannten, und der Reiter wollte sein Pferd bezahlt haben. Da sprach der Schmied: »Gelingt das eine nicht, so gelingt wohl das andere und legte seine alte Schwiegermutter in die Esse, die ein grausam Mordgeschrei anschlug. Er zog sie mit der Zange in den Löschtrog. Aber als er sie herauszog, fiel sie in Ohnmacht, und die Verjüngung war missraten. Ich will dir helfen, sagte der Herr Christus, und auch das Pferd wieder heilen, wenn du gestehen willst, dass du kein Meister über alle Meister bist. Der Schmied nahm den Schild von der Türe. Der Herr aber machte aus der Alten ein Mädchen von achtzehn Jahren und setzte dem Pferd die Beine wieder an. Das Mädchen ward des Jünglings Frau.<sup>103</sup>

Auch hier ist das zentrale Element der Bestrafung des hochmütigen Schmiedes, der sich »Meister über alle Meister« nennt, enthalten. Es ist aber nicht irgendein Fremder, sondern Christus selbst, der Eligius durch das Hufwunder die wichtige Lehre erteilt. Die Handlung ist um ein anderes Märchenmotiv bereichert. Es ist das Verjüngungswun-



**Abb. 14:** Hödingen.  
St. Eulogius-Nische an  
der Südwand  
der Pfarrkirche.  
Vorlage: Verfasser.



der, an dem sich der didaktische Grundgedanke des Beschlagwunders wiederholt: Es soll gezeigt werden, dass die übernatürliche, das normale menschliche Handlungsvermögen übersteigende Wundertat nicht dem Unbefugten, sondern nur dem Auserwählten, Christus allein, vorbehalten ist. Am Verjüngungswunder wird noch eine weitere Aussage der Eligius-Legende exemplifiziert: Es ist nicht nur die äußere Gestalt der Personen, sondern auch der innere Mensch, der durch das Eingreifen Christi verjüngt bzw. verwandelt wird. Am Beispiel des Schmiedes Eligius wird mit Hilfe des Beschlagwunders – an einem Ereignis, das nicht vom historischen Eligius überliefert ist, die von Christus erteilte denkwürdige Lehre der Demut und Bescheidenheit demonstriert, die zu einer radikalen inneren Wandlung und Erneuerung des ehemaligen hochmütigen Schmiedes führt. Dem heutigen Menschen ist dieser Zusammenhang nicht mehr bewusst, womit der tiefere Sinn der Eligius-Legende verloren gegangen ist. Übrig geblieben ist lediglich die Erinnerung an die staunenswerte Tat des Hufwunders, weshalb der fränkische Münzmeister und Bischof nicht nur zum Patron aller Schmiede, sondern auch der Pferde, des Viehs und der Bauern geworden ist.

Die hier zitierten deutschen Beispiele der Eligius-Legende sind als Bestandteil einer gemeinsamen europäischen Kulturtradition auch aus anderen Ländern überliefert. In den Niederlanden erscheint Eligius als ein Schmied, der auf sein Schild geschrieben hat »Eligius – Schmid – Hufschmied – Meister der Meister und Meister über alle.« Auch bei ihm kehrt ein Unbekannter ein, erteilt ihm die Lektion und entfernt sich. An dessen leuchtendem Nimbus erkennt Eligius, dass der Besucher Christus selbst war. Er zerbricht sein Schild und befestigt ein anderes, bescheideneres an seiner Stelle. Später konvertiert er zum Christentum und wird ein großer Heiliger, der in der Bretagne und darüber hinaus verehrt wird.<sup>104</sup> In der Gascogne, im Westen Frankreichs, trifft Jesus einen Schmied, der flucht wie ein Heide und ein wildes, tobendes Pferd vergeblich zu beschlagen versucht und anschließend durch das bekannte Beschlagwunder von Christus bekehrt wird.<sup>105</sup> Auch aus Katalonien ist eine Version der Eligius-Legende überliefert. Sie handelt von einem berühmten Heiligen der Landschaft namens »Vincent Ferrer«. Ferrer



Abb. 15: Votivbild aus der Pfarrkirche St. Bartholomäus, Hödingen (1793). Vorlage: Städtisches Museum Überlingen.



heißt katalanisch Hufschmied. Die Legende lautet: »Sankt Vincenz Ferrer und der Lehrling.« Hier erscheint wieder Christus als Lehrling. Sankt Vinzenz will ihn imitieren, was jedoch nicht gelingt. Daraufhin wird er ein Heiliger.<sup>106</sup> Die flandrische Version der Eligius-Legende lautet »Sin Eleu en de Smid.« Hier befindet sich der Heilige auf einer Reise. Er geht in einem Dorf an einer Tür vorbei, auf der zu lesen steht: »Bij Baas Hamerslag, Earste smit van't land.« Er lässt sich als Lehrling einstellen und heilt dabei den Meister von seiner Überheblichkeit.<sup>107</sup> Aus den Abruzzen in Mittelitalien ist eine Eligius-Legende überliefert, die gleichfalls das Verjüngungswunder enthält. Hier legt Eligius als Schmied einen Alten auf einen Amboss, bearbeitet ihn mit kräftigen Hammerschlägen und verjüngt ihn.<sup>108</sup> Die Gestalt des Bischofs von Noyon kennt die irische Variante der Legende nicht. Hier hat sich die kontinentale Tradition mit nationalen, keltischen Elementen vermischt. Danach wird ein auf der linken Seite des Shannon, des längsten Flusses Irlands, wohnender Schmied des Nachts von einem eiligen Reisenden aufgesucht, um ein Pferd beschlagen zu lassen. Erst später erfährt er, dass es der Feenkönig war, der in den Krieg gegen die Feen aus dem Lande Cork ritt. Sein Pferd gebärdet sich so wild, dass der Schmied sich davor fürchtet, den Fuß zu ergreifen. Der Elfenkönig schnitt darauf hin den Fuß des Pferdes ab und legte ihn auf den Amboss, so dass der Schmied ihn ohne Furcht beschlagen konnte.<sup>109</sup> Alle hier angeführten Beispiele zeigen, welche verschiedenartigen Versionen die Eligius-Legende in den europäischen Ländern je nach dem Erinnerungsvermögen und der Phantasie des Erzählers erhalten hat. Trotz der unterschiedlichen Ele-



**Abb. 16:** Weißenuau. Wandbild mit der Darstellung des Beschlagwunders über dem Eingang des ehemaligen Marstalls des Klosters Weißenuau. Vorlage: Andreas Praefcke

mente ist ihnen allen eines gemeinsam. Es ist das übernatürliche Beschlagwunder, das auch die ikonographischen Darstellungen des Heiligen beherrscht und bei allen Varianten zu seinem charakteristischen Merkmal geworden ist.

Woher stammt aber dieses Beschlagwunder, das doch offensichtlich nicht mit der Vita des historischen Eligius im Einklang steht? Wie war es möglich, dass sich in der Eligius-Legende die Züge des geschichtlich bezeugten Heiligen mit dem Bild des Meisters über alle Meister und Vollstrecker des Beschlagwunders vermischten? Es wäre sicherlich falsch, die in den zahlreichen Legendenversionen überlieferte Wundertat als Ausdruck reiner Phantasie und purer Erfindung abzuwerten, da die literarische Gattung der Legende neben den der Verkündigung des Glaubens dienenden Elementen einer von übermenschlichen Geschehnissen berichtenden Vita eines Märtyrers oder Heiligen gleichsam als historische »Wahrheit« auch sozial- und kulturgeschichtliche Inhalte tradiert. Unter diesem Aspekt ist auch die Gestalt des außergewöhnlichen Schmiedemeisters der Eligius-Legende mehrfach gedeutet worden. Gemeinsam ist dabei den z. T. außerordentlich spekulativen Interpretationen die Deutung des Beschlagwunders als Ausdruck kollektiver Erinnerung längst vergangener heidnischer Mythologien. Henri Gaidoz erinnert z. B. daran, dass aus der gräko-römischen Mythologie eine Tempellegende des allheilenden Arztgottes Asklepios oder Äskulap überliefert ist.<sup>110</sup> Sie stammt aus dem 5. Jahrhundert vor Christus und berichtet, wie die Schüler des Arztes während seiner Abwesenheit versuchten, einen Bandwurm aus dem Leib einer Frau zu ziehen, indem sie ihr den Kopf abschnitten. Die Operation missglückte jedoch, da es ihnen nicht gelang, den Kopf wieder anzusetzen. Dies vermochte allein Äskulap nach seiner Rückkehr, der damit seine unbesiegbare göttliche Macht unter Beweis stellte. Wäre es nicht denkbar, so fragt Gaidoz, dass – lange nach dem Untergang der gräko-römischen Religion – das Volk Reminiszenzen einer längst vergangenen Zeit auf die Gestalt des hl. Eligius übertrug und so heidnischer Mythos in der christlichen Kirche Besitz ergriffen hat?<sup>111</sup> Oder verbirgt sich hinter der Person des Wunderschmiedes möglicherweise die Gestalt der heidnischen Schmiedegottheiten Vulcanos (Hephaistos) und Wieland aus der gallo-romanischen bzw. germanischen Mythologie?<sup>112</sup> Die damit verbundenen Mythen und Legenden könnten im Verlauf des 7./8. Jahrhunderts auf die in Nordfrankreich weit bekannte und sehr verehrte Persönlichkeit des fränkischen Bischofs und ursprünglichen Schmiedes, Eligius, übertragen worden sein. Was dadurch in der Vorstellung des Volkes entstand und lebendig blieb, entsprach jedoch nicht der historischen Persönlichkeit des hl. Eligius, sondern trug die Merkmale einer heidnischen Gottheit. Nach Meinung Gaidoz' hätte die Erinnerung an St. Eligius ohne diese Namensverschiebung nicht die kommenden Jahrhunderte überlebt und sein Name wäre wie der vieler fränkischer Bischöfe in den Annalen und Chroniken ihrer Zeit hängen geblieben.<sup>113</sup> Ähnlich wie die französische Literatur, allerdings in wesentlich stärkerer Orientierung an der germanischen Mythologie, hat sich besonders die deutsche Volkskunde um eine Deutung der Eligius-Legende bemüht. Hans Fehrle vermutet dabei, dass es sich hier um die Übertragung einer

germanischen Wandersage auf die Gestalt des historischen Bischofs von Noyon handeln könnte.<sup>114</sup> So wird z. B. in der altisländischen Sage, der Edda, berichtet, wie Odin oder Wotan mit seinem Pferd Sleipnir bei Wieland dem Schmied einkehrt, um es frisch beschlagen zu lassen.<sup>115</sup> Sleipnir ist weiß wie das Pferd auf den vielen Eligius-Bildern. Die weiße Farbe galt bei den Germanen wie bei anderen Völkern auch als Ausdruck kultureller Reinheit.<sup>116</sup> Aus diesem Grunde waren dem Schimmelreiter Wotan besonders die weißen Pferde geweiht. Nach dem Bericht des römischen Geschichtsschreibers Tacitus wurden von den Germanen in bestimmten Sakralbezirken, den heiligen Hainen, weiße Pferde gehalten, die durch keinerlei Arbeit entweiht werden durften. Das weiße Pferd Wotans erscheint auch in der Sage vom Wilden Heer. Es ist Odin selbst, der als nächtlicher Jäger auf einem dreibeinigen Schimmel in wilder Jagd dem Totenheer der Lüfte voranreitet.<sup>117</sup> Die Erinnerung an das mythologische Motiv der wilden Jagd bewahrt auch der zweite Merseburger Zauberspruch:

Uol ende Uuodan uuorun zi holza.  
 Do uuart demo Balderes uolon sin uuoz birenkit.  
 Thu biguolen Sinthgut. Sunna era suister.  
 Thu biguolen Friia. Uolla era suister.  
 Thu biguolen uuodan. So he uuola conda.  
 Sose benrenki. Sose blutrenki.  
 Sose lidirenki:  
 Ben zi bena. blut zi bluoda.  
 Lid zi geliden. Sose gelimida sin.

#### Übersetzung

Volö und Wodan führen zu Holze.  
 Da ward dem Balders-Fohlen sein Fuß verrenkt.  
 Da beschwor ihn Sinthgunt. Sonne ihre Schwester.  
 Da beschwor ihn Frija. Volla ihre Schwester.  
 Das beschwor ihn Wodan. Er der's wohl konnte.  
 Wie die Beinrenke, so die Blutrenke.  
 So die Gliedrenke.  
 Bein zu Beine. Blut zu Blute.  
 Glied zu Gliede, wie wenn sie geleimt sei'n.<sup>118</sup>

Im zweiten Merseburger Zauberspruch erscheint auch das Motiv des verletzten Beines, das besonders mit Wotans Hilfe wieder eingerenkt wird. Noch zwei weitere Elemente führt Hans Fehrle bei seinem Versuch der Erklärung der Eligius-Legende aus der germanischen Mythologie ins Feld. Auf bildlichen Darstellungen der Beschlagungsszene steht das Pferd immer auf drei Beinen. Auf einem dreibeinigen Schimmel reitet aber



Abb. 17: Eligiusgruppe in der Kapelle von Abetsweiler (Holzskulptur). Vorlage: Andreas Praefcke.

auch Wotan und die germanische Totengöttin Hel, die Unheil und die Pest verbreitet, voran.<sup>119</sup> Auf sie scheint nach Hans Fehrle die rätselhafte Frauengestalt zu verweisen, die auf einigen Eligius-Bildern mit den Krallen einer Hexe abgebildet ist.<sup>120</sup> Auf den Eligius-Gemälden in Zürich und Passau<sup>121</sup> steht sie neben dem Heiligen, der sie mit einer langen Zunge in die Nase kneift. Auf diese Weise wird der Zauber, mit dem die altgermanische Todesgöttin oder der Teufel in Gestalt der verführerischen »Frau Werlt« das Pferd behext hat, gebrochen.<sup>122</sup>

Sicherlich haftet diesen Erklärungsversuchen auf den ersten Blick außerordentlich Spekulatives und Fragwürdiges an. Erscheint es doch als sehr zweifelhaft, spätmittelalterliche Legendenfassungen und Heiligenbilder als Ausdruck einer längst vergangenen, vortausendjährigen heidnischen Mythologie zu betrachten. Da aber heidnisches Denken und heidnische Kulte auch nach der Christianisierung – gleichsam im christlichen Gewand – unter ausdrücklicher Duldung durch die Kirche in vielfältiger Weise bis weit in die Neuzeit verbreitet waren, ist auch das Weiterleben gallo-römischer oder germanischer Mythologie in der Eligius-Legende nicht unbedingt von der Hand zu weisen. Ein Beweis für die Übernahme heidnischer Ritualien ist z. B. die Praxis der Pferdeumritte, die auch im »Eulogi-, Leonhardi-, Georgi- oder Heilig-Blut-Ritt« weiterlebt. Die Pferdeprozession, der Umritt, war bereits bei den Germanen üblich, wo man die verschiedenen Kultstätten auf Hügeln, in heiligen Hainen oder an Flüssen zur Zeit der Winter- und

Sommersonnenwende oder bei der Feier des Frühlings- und Herbstanfangs mit weißen Pferden feierlich umkreiste.<sup>123</sup> Aus den *Dicta Pirminii*<sup>124</sup> wissen wir, dass diese Kultübungen auch von den Alemannen noch im 8. Jahrhundert praktiziert wurden. Diese Gewohnheit wurde im Verlauf der Christianisierung nicht einfach abgeschafft, sondern ebenso wie die heidnischen Kultorte lediglich im Geiste des Christentums transformiert.

Sankt Eligius zählte einst zu den populärsten Volksheiligen. Das in den spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Legenden und Abbildungen überlieferte Bild des Heiligen stellt die Transformation der in der frühmittelalterlichen *Vita* und anderen Quellen<sup>125</sup> verbürgten historischen Persönlichkeit in die Gestalt eines mit übernatürlichen Kräften begabten Hufschmieds dar. Die Verehrung durch die Hufschmiede beruht möglicherweise nicht nur auf dem Patronat über die Goldschmiede, sondern auch auf einem Wunder, das sich unmittelbar nach dem Tode des Heiligen zugetragen haben soll. Nach dem Bericht der *Vita* besaß Eligius nämlich ein Pferd, das dem Abt des Klosters Saint-Loup als legitimes Erbe zufiel. Dieses Pferd gefiel aber auch Eligius' Nachfolger, Bischof Mommolenus von Noyon, der es daraufhin unrechtmäßig in Besitz nahm. Kaum stand es aber in dessen Stall, so fing es an zu hinken. Ein Tierarzt verband den Fuß, doch konnte er ihn nicht heilen. In dieser Not ging der Abt zum Grab des hl. Eligius, beklagte den Schaden, den Mommolenus angerichtet hatte und bat den Heiligen, das Unrecht wieder gutzumachen. Als der Bischof sah, dass das Pferd nicht geheilt werden konnte, fasste er den Beschluss, es an den rechtmäßigen Besitzer zurückzugeben. Der Abt nahm es zurück, und es war augenblicklich wieder gesund.<sup>126</sup>

Die offizielle *Vita* des Heiligen kennt das Beschlagwunder nicht. Sabine Griese hält es für möglich, dass es später »aus mündlichem Erzählgut hinzugefügt wurde.«<sup>127</sup> Könnte es dabei nicht durch die Mirakelerzählung vom hinkenden Pferdefuß, der mit Hilfe des hl. Eligius geheilt wurde, inspiriert worden sein? Die Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte des eindrucksvollen Hufwunders ist damit zweifellos immer noch nicht endgültig geklärt. Doch ihm ist letztlich zu verdanken, dass der hl. Eligius seit dem späten Mittelalter auch im Bistum Konstanz verehrt wurde und bis heute nicht in Vergessenheit geraten ist.



**Kultverzeichnis**

KP (Kirchenpatron), KKonP (Kirchenkonpatron), KapP (Kapellenpatron), KapKonP (Kapellenkonpatron), AP (Altarpatron), AKonP (Altarkonpatron), Br (Bruderschaft), Ikon (Bildliche Zeugnisse)

<b>Abetsweiler,</b> Bergatreute, LK RV	Ikon	Eligius als Hufschmied (Holzskulptur) in der Kapelle von Abetsweiler (16. Jh.). Vgl. v. ETZDORF, Nr. 22.
<b>Aftholderberg,</b> Großschönach, Herdwangen- Schönach, LK SIG	KP Ikon Pferdewall- fahrt	Ursprünglich Filialkirche von Pfullendorf. 1462 Kapelle Unserer Lieben Frau, St. Nikolaus und Martin. Seit der Erhebung zur Pfarrei (1824) ist der hl. Eligius Kirchenpatron. Pferdewallfahrt »Elogiritt« und Pferdebenediktion (seit dem 18. Jh.?). Vgl. Das Land Baden-Württemberg Bd. VII, S. 842; HERMANN (2007), S. 15. Statue auf dem Hochaltar: Eligius als Bischof mit Buch und einem Pferd zu seinen Füßen, ferner Büstenreliquiar, beide von 1893.
<b>Allenwinden,</b> Baar, Kt. Zug (CH)	AKonP	Pfarrkirche St. Wendelin, Altarkonpatron (1701). Vgl. HENGGELER (1932), S. 178.
<b>Allmanns- weiler,</b> LK BC	KapKonP	Ursprünglich Filialkirche Heilig-Kreuz. 1782 auch den hll. Eligius und Urban geweiht. Vgl. HOFFMANN, S. 226; BECK, S. 214.
<b>Amtzell,</b> LK RV	KapP	Eligiuskapelle im Ortsteil Schmitten, 1808 erstmals im Güterbuch zum Schmid/Amtzell erwähnt. 1956 Neubau der Holzkapelle als Steinbau, 2000 abgerissen, 2001/03 neu erbaut. Vgl. BAIER, Hildegard: Internetlink: se-argen.drs.de/index.php?id=4174 (28.10.2016).
<b>Andelfingen,</b> Langenens- lingen, LK BC	Ikon	Die Maria geweihte Kapelle auf dem Gottesacker wurde im 15. Jahrhundert erbaut. Ölbild vom nördlichen Seitenaltar (1669) mit der Darstellung des hl. Eligius als Schmied. Vgl. BECK, S. 293, und v. ETZDORF, Nr. 26.
<b>Andelfingen,</b> Kt. ZH (CH)	Zunft	1975 Gründung einer Schmiedezunft »Eligius« durch Schmiedemeister aus den Kantonen Thurgau und Zürich in Alt-Paradies bei Schlatt. Vgl. den Internet-Link <a href="http://www.eligius.ch/clubdesk/www?p=1000001">http://www.eligius.ch/clubdesk/www?p=1000001</a> (29.9.2016).
<b>Appenzell,</b> Kt. AI (CH)	AP	Eligiussaltar in der Krypta der 1824/25 umgebauten Pfarrkirche St. Mauritius. Vgl. NÜSCHELER, Heft 2, S. 155.
<b>Baar,</b> Kt. ZG (CH)	KapKonP	Kapelle zu Ehren der hll. Maria, Karl, Beat, Wendelin und Eligius (1623). Vgl. NÜSCHELER, Der Geschichtsfreund Bd. 40, S. 49.
<b>Bad Waldsee,</b> Stadt, LK RV	Ikon	Hölzerne Vortragegestange mit der Figur des hl. Eligius als Schmied (noch 16. Jh.). Vgl. v. ETZDORF, Nr. 23.
<b>Balgach,</b> Kt. SG (CH)	KapKonP	Die vor 1424 erbaute Kapelle war ursprünglich Maria, den hll. drei Königen, allen Heiligen, Leonhard, Jodokus, Dorothea und Allen Seelen geweiht. 1515/1521 Erhebung zur Pfarrkirche und Vergrößerung. Neuweihe zu Ehren der hll. Agnes, Barbara, Katharina, Margaretha, Anna, Gallus, Sebastian, Eligius und 10000 Rittern. Vgl. NÜSCHELER, Heft 2, S. 114.

<b>Beromünster,</b> Kt. LU (CH)	AP Br	Altarpatron und Bruderschaft (1629). Vgl. HENGGELER (1950), S. 74 ff.; DÄNGELI.
<b>Beuren an der Aach,</b> Stadt Singen, LK KN	KKonP	1587 Stiftungen an St. Lay (Eligius). 1624/25 vorübergehend als Konpatron der Pfarrkirche St. Bartholomäus genannt. Vgl. Der Landkreis Konstanz. Bd. IV (1984), S. 161.
<b>Bingen,</b> LK SIG	KapP Ikon Pferdewallfahrt	Spätmittelalterliche Kapelle (1492). Patrozinium 1737 erwähnt. Barocker Neubau von 1737. Spätestens seit dieser Zeit alljährliche Pferdewallfahrt bzw. Reiterprozession mit Pferdesegnung. Figurengruppe aus Holz in einer Nische über dem Eingang der Kapelle (Beschlagwunder). Vgl. GENZMER, S. 81–93; KRAUS (1970), Nr. 1, S. 43; NEUBURGER, S. 43–45; Der Dreiländerkreis Sigmaringen, S. 158.
<b>Bregenz-Rieden,</b> VA (A)	KapP Ikon	Eligiuskapelle am Weg von der Bregenzer Ach nach Rieden (Lange Gasse), 1882 vermutlich an der Stelle einer früheren Kapelle erbaut. Eligiusfigur und Legendentafel von 1705. Vgl. HODAPP (2000), S. 545.
<b>Bremgarten,</b> Kt, AG (CH)	AKonP	Altar in der Pfarrkirche St. Maria Magdalena, seit 1532 St. Nikolaus, am 18.8.1300 den hll. Michael, Eligius, Jodokus, Quirinus und Agnes geweiht. Vgl. NÜSCHELER, Der Geschichtsfreund (1984), S. 93.
<b>Bruckfelden,</b> Frickingen, LK FN	KapP Ikon	Barockkapelle des hl. Eligius vom Anfang des 18. Jh. Altar 1743 geweiht. Vgl. KELLER, S. 22–25; Der Bodenseekreis, S. 147. Eligiusfigur.
<b>Buttisholz,</b> Kt. LU (CH)	Br	Bruderschaft in Buttisholz Beinhaus (1632). Vgl. DÄNGELI.
<b>Dagmersellen,</b> Kt. LU (CH)	AP Br	Altarpatron und Eligiusbruderschaft (1631). Vgl. HENGGELER (1950); DÄNGELI.
<b>Dornstetten,</b> LK FD	AKonP	1489 Altar zu Ehren der hll. Maria, Jodokus, Eligius, Vitus, Johannes Ev., Barbara und Ottilia in der Pfarrkirche St. Martin. Vgl. HOFFMANN, S. 142.
<b>Ebikon,</b> Kt. LU (CH)	Br	Bruderschaft (1528). Vgl. HENGGELER (1950); DÄNGELI.
<b>Eisenharz,</b> Argenbühl, LK RV	Ikon	Rundkapelle des hl. Stephanus mit winterlicher Reiterprozession (Stephansritt). Altarbild des hl. Eligius mit Schmiedeszene aus dem späten 18. Jh., seitlich die Figuren der hll. Stephanus und Eligius. Vgl. THIERER/RÜCKGAUER, S. 261.
<b>Ensmad,</b> Itten- hausen, Lan- genenslingen, LK BC	Ikon	Altarfigur des hl. Eligius (1703) und Motivbilder zu Ehren der hll. Ursula, Wendelin und Eligius (1719–1870). Vgl. v. ETZDORF, Nr. 27; BECK, S. 285.
<b>Entlebuch,</b> Kt. LU (CH)	KapP Ikon Br	Eligiuskapelle außerhalb von Entlebuch bei Ebnet, Bruderschaft des hl. Elogy (1629). Altarstatue in der Pfarrkirche von Entlebuch. Vgl. HENGGELER (1950); DÄNGELI.

- Ertingen,** KapP Altarpatron in der Pfarrkirche von Ertingen. Vgl. BIR-  
LK BC AP LINGER, S. 406, Nr. 632. Im Jahre 1663 wird eine Eli-  
gioskapelle, 1779 eine Kapelle des hl. Eligius und der  
14 Nothelfer genannt. Vgl. HOFFMANN, S. 228; *Catalogus*  
*Personarum Ecclesiasticorum et Locorum Dioecesis*  
*Constantiensis* (1779), S. 181: *Capella ad S. Eligium et*  
*14 Auxiliat(ores)*; v. ETZDORF, Nr. 261.
- Escholzmatt-** Br Bruderschaft (vor 1724), Statue in der Krypta der Kirche.  
**Marbach,** Ikon Vgl. HENGGELER (1950); DÄNGELI.  
Kt. LU (CH)
- Ettiswil,** AP Altarpatron und Bruderschaft (1573). Vgl. HENGGELER  
Kt. LU (CH) Br (1950); DÄNGELI.
- Flühli,** KapP Kleine Kapelle im Bölimätteli, 1647 in den Kaufbriefen  
Kt. LU (CH) der Alp Witmoos in Sörenberg als St. Loikapelle erstmals  
erwähnt. Angeblich als Dank für die Errettung von einem  
mit seinem Pferd verunglückten Junker aus Luzern er-  
baut. Vgl. HENGGELER (1950); DÄNGELI.
- Frauenthal,** AKonP Konpatron auf dem Ablösungsaltar. Vgl. HENGGELER  
Kt. Zug (CH) (1932), S. 177f.
- Freiburg,** Ikon Fenster der Schmiedezunft (14. Jh.) im Freiburger Müns-  
LK FR Br ter. Vgl. GEIGES, S. III.
- Friedenweiler,** KapKonP Schillingskapelle zwischen Friedenweiler und Ruden-  
LK FR berg, 1653 der Gottesmutter Maria, Wendelin und Eligius  
geweiht. Vgl. HODAPP (2000), S. 512.
- Gambach,** Ikon Holzskulptur, Hufwunder des hl. Eligius (frühes 19. Jh.).  
Bergatreute, Vgl. v. ETZDORF, Nr. 36.  
LK RV
- Gattau,** AP Altarpatron in der Pfarrkirche St. Gallus (1719). Vgl.  
Kressbronn, LK FN HOFFMANN, S. 230.
- Genhofen,** Ikon Kath. Filiationkirche St. Stephan (Anf. d. 14. Jh.). Auf dem  
Stiefenhofen, rechten Flügel des Hauptaltars (1523) ist Eligius als Bi-  
LK Lindau schof mit Ambos, Pferdefuß, Hammer und Hufeisen.  
dargestellt. Vgl. MADER, S. 48
- Götzis, VA (A)** KapP Eligius/Loy-Kapelle 1648 am Weg von Götzis nach Klaus  
erbaut. Vgl. HODAPP (2000), S. 545; HENSLER-WATZEN-  
EGGE, S. II.
- Greppen,** AKonP Südlicher Seitenaltar in der St. Wendelinskapelle, am  
Kt. LU (CH) 20.7.1647 den hll. Anna, Katharina und Eligius geweiht.  
Vgl. NÜSCHELER, *Der Geschichtsfreund* Bd. 44, S. 35;  
HENGGELER (1950); DÄNGELI.
- Grossdietwil,** Br Bruderschaft (1676). Vgl. HENGGELER (1950); DÄNGELI.  
Kt. LU (CH)
- Grosswangen,** Br Eligiusbruderschaft der Schmiedezunft (1515).  
Kt. LU (Ch) Vgl. HODAPP (2000). S. 532; HENGGELER (1950); DÄNGELI.



<b>Grüth</b> , Kt. ZG (CH)	AKonP	Südlicher Altar in der St. Wendelinskapelle an der Straße von Baar nach Ägeri am 7.11.1701 den hll. Eligius und Antonius von Padua geweiht. Vgl. NÜSCHELER, Der Geschichtsfreund 40, S. 47.
<b>Gunzwil</b> , Beromünster, Kt. LU (CH)	Ikon	Eligiusstatue in der Kapelle Tann. Vgl. DÄNGELI.
<b>Haisterkirch</b> , Stadt Bad Waldsee, LK RV	KapPa	»Spitzenkapelle«, auf Landtafel von 1724 S. Levi Cap. Genannt. Vgl. THIERER/RÜCKGAUER, S. 123.
<b>Hammer- eisenbach- Bregenbach</b> , Stadt Vöhren- bach, LK VS	KapP	Alte Holzkapelle an der Straße Hammereisenbach-Urach, vgl. HODAPP (2000), S. 512.
<b>Heggelbach</b> , Oberndorf, Herdwangen- Großschönach, LK SIG	KapKonP Pferdewall- fahrt Ikon	Ehemalige Burgkapelle der Herren von Heggelbach, zu Ehren der hll. Georg und Eligius geweiht. Heutige Kapelle von 1717. Bis Anfang des 19. Jahrhunderts Pferdeprozession am Festtag des hl. Georg und Eulogi-Ritt. Vgl. LACHMANN, S. 167; Kleine Heiligenfigur: Eligius als Bischof mit Buch (20.Jh.). Vgl. FUTTERER, S. 212–214; MEYER (2004), S. 112.
<b>Hellbühl</b> , Neuenkirch, Kt. LU (CH)	Ikon	Eligiusstatue. Vgl. DÄNGELI.
<b>Herfatz</b> , Leupolz, Stadt Wangen, LK RV	Ikon	Brückenskapelle Unserer Lieben Frau und St. Silvester. In einer Nische die Figurengruppe des hl. Eligius. Auf dem Antependium Darstellung des Beschlagwunders. Vgl. THIERER/RÜCKGAUER, S. 273.
<b>Hergiswil</b> , Kt. NW (CH)	Br	Bruderschaft (1616). Vgl. HENGGELER (1950); DÄNGELI.
<b>Herznach</b> , Kt. AG (CH)	KapKonP	Weihe eines Altars in der St. Verenakapelle von Herznach am 15.7.1516 zu Ehren der hll. Verena, Ägidius, Eligius und Agatha. Vgl. NÜSCHELER, Argovia 23, S. 191.
<b>Hetzisweiler</b> , Oberessendorf, Eberhardzell, LK BC	KapP	Kapelle St. Eligius. Vgl. den Internet-Link <a href="https://se-eberhardzell.drs.de">https://se-eberhardzell.drs.de</a> .
<b>Heudorf am Bussen</b> , Dürmentingen, LK BC	Ikon	Hochbarockes Gemälde des hl. Oswald mit alter Ortsansicht (um 1700) und einer Darstellung des hl. Eligius (1735) in der Pfarrkirche. Vgl. BECK, S. 228; v. ETZDORF, Nr. 239.
<b>Hochdorf</b> , Kt. LU (CH)	Br Ikon	Bruderschaft (1572), Hauptblatt des Seitenaltars. Vgl. HENGGELER (1950); DÄNGELI.

- Hödingen,** Ikon Figurengruppe mit der Darstellung des Beschlagwunders (1686) in einer Mauernische an der Südseite der Pfarrkirche St. Bartholomäus. Vgl. WOHLLEB, S. 18–19; MEYER (2004), S. 104–107; MUTSCHELLER, S. 11. Votivbild (1793), Städtisches Museum Überlingen.
- Honau,** KapKonP Eligiuskapelle, 1579 von Anton Kost erbaut, zu Ehren Gottes, Marias und der hll. Joh. Ap., Antonius, Eligius und Barbara geweiht. Vgl. NÜSCHELER, *Der Geschichtsfreund* 44, S. 56. Die heutige Kapelle ist ein frühbarocker Bau aus dem Jahre 1647. Vgl. HENNIG/MEYER, S. 144–151; Bruderschaft (1722). Vgl. HENGGELER (1950); DÄNGELI; Holzfigur des Eligius (linker Seitenaltar) im Ornat mit Hirtenstab und Pferdefuß. Vgl. v. ETZDORF, Nr. 128. (um 1640–46).
- Honau,** Br Eligiuskapelle, 1579 von Anton Kost erbaut, zu Ehren Gottes, Marias und der hll. Joh. Ap., Antonius, Eligius und Barbara geweiht. Vgl. NÜSCHELER, *Der Geschichtsfreund* 44, S. 56. Die heutige Kapelle ist ein frühbarocker Bau aus dem Jahre 1647. Vgl. HENNIG/MEYER, S. 144–151; Bruderschaft (1722). Vgl. HENGGELER (1950); DÄNGELI; Holzfigur des Eligius (linker Seitenaltar) im Ornat mit Hirtenstab und Pferdefuß. Vgl. v. ETZDORF, Nr. 128. (um 1640–46).
- Inwil,** Br Bruderschaft (1806). Vgl. HENGGELER (1950); DÄNGELI.
- Isny, LK RV** AP Altar in der 1519 genannten Spitalkirche. Vgl. HUNDSNURSCHER, S. 464; Tafelbild, linker Flügel eines spätgotischen Schnitzaltars, aus der Nikolaikirche mit einer Darstellung des hl. Eligius. Sammlung Dursch, Dominikanermuseum Rottweil. Vgl. STÄHLE (1983), S. 124.
- Isny, LK RV** Ikon Altar in der 1519 genannten Spitalkirche. Vgl. HUNDSNURSCHER, S. 464; Tafelbild, linker Flügel eines spätgotischen Schnitzaltars, aus der Nikolaikirche mit einer Darstellung des hl. Eligius. Sammlung Dursch, Dominikanermuseum Rottweil. Vgl. STÄHLE (1983), S. 124.
- Ittenhausen,** Ikon Statue des hl. Eligius am frühbarocken Choraltar in der 1625 erbauten Maria- und Anastasius – Kapelle. Vgl. BECK, S. 284.
- Ittenhausen,** Ikon Statue des hl. Eligius am frühbarocken Choraltar in der 1625 erbauten Maria- und Anastasius – Kapelle. Vgl. BECK, S. 284.
- Kalkofen,** KapP Ehemalige Hofkapelle der 1543 erwähnten Herberge und Taverne in Schernegg, an der Kalkofer Steige. 1694 zu Hohenfels, AP Ehren des hl. Eligius neu erbaut. Das heutige Barockgebäude ist ein Umbau durch Franz Anton Bagnato von LK KN Glocken-KonP 1760. Glocke, 1747 Maria, Katharina, Eligius und Antonius Eremita geweiht. Auf dem Altarbild (Stuckrelief) Ikon Darstellung des Beschlagwunders. Vgl. GENZMER, S. 200–202; STROHMAIER; Kunstschatze, S. 80.
- Konstanz,** AP Im Pfründen- und Altarverzeichnis des Konstanzer LK KN Münsters von 1524 wird ein Altar des hl. Eligius erwähnt. Vgl. SCHULER, S. 443.
- Kremensee,** KapKonP Als Patrone der 1787 abgebrochenen Kapelle werden Trillfingen, Ikon 1767 die hll. Eligius und Johannes und Paulus genannt. Vgl. BLESSING, S. 142f.
- Kremensee,** KapKonP Als Patrone der 1787 abgebrochenen Kapelle werden Trillfingen, Ikon 1767 die hll. Eligius und Johannes und Paulus genannt. Vgl. BLESSING, S. 142f.
- Kressbronn,** KapP Die von den Grafen von Montfort gestiftete Kapelle wurde LK FN Ikon 1748/52 an einer Straßenkreuzung und Stelle eines ehemaligen Bildstocks im Stil des Barock erbaut. Skulpturen der hll. Eligius als Schmied und Paulinus von Nola, Holz, 1,20 und 1,25 m. Vgl. MATTHEY/SCHAHL, S. 100; LAY/GÖSER, S. 43–44.

- Lenzkirch,** KapKonP Die heutige Friedhofs- und Einsegnungskapelle St. Eulo-  
LK FR Ikon gius ist aus einer 1595 erstmals erwähnten alten Hofka-  
Pferdewall- pelle hervorgegangen. Als Patrone werden 1636 und 1647  
fahrt »Unser lieben Frauen (d. h. Anna und Maria) und St.  
Loy« genannt. 1695 Konsekration zu Ehren der hll. Maria,  
Anna, Eligius und Erasmus. Seit 1934 Pferdewallfahrt mit  
Brotweihe, Pferdesegnung und nachfolgendem Umritt,  
dem »Eulogiritt«. Altarbild mit der Darstellung des Heiligen  
im bischöfl. Ornat mit Bischofsstab und Pferdefuß;  
Antependium mit Eligius am Amboss als Schmied. Vgl.  
HODAPP (1985), S. 34–44. Barocke Statue, Eligius im Or-  
nat mit Pferdefuß und Eligiusfahne
- Liggeringen,** AP Altar des hl. Eligius in der Pfarrkirche St. Georg (1651).  
Stadt Radolf- Vgl. Kirchenvisitationen im Dekanat Stockach, Erzbi-  
zell, LK KN schöfliches Archiv Freiburg, Generalia Konstanz. Nr. 51.
- Luthern,** Br Bruderschaft (1569). Vgl. HENGGELER (1950); DÄNGELI.  
Kt. LU (CH)
- Luzern,** Br Bruderschaft (1417). Vgl. HENGGELER (1950); DÄNGELI;  
Kt. LU (CH) Ikon Eligiusstatue am 1644 geweihten Nikolausaltar in der  
Hofkirche. Vgl. v. ETZDORF, Nr. 228.
- Malters,** Br 1504 Stiftung der 1591 erwähnten Eligius- und Sebastians-  
Kt. LU (CH) bruderschaft an der Pfarrkirche St. Martin. Vgl. NÜSCHE-  
LER: Der Geschichtsfreund 44, S. 24; HENGGELER (1950);  
DÄNGELI.
- Markdorf,** Br Eligiusbruderschaft (1747). Vgl. Statuta capituli Ruralis  
LK FN Linzgoviensis, S. 20.
- Mauensee,** KapP Eligiuskapelle (Schlosskapelle) auf einer Insel im Mau-  
Kt. LU (CH) Ikon ensee, 1723 erwähnt, 1821 abgebrochen und im Dorfkern  
von Mauensee neu erbaut. Als Schutzpatrone werden die  
hll. Rochus und Eligius genannt. Im Chorraum die Bilder  
der hll. Eligius und Theodul. Vgl. ZÜGER, S. 137; HENGGE-  
LER (1950); DÄNGELI.
- Meienberg,** KapP Eligiuskapelle, zur Erinnerung an die Zerstörung des  
Sins, Br Städtchens Meienberg durch die Eidgenossen während  
Kt. AG (CH) Ikon des Sempacher Krieges (1286) im Jahre 1553 erbaut.  
Klassizistischer Altar mit Altarfiguren der hll. Eligius  
und Erasmus. Auf dem Altarbild von Jacob Villiger (?)  
(1806–1832) sind die vor Maria mit dem Kind knienden  
beiden Heiligen dargestellt. Vgl. GERMANN, S. 501–502;  
MEIENBERG, S. 19f.; Catalogus Personarum Ecclesiastica-  
rum et Locorum Dioecesis Constantiensis (1779), S. 81:  
*Meyenberg ad S. Eligium*; Eligiusbruderschaft 1557 gegrün-  
det. Vgl. NÜSCHELER: Argovia Bd. 26, S. 24f.; MEIENBERG.
- Memmingen,** Ikon Spätgotisches Tafelgemälde aus dem Umkreis Bernhard  
Reg. Bez. Strigels (um 1460–1528). Darstellung des hl. Eligius in  
Schwaben bischöfl. Ornat mit Kelch und Hammer in der rechten  
(Bayern) Ikon sowie Bischofsstab in der linken Hand. Diözesanmuseum  
Rottenburg (Inventar-Nr. 2.50). Vgl. KEPPLER, Nr. 45, 89;  
STANGE, Bd. 8 (1957), S. 21.

- Mennisweiler,** KapP 1787 fand eine Vereinödung des Ortes statt. Die Eligiuskapelle von 1724 wurde 1830 neu erbaut. Vgl. Das Land Mittelurbach, Ikon B.-W., VII, S. 673.  
Bad Waldsee, LK RV
- Menznau,** Br Bruderschaft. Vgl. HENGGELER (1950); DÄNGELI.  
Kt. LU (CH)
- Meßkirch,** KapP Eligiusretabel aus der 1806 abgebrochenen Eligiuskapelle in der oberen Vorstadt von Meßkirch. Werkstatt oder Umkreis des Nikolaus Weckmann, 1519. Museum Schnütgen, LK SIG AP Ikon Köln. Vgl. HEIM.
- Mühlheim an der Donau,** KapP Eligiuskapelle vor dem Tor (1763), später abgebrochen. Ikon Vgl. Statuta capituli ruralis Wurmlingani, S. 45; HOFFMANN, S. 126. Altarblatt und Truhe aus der Eligiuskapelle, LK TUT Museum Oberes Donautal im Vorderen Schloss.
- Mühlberg,** Ikon Auf der Predella des frühbarocken Altärchens (um 1600) Spindelwag, in der St. Annakapelle sind neben dem Schweißstuch Rot an der Rot, Christi die hll. Verena und Eligius abgebildet. Vgl. BECK, LK BC 147.
- Munderkingen,** AP Eligiusaltar der Schmiedezunft (um 1520), Mittelstück. Ikon Stadtmuseum Ulm. Vgl. v. ETZDORF, Nr. 19.  
Stadt Ulm, LK UL
- Nenzingen,** Ikon In der 1275 erstmals erwähnten und ab 1716 von Franz Orsingen-Orsingen, Ikon Jochum neu erbauten St. Martinskapelle sind seitlich des Hochaltars die Skulpturen des hl. Georg als Drachentöter und Eligius als Schmied mit Hammer und abgeschlagenem Pferdefuß dargestellt. Vgl. THÖNE, S. 73; KUNSTSCHÄTZE, S. 168.  
LK KN
- Neudorf-Gormund,** Br Bruderschaft, o. D. Vgl. HENGLER (1950); DÄNGELI.  
Kt. LU (CH)
- Neufra,** Stadt Ikon Statue des hl. Eligius (18. Jh.) in der Pfarrkirche. Ikon Riedlingen, Vgl. BECK, S. 279.  
LK BC
- Neufra,** AKonP In der 1751 erbauten und 1762 geweihten Hochbergkapelle wird der hl. Eligius zusammen mit St. Wendelin als Ikon Konpatron des linken Seitenaltars verehrt. Vgl. HERMANN (1974), S. 13–20; Der Dreiländerkreis (2007), S. 283. Altarbild (rechter Seitenaltar) und Votivtafeln (1758, 1820) mit der Darstellung des Heiligen als Bischof und Schmied.
- Niederwinterthur,** AP Eulogiusaltar in der Pfarrkirche St. Nikolaus (2. Hälfte d. 15. Jh.) und Bruderschaft. Vgl. NÜSCHELER, Heft 2, Kt. ZH Ikon Br S. 186.  
(CH)

<b>Oberessendorf,</b> KapP Eberhardzell, Ikon LK BC	Die um 1700 erbaute Eligiuskapelle wurde beim Bau der B 30 abgebrochen und 1983 im Kreisfreilichtmuseum Kürnbach wieder aufgebaut. Vgl. BECK, S. 158. 2012 Neubau der Kapelle oberhalb des Dorfes am oberschwäbischen Jakobsweg. Holzbildgruppe und Altarbild, Öl auf Leinwand mit der Darstellung des Hufwunders (Mitte 18. Jh.). Vgl. v. ETZDORF, Nr. 28 und 33.
<b>Oberglashütte,</b> KapP Glashütte, Stetten am kalten Markt, LK SIG	Die Eligiuskapelle wird erstmals 1740 als Eigentum der Gemeinde Oberglashütte im Kapellenfonds erwähnt. Vgl. Informationstafel Oberglashütte.
<b>Oberschwaben</b> Ikon	Der hl. Eligius als Schmied am Amboss. (Holzskulptur) vermutlich aus Oberschwaben (um 1525/30). Württembergisches Landesmuseum Stuttgart (WLM 1965–17). Vgl. LICHTER/MEURER, S. 248f.
<b>Oberstammheim,</b> Ikon Anselmingen, Kt. ZH (CH)	Spätgotische Wandmalerei mit der Darstellung des Beschlagwunders und Inschriftrest 1504 unter dem Gemälde in der Galluskapelle. Vgl. Zürcher Denkmalpflege, S. 77–79; MICHLER, S. 140.
<b>Ottenhusen,</b> Ikon Hohenrain, Kt. LU (CH)	Statue des 18. Jahrhunderts. Vgl. HENGGELER (1950); DÄNGELI.
<b>Rain,</b> Br Kt. LU (CH)	Bruderschaft, o. D. Vgl. HENGGELER (1950); DÄNGELI.
<b>Rangendingen,</b> KKonP LK BL	Als ursprünglicher Kirchenpatron wird 795 der hl. Petrus erwähnt. Unter dem Einfluss St. Gallens Patroziniumswechsel zu Gallus (1355). Seit 1544 Konpatronat mit dem hl. Eligius. Vgl. BLESSING, S. 151.
<b>Rast,</b> Sauldorf, Ikon LK SIG	Darstellung des hl. Eligius als Schmied in der Lünette des linken Seitenaltars. Vgl. KLUGER.
<b>Reipertshofen,</b> KapPa Kißlegg, Ikon LK RV	1687 erbaute Ortskapelle des hl. Eligius und großes Votivbild mit Stifterfamilie von 1687. Vgl. THIERER/RÜCKGAUER, S. 181.
<b>Reusten,</b> Pferdewall- Ammerbuch, fahrt LK TÜR	Pferdewallfahrt zur Kapelle des hl. Kreuzes von Reusten (1596). Vgl. HOFFMANN, S. 158.
<b>Richenthal,</b> Ikon Reiden, Kt. LU (CH)	Bild des hl. Eligius als Schmied in der Kapelle beim Kurhaus. Vgl. HENGGELER (1950); DÄNGELI.
<b>Rickenbach,</b> Br Kt. LU (CH) Ikon	Bruderschaft (1664). Vgl. DÄNGELI; Prozessionsstatue des hl. Eligius als Bischof, Barock, letztes Drittel 17. Jh., 101 cm. Vgl. Internet-Link <a href="https://www.hauszumdolder.ch/sonderausstellung_2001">https://www.hauszumdolder.ch/sonderausstellung_2001</a> (29.9.2016).
<b>Ried,</b> Kt. UR (CH) KapP	Eligiuskapelle (St. Loy) am rechten Reußufer, oberhalb von Amsteg, 1666/69 geweiht. Vgl. NÜSCHELER, Geschichtsfreund 47, S. 149.
<b>Römerswil,</b> Br Kt. LU (CH)	Bruderschaft (1569). Vgl. HENGGELER (1950); DÄNGELI (2015).

- Rothenburg,** Br  
Kt. LU (CH) Ikon Bruderschaft (1616) und spätgotische Holzfigur (1530–1550) in der Kapelle Unterwüesti. Vgl. HENGGELER (1950); DÄNGELI.
- Rottenburg,** AP  
LK TÜR Eligiussaltar in der einstigen Markt-Kapelle, dem heutigen Dom von Rottenburg (1463). Vgl. KREBS: Investiturprotokolle, in: FDA 72, S. 724.
- Rüdiswil,** Ikon  
Luthern,  
Kt. LU (CH) Bildstock. Vgl. HENGGELER (1950); DÄNGELI.
- Ruswil,** Br  
Kt. LU (CH) Eligiussbruderschaft der Schmiede des Rottales (1586). Vgl. HODAPP (2000), S. 532; HENGGELER (1950); DÄNGELI.
- Saulgau,** Ikon  
LK SIG Figurengruppe mit der Darstellung des Beschlagwunders in der 1634 erwähnten Heiligkreuz-Kapelle »außer der Stadt«. Vgl. BIRLINGER, S. 404, Nr. 632; HOFFMANN, S. 229; v. ETZDORF, Nr. 37.
- Schaffhausen,** KapP  
Kt. SH (CH) Standort der Brückenkapelle des hl. Eligius auf dem mittleren Joch der Gerberbachbrücke, vermutlich kurz nach 1450 von dem in der Nähe wohnenden Hufschmied Hans Peyer erbaut, 1839 abgebrochen. Vgl. NÜSCHELER, Heft 2, S. 29; FRAUENFELDER, S. 209f., HODAPP (2000), S. 532.
- Schmitten,** KapP  
Amtzell,  
LK RV Ikon Wegkapelle des hl. Eligius im Ortsteil Schmitten, 1808 erstmals im Güterbuch zum Schmid/Amtzell erwähnt. 1956 Neubau der Holzkapelle als Steinbau, 2000 abgerissen, 2001/03 neu erbaut. Bemalte Holztafel von 1716 mit dem hl. Eligius am Amboss und dem hl. Georg, der das vorübergehend dreibeinige Pferd festhält. Vgl. Baier, Hildegard: Internetlink: [se-argen.drs.de/index.php?id=4174](http://se-argen.drs.de/index.php?id=4174) (28.10.2016); THIERER/RÜCKGAUER, S. 289f.
- Schnepfau,** KapKonP  
Vorarlberg (A) Ikon Schnepfeggkapelle, 1639 den hll. Eligius und Wendelin geweiht. Figurengruppe mit der Darstellung des Beschlagwunders und barockes Altarbild von 1671 mit der Abbildung des hl. Eligius als Schmied am Amboss auf dem Antependium. Vgl. HODAPP (2000), S. 545.
- Schüpfheim,** Br  
Kt. LU (CH) Ikon Bruderschaft um 1570 errichtet; Altarstatue im Feldchäpeli. Vgl. HENGGELER (1950); DÄNGELI.
- Schötz,** KapP  
Kt. LU (CH) Eligiusskapelle auf dem Hügel Hostris östlich der Straße von Schötz nach Alberswil, vgl. Internet-Link [www.rot-punktverlag.ch/pdf/Sagenhaftes\\_Wandern\\_Route\\_2.pdf](http://www.rot-punktverlag.ch/pdf/Sagenhaftes_Wandern_Route_2.pdf) (28.9.2016).
- Schwarzenbach,** Ikon  
Beromünster,  
Kt. LU (CH) Einzelfigur des hl. Eligius. Vgl. DÄNGELI.



<b>Schwyz</b> (CH)	KapP Br. Ikon	St. Josephs- und Eligiusbruderschaft (o. D.) an der Pfarrkirche. Vgl. NÜSCHELER, Geschichtsfreund Bd. 45, S. 301; Altar im nördlichen Querschiff, Stuckfigur auf einer Konsole. Am linken Doppelaltar die Hll. Antonius Erem., Eligius und Joseph. Vgl. v. ETZDORF, Nr. 132. Kapelle St. Eligius im Großhaus in Schwyz-Dorf von 1604, 1875 abgegangen. Vgl. v. ETZDORF, Nr. 303.
<b>Seelfingen</b> , Stadt Stockach, LK KN	AKonP Ikon	Linker Seitenaltar der Pfarrkirche St. Agatha anlässlich des Neubaus von 1730 zu Ehren der hll. Martin, Leonhard, Georg und Eligius geweiht. Vgl. Der Landkreis Konstanz IV, S. 426.
<b>Sempach</b> , Kt. LU (CH)	Br	Bruderschaft an der Hl. Kreuz-Kapelle (1585). Vgl. HENGELER (1950); DÄNGELI.
<b>Sigmaringen</b> , LK SIG	KapKonP AP Br Pferdewall- fahrt	Mitpatron der vermutlich 1506 erbauten Eligius- und Sebastianskapelle. Eligius-Altar. Von 1530 bis 1618 Erwähnung einer Eligiusbruderschaft. Reiterprozession mit Gottesdienst und Pferdebenediktion bis 1782. Vgl. EISELE, S. 166.
<b>Silenen</b> , Kt. UR (CH)	KapP	1661 erbaute Eligiuskapelle am ehemaligen Saumweg zum Gotthard. Patrozinium 1779 erwähnt. Vgl. Catalogus Personarum Ecclesiasticarum (1779), S. 123; www.silenen.ch, abgerufen am 14.12.2015.
<b>Sisikon</b> , Kt. UR (CH)	KapP	Ehemalige Eligiuskapelle. Nach der Erhebung zur Pfarrkirche 1387 und 1389 werden Eligius und Ägidius als Kirchenpatrone genannt. Vgl. HECKER, S. 122.
<b>Sommers- bach</b> , Beuren, Stadt Isny, LK RV	Kap.KonPa Ikon	Im 15. Jh. errichtete Kapelle St. Eligius und Maria. Figur des hl. Eligius als Schmied, 2. Hälfte d. 16. Jh.). Vgl. THIERER/RÜCKGAUER, S. 242.
<b>St. Jost am Bürgen</b> , Ennetbürgen, Kt. NW (CH)	Ikon	Retabelflügel mit Eligius im Ornat mit Krummstab und Pferdefuß (1572) im Historischen Museum von Stans. Vgl. v. ETZDORF, Nr. 126
<b>Stansstadt</b> , Kt. NW (CH)	Br	Gründung einer Eligiusbruderschaft an der St. Christophorus-Kapelle (1581). Vgl. NÜSCHELER, Geschichtsfreund 47, S. 195.
<b>Steinhausen an der Rottum</b> , LK BC	Ikon	Kopie eines »Eligiusreliefs« in der 1592 erbauten St. Annakapelle. Vgl. BECK, S. 149; v. ETZDORF, Nr. 20.
<b>Stockach</b> , LK KN	AP Markttag	Eligiusaltar in der bis zu ihrem Abbruch 1783 als Friedhofskapelle genutzten »Unteren Pfarrkirche«. Vgl. WAGNER, S. 3 u. 12; Markttag am Festtag des hl. Eligius. Vgl. Der Landkreis Konstanz IV, S. 444.
<b>Stühlingen</b> , LK WT	Ikon	Hufschmiedeszene (Holz) aus der Umgebung von Stühlingen (16. Jh.) im Augustinermuseum Freiburg, Inventar Nr. 25/100. Vgl. HODAPP (2000), S. 511.

- Sursee,** Ikon Statuen der hll. Eligius und Wendelin auf dem Barock-  
Kt. LU (CH) altar in der Heiligkreuz-Kapelle (s'Chrüzli). Vgl. REINLE,  
S. 448; ZÜGER, S. 136; DÄNGELI.
- Tettngang,** Ikon Prozessionsstange der Zünfte mit der Abbildung des hl.  
Stadt, LK FN Eligius für die Zünfte (2. Viertel 18. Jh.). Vgl. v. ETZDORF  
Nr. 129.
- Triengen,** Br Bruderschaft (1504). Vgl. DÄNGELI.  
Kt. LU (CH)
- Ufhusen,** Br Bruderschaft, o. D.. Vgl. DÄNGELI (2015).  
Kt. LU (CH)
- Ulm,** AKonP Altar in der Kapelle vor dem Frauen- oder Leonhardstor  
LK UL Ikon zu Ehren der hl. Leonhard, Veit, Eligius, Onophrius,  
Br 1100 Jungfrauen, Nikolaus und Aller Heiligen (1413).  
Vgl. HOFFMANN, S. 214; Außenbild der drei Heiligen  
Antonius, Leonhard und Eligius; Meistertafel der Ulmer  
Goldschmiede mit Eligius, im Ornat auf einem Dreibein  
am Amboss sitzend (um 1501). Ulmer Museen.  
Vgl. v. ETZDORF, Nr. 74.
- Unterfuhren,** KapP Kapelle St. Loi in Unterfuhren. 1696 in einem Stiftungs-  
Entlebuch, Ikon brief erstmals erwähnt. 1777 und zu Beginn des 20. Jh.  
Kt. LU (CH) Br renoviert. 1982 auf den alten Fundamenten neu errichtet.  
Gemälde des hl. Eligius, gemalt von einem naiven Künst-  
ler um 1900. Vgl. Interlink vom 27.9.2016 (Kirche/Ka-  
pellen Katholische Kirche Entlebuch); Bruderschaft des  
hl. Elogy 1629 errichtet; Vgl. DÄNGELI.
- Unterrüti,** KapKonP 1603 Weihe der von Rudolf Richwiler auf seinem Gut er-  
Merenschwand, Ikon bauten Kapelle in der Pfarrei Merenschwand zu Ehren der  
Kt. AG (CH) hll. Antonius, Felix, Eligius, Germanus und Wendelin.  
Vgl. NÜSCHELER, Argovia Bd. 26, S. 102.
- Wahlwies,** KapKonP Spätgotische Kapelle der hll. Leonhard, Vitus und Eligius  
Stadt Stockach, Ikon (1603) auf dem Bühl, an der alten Heerstraße in den nörd-  
LK KN lichen Hegau. Auch Verehrung der Vierzehn Nothelfer.  
Spätgotische Holzskulptur des hl. Eligius als Hufschmied  
mit Hammer und abgeschnittenem Pferdefuß (um 1525).  
Vgl. MEYER (1995) S. 36–46.
- Wangen** AP Eligiusaltar in der Pfarrkirche St. Martin (1508) und in  
im Allgäu, LK RV der Spitalkapelle (1466). Vgl. HOFFMANN, S. 231; KREBS  
Bd. 73, S. 952.
- Weissenau,** Ikon Ehemaliger Marstall des Klosters Weißenau mit der  
Eschach, Stadt Darstellung des hl. Eligius über dem Eingang (Schmie-  
Ravensburg deszene).
- Weil der Stadt,** Br Bruderschaft der Goldschmiede 1428. Vgl. HOFFMANN,  
LK BB S. 57.
- Wil,** AP Eligiusaltar in der Pfarrkirche St. Nikolaus, 2. Hälfte  
Kt. SG (CH) d. 15. Jahrhunderts. Vgl. NÜSCHELER, Heft 2, S. 185f.



<b>Willisau,</b> Kt. LU (CH)	Br Ikon	Bruderschaft (ca. 1500). Vgl. HODAPP 2, S. 532; HENGGE- LER(1950); DÄNGELI; Eligiusfigur auf einem Nebentaler der Pfarrkirche St. Peter und Paul. Vgl. Internet-Link <a href="http://www.willisau.ch/geschichte-zahlen/sehenswuerdigkeiten">http://www.willisau.ch/geschichte-zahlen/sehenswuerdigkeiten</a> (29.9.2016).
<b>Wolfartswailer,</b> Unterschwarz- ach, Stadt Bad Wurzach, LK RV	Ikon	Holzbildwerk mit der Darstellung des Hufwunders an der Südseite der Kapelle (18. Jh.). Vgl. v. Etdorf, Nr. 30.
<b>Wolhusen,</b> Kt. LU (CH)	KapP	Friedhofkapelle, abgegangen. Vgl. HENGGELE (1950); DÄNGELI.
<b>Zürich (CH)</b>	Ikon Br	1. Versuchung des hl. Eligius durch den Teufel in Gestalt einer Frau. Tafelgemälde (um 1495), Stiftung der St. Loys- bruderschaft aus der Augustinerkirche. Schweizerisches Landesmuseum Zürich. Vgl. v. ETZDORF, Nr. 11. 2. Eligius in Arbeitskleidung am Amboss. Gemälde aus der Schule des Hans Fries, Anf. 16. Jh. Provenienz unbekannt, Lan- desmuseum Zürich. Vgl. v. ETZDORF, Nr. 15.
<b>Zwings,</b> Haidnau, Stadt Bad Wurzach, LK RV	Ikon	Ölbild (2,05 m x 1,55 m.) mit der Darstellung des Be- schlagwunders. Meister unbekannt. Vgl. v. ETZDORF, Nr. 35

*Anschrift des Verfassers:*

Dr. Fredy Meyer, Pestalozzistr. 7, D-78333 Stockach-Wahlwies, [fredymeyer.sto@gmail.com](mailto:fredymeyer.sto@gmail.com)

## QUELLEN UND LITERATUR

- Älteste deutsche Dichtungen, übersetzt u. hg. v. WOLFSKEHL, Karl und VON LEYEN, Friedrich, Leipzig 1932.  
AUDOIN v. Rouen: Vita sancti Eligii, in: PL 87, Sp. 477–658.  
AUTENRIETH, Johanne/Geuenich, Dieter/Schmid, Karl: Das Verbrüderungsbuch der Abtei Reichenau, Han-  
nover 1979.  
AUTENRIETH, Johanne: Der Codex Sangallensis 915. Ein Beitrag zur Erforschung der Kapiteloffiziums-  
bücher, in: Landesgeschichte und Geistesgeschichte. Festschrift für Otto Herding zum 65. Geburtstag,  
Stuttgart 1977, S. 42–55.  
BÄCHTOLD-STÄUBLI, Hanns: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens Bd. 2, Nachdruck der Ausgabe  
1930, Berlin-New York 1987.  
BARTH, Médard, Elässische Kalendarien des 11. und 12. Jahrhunderts, in: Archiv f. elsässische Kirchenges-  
chichte 3. Jg. (1928), S. 1–21.  
BARTH, Médard: Aus dem liturgischen Leben der Abtei Murbach. Kalendare und Heiligenlitaneien (11.–15. Jh),  
in: FDA 73 (1953), S. 59–87.  
BARTH, Médard: Handbuch der elsässischen Kirchen im Mittelalter, Neudruck der Ausgabe von 1960, Bru-  
xelles 1980.  
BARTH, Médard: Heiligenkalendare alter Benediktinerklöster des Elsaß, in: FDA 78 (1958), S. 82–125.  
BARTH, Médard: Kalendare des 11. Jahrhunderts aus den Abteien St. Thomas in Straßburg und Gengenbach in  
Baden, in: FDA 72 (1952), S. 33–53.  
BECK, Otto: Kunst und Geschichte im Landkreis Biberach. Sigmaringen 1985.

- BERSCHIN, Walter: Der heilige Goldschmied. Die Eligiusvita – ein merowingisches Original? in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Bd. 118 (2010), S. 1–7.
- BEYERLE, Konrad: Aus dem liturgischen Leben der Reichenau, in: Die Kultur der Abtei Reichenau, Erinnerungsschrift zur zwölfhundertsten Wiederkehr des Gründungsjahres des Inselklosters 724–1924, Bd. 1, hg. v. Beyerle, Konrad, München 1925, S. 55–212/2.
- BIRLINGER, Anton: Volkstümliches aus Schwaben, Nachdruck der Ausgabe Freiburg 1861/62, Hildesheim-New York 1974.
- BLESSING, Elmar: Die Kirchen- Kapellen- und Altarpatrozinien für den Kreis Hechingen im Mittelalter und in der Neuzeit. Phil. Diss. Tübingen, Stuttgart 1962.
- BRAND, Margit/FREIENHAGEN-BAUMGARDT, Kristina/MEYER, Ruth/WILLIAMS-KRAPP, Werner: Der Heiligen Leben, Bd. 1. Der Sommerteil (= Text und Textgeschichte Bd. 44), Tübingen 1996.
- BRANDI, Karl: Die Chronik des Gallus Öhem (=Quellen und Forschungen zur Geschichte der Abtei Reichenau Bd. II), Heidelberg 1893.
- BURR, Victor: Calendarium Elvacense, in: Archiv für Liturgiewissenschaft Bd. 6, Regensburg 1960, S. 372–416. Catalogus Personarum Ecclesiasticarum et Locorum Dioecesis Constantiensis, Constantiae 1779.
- COENS, Maurice: Anciennens litanies des saints, in: Analecta Bollandiana Bd. 54 (1936), S. 5–37; Bd. 55 (1937), S. 49–69; Bd. 62 (1944), S. 126–168.
- Das Land Baden-Württemberg. Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden. Band VII: Regierungsbezirk Tübingen. Stuttgart 1978.
- DÄNGELI, Jakob: Die Verehrung des hl. Eligius, in: Blätter für Heimatkunde aus dem Entlebuch Jg. 80 (2015).
- DEHIO, Georg, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Baden-Württemberg II, München-Berlin 1997.
- Der Landkreis Konstanz. Amtliche Kreisbeschreibung, Bd. IV, Sigmaringen 1984.
- Der Dreiländerkreis Sigmaringen. Ein Führer zu Natur, Wirtschaft, Geschichte und Kultur, Meßkirch 2007.
- Die Handschriften d. Württemberg. Landesbibl. Stuttgart. Die Handschriften der ehem. königl. Hofbibliothek. II. Reihe. Erster Band: Codices ascetici, Teil 1, beschrieben v. Joanne Autenrieth u. Virgil Ernst Fiala unter Mitarbeit v. Wolfgang Irtenkauf, Wiesbaden 1968; Teil 2, beschrieben von Virgil Ernst Fiala u. Hermann Hauke unter Mitarbeit v. Wolfgang Irtenkauf, Wiesbaden 1970.
- DODWELL, C. R./TURNER, D. H.: Reichenau Reconsidered, A Re-assessment of the Place of Reichenau in Ottonian Art (=Warburg Institute Surveys 2), London 1965.
- DUBOIS, Dom Jacques und RENAUD, Geneviève: Édition pratique du martyrologe de Bède, de l'Anonyme de Lyonnois et de Florus (IRHT, Bibliographies, Colloques, Travaux préparatoires), Paris 1976.
- DUBOIS, Dom Jacques: Les martyrologes du Moyen Âge latin, Turnhout 1978.
- EHREND, Helfried: Eligius auf Münzen, Medaillen und sonstigen Sammelobjekten, Speyer 2000.
- EISELE, Friedrich: Die Patrozinien in Hohenzollern, in: FDA 60 (1932) S. 114–167, Bd. 61 (1926), S. 66–73.
- ENGELMANN, Ursmar. Der heilige Pirmin und sein Pastoralbüchlein, Sigmaringen 1976.
- Enzyklopädie des Märchens, Bd. 2, Berlin-New York 1979.
- ETZDORFF, Karin von: Der Heilige Eligius und die Typen seiner Darstellung als Patron der Goldschmiede und der Schmiede, Phil. Diss. München 1956.
- EUW, Anton: Das Sakramentar von St. Paul, in: Die Kultur der Abtei Reichenau, hg. v. MAURER, Helmut, Sigmaringen 1974, S. 371–373.
- FEHRLE, Hans: Die Legende vom heiligen Eligius und ihre germanischen Vorläufer, in: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 7. Jg. (1933), S. 101–112.
- Fontes Rerum Bernensium VI, Bern (1891).
- FRAUENFELDER, Reinhard: Die Kunstdenkmäler des Kantons Schaffhausen Bd. 1, Basel 1951.
- FUTTERER, Adolf: Geschichte des Dorfes und Kirchspiels Billafingen im Linzgau, Radolfzell 1970.
- GAIDOZ, Henri. L'opération d'Esculape, in: Mélusine, Bd. V, Paris 1890/91.
- GEIGES, Fritz. Der mittelalterliche Fensterschmuck des Freiburger Münsters, in: Schau-ins-Land, 56–58 (1931), S. 111, Nr. 298.
- GENZMER, Walther. Die Kunstdenkmäler Hohenzollerns, Zweiter Band, Kreis Sigmaringen, Stuttgart 1948.
- GERMANN, Georg: Die Kunstdenkmäler des Kantons Aargau, hg. v. d. Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Band V, Bezirk Muri. Basel 1967.
- GRIESE, Sabine: Ein neuer Eligius. Die disparate Parallelität von Heiligenvita und Heiligenbild im 15. Jahrhundert, in: Frömmigkeit-Theologie-Frömmigkeitstheologie. Contributions to European Church History.

- Festschrift für Berndt Hamm zum 60. Geburtstag, hg. v. LITZ, Gudrun/MUNZERT, Heidrun/LIEBENBERG, Roland, Leiden-Boston 2005, S. 195–210.
- GROTEFEND, Hermann: Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit, Bd. 2, Neudr. d. Ausg. Hannover 1892–1898, Aalen 1970.
- HAUBRICHS, Wolfgang: Die Kultur der Abtei Prüm zur Karolingerzeit (Rheinisches Archiv Bd. 105), Bonn 1979.
- HAUBRICHS, Wolfgang: Neue Zeugnisse zur Reichenauer Kultgeschichte, in: ZGO Bd. 126 (1978), S. 1–43.
- HECKER, Clemens: Die Kirchenpatrozinien des Archidiakonats Aargau im Mittelalter, Freiburg/Br. 1946.
- HEIM, Armin: Die Eulogiuskapelle in der oberen Vorstadt, Südkurier v. 28.7.1987. Ausgabe Meßkirch.
- HEINZELMANN, Martin: Eligius, in: Lexikon der Heiligen und der Heiligenverehrung, Freiburg-Basel-Wien 2003, Sp. 419f.
- Helvetia Sacra Abt. I, Bd. 2, 1. Teil: Das Bistum Konstanz, das Erzbistum Mainz, das Bistum St. Gallen, redigiert von Brigitte DEGLER-SPENGLER, Basel-Frankfurt/Main 1993.
- HENGGELER, Rudolf: Das älteste Verzeichnis der Reliquien und Altäre in der Stiftskirche zu Einsiedeln, in: Anzeiger für Schweizerische Geschichte, NF 8. Bd. (1898–1901), S. 11–17.
- HENGGELER, Rudolf: Die Patrozinien im Gebiet des Kantons Zug, Zug 1932.
- HENGGELER, Rudolf: Die mittelalterlichen Kalendarien von Einsiedeln, in: ZSKG 48 (1954), S. 31–65.
- HENGGELER, Rudolf: Die Verehrung des hl. Eligius im Kanton Luzern, in: Heimatland. Beilage zum Vaterland. Nr. 10. 1950. S. 74 ff.
- HENNIG, Barbara/MEYER, André: Die Kunstdenkmäler des Kantons Luzern, Band II: Das Amt Luzern. Die Landgemeinden. Hg. von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte GSK. Bern 2009 (Kunstdenkmäler der Schweiz Band 116).
- HENSLER-WATZENEGGE, H.: Rund um Vorarlberger Gotteshäuser, Heimatbilder aus Geschichte, Legende, Kunst und Brauchtum, Bregenz 1936.
- HERCHER, Rudolf: De natura animalium, Varia historia, Epistolae, Fragmenta, Bd. IX, Leipzig 1864–1866.
- HERMANN, Manfred: 150 Jahre Eulogius-Ritt Aftholderberg. Kirchen der Seelsorgeeinheit Wald, Beuron 2007.
- HERMANN, Manfred: Volkskunst auf dem Hochberg bei Neufra, Sigmaringen 1974.
- HINDRINGER, Rudolf: Weiheroß und Roßweihe. Eine religionsgeschichtlich-volkskundliche Darstellung der Umritte, Pferdesegnungen und Leonhardifahrten im germanischen Kulturkreis, München 1932.
- HODAPP, Kurt: Pfarrei St. Nikolaus Lenzkirch, München-Zürich 1985.
- HODAPP, Kurt: Die Verehrung des Eligius im Hochschwarzwald und den Nachbargebieten, in: EHREND, Helfried: Eligius auf Münzen, Medaillen und sonstigen Sammelobjekten, Schriftenreihe Speyerer Numismatische Beiträge Bd. 15), Speyer 2000.
- HOFFMANN, Gustav: Kirchenheilige in Württemberg (Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte Bd. 23), Stuttgart 1932.
- HOLDER, Alfred: Martyrologium Augiense (Bad. LB Karlsr., Cod. Aug. 128). Nach der Urschrift herausgegeben, in: Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und für Kirchengeschichte, 3. Jg., Rom 1889, S. 204–251.
- HONSELMANN, Clemens: Ein Festkalender des Paderborner Doms, in: St. Liborius, sein Dom und sein Bistum. Zum 1100jährigen Jubiläum der Reliquienübertragung, hg. v. Paul Simon, Paderborn 1936, S. 94–120.
- HUNDSNURSCHER, Franz: Die Investiturprotokolle der Diözese Konstanz aus dem 16. Jahrhundert. Teil I: Aach – Kurzenbach, Stuttgart 2008.
- IRTENKAUF, Wolfgang: Ein bursfeldisches Kalendar aus Hirsau, in: ZSKG 51. Jg. (1957), S. 257–273.
- KLUGER, Thomas: Sauldorf: mit seinen Ortsteilen Bietingen, Boll, Krumbach, Rast und Wasser im Wandel der Zeit. Geiger-Verlag, Horb am Neckar, 1995.
- Jacobus de Voragine Legenda aurea. Deutsch von Richard Benz, verlegt bei Eugen Diederichs in Jena/Volksausgabe 1925.
- KENNEDY, Patrick: Legendary Fictions of the Irisch Celts, London-New-York 1886.
- KRAUS, Franz-Xaver, Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, 1. Bd.: Die Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz, Freiburg/Br. 1887.
- KRAUS, Johann Adam: Die St. Eulogius-Kapelle bei Bingen, in: Hohenzollerische Heimat, 20. Jg., 1970, Nr. 1, S. 43.

- KREBS, Manfred: Die Investiturprotokolle der Diözese Konstanz aus dem 15. Jahrhundert, in: FDA 66–88 (1938–1941), 70–74 (1950–1954).
- KRIEGER, Albert: Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, Bd. I, Karlsruhe 1904.
- KRUSCH, B.: Vita des Pseudo-Audoenus, in: MGH SS rer. merov. Bd. 4, S. 663–741.
- KÜNSTLE, Karl: Ikonographie der christlicher Kunst, Bd. 2, Freiburg/Br. 1926.
- Kunstschätze im Kreis Konstanz. Entdecken und Erleben, hg. v. Wolfgang Kramer und Michael Greuter, Konstanz 2006.
- LACHMANN, Theodor: Überlinger Sagen, Bräuche und Sitten, Konstanz 1909.
- LAY, Franz-Josef/GÖSER, Lorenz L.: Eligiuskapelle zum Jubiläum mit Leben erfüllt, in: Kressbronner Jahrbuch II (1998) S. 43–44.
- LECHNER, Anton: Mittelalterliche Kirchenfeste und Kalendarien in Bayern, Freiburg/Br. 1891.
- LICHTE, Claudia/MEURER, Heribert (Bearb.): Die mittelalterlichen Skulpturen. 2. Stein- und Holzskulpturen 1400–1530. Ulm und südliches Schwaben, Text, Landesmuseum Württemberg, Stuttgart 1989.
- MABILLON, J.: *Analecta Veterum Scriptorum*, Paris 1676.
- MANSER, A./BEYERLE, Konrad: Aus dem liturgischen Leben der Reichenau, in: Kultur der Abtei Reichenau I, München 1925, S. 316–437.
- Martyrologium Augiense (Bad. LB Karlsr., Cod. Aug. 128). Nach der Urschrift herausgegeben von Alfred HOLLDER, in: Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und für Kirchengeschichte, Rom 1889, S. 204–251.
- Martyrologium Richenoviense, ZB Zürich, Rh. hist. 28, ed. v. Sollerius, J. B. In: AA SS Junii, VII, 2 (1717), S. 5–15.
- Martyrologium Wandalberti Prumensis, hg. v. Ernst DÜMMLER, in: Monumenta Germaniae Historica Poeta Latini Bd. 2, Nachdruck der Ausgabe Berlin 1884, Zürich-Berlin 1964, S. 578–602.
- MASMONTEIL, Jean-Christophe: Iconographie et culte de saint Éloi dans l'Occident médiéval. Rencontre avec le Patrimoine religieux, Condé-sur-Noireau 2012.
- MEIENBERG, Alois: Meienberg. Ein Ort und Geschlecht gleichen Namens, Luzern 1996.
- Meienberg im Freiamt und seine Eligiuskapelle, hg. vom Pfarramt Sins und vom Gerechtigkeitsverein Meienberg, ca. 1981/82.
- MEYER, Fredy: Das Dorf als archäologische Fundgrube. Ein Plädoyer für die Dorfarchäologie und dörfliche Denkmalpflege, in: Ders. (Hg.): Römer, Ritter, Regenpfeifer. Streifzüge durch die Kulturlandschaft westlicher Bodensee, Konstanz 1995, S. 20–46.
- MEYER, Fredy: Auf Schritt und Tritt. Burgen, Höhlen und heilige Orte am Bodensee, Konstanz 2004 (zitiert Meyer 2).
- MICHLER, Jürgen: Gotische Wandmalerei am Bodensee, Friedrichshafen 1992.
- MIGNE, J.-P.: *Patrologia Latina* 138, Neudruck der Ausgabe (1880).
- MIGNE, J.-P.: *Sancti Adonis martyrologium*, in: *Patrologia Latina* Bd. 123, Neudruck, Turnhout 1969.
- MIGNE, J.-P.: *Usuardi martyrologium*, in: *Patrologia Latina* Bd. 124, Neudruck, Turnhout 1969.
- Monumenta Germaniae Historica, Poeta Latini Aevi Carolini Bd. 3, hg. v. Ludwig TAUBE. Unveränd. Nachdr. d. Ausg. Berlin 1896, Berlin 1964.
- Monumenta Germaniae Historica, Poeta Latini Aevi Carolini Bd. 1, hg. v. Ernst DÜMMLER, Unveränd. Nachdruck d. Ausg. Berlin 1881, Zürich-Berlin 1964.
- MÜLLER, Iso: Das liturgische Kalendar von Pfäfers, in: ZSKG 55 (1961), S. 21–34 und 91–131.
- MÜLLER, Iso: *Thesaurus Fabariensis der Reliquien-, Schatz- u. Bücherverzeichnisse im Liber Viventium von Pfäfers* (St. Galler Kultur und Geschichte 15), St. Gallen 1986, S. 13–55.
- MÜLLER, Iso: Zum liturgischen Kalendar der Abtei Disentis, in: *Schriften und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens* 65 (1953/54), S. 81–89.
- MUNDING, Emmanuel: Das älteste Kalendar der Reichenau (Aus Cod. Vindob. 1815 saec. IX. med.), in: *Colligere Fragmenta*. Festschrift Alban Dold z. 70. Geburtstag, hg. v. Fischer, Bonifatius und Fiala, Virgil, Beuron 1952, S. 236–246.
- MUNDING, Emmanuel: Das Verzeichnis der St. Galler Heiligenleben und ihrer Handschriften in Cod. Sang. 566 (Texte und Arbeiten, hg. durch die Erzabtei Beuron, I. Abt., Heft 3/4), Beuron 1918.
- MUNDING, Emmanuel: Die Kalendarien von St. Gallen (=TuA I. Abt. Heft 36/37), Beuron 1948/51.
- MUTSCHELLER, Max: Hödingen. Geschichte eines kleinen Bauerndorfes, Überlingen 1934.
- NEUBURGER, Josef: Zur Geschichte des Eulogiuskirchleins in Bingen und andere historische Fakten, in: *Hohenzollerische Heimat* 46, Jg., Nr. 3 (1996), S. 43–45.

- NÜSCHELER, Arnold: Die Gotteshäuser der Schweiz. Erstes Heft: Bistum Chur, Zürich 1864; Heft 2 und 3: Bistum Konstanz, Zürich 1867 bzw. 1873; Heft 4–10: Bistum Konstanz, Archidiakonats Aargau, in: Der Geschichtsfreund Bd. 39 (1884), Bd. 40 (1885), Bd. 44 (1889), Bd. 45 (1890), Bd. 46 (1891), Bd. 47 (1892), Bd. 48 (1893); Heft 11: Die Argauischen Gotteshäuser in den ehemaligen Dekanaten Frickgau und Sisgau Bistum Basel Bd. 23 (1892); Die Argauischen Gotteshäuser in den Dekanaten Hochdorf, Mellingen, Aargau und Willisau, Bistums Konstanz, in: Argovia Bd. 26 (1895) und Bd. 28 (1900).
- OPFERMANN, Bernhard: Die liturgischen Herrscherakklamationen im Sacrum Imperium des Mittelalters, Weimar 1953.
- PARSY, Paul: Saint Eloi (590–659), Paris 1907.
- PFLEGER, Alfred: Roßweihe und Tierpatronat im Elsaß, in: Archiv für elsässische Kirchengeschichte 10. Jg. (1935).
- POULIN, J.-Cl.: Eligius, in: LMA Bd. 3 (1986), Sp. 1829f.
- PRINZ, Friedrich: Frühes Mönchtum im Frankenreich. Kultur und Gesellschaft in Gallien, den Rheinlanden und Bayern am Beispiel der monastischen Entwicklung (4. bis 8. Jahrhundert), München-Wien 1965.
- Reallexikon der germanischen Altertumskunde Bd. 7 (1989).
- REINLE, Adolf (Hg.): Die Kunstdenkmäler des Kantons Luzern, Band IV, Das Amt Sursee, Basel 1956.
- RHOTERT, J.: Der älteste Osnabrücker Heiligenkalender als Quelle unserer Bistumsgeschichte, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück, Bd. 28 (1903), S. 255–271.
- RICHTER, Gregor/SCHÖNFELDER, Albert (Hg.): Sacramentarium Fuldense saeculi X., Fulda 1912.
- ROSSI, J. B. de/DUCHESNE, L.: AASS Novembris, t. II, Pars I, Praemissum est Martyrologium Hieronymianum, Bruxelles, 1894, S. 1–195.
- SAUERLAND, H. B.: Ein Bamberger Missale aus dem Anfang des 11. Jh. im Trierer Domschatze, in: Historisches Jahrbuch Bd. 8 (1887), S. 475–487.
- SCHÄFERDICK, K.: Eligius, in: Reallexikon der germanischen Altertumskunde, Bd. 7 (1989), Sp. 144–147.
- SCHMENK, Holger: Die frühmittelalterlichen Gedenkbücher des Bodenseeraumes, Marburg 2003.
- SCHRÖDER, Alfred: Die ältesten Heiligenkalendarien des Bistums Augsburg, 1. Bd., Dillingen 1909–1911.
- SCHROTH, Ingeborg: Die Schatzkammer des Reichenauer Münsters, Konstanz, Lindau, Stuttgart 1962.
- SCHULER, Manfred: Ein Pfründen und Altarverzeichnis vom Konstanzer Münster aus dem Jahre 1524, in: FDA 88 (1968).
- SIMROCK, Karl: Deutsche Märchen, Stuttgart 1864.
- STÄHLE, Willi: Schwäbische Bildschnitzkunst I, Rottweil 1983.
- STANGE, Alfred: Deutsche Malerei der Gotik. Schwaben in der Zeit von 1450 bis 1515, Bd. 8, Nendeln 1969.
- STAPPER, Richard: Die Feier des Kirchenjahres an der Kathedrale von Münster im hohen Mittelalter, in: Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde Westfalens, Bd. 75 (1917), S. 1–181.
- Statuta capituli Rurales Linzgoviensis, Konstanz 1764.
- Statuta capituli ruralis Wurmlingani, Konstanz 1763.
- STROHMAIER, Hermann: Kapelle »St. Eulogius« Kalkofen und Glocke, in: Kalkofen und Hohenfels. Daten, Bilder, Karten, Hohenfels 2000.
- STÜCKELBERG, E. A.: Geschichte der Reliquien in der Schweiz, Bd. I und II (Schriften der schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde I und V), Zürich 1902/08.
- SWARZENSKI, Georg: Die Litanei Ludwigs des Deutschen in der Stadtbibliothek zu Frankfurt am Main, in: Studien aus Kunst und Geschichte. Friedrich Schneider zum siebzigsten Geburtstag gewidmet von seinen Freunden und Verehrern, Freiburg/Br. 1906, S. 171–177.
- THÖNE, Friedrich, Vom Bodensee zum Rheinfall. Kunst- und Geschichtsstätten im Landkreis Konstanz und den Schweizer Kantonen Schaffhausen, Zürich, Thurgau, Sigmaringen 1975.
- TORSY, Jakob: Lexikon der deutschen Heiligen, Seligen, Ehrwürdigen und Gottseligen, Köln 1959.
- TÜCHLE, Hermann: Dedicaciones Constantienses. Kirch- und Altarweihen im Bistum Konstanz bis zum Jahre 1250, Freiburg/Br. 1948.
- TURNER, D. H.: The »Reichenau« Sacramentaries at Zurich and Oxford, in: Revue Bénédictine 75 (1965), S. 240–276.
- Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen, bearb. v. Hermann Wartmann, Theil I, (700–840), Zürich 1863.
- VACANDARD, E.: Éloi Saint, in: Dictionnaire de Théologie Catholique, Bd. 4, Paris 1911, Sp. 2340–2349.
- VIERCK, H.: Eligius, in: Reallexikon der germanischen Altertumskunde, Bd. 7 (1989), Sp. 147–158.
- Volkskunde, Tijdschrift voor Neederlandsche Folklore, hg. v. Pol de Mont u. Aug. Gittée, 1. Jg. Gent 1888.

WAGNER, Hans: St. Oswald-Stockach, Tuttlingen 1958.

WERNER, F.: Eligius, in: LCI Bd. 6 (1994), Sp. 122–127.

WILLIAMS-KRAPP, Werner: Die deutschen und niederländischen Legendare des Mittelalters. Studien zu ihrer Überlieferungs-, Text- und Wirkungsgeschichte (Text- und Textgeschichte Bd. 20), Tübingen 1986.

WIMMER, Otto/Melzer, Hartmann: Lexikon der Namen und Heiligen, 2002.

WOHLEB, J. L.: Die Darstellung der Eligius-Legende an der Hödinger Pfarrkirche, in: Bodensee-Chronik 1 (1939), S. 18–19.

Emil Züger: In St. Georgs Diensten, Sursee 1998.

Zürcher Denkmalpflege, 5. Bericht 1966/67.

## ANMERKUNGEN

1 Vgl. PRINZ, Friedrich: Frühes Mönchtum im Frankenreich. Kultur und Gesellschaft in Gallien, den Rheinlanden und Bayern am Beispiel der monastischen Entwicklung (4. bis 8. Jahrhundert), München-Wien 1965. S. 124; POULIN, J.-Cl.: Eligius, in: LMA Bd. 3 (1986), Sp. 1829f.; WERNER, F.: Eligius, in: LCI Bd. 6 (1994), Sp. 122–127; HEINZELMANN, Martin: Eligius, in: Lexikon der Heiligen und der Heiligenverehrung, Freiburg-Basel-Wien 2003, Sp. 419f.; VACANDARD, E.: Éloi Saint, in: Dictionnaire de Théologie Catholique, Bd. 4, Paris 1911, Sp. 2340–2349; SCHÄFERDICK, K.: Eligius, in: Reallexikon der germanischen Altertumskunde, Bd. 7 (1989), Sp. 144–147; VIERCK, H.: Eligius, in: Reallexikon der germanischen Altertumskunde, Bd. 7 (1989), Sp. 147–158; BERSCHIN, Walter: Der heilige Goldschmied. Die Eligiusvita – ein merowingisches Original? in: Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung, Bd. 118 (2010), S. 1–7.

2 Vgl. PARSY, Paul: Saint Éloi (590–659), Paris 1907, S. 173; Poulin (wie Anm. 1), Sp. 1829f.; WIMMER, Otto/MELZER, Hartmann: Lexikon der Namen und Heiligen, 2002, S. 240; TORSY, Jakob: Lexikon der deutschen Heiligen, Seligen, Ehrwürdigen und Gottseligen, Köln 1959, Sp. 130. Zu unstreitig von Eligius stammenden Goldschmiedearbeiten zählen der in der Französischen Revolution zerstörte Abendmahlskelch von Chelles und die sogenannte Jadeschale des Abtes Suger von St. Denis. Siehe dazu den Artikel Eligius von VIERCK.

3 Die älteste um 673/675 von seinem Hagiographen Audoïn verfasste Vita ist nur in einer überarbeiteten Fassung aus der 1. Hälfte des 8. Jahrhunderts überliefert, die allerdings einige Teile der Originalfassung enthält. Vgl. AUDOIN v. ROUEN, Vita sancti Eligii, in: Patrologia Latina (zitiert PL) 87, (1851), Sp. 477–658;

KRUSCH, B.: Vita des Pseudo-Audoenus, in: MGH SS rer. merov. Bd. 4, S. 663–741. Siehe dazu die Quellenhinweise bei POULIN (wie Anm. 1), Sp. 1830.

4 Vgl. PRINZ (wie Anm. 1), S. 134, und SCHÄFERDICK (wie Anm. 1).

5 Ebenda; POULIN (wie Anm. 1), Sp. 1830.

6 Bathilde, Mutter König Clothars III., Gemahlin Chlodwigs II., gest. 680.

7 PARSY (wie Anm. 1), S. 173.

8 Ebenda, S. 187.

9 Der Eintrag lautet: *In Gallia civitate Noviomio depositio sancti Eligii episcopi et confessoris*, vgl. ROSSI, J. B. de/ DUCHESNE, L.: AASS Novembris, t. II, Pars 1, Praemisum est Martyrologium Hieronymianum, Bruxelles, 1894, S. 1–195, hier S. 149.

10 Die Litanei stammt aus der Regierungszeit Karls des Großen und des Pontifikats Papst Hadrians (792–795). Vgl. *Litaniae Carolinae* in Psalter Cod. h. 409, fol. 344, der Bibliothek der Medizinischen Fakultät von Montpellier. Erstmals ediert von MABILLON, J.: *Analecta Veterum Scriptorum*, Paris 1676, S. 889f., erneut hg. von MIGNE, J. P.: PL 138 (1880), S. 885–888. Die Invokation in Spalte 886 lautet: S. Elegi.

11 Vgl. *Monumenta Germaniae Historica, Poeta Latini Aevi Carolini* Bd. 1, hg. v. DÜMMLER, Ernst: Unveränd. Nachdruck d. Ausg. Berlin 1881, Zürich-Berlin 1964, S. 363: *Tu quoque virtutum meritis mihi, sancte sacerdos/Elegius, precibus auxiliare tuis.*

12 Vgl. MGH *Poeta Latini Aevi Carolini* Bd. 3, hg. v. TAUBE, Ludwig. Unveränd. Nachdr. d. Ausg. Berlin 1896, Berlin 1964, S. 358: *Praesulis egregii Martini mentio hic fit,/Germani sancti, Servatii almvoli,/Vedasti, Elegii, Walerici, Remigiique/Cum patre Medardo magnificoque Lupo.*

13 Vgl. MGH *Poet. Lat.* Bd. 3, S. 594: *Milonis Carmina: Vita sancti Amandi.*



- 14 Siehe dazu die Edition der beiden Martyrologien von DUBOIS, Jacques und RENAUD, Geneviève: *Édition pratique du martyrologe de Bède, de l'Anonyme de Lyonnois et de Florus* (IRHT, Bibliographies, Colloques, Travaux préparatoires), Paris 1976. Zu den beiden historischen Martyrologien grundsätzlich DUBOIS, Dom Jacques: *Les martyrologes du Moyen Âge latin*, Turnhout 1978, S. 37–60, bes. S. 39–42.
- 15 Vgl. MIGNE, J.-P.: *Sancti Adonis martyrologium*, in: PL Bd. 123, Sp. 408. Der Festeintrag zum 1. 12. lautet: *Ipso die beati Eligii episcopi Noviomensis, gloriosi in miraculis*. Zum historischen Martyrolog Ados von Vienne siehe DUBOIS/RENAUD (wie Anm. 14), S. 112–114; DUBOIS (wie Anm. 14), S. 42f.
- 16 Vgl. *Usuardus Martyrologium*, hg. v. MIGNE, J.-P.: PL 124, (1879) Bd. 2, Sp. 755f.: *Item civitate Noviomo, sancti Eligii episcopi et confessoris, cuius vitam admirandam multiplex signorum numerus commendat*. Zum Martyrolog des Usuardus siehe DUBOIS (wie Anm. 14), S. 45–56, und DUBOIS/RENAUD (wie Anm. 14), S. 114–117.
- 17 *Eligius, Noviome, tibi sub luce Decembrem/Prima designat condigno praesul honore*. Vgl. *Martyrologium Wandalberti Prumensis*, hg. v. DÜMLER, E., in: MGH Poet. Lat. Bd. 2, Nachdruck der Ausgabe Berlin 1884, Zürich-Berlin 1964, S. 578–602, hier S. 600. Zu Wandalberts Martyrolog grundsätzlich DUBOIS/RENAUD (wie Anm. 14), S. 120f., und DUBOIS (wie Anm. 14), S. 59f.
- 18 Vgl. dazu HAUBRICHS, Wolfgang: *Die Kultur der Abtei Prüm zur Karolingerzeit* (Rheinisches Archiv Bd. 105), Bonn 1979.
- 19 EBENDA, S. 165. Der Name Eligius ist 893 bei einem Angehörigen der Prümer familia belegt. Einige der Prümer Eigenkirchen wurden bereits im 9. Jahrhundert dem hl. Eligius geweiht.
- 20 Vgl. OPFERMANN, Bernhard: *Die liturgischen Herrscherakklamationen im Sacrum Imperium des Mittelalters*, Weimar 1953, S. 104. Die an der entsprechenden Stelle angerufenen fränkischen Heiligen sind Medardus, Eligius, Justinus und Remigius.
- 21 Siehe dazu die verschiedenen liturgischen Beispiele vor allem in der Edition von COENS, Maurice: *Ancienens litanies des saints* in: *Analecta Bollandiana*: 1. *Litanei von Saint-Amand* (Elnone) nach dem Gebrauch von Tournai, 9. Jh., Bd. 55 (1937), S. 51; 2. *Karolingische Litanei von Soissons*, 9. Jh., Bd. 62 (1944), S. 134; *Litanei Karls d. Kahlen* nach dem Gebrauch von Saint-Denis, 9. Jh., ebenda, S. 147; *Litanei von Corbie*, Anfang d. 9. Jh., ebenda, S. 157; *Litanei der Abtei Marchiennes*, 9. Jh., ebenda, S. 160.
- 22 Vgl. HAUBRICHS (wie Anm. 18), S. 165.
- 23 *Litanei aus Köln vom Anfang des 9. Jh.*. Eligius steht im Kreise typisch fränkischer Heiliger wie z. B. Audoenus, Medardus, Vedastus und Amandus. Vgl. COENS, Maurice: *Ancienens litanies des saints*, in: *Anal. Boll.* 54 (1936), S. 11–13, hier S. 12.
- 24 Vgl. SWARZENSKI, Georg: *Die Litanei Ludwigs des Deutschen in der Stadtbibliothek zu Frankfurt am Main*, in: *Studien aus Kunst und Geschichte*. Friedrich Schneider zum siebzigsten Geburtstag gewidmet von seinen Freunden und Verehrern, Freiburg/Br. 1906, S. 171–177, mit der Invokation *sancte Elegie ora pro nobis* auf S. 176.
- 25 Siehe oben Seite 7
- 26 Der Heilige wird z. B. nicht in der umfangreichen *Freisinger Litanei vom Anfang des 9. Jh.* angerufen, die zahlreiche fränkische Heilige aufweist. Vgl. COENS (wie Anm. 23), S. 24–29.
- 27 Vgl. RICHTER, Gregor/SCHÖNFELDER, Albert (Hrsg.): *Sacramentarium Fuldense saeculi X.*, Fulda 1912, S. 286: *Sce Eligi*.
- 28 Regensburg: *Psalmenbuch und Kalendar*, Bayer. Staatsbibl. München, Clm 13067, 11./12. Jh. Vgl. LECHNER, Anton: *Mittelalterliche Kirchenfeste und Kalendarien in Bayern*, Freiburg/Br. 1891, S. 220. Der Festeintrag zum 1. Dezember lautet *Eligii epi*. Im *Kalendarium Mantuanum* aus dem Ende des 10. Jh., das eventuell aus Regensburg stammt, ist der Heilige mit dem Hinweis *Eodem die Eligii Noviomensis episcopi* vermerkt. Vgl. PL 138 (1853), Sp. 1257–1266.
- 29 Augsburg: *Kalendar der Augsburger Domkirche*, um 1010. Fürstl. Fürstenberg. Bibl. Donaueschingen. Cod. 193, ediert von SCHRÖDER, Alfred: *Die ältesten Heiligenkalendarien des Bistums Augsburg*, 1. Bd., Dillingen 1909–1911, S. 311: *Elegii ep*. Der Festvermerk findet sich gleichfalls im *Kalendar der Augsburger Domkirche* von 1120.
- 30 Salzburg: Im *Missale von Salzburg* aus dem Jahre 1515 ist nicht der Todestag, sondern der *Translati-onstag der Reliquien* am 25. Juni vermerkt. Vgl. GROTEFEND, Hermann: *Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit*, Bd. 2, Neudr. d. Ausg. Hannover 1892–1898, Aalen 1970, S. 162.
- 31 Freising: *Kalendar aus Freising* (984–993), Bayer. Staatsbibl. München, Clm 6421; *Kalendar aus einem Freisinger Brevier* 13./14. Jh., Bayer. Staatsbibl. München, Clm 11013; *Freisinger Kalendar* des 15. Jh., ediert von LECHNER (wie Anm. 28).
- 32 *Kalendar in Versen* aus Passau, 1246, vgl. LECHNER (wie Anm. 28), S. 163–166; *Kalendar* aus der Diö-



- zese Passau, 14. Jh., ebenda, S. 177–188; Kalendar des Klosters St. Nikolaus in Passau, 15. Jh., ebenda, S. 189–204.
- 33 In den von GROTEFEND (wie Anm. 30) herangezogenen spätmittelalterlichen Kalendarien findet sich der Festtag nicht, auch nicht am 25. Juni, dem Translationstag seiner Reliquien.
- 34 Bamberg: Kalendar aus dem 11. Jh., vgl. SAUERLAND, H. B.: Ein Bamberger Missale aus dem Anfang des 11. Jh. im Trierer Domschatze, in: Historisches Jahrbuch Bd. 8 (1887), S. 475–487.
- 35 Benediktbeuren: Kalendar des 11. Jh., vgl. SCHRÖDER (wie Anm. 29), S. 311.
- 36 Ebenda: Ottobeuren: Kalendar von ca. 1125.
- 37 Ebenda: Ellwangen: Kalendar von ca. 1125. Ebenda; Kalendar von ca. 1136–1146, vgl. BURR, Victor: *Calendarium Elvacense*, in: Archiv für Liturgiewissenschaft Bd. 6, Regensburg 1960, S. 372–416.
- 38 Paderborn: Festkalender vor 1031, Vgl. HONSELMANN, Clemens: Ein Festkalender des Paderborner Doms, in: St. Liborius, sein Dom und sein Bistum. Zum 1100jährigen Jubiläum der Reliquienübertragung, hg. v. Paul Simon, Paderborn 1936, S. 94–120.
- 39 Osnabrück: Ältester Kalendar von Osnabrück (11./12. Jh.). Vgl. RHOTERT, J.: Der älteste Osnabrücker Heiligenkalendar als Quelle unserer Bistumsgeschichte, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück, Bd. 28 (1903), S. 255–271.
- 40 Münster: Nachtrag von ca. 1300 im *Collectar* (um 1280–1300). Vgl. STAPPER, Richard: Die Feier des Kirchenjahres an der Kathedrale von Münster im hohen Mittelalter, in: Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde Westfalens, Bd. 75 (1917), S. 1–181, hier S. 118.
- 41 Straßburg: Kalendar von St. Thomas, 11. Jh., vgl. BARTH, Médard: *Kalendare des 11. Jahrhunderts aus den Abteien St. Thomas in Straßburg und Gengenbach in Baden*, in: FDA 72 (1952), S. 33–53 (*Eligii conf.*); Kalendar der Straßburger Domkirche, 2. Hälfte d. 11. Jh., vgl. BARTH, Médard, *Elsässische Kalendarien des 11. und 12. Jahrhunderts*, in: Archiv f. elsässische Kirchengeschichte 3. Jg. (1928), S. 1–21 (*Eligii conf.*).
- 42 Murbach: Kalendar 2. Hälfte d. 11. Jh., vgl. BARTH, Médard: *Aus dem liturgischen Leben der Abtei Murbach. Kalendare und Heiligenlitaneien (11.–15. Jh.)*, in: FDA 73 (1953), S. 59–87, hier S. 66 (*Eligi episc.*).
- 43 Siehe dazu die von Médard Barth herausgegebenen Kalendarien von Gengenbach, Honau, Remiremont, Weißenburg, Münster im Gregoriental, Mauersmünster und Altdorf. DERS.: *Heiligenkalendare alter Benediktinerklöster des Elsaß*, in: FDA 78 (1958), S. 82–125.
- 44 Elsässische Eligiuspatrozinien finden sich in: Ammerschweiler (Ammertzwiler), Dép. Haut-Rhin (Fr), Eligiuskapelle des 16. Jh., Vgl. BARTH, Médard: *Handbuch der elsässischen Kirchen im Mittelalter*, Neudruck der Ausgabe von 1960, Bruxelles 1980, Sp. 62; Bretten, Dép. Haut-Rhin (Fr), ehem. Eligiuskapelle auf der Anhöhe, ebenda, Sp. 194. Gildweiler (Gildwiller), Dép. Haut-Rhin (Fr), Eligiusaltar in der Pfarrkirche St. Maria, ebenda, Sp. 436; Metzeral Dép. Haut-Rhin (Fr), Eligiuskapelle (1804), ebenda, Sp. 832; Hammerstatt, ehem. Dorf, Dép. Haut-Rhin, Eligiuskirche (1503), hier trafen sich die Schmiede von Ensisheim, Landser, Thann, Belfort, Masmünster, Pfirt und Sennheim, vgl. Barth, Sp. 521; Schlettstadt (Sélestat), Dép. Bas-Rhin, Patron der Schmiedezunft, ebenda, S. 1241; Straßburg, Altarpatron im Münster (1371), ebenda, Sp. 1444 u. 1449; Patron der Schmiedezunft (1487), vgl. *Fragments des anciennes chroniques d'Alsace*, Bd. 4, Straßburg 1901, S. 237–239; ebenda, Sp. 1362; Wollschwiller, Dép. Haut-Rhin (Fr), Kirchenpatron (1509), ebenda, Sp. 1802.
- 45 GRIESE, Sabine: Ein neuer Eligius. Die disparate Parallelität von Heiligenvita und Heiligenbild im 15. Jahrhundert, in: *Frömmigkeit-Theologie-Frömmigkeitstheologie. Contributions to European Church History. Festschrift für Berndt Hamm zum 60. Geburtstag*, hg. v. LITZ, Gudrun/MUNZERT, Heidrun/LIEBENBERG, Roland, Leiden-Boston 2005, S. 195–210, hier S. 203, Anm. 18, siehe dazu die Abbildung bei FEHRLE, Hans: Die Legende vom Heiligen Eligius und ihre germanischen Vorläufer, in: *Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde*, 7. Jg. (1933), Abb. 6.
- 46 Siehe dazu die Hinweise bei GROTEFEND (wie Anm. 30), Bd. 2, Heiligenverzeichnis, S. 92.
- 47 *Martyrologium Augiense* (Bad. LB Karlsr., Cod. Aug. 128). Nach der Urschrift herausgegeben von ALFRED HOLDER, in: *Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und für Kirchengeschichte*, Rom 1889, S. 204–251, hier S. 246.
- 48 *Martyrologium Richenoviense*, ZB Zürich, Rh. hist. 28, ed. v. SOLLERIUS, J. B., in: AA Junii, Tom 7, Pars 2, 1717, S. 5–15, hier S. 15.
- 49 Bad. LB Karlsr., Cod. Aug. 254 (*Elegii*). Die Litanei ist ediert von BEYERLE, Konrad: *Aus dem liturgischen Leben der Reichenau*, in: *Die Kultur der Abtei Reichenau* (zitiert: KAR), *Erinnerungsschrift zur zwölft-hundertsten Wiederkehr des Gründungsjahres des*

Inselklosters 724–1924, Bd. 1, hg. v. BEYERLE, Konrad, München 1925, S. 434.

50 Vgl. MUNDING, Emmanuel: Die Kalendarien von St. Gallen (=Texte und Arbeiten 1. Abt. Heft 36/37), Beuron 1948/51, S. 5.

51 Stiftsbibliothek Einsiedeln, Mscr. 236 (491), vgl. dazu den Kommentar in: AA SS Nov. II, 1 (1894), S. XXVII f. (Sigle E 1).

52 MUNDING, Emmanuel: Das älteste Kalendär der Reichenau (Aus Cod. Vindob. 1815 saec. IX. med.), in: *Colligere Fragmenta. Festschrift Alban DOLD* z.

70. Geburtstag, hg. v. FISCHER, Bonifatius und FIALA, Virgil, Beuron 1952, S. 236–246.

53 ZB Zürich, Ms. C. 12.

54 Eine Vita befindet sich in einem Passionale des 9. Jh., Bad. LB, Karlsr. Cod. Aug. XXXII, fol. 84'2 (Explicit *passio sanctorum. Fructuosi, Auguri et Eulogii*). BHL 3200, AASS 21. Jan., S. 340. Eine weitere Lebensbeschreibung enthält das auf der Reichenau entstandene *Passionarium maius* aus dem 10. Jh., ZB Zürich, Cod. Turic. C. 10, i. Vgl. MUNDING, Emmanuel: Das Verzeichnis der St. Galler Heiligenleben und ihrer Handschriften in Cod. Sang. 566 (Texte und Arbeiten, hg. durch die Erzabtei Beuron, 1. Abt., Heft 3/4), Beuron 1918, S. 13 und 65: *et elegii in passionario maiore; item elegii in uolumine suo*.

55 Es bestand eine Gebetsverbrüderung zwischen der Reichenau und den nordfranzösischen Klöstern St. Vaast, St. Germain-des-Prés, St. Denis und St. Geosmes/Langres. Siehe dazu AUTENRIETH, Johanne/GEUENICH, Dieter/SCHMID, Karl (Hg.): Das Verbrüderungsbuch der Abtei Reichenau (MGH Libri Memorialis et Necrologia. Nova Series I), Hannover 1979, Ortsregister, S. 227f. Zu den mit St. Gallen verbrüdereten Kommunitäten siehe SCHMENK, Holger: Die frühmittelalterlichen Gedenkbücher des Bodenseeraumes, Marburg 2003, S. 35–51.

56 Zu den Weihe Nachrichten siehe MANSER, A./BEYERLE, K: Aus dem liturgischen Leben der Reichenau, in: KAR (wie Anm. 49), S. 378–404 (Kirchen, Kapellen, Altäre), und TÜCHLE, Hermann: *Dedicaciones Constantienses. Kirch- und Altarweihen im Bistum Konstanz bis zum Jahre 1250*, Freiburg/Br. 1948.

57 Vgl. MANSER/BEYERLE (wie Anm. 49), S. 342–378 (Die Reliquienschatze der Reichenau); BRANDI, Karl: Die Chronik des Gallus Öhem (=Quellen und Forschungen zur Geschichte der Abtei Reichenau Bd. II), Heidelberg 1893; SCHROTH, Ingeborg: Die Schatzkammer des Reichenauer Münsters, Konstanz, Lindau, Stuttgart 1962; siehe ferner das von Wolfgang

HAUBRICHS erstmals edierte Reliquienverzeichnis von Oberzell, Bad. GLA Karlsr. Abt. 65/1104, in: DERS.: *Neue Zeugnisse zur Reichenauer Kultgeschichte*, in: ZGO Bd. 126 (1978), S. 1–43, hier S. 17, Anm. 51, sowie die Reliquienschenkung für die Kirche in Bern von 1344, in: *Fontes Rerum Bernensium* VI. Bern (1891), S. 714, Nr. 743, und das »Inventar des Klosterschatzes in der Reichenau« von 1560/67, Bad. GLA Karlsr. Abt. 96, Nr. 756.

58 Es fehlt der Gedenktag im Martyrolog Hermanns des Lahmen (1013–1054), Württ. LB Stuttgart, Cod. theol., fol. 209 vom Ende des 11. Jh., im Kalendär eines Psalters aus dem 11. Jh., Bad. LB, Karlsr. Cod. Aug. CLXI, fol. 2r–6v, und im Festkanon der Reichenauer Sakramentare des 10./11. Jh. Vgl. dazu die Sakramentare von Petershausen, Universitätsbibl. Heidelberg, Cod. Sal. IXb, fol. 2–7v (Ende 10. Jh.), und Florenz, Biblioteca Nazionale Centrale Cod. B. R. 231, in: DODWELL, C. R./TURNER, D. H.: *Reichenau Reconsidered*, London 1965, S. 38–51, 70–86, sowie den Überblick über das Sanktorale der reichenauischen Sakramentare von St. Paul, Florenz und Heidelberg aus dem 10./11. Jh. bei EUW, Anton: *Das Sakramentar von St. Paul*. In: *Die Kultur der Abtei Reichenau*, hg. v. MAURER, Helmut, Sigmaringen 1974, S. 371–373, ferner: TURNER, D. H.: *The »Reichenau« Sacramentaries at Zurich and Oxford*, in: *Revue Bénédictine* 75 (1965), S. 240–276. Siehe ferner: Kalendär in *Collectar*, Bad. LB Karlsr. Cod. Aug. 169 (14. Jh.); die *Breviere*. Cod. Aug. 206 (13. Jh.), Cod. Aug. 262 (15. Jh.), Cod. Aug. 235 (16. Jh.), und den Kalender in: Württ. LB Stuttgart HB V, 57 (um 1600).

59 Siehe dazu die synoptische Darstellung der kalendarischen Quellen bis zum 11. Jahrhundert bei MUNDING (wie Anm. 50), S. 167. Vgl. dazu AUTENRIETH, Johanne: *Der Codex Sangallensis 915. Ein Beitrag zur Erforschung der Kapitelsoffiziumsbücher*, in: *Landesgeschichte und Geistesgeschichte. Festschrift für Otto Herding zum 65. Geburtstag*, Stuttgart 1977, S. 42–55.

60 Das für die liturgische Verehrung angelegte Verzeichnis der in St. Gallen vorhandenen Heiligenleben Cod. Sang. 566 weist sowohl auf die oben erwähnte ursprünglich reichenauische Eligiusvita im *Passionarium maius* von ca. 930 als auch auf eine weitere in einem eigenen Codex enthaltene Vita des Heiligen hin. Vgl. MUNDING (wie Anm. 54), S. 13: *...et elegii in passionario maiore; item elegii in uolumine suo*.

61 Vgl. STÜCKELBERG, E. A.: *Geschichte der Reliquien in der Schweiz*, Bd. I und II (Schriften der schweize-

rischen Gesellschaft für Volkskunde I und V), Zürich 1902/08.

62 Vgl. TÜCHLE (wie Anm. 56); NÜSCHELER, Arnold: Die Gotteshäuser der Schweiz. Erstes Heft: Bistum Chur, Zürich 1864; Heft 2 und 3: Bisthum Constanz, Zürich 1867–1873; Heft 4–10: Bisthum Constanz, Archidiakonat Aargau, in: Der Geschichtsfreund 39–40 (1884–1885), 44–48 (1889–1893); Heft 11: Die Argauischen Gotteshäuser in den Dekanaten Hochdorf, Mellingen, Aargau und Willisau, Bisthum Constanz, in: *Argovia* 26 (1895), 28 (1900).

63 Vgl. HENGGELER, Rudolf: Die mittelalterlichen Kalendarien von Einsiedeln, in: ZSKG 48 (1954), S. 31–65; HENGGELER, Rudolf: Das älteste Verzeichnis der Reliquien und Altäre in der Stiftskirche zu Einsiedeln, in: Anzeiger für Schweizerische Geschichte, NF 8. Bd. (1898–1901), S. 11–17. Auch die Einsiedler Litaneien, Stiftsbibliothek Einsiedeln, Cod. 112 (165), p. 35–37 (11. Jh.); Stiftsbibl. Einsiedeln Cod. 83 (769), fol. 460r–460v, kennen Eligius nicht.

64 Vgl. MÜLLER, Iso: Das liturgische Kalendar von Pfäfers, in: ZSKG 55 (1961), S. 21–34 und 91–131; DERS.: Thesaurus Fabariensis der Reliquien-, Schatz- u. Bücherverzeichnisse im Liber Viventium von Pfäfers (St. Galler Kultur und Geschichte 15), St. Gallen 1986, S. 13–55.

65 DERS.: Zum liturgischen Kalendar der Abtei Disentis, in: Schriften und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens 65 (1953/1954), S. 81–89, 274–302. Die Benediktinerabtei gehört allerdings zum Bistum Chur.

66 Vgl. IRTENKAUF, Wolfgang: Ein bursfeldisches Kalendar aus Hirsau, in: ZSKG 51. Jg. (1957), S. 257–273; Litaneien aus Hirsau, Zwiefalten, Weingarten und Blaubeuren, in: Die Handschriften der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, Zweite Reihe. Die Handschriften der ehemaligen Hofbibliothek, Erster Band, Codices Ascetici, Zweiter Teil, Wiesbaden 1970, S. 183–211.

67 Vgl. dazu die Petershauser Handschriften in der Universitätsbibl. Heidelberg, Cod. Sang. IX 57 (Mitte 11. Jh.), S. 48r. Der Festeintrag lautet: *Ciuitate Novio-mo s(an)c(t)i Eligii epi(scopi) et confessoris, cuius vitam admirandam multiplex signorum numerus commendat*, ferner der Nationalbibliothek Széchenyi, Budapest, Cod. Clmae 514 (Anf. 12. Jh.), S. 71v, und der Staatsbibl. Preuß. Kulturbesitz, Berlin, Ms. theol. lat. qu. 199 (um 1265).

68 Es sind 3 Pfarrkirchen, 43 Kapellen, 27 Altäre und 34 Bruderschaften.

69 Vgl. die Beschreibung der Ausdehnung des Konstanzer Bistums von MAURER, Helmut: Das Bistum Konstanz, in: *Helvetia Sacra* Abt. I, Bd. 2, 1. Teil: Das Bistum Konstanz, das Erzbistum Mainz, das Bistum St. Gallen, redigiert von DEGLER-SPENGLER, Brigitte, Basel-Frankfurt/Main 1993, S. 47–54 (Conscriptio).

70 Siehe dazu das Kultverzeichnis auf Seite 22. Die Anzahl der Kultorte dürfte aber noch größer sein, da im Rahmen dieser Studie nicht alle Kultindizien erfasst werden konnten und im Laufe der Zeit – insbesondere durch die josephinischen Reformen und Säkularisation – viele Eligiusheiligtümer und ikonographische Zeugnisse verloren gegangen sind. Für freundliche Informationen und Unterstützung bei meinen kultgeschichtlichen Recherchen danke ich an dieser Stelle herzlich folgenden Institutionen und Personen: Archiv des Hauses Württemberg Altshausen; Augustinermuseum Freiburg; Badisches Generalandesarchiv Karlsruhe; Braith-Mali-Museum Biberach; Diözesanmuseum Rottenburg; Dominikanermuseum Rottweil; Erzbischöfliches Archiv Freiburg; Fürstlich Hohenzollerisches Haus- und Domänenarchiv Sigmaringen; Fürstlich Hohenzollerisches Museum Sigmaringen; Hohenzollerisches Landesmuseum Hechingen; Museum Oberes Donautal in Mühlheim a. d. Donau; Heimatmuseum Oberes Donautal in Fridingen; Städtisches Museum Überlingen; Erzbischöfliches Archiv Freiburg; Leopold-Sophien-Bibliothek Überlingen; Rosgartenmuseum Konstanz; Schnütgen-Museum, Köln; Schweizerisches Nationalmuseum Zürich; Staatsarchiv Sigmaringen; Stadtarchiv Freiburg i. Br.; Württembergisches Landesmuseum Stuttgart; Kath. Pfarramt Bergatreute; Kath. Kirchengemeinde Sursee (CH); Lisbeth Engel (Schüpfheim, CH); Peter Graubach (Überlingen); Dr. Armin Heim (Meßkirch); Ludwig Henzler (Mühlheim a. d. D.); Roswita Lambertz (Überlingen); Klaus Röllin (Sursee, CH); Hermann Strohmaier (Eigeltingen-Reute).

71 Rangendingen, LK Zollernalbkreis.

72 Aftholderberg, Großschönach, Gde. Herdwan-gen-Schönach, LK Sigmaringen.

73 ...*que est constructa in villa Rangodinga ad patrocinias sancti Petri*, in: Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen, bearb. v. WARTMANN, Hermann, Theil I, (700–840), Zürich 1863, Nr. 139, S. 131.

74 Vgl. BLESSING, Elmar: Die Kirchen- Kapellen- und Altarpatrozinien für den Kreis Hechingen im Mittelalter und in der Neuzeit. Phil. Diss. Tübingen, Stuttgart 1962, S. 151; Das Land Baden-Württemberg. Amt-

liche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden. Band VII: Regierungsbezirk Tübingen. Kohlhammer, Stuttgart 1978, S. 229–231.

75 Vgl. KRIEGER, Albert: Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, Bd. I, Karlsruhe 1904, Sp. 21f.; Das Land Baden-Württemberg (wie Anm. 74), S. 841f.

76 Vgl. HERMANN, Manfred: 150 Jahre Eulogius-Ritt Aftholderberg. Kirchen der Seelsorgeeinheit Wald, Beuron 2007, S. 15.

77 Siehe dazu die Dissertation von ETZDORFF, Karin von: Der Heilige Eligius und die Typen seiner Darstellung als Patron der Goldschmiede und der Schmiede, Phil. Diss. München 1956. Die Arbeit enthält einen Katalog der Beschlagwunder-Darstellungen vom 13. bis 20. Jh.

78 Vgl. GEIGES, Fritz. Der mittelalterliche Fensterschmuck des Freiburger Münsters, in: Schau-ins-Land, 56–58 (1931), S. 111, Nr. 298.

79 Vgl. Anhang Seite 22 ff.

80 Vgl. Anhang Seite 26.

81 Vgl. Anhang Seite 24.

82 Vgl. GEIGES (wie Anm. 78), S. 111, Nr. 298.

83 Vgl. NÜSCHELER (wie Anm. 52), Heft 3, S. 252.

84 Vgl. BIRLINGER, Anton: Volkstümliches aus Schwaben, Nachdruck der Ausgabe Freiburg 1861/62, Hildesheim-New York 1974, Bd. 1, Nr. 632.

85 Vgl. STROHMAIER, Hermann: Kapelle »St. Eulogius« Kalkofen und Glocke, in: Kalkofen und Hohenfels. Daten, Bilder, Karten, Hohenfels 2000, S. 20.

86 Unterrüti, Gde. Merenschwand, Kt. Aargau (CH), siehe Anhang.

87 Dies ist einer Beschreibung des Hofbezirks und Weiderechts des neu erbauten Maierhofs zu Lenzkirch von 1595 zu entnehmen: »So solle an dem Weg oder Strass, wie man vorn Lentzkirch zum Sennhof hinaus und dann verner uff Segkh zue zeucht, ohngevährlich bey dem Ort, da zuvor ein alte Kapell gestanden, solcher Sennhofsbezürgkh angeen.« Vgl. HODAPP, Kurt: Pfarrei St. Nikolaus Lenzkirch, München-Zürich 1985, S. 34.

88 Ebenda.

89 Vgl. HERMANN, Manfred: Volkskunst auf dem Hochberg bei Neufra, Sigmaringen 1974, S. 13–20.

90 Bingen, LK SIG. Siehe Anhang.

91 Ebenda.

92 LACHMANN, Theodor: Überlinger Sagen, Bräuche und Sitten, Konstanz 1909, S. 167.

93 HERMANN (wie Anm. 76), S. 21f.

94 »Die Ikonographie markiert ihn seit dem 13. Jahrhundert meist als Bischof oder als Schmied, seit dem 15. Jahrhundert ist die Schmiedeszene auch als Werkstattbild ausgestaltet (...) Besonders eine Episode aus der Legende wird ab der Mitte des 14. Jahrhunderts immer wieder in Bild und Text thematisiert, nämlich das Beschlagwunder, das jedoch nicht aus der offiziellen Vita des Heiligen stammt, sondern möglicherweise aus mündlichem Erzählgut später hinzugefügt wurde ...«, Vgl. GRIESE (wie Anm. 45), S. 198.

95 Vgl. Jacobus de Voragine: *Legenda aurea*. Deutsch von Richard Benz, verlegt bei Eugen Diederichs in Jena/Volksausgabe 1925.

96 So z. B. das Martyrolog Hermanns des Lahmen (um 1050) oder die Martyrologien des Klosters Petershausen (12./13. Jh.)

97 Auf die Frage der Provenienz und Entstehungsgeschichte des Legendars kann im Rahmen dieser Arbeit nicht näher eingegangen werden. Siehe dazu grundlegende Arbeit von WILLIAMS-KRAPP, Werner: Die deutschen und niederländischen Legendare des Mittelalters. Studien zu ihrer Überlieferungs-, Text- und Wirkungsgeschichte (Text- und Textgeschichte Bd. 20), Tübingen 1986.

98 Siehe dazu die Edition von BRAND, Margit/FREIENHAGEN-BAUMGARDT, Kristina/MEYER, Ruth/WILLIAMS-KRAPP, Werner: Der Heiligen Leben, Bd. 1. Der Sommerteil (= Text und Textgeschichte Bd. 44), Tübingen 1996, S. 178–179, und die Hinweise zur Textgeschichte auf S. XIII–XVI; ferner WILLIAMS-KRAPP, Werner: Die deutschen und niederländischen Legendare des Mittelalters. Studien zu ihrer Überlieferungs-, Text- und Wirkungsgeschichte, Tübingen 1986, S. XIII–XVI, und bes. S. 305–307. Vermutlich lag der Augsburger Ausgabe eine jener zahlreichen Handschriften vor, die in den 1440er und 60er Jahren entstanden sind. Der Druck von Günther Zainer wurde schon bald darauf fleißig kopiert und ist bis auf geringe Textabweichungen zur Vorlage sämtlicher oberdeutscher Passionalien geworden. Ebenda, S. 305.

99 Vgl. den mittelhochdeutschen Text, in: Der Heiligen Leben (wie Anm. 98), S. 179. Die neuhochdeutsche Übersetzung stammt aus: EHREND, Helfried: Eligius auf Münzen, Medaillen und sonstigen Sammelobjekten, Speyer 2000, S. 62.

100 BÄCHTOLD-STÄUBLI, Hanns: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens Bd. 2, Nachdruck der

Ausgabe 1930, Berlin-New York 1987, Sp. 787; EHREND (wie Anm. 99), S. 65–75.

101 Siehe dazu die Abbildung der Beschlagszene auf dem Einblattholzschnitt des 15. Jahrhunderts der Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena bei GRIESE, Sabine (wie Anm. 45), S. 196, ferner das Mittelstück einer Altartafel von 1495 im Schweizerischen Landesmuseum Zürich, Depositem der Zentralbibliothek Zürich, Inventarnummer: Dep. 837, des Ölgemäldes von Rueland Frueauf d. J. von 1540 im Oberhaus Museum von Passau, in: EHREND (wie Anm. 99), S. 73, oder das Relieffragment aus der Kirche von Munderkingen (um 1520), ebenda, S. 536.

102 LACHMANN (wie Anm. 92), S. 462.

103 SIMROCK, Karl: Deutsche Märchen, Stuttgart 1864, Nr. 31.

104 Vgl. die Hinweise bei GAIDOZ, Henri. L'opération d'Esculape, in: Mélusine, Bd. V, Paris 1890/91, Sp. 103f.

105 Ebenda, Sp. 104.

106 Ebenda.

107 Vgl. »Sint Eleu en de Smid«, in: Volkskunde, Tijdschrift voor Neederlandsche Folklore, hg. v. Pol de Mont u. Aug. Gittée, 1. Jg. Gent 1888, S. 168f., Nr. 17.

108 Vgl. GAIDOZ (wie Anm. 103), Bd. V, Sp. 104.

109 Vgl. KENNEDY, Patrick: Legendary Fictions of the Irish Celts, London-New-York 1886, S. 345, Gaidoz (wie Anm. 103), Sp. 104f.

110 Vgl. GAIDOZ (wie Anm. 103), Bd. V, Paris 1890/91, S. 97f. Der Text findet sich in den Tiergeschichten bei Rudolf HERCHER: De natura animalium, Varia historia, Epistolae, Fragmenta, Leipzig 1864–1866, Bd. IX, S. 33. Siehe dazu die deutsche Übersetzung bei FEHRLE (wie Anm. 45), S. 168.

111 Ebenda, Bd. VII, Sp. 79.

112 Ebenda.

113 Ebenda, Sp. 80: »...saint Éloi n'est que l'hypostase d'un dieu forgeron; et sans cette tradition, saint Éloi n'aurait pas plus survécu dans le culte chrétien que les autres évêques ou ministres de son temps.«

114 Hans FEHRLE (wie Anm. 45), S. 167–185, bes. S. 184, lehnt Gaidoz' These einer klassisch-antiken Ursprungslegende, die vom Christentum übernommen worden sei, ab, und vertritt unter dem unverkennbaren zeitgeschichtlichen Einfluss der völkisch-germanischen NS-Ideologie die Annahme, dass der deutschen Eligius-Legende eine ausschließ-

lich »germanische Überlieferungsschicht zu Grunde liegt.«

115 DERS., in: Die Legende vom heiligen Eligius und ihre germanischen Vorläufer, in: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 7. Jg. (1933), S. 101–112.

116 Vgl. HINDRINGER, Rudolf: Weiheroß und Roßweihe. Eine religionsgeschichtlich – volkskundliche Darstellung der Umritte, Pferdesegnungen und Le-onhardifahrten im germanischen Kulturkreis, München 1932, S. 407.

117 FEHRLE (wie Anm. 9), S. 104.

118 Älteste deutsche Dichtungen, übersetzt u. hg. v. WOLFSKEHL, Karl und VON LEYEN, Friedrich, Leipzig 1932.

119 Vgl. FEHRLE (wie Anm. 115), S. 104.

120 Ebenda, S. 107, und die Abbildungen Nr. 1–3.

121 Siehe oben, Anm. 118.

122 Ebenda, S. 107; ferner. KÜNSTLE, Karl: Ikonographie christlicher Kunst, Bd. 2, Freiburg/Br. 1926, S. 196.

123 PFLEGER, Alfred: Roßweihe und Tierpatronat im Elsaß, in: Archiv für elsässische Kirchengeschichte 10. Jg. (1935), S. 372, und HINDRINGER (wie Anm. 116), bes. S. 107f. und 137f.

124 Vgl. ENGELMANN, Ursmar. Der heilige Pirmin und sein Pastoralbüchlein, Sigmaringen 1976.

125 Vgl. Reallexikon der germanischen Altertumskunde Bd. 7 (1989), Sp. 144–158.

126 Vgl. Vita Eligii, in: PL 87, S. 479ff.; KRUSCH (wie Anm. 3), II, S. 47.

127 Vgl. GRIESE (wie Anm. 45), S. 198. Zur Überlieferungsgeschichte siehe auch die Hinweise zur schwankhaften Erzählung Christus und der Schmied. In: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 2, Berlin-New York 1979, S. 1440ff.: »Christus und der Schmied. Die Überlieferungsgeschichte der variantenreichen und weit verbreiteten schwankhaften Erzählung von der Verjüngung eines alten Menschen (oder vom Pferdehufbeschlag mittels Beinamputation) durch einen mit übernatürlichen Kräften begabten Protagonisten und der missglückten Nachahmung durch einen Menschen ist noch nicht monographisch behandelt worden. Einige Vorarbeiten untersuchten Teilbereiche des bisher bekannten Variantenbestandes oder gelangten unter zeitgebundener Zielsetzung zu wenig überzeugenden Ergebnissen oder beschränkten sich auf die vorläufige Sicherung und Ordnung des Variantenmaterials.«

Bernhard Staudacher

# DIE PFARRKIRCHE IN ERISKIRCH AM BODENSEE

Die Innenausstattung als Zeitzeugnis des Konstanzer Konzils

Allgemein werden die verschiedenen Teile der spätmittelalterlichen Ausstattung (Wandmalerei, Glasmalerei und Skulptur) in der Pfarrkirche von Eriskirch »um 1400« bis »um 1420« datiert. Durch die dendrochronologischen Analysen des Dachstuhls von 2008 kann der Zeitraum deutlich eingegrenzt werden und die Ausstattung der Kirche fällt in die Zeit des Konzils von Konstanz. Die nachfolgenden Untersuchungen gehen von der Annahme aus, dass die räumliche und zeitliche Nähe eines solchen Großereignisses am Bodensee auch Spuren im weiteren Bodenseeraum hinterlassen haben muss. Als ich im November 2012 zum ersten Mal in das Innere des Choraltars meiner Heimatkirche geführt wurde, glaubte ich eine solche Spur gefunden zu haben. Erste Recherchen bestätigten meine Vermutungen und weckten in mir das Interesse, die Sache weiter zu verfolgen. Vom nahen Konzilsjubiläum erhoffte ich mir zusätzliche Impulse. Ich wurde nicht enttäuscht. Nach dem Besuch der Landesausstellung in Konstanz zum Konzilsjubiläum fand ich mich in meinen ersten Überlegungen bestätigt. Die Kirche gehört mit ihrer reichen künstlerischen Ausstattung zweifellos zu den Perlen am Bodenseeufer. Warum entstand ausgerechnet in dem unbedeutenden »Flecken« eine in ihrer Dimension und Ausstattung außergewöhnliche Kirche? Bis in die jüngsten Veröffentlichungen wird dabei immer nur auf die Bedeutung der Wallfahrt rekurriert.<sup>1</sup> Weitere »Anstifter« werden nicht in Betracht gezogen. Auf der Suche nach Anknüpfungspunkten zu Konstanz wurde ich auch hier fündig. Der leichteren Übersicht halber habe ich den einzelnen Abschnitten meine Überlegungen als These vorangestellt.

## DIE PFARRKIRCHE ERISKIRCH – GESCHICHTLICHER ÜBERBLICK

Eriskirch erscheint urkundlich erstmals in einer Bulle Papst Innocenz II. vom 9. April 1143, worin er das Kloster Weingarten in seinen besonderen Schutz nimmt und ihm bestätigt: [ ... ] *capellam in Erischirche cum decimatione sua et aliis appendiciis.*<sup>2</sup> Die Echtheit



der Urkunde wird zu Recht angezweifelt wie auch jene vom 23. September 1153, in welcher Kaiser Friedrich I. dem Kloster Weingarten seinen Besitz in Eriskirch samt Zehnten, Kapelle und Fischfang bestätigt.<sup>3</sup> Auch wenn beide Urkunden spätere Fälschungen sind, schließt das nicht aus, dass das Kloster Weingarten in der Mitte des 12. Jahrhunderts bereits Güter und Rechte in Eriskirch besaß. Echt dagegen ist die Urkunde vom 24. September 1257<sup>4</sup>. Ritter Heinrich von Ravensburg<sup>5</sup>, Inhaber von Burg und Herrschaft Baumgarten, hatte die Güter des Klosters Weingarten in Eriskirch um 40 Mark Silber auf Lebenszeit erworben. Zugleich verpflichtete er sich, die seither von einem Mönch betreute Kapelle in Eriskirch durch einen geeigneten Priester seiner Wahl versehen zu lassen. Nach seinem Tod sollen die Güter und Rechte in Eriskirch an das Kloster zurückfallen.<sup>6</sup> Die Güter werden in einem Verzeichnis der Gefälle und Gerechtigkeiten des Klosters aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts einzeln aufgeführt.<sup>7</sup>

1278 wird erstmals das Patrozinium erwähnt: *capella sancte Marie*.<sup>8</sup> 1301 erwarb der Konstanzer Bischof Heinrich von Klingenberg vom Kloster Weingarten im Tausch gegen Zehnte und Rechte in Berg bei Weingarten das Dorf und die Kirche Eriskirch<sup>9</sup>. Damit stieg die bisherige Filiale des Klosters Weingarten zu einer eigenständigen Pfarrei auf. Der Kirchensatz lag nun beim Hochstift Konstanz. Die möglicherweise bis ins 13. Jahrhundert zurückreichende Wallfahrt blieb davon unberührt. 1481 entband Bischof Otto von Konstanz die Markdorfer von der seit 200 Jahren bestehenden Verpflichtung zu einem alljährlich am Dienstag in der Osterwoche abzuhaltenden Kreuzgang nach Eriskirch. 1363 hatten die Buchhorner anlässlich der Zerstörung der Stadt durch Blitzschlag eine alljährliche Prozession nach Eriskirch gelobt. Im Eriskircher Jahrtagbuch aus dem 15. Jahrhundert ist eine weitere Prozession der Buchhorner gegen die Pest eingetragen: *Am Sonntag vor Mariä Geburt ist wahrlich die hiesige Kirchweih und wird eine gegen die Pest gelobte Prozession von Buchhorn gemacht* (Übersetzung aus dem Lateinischen).<sup>10</sup> 1271 hatte das Hochstift Konstanz bereits die angrenzende Herrschaft und Burg Baumgarten erworben und diese dann 1301 mit Eriskirch vereint.<sup>11</sup> Die Burg Baumgarten wurde um 1180 vermutlich auf dem Grund eines befestigten Bauernhofs erbaut und ist 1185 und 1192 durch ihren Inhaber »Henrico de Bomgard« bzw. »Heinrico de Bongartin« urkundlich bezeugt.<sup>12</sup> Die Burg stand in Verbindung zur Burg Löwental (Aichstegen-Löwental).<sup>13</sup> Diese Burg wurde von Bischof Gerhard IV. (1308–1318) noch einmal ausgebaut<sup>14</sup>, bald darauf aber verpfändet. Jedenfalls vor November 1327 war Heinrich *der Spiser* von Büsslingen (bei Tengen)<sup>15</sup> Vogt von Baumgarten. Bis 1334 hatte Heinrich von Grünenstein<sup>16</sup> Burg und Herrschaft Baumgarten um 1200 fl. pfandweise inne. Von ihm löste Frick I. Humpis<sup>17</sup> aus Ravensburg das Pfand aus. Der aus dem Handel gewonnene Überschuss wurde vom 14. Jahrhundert an von den Humpis konsequent in ländlichem Grundbesitz angelegt.<sup>18</sup> Der gewonnene Landbesitz mit Burg als Herrschaftsmittelpunkt führte keineswegs zum Auszug aus der Stadt. Lebensmittelpunkt der Humpis blieb das Stadthaus in Ravensburg. Nach seinem Tod (1346) gaben 1348 die Witwe Klara von Engertwiler und ihre Kinder Burg und Herrschaft Baumgarten an die drei Brüder Walter, Goswin und Burk-



hard von Hohenfels ab.<sup>19</sup> Goswin von Hohenfels befand sich 1354 wegen Gütern in Beuren im Streit mit dem Hochstift Konstanz. Darin ist wohl der Grund zu suchen, warum Konstanz das Pfand wieder an sich zog; oder hatten sich die Brüder verstritten? Walter von Hohenfels jedenfalls erwarb in der Folgezeit mehrere Güter pfandweise, aber nur noch zusammen mit seinem Bruder Burkard († vor 1375). 1358 nimmt das Hochstift Konstanz eine größere Anleihe auf und verpfändet u. a. Baumgarten um 1000 fl. an Ulrich in der Bünd, Vogt von Konstanz.<sup>20</sup> Von 1373–78 war die Herrschaft an Ritter Heinrich von Burst (Überlingen) verpfändet.<sup>21</sup>

Dendrochronologische Analysen des Dachstuhls der Pfarrkirche im Jahr 2008 haben ergeben, dass zunächst das Kirchenschiff um 1387 und erst danach der Hochchor um 1409 neu errichtet wurden. Dabei hatte der Chor einen um 2 m höheren First als das Schiff erhalten.<sup>22</sup> Demnach war das bestehende Bauwerk nicht wie üblich von Osten nach Westen (zuerst Chor, dann Schiff) erbaut worden, sondern umgekehrt. Möglicherweise war der Andrang der Pilger zur Wallfahrt so groß, dass man vordringlich Raum für sie schaffen musste. Das Dachwerk des Schiffs von 1387 mit seiner freitragenden Spannweite von 12 m ohne Hänge- oder Sprengwerk stellt im ländlichen Raum eine außergewöhnliche Leistung dar, die sich im Bodenseeraum nur mit dem Mittelschiff des Konstanzer Münsters von 1240 mit 11 m Spannweite vergleichen lässt<sup>23</sup>. Die dendrochronologische Analyse besagt nur, wann das verwendete Holz eingeschlagen wurde. Gewöhnlich ist von einem Jahr zum Trocknen auszugehen, bevor das Holz abgebunden und der Dachstuhl aufgerichtet werden konnte. Mit einer Fertigstellung des Kirchenbaus ist daher nicht vor 1411/1412 zu rechnen. Der Turm wurde erst 1419 vollendet.<sup>24</sup> Bevor an die Innenausstattung gedacht werden konnte, musste erst einmal das nötige Geld dafür bereit stehen. 1401 war der Bodenseeraum erneut von der Pest betroffen. Das Konzil könnte die Wallfahrt belebt und so weiteres Geld in die Kasse gespült haben. Trotzdem lässt sich im ländlichen Raum ein solches Vorhaben nicht ohne »Sponsoren« stemmen. Der Innenausstattung scheint also eine besondere Förderung genossen zu haben.

**Meine These:** Die Umgestaltung der gerade erst fertiggestellten Pfarrkirche geht auf den seit 1417 neuen Patronatsherrn der Kirche, Rüdiger Hartzer zurück, unterstützt von seinem Nachbarn, Graf Wilhelm V. von Montfort-Tettnang, beide Zeitgenossen bzw. Teilnehmer des Konzils.

1417 verpfändet das Hochstift Konstanz die Herrschaft Baumgarten mit Burg Baumgarten, dem Dorf Eriskirch und dessen Kirche an Rüdiger Hartzer von Konstanz. Die Hartzer waren ein Konstanzer Adelsgeschlecht<sup>25</sup>, welches mit Ulrich der Hartzer 1282 erstmals im Rat der Stadt Konstanz nachweisbar ist. Rüdiger oder Rugger Harzter hatte sich ab 1411 mehrfach für den Bischof verbürgt, war demnach sehr vermögend und hatte während des Konzils sicher noch einmal gut verdient. Jedenfalls erwarb er 1417 pfandweise die Herrschaft Baumgarten. In den Urkunden nennt er sich fortan *bischöflicher*

Vogt von Baumgarten<sup>26</sup>. Angesichts der klammen Kasse des Hochstiftes konnte er relativ sicher sein, dass es das Pfand nicht wieder auslösen würde. (Dass die Untertanen der Herrschaft Baumgarten um 1437 dem Bischof zur Auslösung des Pfandes 1000 Pfd. Heller<sup>27</sup> gaben und sich so von dem ungeliebten Vogt freikaufte, damit konnte niemand rechnen.) Als Inhaber der Herrschaft war er nun Grund- und Lehensherr seiner Untertanen und besaß die Niedere Gerichtsbarkeit. Zur Herrschaft Baumgarten gehörte auch der Kirchensatz. Damit besaß er das Recht den Pfarrer zu präsentieren und bezog das Gefälle der Kirche (kleiner Zehnte). Im Gegenzug hatte er für das Einkommen des Pfarrers und den Unterhalt der Kirche zu sorgen. Anscheinend trat er seine neue Herrschaft recht ambitioniert an. Denn bereits 1421 musste das Verhältnis zum neuen Grundherrn durch einen Spruchbrief von Dekan und Kapitel des Hochstifts Konstanz geregelt werden. Diese Regelungen umfassten Gebote und Verbote, Fälle und Hauptrecht, Bußen und Frevel und andere der *Ungerichtigkeit anhängige Sachen, ferner die Wahl des Ammanns und die Leistung von Frondiensten*.<sup>28</sup>

Was also liegt näher als dass der neue Vogt aus Konstanz auch daran ging, die Pfarrkirche entsprechend repräsentativ nach Konstanz Vorbild auszugestalten, evtl. auch als spätere Grablege für sich und seine Nachkommen. Allerdings findet sich dazu kein direkter Hinweis in der Kirche. Oder doch?

**Meine These:** Der unter Teil der Sakramentsnische ist eine spätere Ergänzung und mit der Entfernung der mittleren Figur wurde gezielt die Erinnerung an den ungeliebten Vogt Rüdiger Hartzler ausgelöscht.

Die Sakramentsnische in der Nordwand des Chors wird allgemein »um 1400«<sup>29</sup> datiert, was bedeutet, dass sie aus der alten Kirche in den Neubau übernommen wurde. Gilt dies auch für den unteren Teil? Er ist schmaler und sein Maßwerk nimmt keinen



Abb. 1: Sakramentsnische (um 1400).

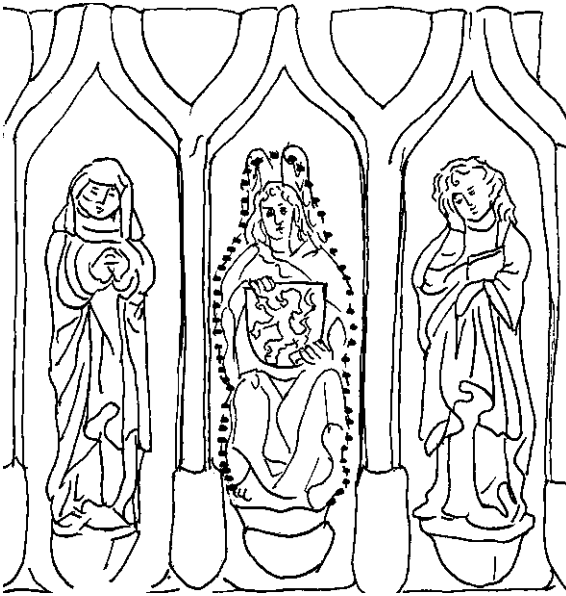


Abb. 2: Sakramentsnische (Ausschnitt), Rekonstruktion des Verfassers.

Bezug auf die architektonischen Elementen darüber. Ein stimmiger Anschluss wurde durch die Farbfassung (in Resten erhalten) hergestellt. In den drei Feldern sehen wir links die trauernde Maria und rechts den trauernden Evangelisten Johannes. Normalerweise stehen sie unter dem Kreuz, bzw. dem Kruzifix. Dafür reicht aber das mittlere Feld nicht aus. Nach dem verbliebenen Sockel und der Bosse zu urteilen, befand sich auch dort eine anthropomorphe Figur. Der verbliebene Figurenrest über der Konsole nimmt trotz seiner Abarbeitung

noch so viel Masse ein wie bei den Figuren daneben. Daher gehe ich von einer sitzenden Figur aus. Wer aber darf sich an Stelle des Gekreuzigten zwischen die beiden Heiligen drängen? Wenn nicht einmal ein Heiliger, dann nur ein Engel. Was aber ist an einem Engel so anstößig, dass er später gezielt entfernt wurde? (Einen Bildersturm hat es in Eriskirch nie gegeben.) Nicht am Engel nahm man Anstoß, sondern an dem, was er im Schild führte. Engel als schildtragende Herolde sind in der spätmittelalterlichen Kunst nichts Besonderes. Die Hartzler führten einen blauen aufsteigenden Löwen nach rechts im silbernen Schild. Das Sakramentshaus einschließlich des unteren Teils stammt aus dem frühen 15. Jahrhundert. Was spricht dagegen, dass hier gezielt die Erinnerung an eine Person des frühen 15. Jahrhunderts ausgelöscht wurde? Wer, wenn nicht er, Rüdiger Hartzler? Die Purifizierung wäre dann 1437 mit dem Loskauf durch die Untertanen anzusetzen. Die Untertanen hatten an ihre Geldgabe zur Auslösung des Pfandes die Bedingung geknüpft, nicht gegen ihren Willen verpfändet oder gar verkauft zu werden. So groß jedenfalls war ihre Abneigung gegen ihren Grundherrn, den *bischöflichen Vogt von Baumgarten*.

Spannungsreich waren die Beziehungen Rüdiger Hartzlers zu den westlichen Nachbarn (Stadt Buchhorn/Kloster Löwental). Konfliktfrei, jedenfalls nach Lage der Quellen, war sein Verhältnis zu seinem Nachbarn jenseits der Schussen, Graf Wilhelm V. von Montfort-Tettnang. Er ist als weiterer Förderer zweifelsfrei auszumachen und hat sich zusammen mit seiner Frau und dem ganzen Haus Montfort-Tettnang im ursprünglich mittleren Chorfester (heute links) ein bleibendes Denkmal gesetzt. Die Sockelinschrift im unteren Bildfeld benennt Kunigunde und Clara von Montfort sowie Kuni-

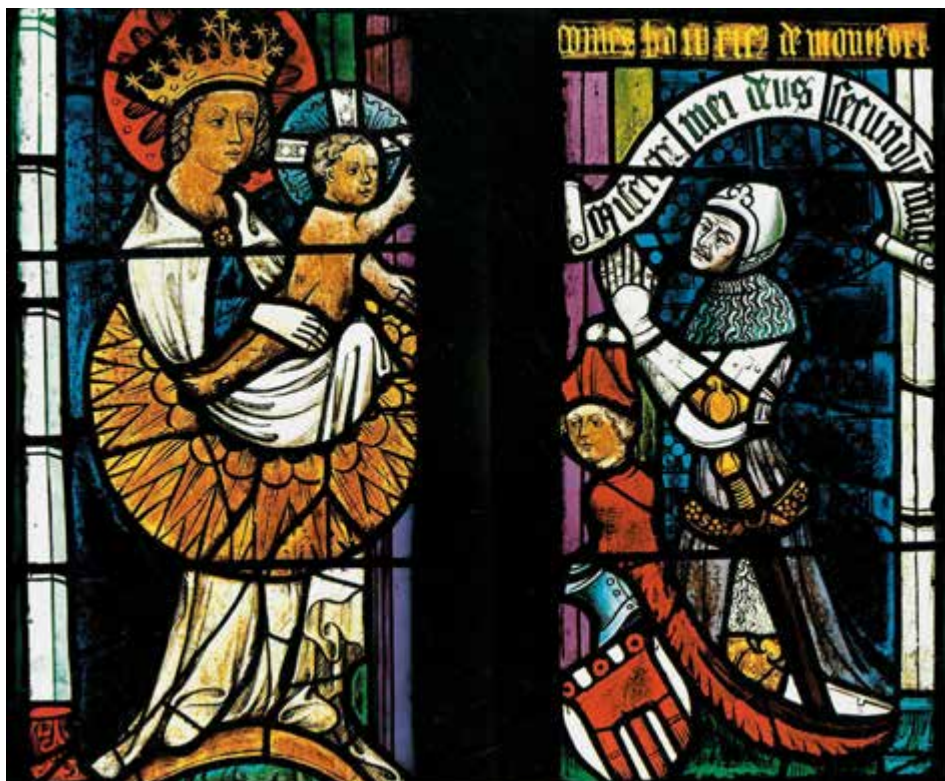


Abb. 3: Stifterfenster: Heinrich IV. von Montfort Tettngang kniet vor der Maria auf der Mondsichel mit Kind im Strahlenkranz.

gunde von Werdenberg, letztere durch ihr Wappen hervorgehoben, sowie drei Söhne des Grafen Heinrich IV. von Montfort-Tettnang, Rudolf VI., Heinrich V. und Wilhelm V. Hugo, bereits mit fünf Jahren verstorben, ist nicht mit aufgenommen. Im Bildfeld darüber kniet Graf Heinrich IV. von Montfort-Tettnang. Ein genaues Datum für die Chorverglasung ist nicht überliefert, lässt sich aber aus dem Stifterfenster zeitlich eingrenzen. Maßgebend ist das Heiratsdatum von 1404<sup>30</sup> (Becksmann geht von 1412 aus) von Wilhelm V. von Montfort-Tettnang mit Kunigunde von Werdenberg-Heiligenberg zu Bludenz<sup>31</sup>, einer Seitenlinie der Grafen von Montfort. Andererseits muss das Stifterfenster vor 1427 ausgeführt worden sein, da Clara von Montfort, eine Tochter Heinrich V. von Montfort, noch nicht als Äbtissin (von Buchau) bezeichnet und dargestellt ist. Aus technischen und stilistischen Übereinstimmungen mit der Chorverglasung der Liebfrauenkirche in Ravensburg muss von einer gemeinsamen Werkstatt ausgegangen werden. In der Wiedergabe von Bauornamentik und Gehäusearchitektur sowie im Figurenstil werden jedoch Unterschiede erkennbar, die für eine Ausführung der Eriskircher Fenster noch vor denen von Ravensburg, also bald nach 1412 sprechen.<sup>32</sup>

Zum besseren Verständnis der Bedeutung des Hauses Montfort-Tettnang für die Region und weil wir im Laufe der Ausführungen noch mehrfach darauf zurückkommen, soll die ältere Linie Montfort-Tettnang kurz vorgestellt werden:



Hugo III. († 1309) konnte die von ihm geerbte Grafschaft durch verschiedene Erwerbungen (Scheer, Argen) ausbauen und 1297/1304 die königlichen Stadtrechtsprivilegien für Tettngang erlangen. Sein Sohn Wilhelm II († 1354), zeitweise Statthalter von Mailand, brachte es zu großem Reichtum und setzte die aktive Territorialpolitik seines Vaters fort (1322 Erwerb der Herrschaft Rothenfels, 1338 auch der Grafschaft Bregenz). Nach seinem Tod teilten seine Söhne das Erbe: Heinrich IV. († 1408) erhielt Tettngang, Wilhelm III. († 1373) Bregenz (und begründete dort eine neue Linie.) Heinrich IV. diente als Ritterführer in Florenz. Er gründete Immenstadt und erwarb 1386 Wasserburg, 1399 Oberstaufen sowie 1401 die Pfandschaft über Werdenberg. Dank seiner Ehe mit Adelheid, einer Tochter Graf Johannes II. v. Habsburg-Laufenburg, pflegte er ein gutes Verhältnis zu Österreich. Am 24. April 1405 übertrug er das Kloster Langnau an den bereits in der Region in Argenhardt als Zelle vertretenen Orden der Pauliner und bestimmte es als Grablege für Linie Montfort-Tettngang.

Seine Söhne Rudolf VI. († zu Scheer 1425) und Wilhelm V. († 1439) teilten 1408 das väterliche Erbe. Rudolf VI erhielt Scheer. Da er unverheiratet war, wurde Wilhelm V., der in Wien studiert hatte und in Augsburg Domherr war, nach Rückkehr in den weltlichen Stand an der Mitregierung beteiligt und erhielt Tettngang. 1404 heiratete er Kunigunde von Werdenberg-Heiligenberg zu Bludenz. 1437 erwarb er die Gerichte im Prätigau, die von Werdenberg aus verwaltet wurden. Wilhelm V. war österreichischer Rat, befand sich aber auch im Burgrecht mit Zürich, Schwyz und Glarus. Sein Bruder, Rudolf VI. war von 1411 bis 1415 Reichslandvogt in Oberschwaben. Richental zählt ihn mit seinem Wappen zu den Konzilsteilnehmern.<sup>33</sup> Das Konzil war nicht nur eine rein kirchliche Angelegenheit, es war zugleich ein Ereignis für die Region im Südwesten des Reichs. Ungewöhnlich lange verweilte König Sigismund in der Stadt am Bodensee: über ein halbes Jahr von Weihnachten 1414 bis zum 19. Juli 1415 und noch einmal vom 27. Januar bis 18. Mai 1417 – Anlass für viele geistliche und weltliche Größen, sich vom König ihre Privilegien bestätigen zu lassen. Während beider Aufenthalte, im Februar 1415 und im April/Mai 1417, fand jeweils eine Reichsversammlung statt.<sup>34</sup> Beim feierlichen Einzug von Papst Johannes XXIII. in die Stadt Konstanz 1414 führte Graf Rudolf von Montfort-Scheer das Pferd des Papstes am Zügel.<sup>35</sup> Bei der Fronleichnamsprozession 1415 trug nach Richental<sup>36</sup> ein Graf von Montfort den Baldachin über dem König und den Kurfürsten. Auch Wilhelm von Montfort wird bei Richental in seiner Chronik erwähnt. Einmal im Zusammenhang des feierlichen Auszugs von Papst Martin V. aus der Stadt im Mai 1418. Er war einer der vier Grafen, die den Baldachin über dem Papst trugen<sup>37</sup>. Zusätzlich ist er unter den Wappen der Konzilsteilnehmer zu finden.<sup>38</sup> In Wilhelm V. dürfte ein zweiter Stifter und Ideengeber identifiziert sein. Sicher kamen ihm dabei seine Studien in Wien und seine Erfahrungen als Domherr ins Augsburg zugute.

Als Memorialbau für die Grafen von Montfort scheidet Eriskirch aus. Sein Vater Heinrich IV. hatte 1405 zu diesem Zweck das Kloster Langnau begabt. Was aber bewog den edelfreien Grafen sich außerhalb der eigenen Herrschaft bei einem Kirchenbaupro-

jekt eines Emporkömmlings (Finanzadel) zu engagieren? Sicher die Attraktivität der Wallfahrt. Möglicherweise haben sich Rüdiger Hartzler und die Brüder Wilhelm V. und Rudolf VI. in Konstanz näher kennengelernt. Jedenfalls respektierte Hartzler den Standesunterschied und überließ dem Grafen den ersten Platz in der Mitte der Kirche für die eigene Selbstdarstellung. Mit Wilhelm V. von Montfort und Rüdiger Hartzler ist jedenfalls eine direkte Verbindung nach Konstanz zur Zeit des Konzils (1414–1418) gegeben. Die nachfolgenden Ausführungen sind als Spurensuche nach einer solchen Verbindung in den Kunstwerken selbst zu verstehen.

**Meine These:** Die Madonnendarstellung im Stifterfenster ist eine ikonographische Neuschöpfung und geht auf die Vision der hl. Birgitta von Schweden zurück, welche auf dem Konzil zu Ehren der Altäre erhoben wurde.

Gegenstand der Verehrung aller Mitglieder aus dem Hause Montfort-Tettnang im Stifterfenster ist die darüber befindliche sogenannte »Strahlenkranzmadonna«<sup>39</sup>. »Mondsichelmadonna« und »Strahlenkranzmadonna« gehen in der christlichen Ikonographie oft miteinander einher. Beide Bildmotive gehen auf die eine Vision des Sehers von Patmos von einer kosmischen und von einem Drachen verfolgten schwangeren Frau zurück, die mit Sternen gekrönt und mit der Sonne bekleidet auf dem Mond steht (Offb 12, 1–5). Bei einer »Strahlenkranzmadonna« darf man daher erwarten, dass der Strahlenkranz mandorlenartig die Gottesmutter einfasst. Stattdessen schwingt sich in unserem Fall der Strahlenkranz wie ein Hüftreif um die betont schmale Taille der Gottesmutter. Bereits vor ihrer feierlichen Heiligsprechung auf dem Konzil (1415) gibt es Darstellungen der Geburt Christi, die eindeutig auf die Visionen Birgittas zurückgehen. Bei ihrem Besuch in Bethlehem im Sommer 1372 hatte Birgitta eine Vision von der Geburt Jesu. *Als ich mich an der Krippe des Herrn in Bethlehem befand, sah ich eine schöne schwangere Jungfrau, in einen weißen Mantel und ein dünnes Kleid gekleidet, die mir erlaubte, ihren jungfräulichen Leib deutlich zu erkennen. [...] Als alles in Ordnung war, fiel die Jungfrau ehrfurchtsvoll auf die Knie, um zu beten, [...] Aber als sie so im Gebet versunken war, sah ich, wie das Kind sich im Mutterschoß bewegte, und in derselben Zeit, ja in einem Augenblick, gebar sie ihren Sohn, von dem ein so unsagbarer Strahlenglanz ausging, dass die Sonne nicht damit zu vergleichen war* (Revelationes, Buch VII, Kap. 21.) Der Maler Niccolò di Tommaso († 1379) malte nach 1372 erstmals die Geburt Christi<sup>40</sup> nach der Vision der Birgitta von Schweden: Eine sehr schlanke Maria im weißen Gewand ohne Oberkleid, mit langen offenen Haaren kniet vor dem nackten, neugeborenen Kind im Kranz der Strahlen, die den Raum erhellen. Maria ruht nicht mehr wie in früheren Darstellungen auf dem Wochenbett. Als frei von der Erbsünde braucht Maria als Neue Eva – dies der neue Gedanke – nicht mehr die Last der Erbsünde zu tragen, unter Schmerzen gebären zu müssen<sup>41</sup>. Mit der Kanonisation der hl. Birgitta wurden auch ihre Visionen anerkannt und bilden fortan einen festen Bestandteil der Weihnachtsikonographie im Westen. Genaugenommen wurde Birgitta 1415 auf dem Konzil in Konstanz ein



zweites Mal heiliggesprochen, da ihre erste Kanonisation aufgrund des Schismas nicht als rechtmäßig empfunden wurde. Die Heiligsprechung Birgittas war darüber hinaus auch richtungsweisend im Streit um die Akzeptanz der Unbefleckten Empfängnis Mariens. Die Lehre, dass Maria ohne Erbsünde empfangen worden war, war zwar von mehreren Orden im Laufe des 14. Jahrhunderts akzeptiert worden, der Streit zwischen Gegnern und Befürwortern hatte sich aber dennoch zugespitzt. Vor dem Hintergrund der lebhaften Diskussion um das Thema ist es von besonderem Interesse, dass mehrere Zeitgenossen des Konzils einen Zusammenhang zwischen der Akzeptanz der »Unbefleckten Empfängnis« und der Einigung der Kirche sahen. In der Gleichsetzung der Sponsa Christi (Braut Christi) mit der Institution Kirche befand ein Konzilsprediger, die Kirche könne ihre Rolle als makellose Braut Christi nicht mehr erfüllen, so sehr sei sie durch die innere Spaltung und die Bedrohung durch die Häretiker geschädigt. 1417 schrieb König Alphons V. von Aragon an König Sigismund mit der Bitte, sich für den Glauben und das Fest der Unbefleckten Empfängnis stark zu machen.<sup>42</sup> In der Liebfrauenkirche in Ravensburg sehen wir 1419 die Geburt Christi nach der Vision Birgittas gestaltet: das Chris-



Abb. 4 und Abb. 5: Heiligenfenster, Hl. Katharina und Hl. Elisabeth(?), Bayerisches Nationalmuseum, München.

tuskind liegt auf einer Strahlenglorie, während Maria anbetend davor kniet. Auffallend die gleichen steifen Beinchen wie in Eriskirch. Wohl derselbe Glasmaler hatte zuvor in Eriskirch auf geradezu originelle Weise das vorgegebene Motiv des Gnadenbildes (Madonna auf der Mondsichel) mit dem nackten Kind im Strahlenkranz verknüpft. Dabei kleidet er die Himmelskönigin in einen weißen Mantel! Der Strahlenglanz, der nach der Vision Birgittas vom Kind ausging (!) und mit der Sonne nicht zu vergleichen war, wird durch seine Wiedergabe in einer Bildebene zu einer neuen Sonne. Erst am Morgen, wenn bei der Messe das Licht der aufgehenden Sonne den noch dunklen Raum erhellt, entfaltet das Bild seine ganze Symbolik. Die geläufige Bezeichnung als »Strahlenkranzmadonna« ist in unserem Fall daher irreführend und geht an der Aussageabsicht des Auftraggebers bzw. des Künstlers vorbei. Der Auftraggeber bekennt sich jedenfalls im Stifterfenster zum Glauben an die Unbefleckte Empfängnis Mariens. Für den Fall, dass die Fenster noch vor der Wahl Martins V. (11.11.1417) in Auftrag gegeben wurden, wovon auszugehen ist<sup>43</sup>, schwingt im Bekenntnis der Unbefleckt Empfangenen auch das Anliegen um die eine, reine Kirche mit. Ebenso lassen sich in den beiden anderen Fenstern direkte Bezüge zum Konzil herstellen.

**Meine These:** Das ikonographisch belanglose Heiligenfenster<sup>44</sup> thematisiert das Reformanliegen des Konzils

Becksmann<sup>45</sup> erkannte erstmals, dass die heute in München, Bayrisches Nationalmuseum und Tours, Saint-Saturnin, befindlichen Scheiben zum linken Chorfenster in Eriskirch gehörten. An der Zuschreibung besteht kein Zweifel. Überraschend an seiner Entdeckung war, dass in einer Marienwallfahrtskirche das mariologische Thema auf die Madonna im Stifterfenster beschränkt blieb. In drei übereinander angeordneten Kreisen waren im ehemals linken Fenster stattdessen von oben nach unten zu sehen: Hll. Laurentius (Diakon) und Bartholomäus (Apostel), Hl. Bischof (Augustinus/Ambrosius?) und Johannes Ev., Hll. Katharina und Elisabeth (?). Für unser Thema sind die Schriftbänder und die Halbfiguren in Weiß ohne Heiligenschein (!), welche alle drei Medaillons einfassen von besonderem Interesse. Wieder von oben nach unten in deutscher Übersetzung: »Diese haben zum Zeugnis der Existenz Gottes ihre Körper geopfert und im Blute des Lammes ihre Kleider gewaschen, sie übergaben [...] (vgl. Offb 7,14)«, »(die Lippen) des Priesters bewahren die Lehre und [man soll aus] seinem [Mund] das Gesetz [suchen], denn er ist ein Bote des Herrn der Heerscharen« (vgl. Maleachi 2,7), »sie verachteten das Reich der Welt und allen weltlichen Schmuck.« In den beiden anderen Fenstern wird das zentrale Geschehen zusätzlich von Heiligen als Zuschauer begleitet. Im ehemals linken Fenster dagegen fasste der Künstler die Heiligen mit Normalsterblichen ohne Heiligenschein und ohne Tonsur ein, wobei jeweils das mittlere Paar in eine lebhaft Disputation verwickelt scheint und die beiden Randfiguren mit ihren Händen kommentierend auf die Heiligen im Zentrum verweisen oder sich wie an einer Brüstung festhalten. Der Hin-

tergrund ist zweigeteilt: unten ein mit verschiedenen Mustern versehenes Täfer, darüber eine mit Sternen besetzte Fläche. Nach oben, bzw. außen wird das Geschehen durch einen Maßwerkrahmen mit Lilienenden eingefasst. Wie bei den anderen Fenstern ist die Architektur nicht eindeutig durchgebildet, aber es braucht nicht viel Fantasie, um sich eine Arena mit Tribüne vorzustellen. Vergleichbare Halbfiguren kennen wir aus Darstellungen von Turnieren. Nur sind es dort vorwiegend Damen, die das Geschehen unten auf dem Turnierplatz verfolgen. So gesehen erinnert die Darstellung an ein Wort des Apostels Paulus: *Jeder Wettkämpfer übt Selbstzucht in allem – jene: um einen verderblichen Kranz; wir: um einen nichtverderblichen zu holen* (1 Kor 9, 25). Die Tribünen in der Konzilsaula im Konstanzer Münster hatten durchaus Ähnlichkeit mit jenen bei Ritterturnieren.

Ein Hauptthema des Konzils war die überfällige innere Reform der schismatischen Kirche an Haupt und Gliedern, die *reformatio ecclesiae in capite et in membris*. Reform beinhaltete bis in die frühe Neuzeit immer ein Zurück. Neues gewann seine Gültigkeit durch die Rückführung auf Autoritäten der Vorzeit. Je älter, umso größer ihr Gewicht. Die Halbfiguren verweisen deshalb auf die Kirchenväter und die Evangelisten als Autoritäten der Anfangszeit, wenn es um die reine Lehre geht. Die Bekämpfung der Ketzerei war neben der Beseitigung des Schismas ein Hauptthema des Konzils. Für die Glaubwürdigkeit einer erneuerten Kirche stehen zwei Blutzzeugen und in der Frage der konkreten Nachfolge schauen die Halbfiguren auf die beiden Königstöchter, die der Lehre Christi bzw. dem Armutsideal des Hl. Franziskus zuliebe auf irdische Güter und weltliche Herrschaft verzichtet haben. Das linke Chorfenster in Eriskirch machte anschaulich, was von den Kanzeln in Konstanz herab verkündet, bzw. eingefordert wurde.<sup>46</sup> Der oder die Auftraggeber hatten sicher solche Predigten in Konstanz gehört und solidarisierten sich mit ihnen in dem linken Chorfenster.

**Meine These:** Auf Initiative von Rüdiger Hartzer wurde der bestehende Kastenaltar im Chor zu einem Heiligen Grab nach Konstanzer Vorbild umgestaltet.

Zu den künstlerischen Höhepunkten der Pfarrkirche zählen die Schnitzwerke des »Meisters von Eriskirch«. Die heute in Rottweil im Dominikanermuseum ausgestellten Figuren aus Eriskirch stellen sicher einen Höhepunkt in der Entwicklung des künstlerischen Schaffens des Meisters dar. Die dritte Figur der drei Frauen am Grab, eine Trauernde mit einem Buch in der Rechten, während die Linke in den Schleier greift, hat dazu noch die Farbfassung bewahrt. Die Dichterin Clotilde Schlayer, Torreledones bei Madrid († 2004) erwarb sie aus dem Münchner Kunsthandel<sup>47</sup> für ihre Sammlung. Weil den Figuren in der Kirche kein Aufstellungsort sicher zugewiesen werden konnte, wurde schon darüber spekuliert, ob die Kirchenpflegschaft sie später erwarb, wie vergleichsweise den 1486 von Hans Ruheland für Markdorf geschaffenen Schnitzaltar, welcher nach Eriskirch verkauft wurde. Nach einer Besichtigung des Altarinneren 2012 tut sich für mich eine ganz neue Lösung auf. Im Chorraum dominiert heute der barocke Hochaltar aus dem Jahr 1752

mit seinem Altarbild von Johann Georg Glyckher aus Rottweil: Hl. Sippe und Hl. Dreifaltigkeit. Er stammt aus dem Dominikanerinnenkloster in Meersburg und wurde nach dessen Aufhebung von der Kirchenpflege 1817 für Eriskirch erworben. Er ersetzte einen Barockaltar aus dem 17. Jahrhundert. Unter der hölzernen Verkleidung des Stipes ist noch der steinerne mittelalterliche Kastenaltar erhalten, mit einem Zugang auf der Rückseite. Die innere Kammer ist dabei recht großzügig dimensioniert: 76 cm tief, 170 cm breit und 140 cm hoch. Sie ist von der Rückseite her durch ein spätgotisches Türgewand begehbar und seitlich mit zwei kleinen, filigran gearbeiteten Öffnungen (Vierpass) versehen. Durch den Eingang schaut man auf der gegenüberliegenden Seite auf eine aus dem Stein herausgearbeitete Konsole, welche den Anschein erweckt, als trage sie die Altarmensa. Durch die Öffnung wurde möglicherweise den Pilgern das kleine Eriskircher Bursenreliquiar, eine seeschwäbische Goldschmiedearbeit um 1350, gezeigt, denn der offene Stipes konnte keine eingemauerte Reliquie aufnehmen. Das Eriskircher Reliquiar (H 21,5 x B13,5 x T 10,0 cm) gehört zu einer Reihe von sogenannten Bursenreliquiaren, deren Deckelabschluss wie ein Taschenbügel geformt ist – eine für das Bodenseegebiet im 14. Jh. besonders charakteristische Form. Wegen der Medaillons in Emaille darf die Herkunft aus einer in Konstanz ansässigen Goldschmiedewerkstatt als gesichert gelten. Zusammen mit einem silbernen Vortragskreuz, ebenfalls mit Grubenschmelzbildern bestückt (um 1350), bildet das Reliquiar das Hauptstück des Eriskircher Kirchenschatzes. Aus alten Kirchenrechnungen, aber auch aus dem erhaltenen Geschäftsbuch eines Konstanzer Goldschmieds vom Ende des 15. Jahrhunderts kennen wir einige Preise und können ermessen, welche Werte in der Kirche versammelt waren.<sup>48</sup> Beide Stücke gehen wohl auf Ritter Heinrich Burst, 1373 bis 1378 Inhaber von Herrschaft und Burg Baumgarten, zurück, welcher auch sonst »seine Kirche« reich begabt hatte (s. u.).

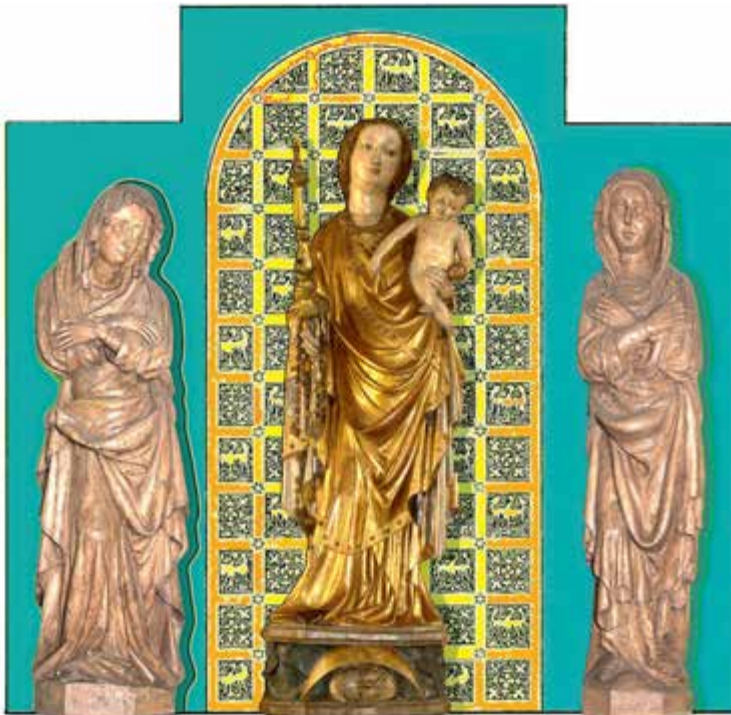


**Abb. 6:** Choraltar Eriskirch mit dem Heiligen Grab. Rekonstruktion des Verfassers. Von der dritten Trauernden (Privatbesitz) liegt nur eine Beschreibung vor.



Was auffällt, ist der Umstand, dass das Innere des Kastenaltars vom Kirchenschiff aus nicht einsehbar war. Wurde der Altar »gedreht«? Dies ist unwahrscheinlich, denn die profiliert durchgestaltete Öffnung reicht bis zum Boden und die Mensa liegt bei ca. 150 cm (das Niveau ist im rückwärtigen Bereich bereits um eine Stufe angehoben) viel zu hoch. Mit drei Stufen von vorn (wie heute) ist die Mensa mit einer Höhe von 95 cm für die Feier der heiligen Messe gut zu benützen. Demzufolge war der freistehende Kastenaltar von Beginn an für einen Umgang der Pilger konzipiert. Vor die aufwändig gestaltete Rückseite wurde nachträglich eine 44 cm starke, verputzte Mauer aus Bruchwerk (durch die Vierpassfenster von innen sichtbar) mit einer einfachen gotischen Öffnung gesetzt um die Mensa in der Tiefe zu verbreitern. Allerdings ragt sie in der Höhe ca. 15 cm über die Mensa hinaus. Die so hinzugewonnene Stellfläche reicht jedoch für die Aufnahme der drei Frauen am Grab mit einer Tiefe von 24 bis 29 cm völlig aus. Der Niveauunterschied gleicht zudem die Höhendifferenz der drei Trauernden zum Gnadenbild auf der anderen Seite aus. In der Ausstellung in Konstanz anlässlich des Konziljubiläums wurde ein Heiliges Grab gezeigt<sup>49</sup>, bei dem die Trauernden ebenfalls auf einer Konsolbank (Kastendeckel) platziert sind. So ähnlich darf man sich die Aufstellung in Eriskirch vorstellen.

Die Pilger hätten demzufolge das Hl. Grab hinter dem Choraltar aufgesucht. Bereits im Heilig Kreuz Münster in Schwäbisch Gmünd befindet sich das Heilige Grab aus der Parler-Zeit hinter dem Choraltar. Für einen Leichnam Jesu, wie bei dem in Konstanz ausgestellten Objekt blieb in Eriskirch allerdings kein Platz, es sei denn im Altarinneren.



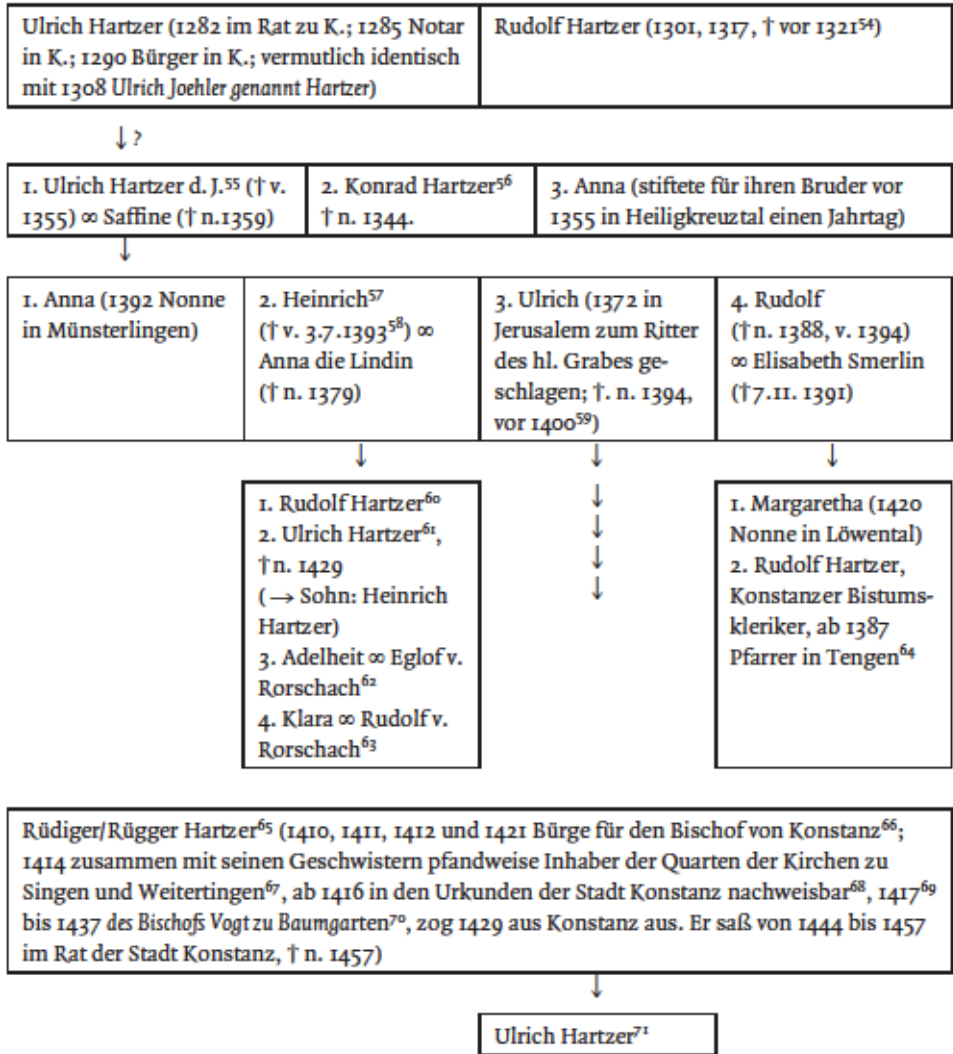
**Abb. 7:** Choraltar Eriskirch. Rekonstruktion des Verfassers. In der Mitte das Gnadenbild. Zu beiden Seiten: Meister von Eriskirch, Gruppe Mariä Heimsuchung, mit Elisabeth (links) und Maria (rechts).

Ein Leichnam Jesu ist aber nicht auf uns gekommen. Er ist auch nicht unbedingt zur Vervollständigung der Figurengruppe notwendig. In Konstanz wurde am Karfreitag im Hl. Grab der Mauritiusrotunde die geweihte Hostie als Symbol des Herrenleibes in einem Kelch bestattet<sup>50</sup>. Der Zugang zum Inneren des Kastenaltars war durch ein Eisengitter, vergleichbar dem an der Sakramentsnische, gesichert. Die beiden, nachträglich außen vor dem Türgewandt angebrachten Kloben und die Aussparung für die Aufnahme des Riegels sind noch vorhanden. Eine Praxis wie in Konstanz legt sich auch für Eriskirch nahe, zumal der Auftraggeber aus Konstanz stammt. Wie bei der Sakramentsnische (s. o.) ist auch hier der Gekreuzigte anstelle einer bildhaften Darstellung im »Leib des Herrn« gegenwärtig. Die Eriskircher Lösung für ein Heiliges Grab ist wie sein Vorbild in Konstanz freistehend und konnte bei Umgängen und Prozessionen ebenso in die Liturgie mit einbezogen werden.

Wenn diese Überlegungen zur Lokalisation des Heiliges Grabes in Eriskirch zu treffen, ist auch für die Vorderseite des Altaraufbaus eine Rekonstruktion denkbar: Dabei überragt, wie auf der Rückseite, die mittlere Figur die beiden anderen geringfügig. Die Mitte nimmt das bestehende Gnadenbild ein. Neu hinzu kommt die Darstellung der Heimsuchung Mariens, ebenfalls aus der Werkstatt des Meisters von Eriskirch. Eine Fotomontage, ausgehend von den festen Größen (Breite des Altars, Höhe der Figuren), ergibt eine verblüffende Passgenauigkeit der einzelnen Elemente. Der Höhenunterschied zwischen der gemauerten Rückwand und der Altarmensa gleicht in etwa die Differenz zwischen den Trauernden (134 cm und 146,5 cm) und der Heimsuchungsgruppe (139,5 cm und 142,5 cm) aus. Die hier vorgeschlagene Rekonstruktion geht also von einem mit sechs Skulpturen geschmückten Gesamtkunstwerk aus und hätte mit seinem reichen plastischen Schmuck ebenfalls eine Entsprechung zu Konstanz. Ein solch aufwändig gestaltetes Heiliges Grab bedarf einer starken Motivation. Diese ist bei Rüdiger Hartzler durchaus gegeben. Der Vater von Rüdiger Hartzler, Ulrich Hartzler begleitete 1372 den Grafen Rudolf V. von Montfort-Feldkirch († 1390) nach Jerusalem und wurde dort zum Ritter vom Heiligen Grab<sup>51</sup> geschlagen. Ein kleiner, in Konstanz im Heiligen Grab eingemauerter Stein stammt angeblich vom Grab Christi und soll von Bischof Konrad selbst von seinen Pilgerreisen mitgebracht worden sein. Ist es daher so abwegig, dass Ulrich Hartzler ebenfalls eine »Reliquie«, z. B. Erde oder einen Stein oder eine Berührungsreliquie vom Kreuz Christi, mitgebracht hatte, welche in der Familie in großen Ehren gehalten wurde? Rüdiger Hartzler hätte dann in dem bereits bestehenden Kastenaltar eine ideale Möglichkeit der Aufbewahrung bzw. der Präsentation vorgefunden. Zudem wurde das Bursenreliquiar nach 1400 mit vier weiteren Rundbildern in Grubenemail aus Konstanz (vier Evangelistensymbole) weiter ausgeschmückt.<sup>52</sup> Denkbar, dass Rüdiger Hartzler seine »Schätze« darin unterbrachte.

Um sich ein besseres Bild von der Bedeutung der Hartzler und deren Finanzkraft zu machen soll hier erstmals die Genealogie des Konstanzer Patriziergeschlechts etwas ausführlicher dargestellt werden.



Die Hartzter/Harzer aus Konstanz<sup>53</sup>

Die Hartzter sind nach 1478<sup>72</sup> in Konstanz nicht mehr nachweisbar, weshalb sie in der Konstanzer Wappenrolle der »Katzenzunft« von 1547 nicht erwähnt werden.<sup>73</sup>

Durch die Heilig-Land-Wallfahrt seines Vaters Ulrich bestand zudem eine persönliche Verbindung der Familie Ulrich Hartzter zum Haus Montfort, wenn auch zur Linie Montfort-Feldkirch. Auch Wilhelm V. von Montfort-Tettnang dürfte das Heilige Grab in Konstanz gekannt haben. Im Februar 1415 und im April/Mai 1417 fanden Reichsversammlungen statt. Ist es daher so abwegig, dass auch Wilhelm von Montfort-Tettnang die Heilige Woche 1415 und/oder 1417 dort verbracht und die Karfreitagsprozession miterlebt hat?



8

Meine These

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

nannt:<sup>75</sup>

jeweils die ganze linke Bildhälfte ausfüllend, als Paar. Zum Konzil in Konstanz war König Sigismund zusammen mit seiner Frau angereist und in der Öffentlichkeit wurden sie auch als Paar wahrgenommen, wenn man den Abbildungen bei Richental in seiner Chronik folgt. Die Aufnahme Konstantins in das Bildprogramm kann als typologischer Hinweis auf Sigismund gesehen werden. Beide haben ein Konzil einberufen mit dem Ziel, die Einheit der Kirche wiederherzustellen. Ihre Schirmherrschaft über die Kirche war für die Zeit des Konzils unangefochten.<sup>76</sup> Dieser Gedanke stand möglicherweise auch Pate bei der Gestaltung der Retabelrückwand für das Gnadenbild. Die rundbogige, ornamentierte und vergoldete Tafel zeigt abwechselnd Kreuzblumen (stilisierte Lilien) und einen Adler mit dem Haupt nach (heraldisch) rechts, dem Wappentier des deutschen Königs. Die beiden Schablonen wurden von rechts nach links angesetzt, weshalb die Bilder am linken Rand deutlich beschnitten sind. Adler sind im Unterschied zur Lilie kein Marienattribut. Sicher ist, in den Wappenadlern klingt das Motiv des Königs an und unterstreicht zu-

gleich die Dignität der Gottesmutter.

Ist es daher so abwegig, in den Adlern hinter dem Gnadenbild eine Anspielung auf den König als Schutzherr der Kirche, wie er sich selbst verstanden hat, zu sehen? Während seiner Konstanzer Aufenthalte weilte König Sigismund mehrfach auch in der Nachbarstadt Buchhorn (heute Friedrichshafen). Es ist daher nicht ganz abwegig, dass der Hintergrund für das Gnadenbild eigens für einen möglichen Besuch des Königs in der eben erst fertiggestellten Wallfahrtskirche angefertigt wurde. In der Ausstellung in Konstanz wurde ein Seidengewebe von 1414 gezeigt<sup>77</sup>, welches eigens für den Empfang von König Sigismund in Bern mit denselben heraldischen Motiven geschmückt wurde. König Sigismund wurde erst 1433 zum Kaiser gekrönt, daher nur der einfache Adler an Stelle des Doppeladlers, welcher ihn als Kaiser ausweist. Man kann die Dinge natürlich auch ganz pragmatisch sehen: Der mit der Ausführung



**Abb. 9:** Adler und Kreuzblume, fein reliefhaft in Stuck ausgeführt und auf blauem Grund vergoldet, ehemalige Rückwand des Gnadenbilds (Ausschnitt).

beauftragte Kunsthandwerker hatte in seiner Werkstatt eine Schablone mit dem Adler und griff der Einfachheit halber auf sie zurück. Das kleine Stück Stoff aus Bern mit den nachträglich aufgemalten Adlern zeigt, wofür sie verwendet wurde. In Konstanz kam sie sicher mehrfach zum Einsatz.

**Meine These:** Die Hostienmühle gegenüber dem Sakramentshaus steht mit dem Konzil für das Dogma der Realpräsenz Christi in der geweihten Hostie und gegen die verurteilten Thesen Wyclifs.

Die Darstellung der »Hostienmühle« an der Südwand des Chors fällt aus dem alttestamentlichen Zyklus der Chorausmalung heraus und sticht durch ihr größeres Bildformat hervor. In der Bildmitte legt eine weiß gewandete Maria das Christuskind kopfvoraus in einen Mühlentrichter. Der Mühlstein wird in der rechten Bildhälfte über eine Kurbelwelle von den zwölf Aposteln angetrieben und auf der linken Bildhälfte durch ein Schaufelrad mit den geflügelten Evangelistensymbolen. Unterhalb der Mühle, am Altar stehend, fängt Papst Gregor der Große die Hostie in einem Kelch auf. Ihm assistieren zur Rechten die Kirchenväter. Anette Müller kommt in ihrer Dissertation über die Hostienmühlenbilder zu dem Ergebnis, dass für die Entstehung der eucharistischen Mühlenbilder zwei Faktoren ausschlaggebend waren: »erstens die von Schisma, Häresie und innerkirchlichen Missständen geprägte Situation der Kirche und zweitens die mit dem gewandelten Eucharistieverständnis verbundene Eucharistieverehrung.«<sup>78</sup> Das um 1400 aufkommende Bildthema der Gregormesse als visuelle Propagierung des von den Anhängern Wyclifs geleugneten eucharistischen Dogmas von der Realpräsenz Christi in Gestalt von Brot und Wein bei der heiligen Messe<sup>79</sup> ist in seiner Verknüpfung mit der Hostienmühle an Eindeutigkeit kaum noch zu überbieten. In der scholastischen Theologie des Hochmittelalters wurde der sakramentale Leib Christ mit dem historischen Leib in eins gesetzt. In derselben Denkrichtung wurde bei der Tabernakelnische auf der gegenüberliegenden Seite des Chors auf die Darstellung des Gekreuzigten verzichtet (s. o.). Gesetzt den Fall, in Eriskirch wurde am Karfreitag die Konstanzer Praxis übernommen, bedurfte es für die Pilger keiner weiteren Erläuterungen bezüglich der Präsenz des Herrenleibes im Heiligen Grab. Die anderslautenden Thesen Wyclifs waren jedenfalls ein Thema des Konzils und wurden am 4. Mai 1415 als häretisch verurteilt.

**Meine These:** Was dem König recht ist, ist dem *bischöflichen Vogt zu Baumgarten* billig.

Die Wallfahrtskirche in Eriskirch ist berühmt für ihre Wandmalereien in Schiff und Chor. In der Literatur wird gerne auf italienische Vorbilder verwiesen, was sicher richtig ist. Warum aber in die Ferne schweifen, wenn Vergleichbares so nahe liegt: 1417 hatte König Sigismund den Auftrag erteilt, die Augustinerkirche in Konstanz auszuma-



len. Auch dort finden wir im Hauptschiff eine in drei Register gegliederte Abfolge von Wandbildern<sup>80</sup>, die Rüdiger Hartzler sicher auch kannte. Warum sollte er nicht davon inspiriert worden sein, etwas Ähnliches auch für seine Kirche zu schaffen? Die Strebepfeiler außen am Chor lassen den Schluss zu, dass ursprünglich die Einwölbung des Chores vorgesehen war. Mit der kompletten Ausmalung bis zur Decke wurde diese Option jedenfalls bewusst aufgegeben.

## ERSTES FAZIT

Das Konzil hatte nicht nur Prälaten und Potentaten an den Bodensee geführt. In ihrem Sog kamen auch Künstler und Handwerker auf der Suche nach Aufträgen. Vorausgesetzt, die nötigen Mittel waren vorhanden, konnten sie auch für Arbeiten in der Provinz gewonnen werden, besonders am Ende des Konzils, als die vermögenden Teilnehmer wieder abreisten. Jetzt hatte die Stunde für Eriskirch geschlagen. Die Innenausstattung einer einfachen Pfarr- und Wallfahrtskirche kann sich daher in ihrer Qualität und Aktualität, was den Stil betrifft, durchaus mit großen Stadtkirchen, ja selbst mit Bischofskirchen messen. Manche Bildfindungen sind geradezu einzigartig, z. B. die Verknüpfung der Madonna mit der Vision der Hl. Birgitta von Schweden zum Weihnachtsgeschehen. Dass sich hierbei Bezüge zu Konstanz und dem Konzil herstellen lassen, wie in diesem Beitrag versucht, nimmt nicht weiter wunder. Die Stiftung des mittleren Fensters durch Wilhelm V. von Montfort-Tettnang steht außer Zweifel. Es gibt gute Gründe auch den Patronatsherrn der Kirche (ab 1417), Rüdiger Hartzler, dem Kreis der Stifter zuzurechnen. Es gibt aber noch eine weitere Familie, welche sich in dem uns interessierenden Zeitraum in der Pfarrkirche engagiert hat: die Burst aus Überlingen.

**Meine These:** Die Initiative zum Neubau der Pfarr- und Wallfahrtskirche (ab 1387) geht auf Heinrich Burst aus Ravensburg zurück und das Gnadenbild ist eine Stiftung des Patronatsherrn in den neuen Kirchenraum auf den Burst-Altar.

Bei den Burst aus Überlingen handelt es sich um ein ritterliches Geschlecht, ursprünglich Lehensleute der Reichenau. Um sich einen besseren Eindruck von der Bedeutung dieses Rittergeschlechts zu machen, soll wieder eine kurze Genealogie vorangestellt werden, auch wenn sich die familiären Beziehungen zueinander in den ersten urkundlich greifbaren Personen nicht näher bestimmen lassen.

Genealogie der Burst (Bürst) zu Überlingen<sup>81</sup>

Heinrich Burst, empfing 1259 von Konrad von Bodman den Hof in Regentsweiler zu Lehen, 1269, † n. 1285	Ritter Ulrich Burst, 1265
---	---------------------------

Ritter Konrad Burst, 1281, 1291	Rudolf Burst, 1281	Peter Bürst von Bodman <sup>82</sup> , 1282 Bürger in Überlingen, Schwager Ulrich's von Ruelasingen	Ulrich Bürston, 1291 Bürger in Buchhorn, 1293, 1295	Bentz Burst von Bodman, 1295
---------------------------------	--------------------	--	---	------------------------------

Heinrich Burst	Ritter Ulrich Burst, 1332, 1358	Albrecht Burst, 1308; 1319 <sup>83</sup> ; 1325 Bürger in Überlingen	Guta die Bürstin, 1331 Klosterfrau zu Wald	Conrad Burst der Schedeler, 1334, 1354, 1388 <sup>84</sup> Bürger in Überlingen
----------------	---------------------------------	---	--	---



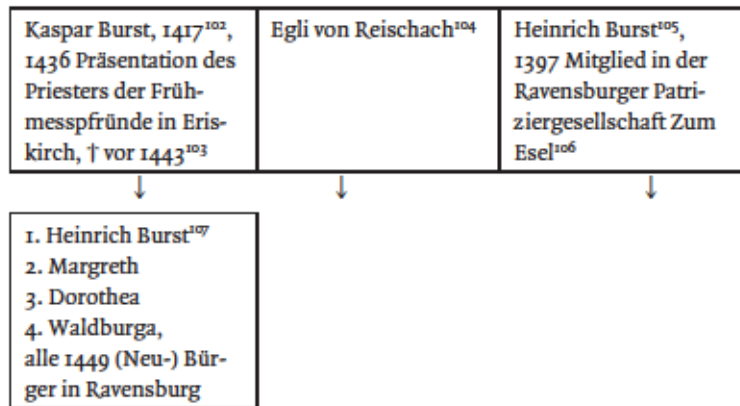
1. Adelheid Burst, Nonne im Kloster Wald 2. Hedwig, Nonne in der Zisterze Feldbach 3. Margarethe, Nonne in Münsterlingen <sup>85</sup> 4. Heinrich Burst, Ritter, 1327 u. 1354 Bürgermeister v. Überlingen ∞ Bertha von Ebingen?	5. Ulrich Burst, † vor 1375 <sup>86</sup> , ∞ 1. Bertha von Ebingen ∞ 2. N.?	Claus Burst v. Bodman, † v. 1354 ↓ Konrad Burst, 1354, † v. 1386	Hermann Burst, 1373 (Zeuge)
--	---	--	-----------------------------



1. <sup>87</sup> Heinrich Burst, Ritter, 1358 und 1364 Bürgermeister in Überlingen, † 20.12.1378)	1. Heinrich Burst, Ritter, 1375 <sup>88</sup> , 1377, 1379, 1378 Neubürger in Ravensburg <sup>89</sup> , verkauft 1381 ein Haus in Buchhorn an Kloster Kreuzlingen, Mitglied in der Gesellschaft Zum Esel <sup>90</sup> , † 1392, in Eriskirch begraben <sup>91</sup> ∞ Margaretha Kroeli, † nach 1417 <sup>92</sup>	2. N? ∞ Johann v. Reischach	Aus zweiter Ehe: 3. Elisabeth, Klosterfrau in Löwental <sup>93</sup> 4. Margarethe (1399 Priorin in Kloster Löwental)	5. Hans Burst, 1375 <sup>94</sup> , 1379, 1380 Neubürger in Ravensburg <sup>95</sup> , 1388 Bürge <sup>96</sup> , 1389 <sup>97</sup> , 1397 Mitglied in der Ravensburger Patriziergesellschaft Zum Esel <sup>98</sup> , † nach 1423 <sup>99</sup> ∞ Beatrice Humpis <sup>100</sup> , † 16.6.? <sup>101</sup>
--	--	-----------------------------	---	--







Ritter Heinrich Burst, Bürger in Überlingen, war von 1373 bis zu seinem Tod am 20. Dezember 1378 Inhaber der Herrschaft Baumgarten mit dem Kirchensatz in Eriskirch. Kurz vor seinem Tod vergabte er viele Güter in Niederraderach, Theuringen, Niederschach, Kluftern und Riedheim an die von ihm zu seinem und seiner Vorfahren Seelenheil 1378 gestiftete Frühmesspfründe in Eriskirch mit Zustimmung seines Bruders Heinrich und seines Schwagers Johann von Reischach. Die Präsentation des Priesters der Pfründe hatte Heinrich Burst seiner Familie vorbehalten. Wenn die Stelle länger als zwei Monate unbesetzt bliebe, sollte die Stadt Buchhorn und nach weiteren zwei Monaten die Stadt Überlingen das Präsentationsrecht haben.<sup>108</sup> Zudem hatte der Konstanzer Bischof Heinrich III. von Brandis das zu der Frühmess-Pfründe gehörige Haus (Kaplaneihaus, später Schulhaus, heute »Bürgerhaus Alte Schule«) nebst Hofstätte von allen bischöflichen und vogteiischen Lasten befreit.<sup>109</sup> Über den Ort seines Begräbnisses ist nichts vermerkt. Angesichts der großzügigen Stiftung ist davon auszugehen, dass er noch in der alten Pfarrkirche bestattet wurde. Aus dem Umstand, dass seine beiden Neffen Egli und Heinrich 1379 für ihren Onkel drei Seelämter stifteten, ist zu schließen, dass er kinderlos starb. Die großzügige Ausstattung des Frühmessbenefiziates für sein Seelenheil weist in dieselbe Richtung. Zudem fällt auf, dass keine Gattin in das Seelgerät mitaufgenommen wurde. Für die Rechtsnachfolge bei der Frühmesspfründe kam, wie in der Anmerkung zu seiner Person in der Stammtafel ausführlich dargelegt, nur sein Bruder Heinrich in Frage. Sinnigerweise hatte er demnach auch die Pfandschaft über die Herrschaft Baumgarten geerbt. Er liegt jedenfalls vor dem linken Seitenaltar in Eriskirch begraben. Seine Witwe ist auch nach seinem Tod 1392 weiterhin als Bürgerin von Ravensburg nachweisbar. Die Aufnahmen von Heinrich und Hans Burst in die Bürgerschaft der Stadt Ravensburg 1378, bzw. 1380 sind im Zusammenhang mit dem Städtekrieg in Süddeutschland zu sehen. Wenn dem so war, standen Heinrich und Hans auf der Seite der Städte. Die Grabplatte von Heinrich Burst, befindet sich unter dem Treppenaufgang zur Kanzel in Eriskirch. Die Umschrift lautet: ANNO MCCCXXXII OBIIT HAINRICUS BURST MILES (im Jahr 1392 verstarb Heinrich Burst, Ritter). Was zunächst wie eine Spolie anmutet, entpuppt sich

bei näherer Betrachtung als Grabplatte in situ. 1392 war vom Neubau erst das Schiff fertiggestellt, daher kam eine Bestattung im Chor nicht in Frage. Die Inschrift nimmt auf die besondere Raumsituation direkt an der Kirchenmauer und unmittelbar vor der Seitenaltarstufe Bezug. Die über Eck gestellte Umschrift beschränkt sich auf die beiden einsehbaren Seiten. Bei dem linken Seitenaltar handelt es sich nachweislich um den Pfründaltar der gestifteten Frühmesskaplanei. Das Wappen, soweit noch sichtbar (der Schild ist teilweise stark abgetreten, der Helm wird durch die unterste Blockstufe des Aufgangs verdeckt und die Helmzier ist in den erhabenen Teilen stark abgearbeitet) entspricht jenem in der Züricher Wappenrolle (fol. 2v, um 1340).

Mit seiner Ost-West Ausrichtung steht das Grabmal in der geosteten Kirche eigentlich auf dem Kopf. Dagegen blickt der so Bestattete am Tag der Auferstehung mit seinem Antlitz auf das Licht des wiederkommenden Herrn. Zum Gnadenbild auf dem linken Seitenaltar ergibt sich ein Dialog. Das Jesuskind blickt direkt von oben auf das Grab herab, während die Mutter in den Kirchenraum schaut. Das Gnadenbild wird heute um 1400 datiert. Ist die Datierung unumstößlich? Könnte es nicht 10 Jahre früher entstanden sein und – wie heute wieder – den linken Seitenaltar geziert haben? Der Chor war ja noch der alte. Dann hätten wir in Ritter Heinrich Burst den Stifter nicht nur für den Neubau der Pfarr- und Wallfahrtskirche, sondern auch für das Gnadenbild. Andernfalls (nach 1392) kommen dafür noch seine Witwe bzw. sein Sohn in Frage. Dieser hatte nachweislich die Rechtsnachfolge bei der Frühmesspfründe angetreten und wahrgenommen. Während sein Vater als Mitglied in der Gesellschaft zum Esel eindeutig dem Meliorat zuzurechnen ist, fehlt Kaspar Burst 1397 in der Mitgliederliste der Patriziergesellschaft Zum Esel. Laut Satzung vererbt sich die Mitgliedschaft beim Tod eines Gesellen auf den ältesten Sohn. Demnach hatte er die Stadt Ravensburg vor 1397 verlassen. In den Archiven der Stadt ist er nicht nachweisbar. In der Urkunde von 1417 wird folgerichtig nur die Mutter als Bürgerin der Stadt Ravensburg bezeichnet und seine Kinder werden 1449 als (Neu-)Bürger der Stadt Ravensburg aufgenommen. Die Strebepfeiler außen am Chor der Pfarrkirche in Eriskirch lassen den Schluss zu, dass ursprünglich ein Gewölbe im Chor geplant war. Vermutlich wegen Geldmangels wurde dieses Vorhaben nicht umgesetzt. Kaspar Burst war nach dem Tod des Vaters 1392 finanziell im Niedergang begriffen. 1378 war der Vater für die stolze Summe von 20 Pfd. Pfg. (Silber) als Bürgschaft in die Bürgerschaft der Stadt Ravensburg aufgenommen worden.<sup>110</sup> 1449 werden seine vier Kinder zusammen um einen deutlich geringeren Betrag



**Abb. 10:** Wappen: Burst, Züricher Wappenrolle (Ausschnitt). Zürich, Schweizer Nationalmuseum, AG 2760, fol. 2v ([www.e-codices.unifr.ch](http://www.e-codices.unifr.ch)).

neu ins Bürgerrecht der Stadt aufgenommen. Als Nichtmitglieder der Gesellschaft Zum Esel sind sie auch nicht mehr zum Patriziat der Stadt zu zählen. Bereits bei Kaspar Burst sucht man den Adelstitel Ritter (*comes*) bei seinen urkundlichen Erwähnungen vergeblich. Hatte er seine Ritterbürtigkeit eingebüßt? Auf dem Wege des Verkaufs dürfte Eriskirch daher in fremde Hände gekommen sein. Sicher ist, 1417 hatte Rüdiger Hartzler die Pfandschaft über Baumgarten inne. Eine Verbindung nach Ravensburg hat möglicherweise die Zeiten dennoch überdauert: der »Feiertagschristus«, eine allegorische Aufforderung zur Heiligung des Feiertags in der Darstellung des Schmerzensmannes mit Symbolen der täglichen Arbeit, aber auch der lasterhaften Völlerei – anstelle der sonst üblichen Leidenswerkzeuge. Eine vergleichbare Darstellung desselben Bildmotivs in St. Jodok in Ravensburg wird um 1410 datiert. Das Eriskircher Fresko hebt sich in seiner Malweise von den übrigen Fresken deutlich ab und könnte zusammen mit den »Drei Lebenden und den drei Toten« durchaus unabhängig von den übrigen entstanden sein.

**Meine These:** Im Zuge der Umgestaltung des Choraltars zu einem Heiligen Grab verdrängte die »Burst-Madonna« ein älteres Gnadenbild. Die Lücke auf dem linken Seitenaltar wurde mit der Kopie (um 1430, heute im Chorraum links) geschlossen.

Bereits Michler<sup>111</sup> geht von einem älteren Gnadenbild als Ziel der urkundlich bezeugten Wallfahrt aus. Mit der Fertigstellung des Chors (nach 1409) oder doch wohl eher im Zuge der großen Umgestaltung unter Rüdiger Hartzler rückte die mit 160 cm lebensgroße und ganz in Gold gefasste<sup>112</sup> Madonna ins Zentrum. Für den Seitenaltar musste ein Ersatz geschaffen werden. Schließlich stand der Sohn von Ritter Heinrich Burst der Frühmesspfründe mit dem linken Seitenaltar vor. Ursprünglich wurde die Kopie des Gnadenbildes (um 1430) ebenfalls dem Meister von Eriskirch zugeschrieben. Heute ist man von einer solchen Zuschreibung abgerückt. Dennoch ist es naheliegend, dass mit diesem Auftrag jene Werkstatt betraut wurde, welche bereits den Figureschmuck auf dem Choraltar geschaffen hatte. Möglicherweise war der Meister von Eriskirch inzwischen verstorben und die Werkstatt hatte sich stilistisch weiterentwickelt. Dann wären stilistische Nähe und Distanz gegeben, wie eben in diesem Werk. Mit der hier vorgeschlagenen Rochade wäre auch die Frage nach der kultischen Funktion des »Duplikats«<sup>113</sup> beantwortet.

## SCHLUSSBEMERKUNG

Sehen und Entdecken – so hatte Egon Rieble seinen Führer zu den Kunstwerken im Kreis Rottweil<sup>114</sup> überschrieben. Der in diesem Aufsatz verfolgte Forschungsansatz, der die Inhaber der Pfarrei und Kirche Eriskirch gezielt in den Blick nimmt, bietet unerwartete Lösungsansätze für die offenen Fragen zur Größe und Ausstattung der Pfarr-

kirche in einem so kleinen Ort. Ich bin mir sehr wohl bewusst, dass nicht jedes Fragezeichen zwingend aufgelöst werden konnte. Jede Antwort fängt mit einer Frage an. Wenn die Ausführungen den Leser ermutigen, die Dinge nun einmal selbst in Augenschein zu nehmen, um sich ein Urteil zu bilden, haben sie ihr Ziel erreicht.

*Anschrift des Verfassers:*

Pfarrer Bernhard Staudacher, Thumstr. 55, D-88255 Baindt, bernhard-staudacher@gmx.de

## ANMERKUNGEN

1 MICHLER, Jürgen/VESENMAYER, Bernhard: Eris-kirch, Pfarrkirche Unserer Lieben Frau. Regensburg 2011, S. 1.

2 WUB II, Nr. CCC XXVII, S. 20

3 WUB II, Nr. CCCL, S. 86 und WUB V, S. 461, Anm. zu Bd. II, S. 83.

4 Diözesanarchiv Rottenburg, Bestand L I, Nr. 1.

5 Seit Anfang des 12. Jahrhunderts ist das Geschlecht unter dem Titel *Kämmerer von Ravensburg*, häufig nur unter dem Beinamen *Manstocus* urkundlich belegt. Einzelne Zweige benannten sich sodann nach den Burgen von Löwental und von Baumgarten. Dabei handelt es sich um zuerst welfische Ministerialen, die durch Verkauf des süddeutschen Welfenerbes an den Kaiser um 1179 in staufische Dienste übergangen. Die endgültige Übernahme des Welfenbesitzes in Süddeutschland durch die Stauer erfolgte 1191. Der Stammsitz derer von Ravensburg war die Burg Aistegen bei Schnetzenhausen.

6 BOCHTLER, Paul: 700 Jahre Eriskirch am Bodensee. Festschrift zur 700-Jahrfeier. Friedrichshafen 1957, S. 16.

7 WUB IV, S. XXXI.

8 WUB VIII 2808, S. 123.

9 REC II 3229; 3230.

10 KUHN, L. Elmar/RAU, Raimund/VESENMAYER, Bernhard: Die Pfarrkirche Eriskirch. Spätgotik am Bodensee. Friedrichshafen 1986, S. 92f.

11 REC II 3228. Zunächst konnte der Bischof die Burg und Herrschaft Baumgarten nur zur Hälfte erwerben, denn das Kloster St. Gallen hatte beim Verkauf Ansprüche geltend gemacht. Nach Bradler ist der letzte Ministeriale in Baumgarten, Heinrich von Ravensburg nach 1259, also in den Wirren der ausgehenden Stauerzeit, in den Dienst des Abtes von St. Gallen und des Bischofs von Konstanz getreten, um

sich so u. a. vor Übergriffen der Grafen von Montfort jenseits der Schussen abzusichern. Seine Besitzung Baumgarten übertrug er daher mit halber Beteiligung St. Gallens an das Hochstift Konstanz. Dies erklärt zum einen den baldigen Verkauf der Herrschaft Baumgarten an Konstanz durch seinen Neffen Ulrich von Bodman nach dem Tod Heinrichs von Ravensburg und zum anderen die von St. Gallen an Konstanz erhobenen Ansprüche auf die Hälfte des Besitzes Baumgarten. Gesicherte Nennungen der Burg Baumgarten durch Aufzeichnung und Urkunde erscheinen erst nach deren Verkauf an Konstanz im Jahre 1271 (BRADLER, Günther: Studien zur Geschichte der Ministerialität im Allgäu und in Oberschwaben. Göppingen 1973). Am 19. Februar 1271 einigte man sich über die Art der Teilung und am 8. Februar 1272 erhielt St. Gallen seinen Anteil (WUB VII 129; 183). Es muss jedoch dem Bischof bald gelingen sein, die Ansprüche des Klosters auf andere Weise zu befriedigen, denn in der Folge ist von einer Teilung mit St. Gallen nicht mehr die Rede. 1298 schenkte König Albrecht dem Bischof das dem Reich zustehende Recht an den Burgen Baumgarten und Summerau und genehmigte nachträglich den Kauf (REC II 3066).

12 WUB II CDXLIV; CDLXX.

13 SCHNEIDER, Alois: Burgen und Befestigungen im Bodenseekreis, in: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Hrsg.): Fundberichte aus Baden-Württemberg. Band 14. Stuttgart 1989, S. 537–538.

14 REC II 3799.

15 *Heinrich der Spiser, weiland Vogt zu Bongarten*. Urkunde mit Siegel des Ausstellers: im Schild ein rechts gekehrter Löwe, Umschrift: +S.ˆ hainrici. de buselinge. dispensatoris (REC II 4147; CDS III 1095f).

- 16 REC II 4868. Die Edlen von Grünenstein aus dem Rheintal bei St. Margrethen waren Lehensleute der Abtei St. Gallen und des Frauenstiftes Lindau. 1210 nennen sie sich noch »von Balgach«, 60 Jahre später nach der neuerbauten Burg »von Grünenstein«.
- 17 Frick I. Humpis (\*1304, †1346), 1343 bis 1346 Landvogt in Oberschwaben, hinterließ zwei unmündige Kinder: Ital I., Stammvater der Reichsadeligen Linien Ratzenried und Waltrams und »Henggi« (\*1345, †1429). Er führte das Kaufmannsgeschlecht der Humpis zu höchstem Ruhm. Die Mutter, Klara von Engertwiler, ging mit Johann von Ankenreute eine Zweitehe ein.
- 18 Übersicht der Gütererwerbungen im 15. Jahrhundert in: DREHER, Alfons: Das Patriziat der Reichsstadt Ravensburg. Von den Anfängen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1966, S. 86f.
- 19 REC II 3799; 4868; 5364. Die drei Brüder gehören zur Linie Alt-Hohenfels (bei Sipplingen). Walter fiel am 31. Mai 1377 in der Schlacht bei Reutlingen gegen den schwäbischen Städtebund. Goswin († vor 1392) gab 1389 als Gefangener des Grafen Eberhard von Württemberg diesem seine halbe Burg Alt-Hohenfels und nahm sie zu Mannlehen. (KINDLER VON KNOBLOCH, Julius: Oberbadisches Geschlechterbuch, Heidelberg 1898. Bd. 1, S. 86 f.)
- 20 REC II 5364. Ulrich in der Bünd entstammt einem alten Konstanzer Adelsgeschlecht.
- 21 OAB Tettngang. Stuttgart 1915, S. 702.
- 22 Die heute durchgehende Firstlinie der Pfarrkirche entstand 1666 als der komplette Dachstuhl im Schiff um 1,5 m angehoben wurde.
- 23 MICHLER (wie Anm. 1) S. 2.
- 24 Ebd. S. 1.
- 25 KINDLER VON KNOBLOCH (wie Anm. 19) S. 540f.
- 26 REC III, Nr. 8979; 9179.
- 27 BOCHTLER (wie Anm. 6) S. 29.
- 28 Ebd. S. 26.
- 29 MICHLER (wie Anm. 1) S. 29.
- 30 BURMEISTER, Karl Heinz: Montfort Grafen von (katholisch), in: Neue Deutsche Biographie 18 (1997), S. 51–54, S. 53.
- 31 Kunigunde war eine Tochter von Albrecht III. Graf von Werdenberg-Heiligenberg zu Bludenz († 1418) und Ursula Gräfin von Schaunberg.
- 32 CORPUS VITREARUM MEDII Aevi: Deutschland, Bd. 1, Teil 2./ BECKSMANN, Rüdiger: Die mittelalterlichen Glasmalereien in Schwaben von 1350 bis 1530: ohne Ulm. Mainz 1986, S. 48.
- 33 RICHENTAL, Ulrich: Chronik. Konstanz, Rosengartenmuseum, Hs.1, fol. 143v.
- 34 DAS KONSTANZER KONZIL: Katalog; 1414–1418; Weltereignis des Mittelalters/[Große Landesausstellung Baden-Württemberg, 14]. Hg. vom Badischen Landesmuseum. Darmstadt 2014, S. 119.
- 35 RICHENTAL (wie Anm. 33) fol. 10v.
- 36 RICHENTAL (wie Anm. 33) fol. 53r.
- 37 DAS KONSTANZER KONZIL (wie Anm. 34) S. 120. RICHENTAL (wie Anm. 30) fol. 127r.
- 38 RICHENTAL (wie Anm. 33) fol. 143v.
- 39 MICHLER (wie Anm. 1) S. 18.
- 40 Niccolò di Tommaso. Die Vision der hl. Birgitta. Vatikanische Museen. DAS KONSTANZER KONZIL (wie Anm. 34) S. 350f.
- 41 Nach dem Sündenfall sprach Gott zur Frau: *Viel Mühsal bereite ich dir, sooft du schwanger wirst. Unter Schmerzen gebierst du Kinder.* (Genesis 3,16).
- 42 ITZEL, Constanze: Der so genannte »Ulmer Hochaltar« der Staatsgalerie Stuttgart. Ein anspruchsvolles Werk der Bodenseemalerei aus der Konzilszeit, in: Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg Bd. 37 (2000) S. 19–56, 49f.
- 43 Allgemein werden die Glasfenster in Eriskirch vor die entsprechenden Fenster in der Liebfrauenkirche in Ravensburg datiert. Diese aber sind nachweislich vor oder im Jahr 1419 entstanden.
- 44 BECKSMANN (wie Anm. 32), S. 46.
- 45 Ebd. S. 55f.
- 46 Vgl. ARENDT, Paul: Die Predigten des Konstanzer Konzils. Ein Beitrag zur Predigt- und Kirchengeschichte des Mittelalters. Freiburg 1933.
- 47 Der schriftliche Nachlass von Clotilde Schlayer befindet sich in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart. Dazu gehört auch ein Konvolut: »Bestellungen bzw. Rechnungen von Antiken- bzw. anti-quarischen Ankäufen.«
- 48 KUHN u. a. (wie Anm. 10) S. 86.
- 49 DAS KONSTANZER KONZIL (wie 34) S. 84.
- 50 Ebd. S. 84.
- 51 Jerusalempilger aus dem Adel und dem Stand der Patrizier erbaten sich in der Grabeskirche von anderen Rittern den »Ritterschlag zum Ritter vom Heiligen Grab«, ohne dabei ein Gelübde abzulegen.
- 52 Schrift und Stil der vier Evangelistensymbole erweisen das eindeutig, auch die Tatsache, dass im Rankenwerk kein Platz für die Rundbilder reserviert wurde wie für die Kreuzigung. KUHN u. a. (wie Anm. 10) S. 88.



- 53 Wenn nicht anders angegeben sind die Angaben dem Artikel »Harzer« in: Kindler (wie Anm. 19) S. 540f. entnommen. Die Jahreszahlen beziehen sich jeweils auf urkundliche Erwähnungen.
- 54 Vor 1325: REC II 4030.
- 55 Als Siegler 1347 (REC II 4830).
- 56 Am 8. April 1344 urkundet Nikolaus I. von Frauenfeld, Bischof von Konstanz. Zeuge: Ulrich der Hartzer, Konrad sein Bruder, [...] (REC II 4673).
- 57 Heinrich Hartzler kauft 1359 Reichenauisches Lehen in Ermatingen, kauft 1364 Aadorf, sowie Güter in Wutzwyl, Meisterhausen und Ifwyl um 1200 fl., kauft 1367 Reichenauer Lehengüter bei Burg Grießenberg, empfing am 25. November 1367 die von den Grafen von Toggenburg versetzten Güter und Leute zu Grießenberg, Wilmersperg, Lütmarko, Amlikon, Bonow etc. als Reichenauisches Lehen. Er erwarb pfandweise 1358 vom Hochstift Konstanz Besitzungen bei Kastell und Tägerwilen (REC II 5364.) Alle diese Handlungen beging er gemeinsam mit seinen Brüdern Ulrich und Rudolf. Heinrich Hartzler ritt 1368 zum Stechen bei Zürich, war Teilnehmer des Gefechts bei Basserdorf und erhielt von Kaiser Karl IV. 1376 die Genehmigung, den Zoll in Memmingen von Konrad Guderscher, Ammann in Lindau einzulösen. 1394 verkaufen Heinrich und Ulrich Aadorf an die Abtei St. Gallen. Heinrich bürgt 1389 für den Bischof von Konstanz (REC III 7202.) Als Zeuge: 1389 (REC III 7216; 1390 REC III 7248.) Heinrich Hartzler, Sohn von Ulrich Hartzler hat 1500 pfd. Heller dem Bischof geliehen (REC III 7263).
- 58 REC III 7360.
- 59 REC III 7662.
- 60 1393, Bischof Burkhard von Hewen bekundet, dass er die Feste Gottlieben um 12700 pfd. Heller an Heinrich den Hartzler von Konstanz versetzt hat. Mit seinen Söhnen Rudolf und Ulrich schließt er folgenden Vergleich [...] (REC III 7360). Rudolf und Ulrich Hartzler, Brüder ... (REC III 7404 und 7747). Die Brüder Ulrich und Rudolf (REC III 7749).
- 61 Sohn von Heinrich Hartzler (REC III 8115). 31. August 1402, König Ruprecht bestätigt seine Briefe über den Zoll in Memmingen. Von 1416 bis 1419 saß Ulrich Hartzler im Rat der Stadt und blieb 1429 in Konstanz. Er bewohnte ein Stadthaus in der Platten-gasse in unmittelbarer Nachbarschaft zum Chronisten des Konzils, Ulrich Richental (älteste Steuerliste der Stadt Konstanz, Stadtarchiv Konstanz).
- 62 REC III 7750.
- 63 Ebd.
- 64 REC III 7083; (1394) 7089; (1394) 7387a.
- 65 Rüdiger Hartzler von Konstanz, Sohn weil. Ulrichs [...] (REC III 7662).
- 66 REC III 8179; 8223; 8246; 8323; 8849.
- 67 REC III 8420 Die summarische Nennung Rüdiger Hartzler und Geschwister deutet darauf hin, dass sie das Pfand von ihrem Vater Ulrich Hartzler geerbt hatten. Vermutlich handelte es sich bei den Geschwistern um Töchter.
- 68 LEINER, Otto: Unterlagen zum Konstanzer Patriziat. Manuskript. Stadtarchiv Konstanz.
- 69 21. Mai 1417. *Rugger Hantzer*, Pfandinhaber der Feste Baumgarten. REC III 8553.
- 70 1423 Rüdiger Hartzler, des Bischofs Vogt zu Baumgarten leiht dem Bischof 100 Rh. Fl. (REC III 8979). Rüdiger Hartz, bischöflicher Vogt zu Baumgarten (REC III 9179).
- 71 Urkundlich bezeugter Sohn von Rüdiger Hartzler. Für diese Auskunft danke ich Herrn Michael Kuthe, Stadtarchiv Konstanz.
- 72 Für Barbara und Clara von Landenberg, Klosterfrauen zu Toeß, testiert 1478 Margarethe Hartzler, Witwe des Ludwig Schilter von Konstanz. KINDLER VON KNOBLOCH (wie Anm. 19) Bd. 2, S. 432.
- 73 Auskunft von Michael Kuthe, Stadtarchiv Konstanz.
- 74 BECKSMANN (wie Anm. 32) S. 45.
- 75 Ebd. S. 54.
- 76 DAS KONSTANZER KONZIL (wie Anm. 34), S. 264.
- 77 Ebd. S. 240.
- 78 MÜLLER, Annett: Das Bild der eucharistischen Mühle in der süddeutschen Wandmalerei des 15. Jahrhunderts. Kontext und Funktion eines spätmittelalterlichen Bildtypus, Jena, 2013, S. 31.
- 79 DAS KONSTANZER KONZIL (wie Anm. 34) S. 334.
- 80 Ebd. S. 136f.
- 81 Wenn nicht anders angegeben: KINDLER VON KNOBLOCH (wie Anm. 19) S. 187. Die Jahreszahlen beziehen sich jeweils auf urkundliche Erwähnungen.
- 82 17. Januar 1303, Ritter Ulrich von Bodman [...] übertragen zu ihrem Seelenheil ihren Dienstmann Peter Burst nebst Kindern dem Bischof Heinrich II. v. Klingenberg [...] (REC II 3303).
- 83 CDS III 1146h.
- 84 1388 verkauft Konrad Burst der Schedeler seinen Weinberg bei Alcras Mühle und erhält ihn als Lehen auf Lebenszeit gegen die Hälfte des Jahresertrages wieder zurück (ZGO 10 (1859), S. 471f).



85 Aufnahmege such für alle drei Schwestern durch König Ludwig den Bayer, September 1323 (GERMANIA SACRA: Das Bistum Konstanz, Bd. 3, S. 504.)

86 CDS III 1342b.

87 Heinrich Burst vermachte 1358 dem Kloster Wald einen Zins im Taubental zu Hohenbodman. Am

24. November 1360 schenkt Heinrich Burst, Ritter und Bürger zu Überlingen seinen Weingarten zu Lip pach dem Gotteshaus Baidnt (Fürstlich Waldburg-Wolfegg'sches Archiv, Bestand Baidnt, U 260). 1364 erwarb er zusammen mit Diethelm von Payern zu Marchdorf pfandweise vom Hochstift Konstanz Burg und Veste Raderach um 560 fl. 1368 versetzte er den Franziskanern in Überlingen seinen Garten und Wie se zu Hohenbodman. Am 29.11.1369 verkaufen Rudolf Mötteli von Buchhorn, Bürger von Tettngang, und sein Sohn Heinrich Mötteli Güter bei Buchhorn und Weiler an Herrn Heinrich Burst, Ritter, Bürger in Überlingen. Er vergabte diese Güter zu seinem und seiner Vorfahren Seelenheil am 1.6.1374 an das Kloster Salem (CDS III 1342, KINDLER VON KNOBLOCH III (1919) (wie Anm. 19) S. 106.) Am 12. Juli 1375 erwirbt Heinrich Burster von Überlingen zusammen mit Jakob Hagnow einen Weinberg vom Gotteshaus Waldsee (Fürstlich Waldburg-Wolfegg'sches Archiv, Bestand Baidnt, LVII). 1377 vergabte er als Herr zu Kluffern und Efritzweiler Güter davon an das Kloster Wald. 1378 stiftet er eine Frühmesskaplanei in die Pfarrkirche in Eriskirch. In einer Urkunde vom

23. August 1375 wird das Verwandtschaftsverhältnis wie folgt umschrieben: *Hainrich Burst und Hans Burst, sin brüder, Ulrich Burstz seligen sün, geben ihre Zustimmung zu der Vergabung ..., die ihr Vetter Hainrich Burst, Ritter, Bürger ze Überlingen, dem Kloster Salem gemacht hat* (CDS III 1342b). Anlässlich der Errichtung der Frühmesspfünde von 1378 in Eriskirch durch Ritter Heinrich Burst willigen sein Bruder Heinrich Burst und sein Schwestersohn Johann von Reischach in die Stiftung ein. Der offensichtliche Widerspruch lässt sich auflösen, wenn Berta von Ebingen in erster Ehe mit dem Vater von Ritter Heinrich Burst und in zweiter Ehe mit seinem Bruder Ulrich Burst verheiratet war. Dann wären sowohl die Namensdoppelung als auch der Altersunterschied verständlich. Mütterlicherseits sind Ritter Heinrich, Heinrich und Hans Brüder, väterlicherseits sind sie Vetter. Als gesuchter Vater kommt dann nur Heinrich Burst, Ritter, Bürgermeister von Überlingen, in Frage. Die zweite Amtszeit von 1354 dürfte sich dann auf seinen Sohn bezogen haben. Die große Zeitspanne zwischen dem

Tod von Heinrich Burst, Ritter (1378) und Hans Burst (nach 1423) lässt ebenfalls an eine zweite Eheschließung denken, dieses Mal von Ulrich Burst. Dies würde auch verständlich machen, warum im Zusammenhang der Errichtung der Frühmesskaplanei in Eriskirch Hans Burst nicht erwähnt wird. Hans wäre dann kein leiblicher Bruder des Stifters. Die beiden Klosterfrauen in Löwental, die in der ursprünglichen Schenkung an Salem nicht berücksichtigt sind, wären dann ebenfalls der zweiten Eheschließung zuzurechnen. Das *unsern lieben schwösteran* bezieht sich auf die Brüder Heinrich und Hans Burst, nicht auf den Stifter der Schenkung.

88 Personenkartei von Alfons Dreher (Stadtarchiv Ravensburg).

89 DREHER (wie Anm. 18) S. 67. Im Findbuch der Pfarrkirche Liebfrauen Ravensburg ist 1381 ein Heinz Burst mit Grundbesitz in Markdorf genannt; vermutlich mit Heinrich Burst, seit 1378 Neubürger in Ravensburg, identisch.

90 Aus der Gründungsurkunde der Ravensburger Patriziergesellschaft Zum Esel geht hervor, dass sie schon vor 1397 bestand. Für den Zeitpunkt ihrer Gründung ist Artikel 201 Stadtrecht B von 1378 heranzuziehen. Da die Kaufleute, »Gesellschaft zum Ballen«, als nachträgliche Ergänzung hereingenommen werden, bleibt den Melioren laut Satzung nur noch eine Gesellschaft. Diese kann mit der Zum Esel schon identisch sein. In der Gründungsurkunde von 1397 werden auch die bereits verstorbenen Mitglieder erwähnt, darunter Heinrich Burst: *So sind die tod unnd wärent ouch gesellen: [...] Heinrich Purst [...]*. DREHER (wie Anm. 18) S. 132ff. Demzufolge hat Ritter Heinrich Burst schon kurz nach seiner Einbürgerung Anschluss an das Ravensburger Meliorat gefunden.

91 *Anno Domini MCCCXXXII obiit Hainricus Burst miles*. Grabinschrift, Pfarrkirche Eriskirch.

92 4. Juni 1417. Margarete die Bürstin, Bürgerin zu Ravensburg, vergleicht sich mit dem Kloster Baidnt. Siegler: Margarte die Bürstin und ihr Sohn Kaspar. (WoBai U 303; HSTAS B 369, Bü 53).

93 *... unsern lieben schwösteran Margarethen und Elisabethen den Bürstinen ze Lewental* (CDS III 1342b).

94 Personenkartei von Alfons Dreher (Stadtarchiv Ravensburg).

95 DREHER (wie Anm. 18) S. 67. Der Eintrag in den Bürgerlisten von 1380 (Stadtarchiv Ravensburg) lautet: »Johann Burst filiaster Ulrici Humpis« (Joann Burst, Schwiegersohn des Ulrich Humpis). Beatrix Humpis, die Ehefrau von Johann Burst war die Toch-

ter von Ulrich I. Humpis. DREHER S. 67 führt weiter aus: Besitz auf dem Land: 1360 Weingarten zu Lip-pach (heute: Gemeinde Kluftern); 1381 Wein- und Kornzehnte zu Markdorf; ein Gütlein zu Unterteuringen, ein Gütlein zu Bermatingen, der halbe Wein- und Kornzehnte zu Efritzweiler (heute: Gemeinde Kluftern) und ein Gut in Fischbach (SpitA Ravensburg U 3598 von 1381).

96 DREHER (wie Anm. 18) S. 67.

97 1389 liegen die Vogteirechte von (heute: Uhl-dingen-) Mühlhofen bei Hans Burst zu Überlingen.

98 DREHER (wie Anm. 18) S. 67.

99 Stadtarchiv Ravensburg U 941.

100 Stadtarchiv Ravensburg U 3598.

101 Obiit *Beatrix Domna Humbissin de Ravenspurg*. Totenbuch des Klosters Baintd, Eintrag vom 16. Juni (Pfa Baintd B 26).

102 Siehe Anm. 86.

103 1443 werden seine verwaisten Kinder Heinrich, Margarete, Dorothea und Waldburga erneut Ravensburger Bürger. Bürgerlisten Ravensburg von 1443.

104 Egli von Reischach und Heinrich Burst (Vetter) stiften 1379 ihrem Onkel Ritter Heinrich Burst Jahr-

zeiten in den Klöstern Wald und Heiligkreuztal und im Deutschordenshaus Mainau.

105 Ebd.

106 DREHER (wie Anm. 18) S. 67.

107 Vgl. Anm. 88. 14. Januar 1449. Heinrich, Sohn des +Kaspar Burst, Bürger zu Ravensburg, verkauft, zugleich im Namen seiner Schwester Margareth [...] dem Ital Humpis d. Ä. zu Ravensburg für 103 fl rh den Hof zu Unterteuringen (HSTAS B 515 U 751). Heinrich erscheint noch einmal 1449 in einer Urkunde der Stadt. Stadtarchiv Ravensburg U 863.

108 Bischöfliche Bestätigung vom 20. Feb. 1378 (Stadtarchiv Friedrichshafen: Buchhorn U 8; Abschrift in einem Urbar der Kaplanei St. Georg, Eriskirch von 1770 (Pfarrarchiv Eriskirch, ebd. eine Güterbeschreibung von 1552).

109 REC II 6458.

110 DREHER (wie Anm. 18) S. 67.

111 KUHN (wie Anm. 10) S. 70ff.

112 Ebd. S. 72f.

113 Ebd.

114 RIEBLE, Egon: Sehen und Entdecken im Kreis Rottweil. Stuttgart 1980.

Stefan King / Ines Stadie

# BISCHOF HALLUM UND DIE ›ZWIEBEL‹

Der Weg eines englischen Architekturmotivs  
ins Konstanzer Münster

Im Mittelpunkt der Betrachtungen stehen zwei bedeutende Ausstattungsstücke des Konstanzer Münsters: die Grabplatte des englischen Bischofs Robert Hallum, die im Zentrum des Chorraums in den Boden eingelassen ist, und der sogenannte Schnegg, eine Wendeltreppe im Thomaschor. Jeweils eines davon bildet einen Schwerpunkt in der Arbeit von Verfasserin und Verfasser.<sup>1</sup> Sie verbindet ein Architekturmotiv, das im Konstanzer Münster noch häufiger, in der spätgotischen Kunst und Architektur Südwestdeutschlands aber nur sehr verstreut anzutreffen ist.

## DER SCHNEGG

Im Thomaschor, dem nördlichen Querschiffarm des Konstanzer Münsters, findet sich ein Kleinod spätgotischer Architektur, eines der originellsten Gebilde, das die Spätgotik in der Bodenseeregion erdacht hat: der sogenannte ›Schnegg‹ (Abb. 1). Es handelt sich um eine Wendeltreppe, wie die Bezeichnung schon vermuten lässt, denn Wendeltreppen wurden zur damaligen Zeit üblicherweise als ›Schnecke‹ bezeichnet. Sie windet sich in einem feingliedrigen, durchbrochenen Gehäuse nach oben.

Trotz seiner kunstvollen Machart bietet der Schnegg heute lediglich Zugang zu den Dachräumen, was wiederholt Anlass zu Spekulationen über die einstige Funktion gab.<sup>2</sup> Dorthin hätte man in sehr viel einfacherer Weise einen Ausgang über die Obere Sakristei einrichten können, sodass aufgrund der Lage innerhalb des Kirchenraums und der aufwändigen Architektur davon auszugehen ist, dass der Schnegg einstmals eine Funktion innerhalb des Gottesdienstes zu erfüllen hatte. Das Domkapitel hatte seine Versammlungsräume im Domherrenhof, der bis zu seiner Zerstörung durch Brand 1824 nördlich des Münsters stand.<sup>3</sup> Die Wendeltreppe könnte Teil einer direkten Verbindung von dessen zweitem Obergeschoss durch den Dachraum des ebenfalls nicht mehr exis-

tierenden Westflügels des Kreuzgangs ins Münster gewesen sein und einen würdevollen Einzug der Domherren ermöglicht haben.<sup>4</sup> Möglicherweise hatte der Weg zuvor eine Geschossebene tiefer durch das erste Obergeschoss geführt, wo aber im frühen 15. Jahrhundert durch Vergrößerung und Einwölbung des Raums über dem Kreuzgang die heutige Obere Nikolauskapelle eingerichtet worden war. Möglicherweise muss die Funktion des Schneggs auch in Zusammenhang mit einer weiteren, nicht weniger prominent platzierten Wendeltreppe gesehen werden, die zur gleichen Zeit an der Nordwestecke des nördlichen Querhausgiebels ihren Platz fand und eine Fortsetzung ins Hauptdach bildet. Das Aufsteigen von Personen zum Läuten der Glocken im Vierungsdachreiter könnte damit während des Gottesdienstes in Szene gesetzt worden sein. Sofern diese Annahme zutreffend ist, wurde dieses Zeremoniell später aufgegeben, als die Glockenseile direkt in der Vierung und danach im Thomaschor hingen.<sup>5</sup>

Wie Konstanzer Chroniken berichten, wurde mit der Planung und Ausführung des Schneggs 1438 begonnen und das Werk 1446 vollendet. Seine Errichtung steht in Verbindung mit dem Umbau des nördlichen Querhausarms, der damals neue Fensteröffnungen, ein figuriertes Rippengewölbe, besagte außenliegende Wendeltreppe und ein mit Maßwerk zweischichtig aufgebautes Giebeldreieck erhielt. Diese Maßnahme war Teil einer spätgotischen Erneuerung von Chor und Querhaus in der Zeit zwischen 1430 und 1451.<sup>6</sup> Als Schöpfer des Schneggs wird in den Chroniken »maister Antoni« genannt, der Kaplan am Ottilienaltar gewesen sei.<sup>7</sup> Er ist nach widersprüchlichen Angaben entweder kurz nach Beginn der Arbeiten oder nach Fertigstellung des Schneggs verstorben, sodass es einem seiner Schüler oblag, die Arbeiten an der Wendeltreppe bzw. am damit verbundenen Umbau des Querhausarms zu Ende zu führen.<sup>8</sup>

Über »maister Antoni« ist sonst nichts weiter bekannt. Theodor Müller schrieb demselben Bildhauer auch das Portal des ehemaligen Zunfthauses »Zum Rosengarten«, heute Rosgartenmuseum, zu und brachte auch die Liegefigur von Bischof Otto III. von Hachberg in der Unteren Margaretenkapelle in dessen Nähe.<sup>9</sup> Das Autorenteam Johann Josef Böker, Anne-Christine Brehm, Julian Hanschke und Jean-Sébastien Sauvé trennten



**Abb. 1:** Der Schnegg im Thomaschor mit einer Wendeltreppe im hochliegenden Gehäuse, insgesamt 8 m in der Höhe messend.

stilistisch zwischen Unterbau und Gehäuse und schriebens letzteres Vincenz Ensinger zu, der vor 1459 als Baumeister an die Konstanzer Bauhütte kam und dort bis 1489 tätig war.<sup>10</sup> Begründet wurde dies mit einer inschriftlichen Datierung des Gewölbes 1451, wonach der unterhalb liegende Schnegg vorher nicht hätte gebaut werden können, sowie Ähnlichkeiten mit der Südportalvorhalle. Ersteres kann argumentativ nicht aufrecht erhalten werden, da der Schnegg nach seiner Fertigstellung in einfacher Weise hätte abgedeckt oder eingehaust werden können, um ihn im weiteren Bauvorgang vor Beschädigungen zu schützen. Zur Südportalvorhalle lassen sich nach Ergebnissen des Verfassers keine stilistischen Bezüge herstellen und auch sie kann Ensinger nicht zugeschrieben werden.<sup>11</sup> Da sich Angaben aus den Chroniken an anderen Stellen durch Baubefunde und dendrochronologische Datierungen als zutreffend erwiesen haben, muss die genannte Bauzeit von 1438 bis 1446 nicht angezweifelt werden.

## DIE ARCHITEKTUR DES SCHNEGGS

Der Schnegg ist vor die hohe Querhauswand gestellt, zusammengesetzt aus einem Unterbau von drei Metern Höhe und einem Gehäuse mit der gewendelten Treppe von weiteren fünf Metern. Tatsächlich hatte das Bauwerk ursprünglich noch etwas mehr Höhe, denn das Bodenniveau im Thomaschor wurde in späterer Zeit um 20 cm angehoben, sodass der untere Sockelbereich des Schneggs heute im Boden steckt, gut erkennbar an der Maßwerkbrüstung neben der Treppe zum Kreuzgang. Der Aufgang beginnt mit einer älteren Treppe, die innerhalb einer ins Mauerwerk des Querhauses eingetieften, gewölbten Nische zur Oberen Nikolauskapelle hinaufführt und ein eisernes Geländer besitzt. Vom oberen Podest führt ein zweiter Treppenlauf mit Maßwerkbrüstung zum Gehäuse empor, der über einen unterhalb liegenden Durchgang zum Kreuzgang hinwegführt. Die Ecke zwischen diesen beiden Treppenläufen zierte einst eine Tiergestalt, von der jedoch nur ein Umriss in Form von Abarbeitungsspuren übrig geblieben ist. Ein Durchgang führt in das Gehäuse, wo die Wendeltreppe beginnt. Sie endet nach einer vollen Windung an einer hochliegenden Pforte in der nördlichen Giebelmauer, durch die man in den Dachraum über der Nikolauskapelle gelangt.

Der Grundriss des Unterbaus beruht auf der Durchdringung zweier Dreiecke. Eines davon bildet einen massiven Schaft. Freistehende Ecksäulen unter quadratischen Schirmen besetzen die Ecken des anderen Dreiecks, deren bemerkenswerte Kapitelle feines, aus Zweigstücken und Knollen wachsendes Laubwerk tragen (Abb. 2). Eines davon befindet sich kaum sichtbar auf der Rückseite. Komplexe Formen leiten zu einer Platte über, die dem Gehäuse als Basis dient. Kleine Hündchen besetzten deren vortretende Ecken, von denen nur eines unbeschädigt die Zeiten überdauert hat.

Der Grundfigur folgend erhebt sich das Gehäuse über einem regelmäßigen Sechseck. Zwischen reich profilierten Eckpfeilern spannt sich feingliedriges Stab- und Maß-



**Abb. 2:** Kapitele des Unterbaus mit hinterschnittenem, aus Zweigstücken und Knollen wachsenden Laubwerk.

werk. Hier äußert sich die Raffinesse des Entwurfs in Überlagerungen und Durchdringungen mehrerer Maßwerkebenen. Eine Seite des Gehäuses bildet den Zugang und eine andere ist als geschlossene Rückwand ausgebildet. Die verbleibenden vier Seiten tragen in den Brüstungsfeldern biblische Szenen aus Altem und Neuem Testament in sinngemäßer Gegenüberstellung: auf der linken Seite Tau auf Gideons Fell und Verkündigung Mariens, auf der rechten Seite Moses vor dem brennenden Dornbusch und die Geburt Christi.<sup>12</sup> Die Szenen aus dem Alten Testament sind jeweils außen platziert, sodass Verkündigung und Geburt in der Mitte direkt nebeneinander zu liegen kamen. An den Ecken sind Prophetenfiguren paarweise angeordnet, insgesamt acht an der Zahl, die auf sechseckigen Konsolen und unter gemeinsamen Baldachinen stehen. Den oberen Abschluss des Gehäuses bildet eine Maßwerkbrüstung. Weitere Aufbauten in Form von Fialen oder Kreuzblumen sind in der Architektur nicht vorbereitet und es finden sich auf der Oberseite der Brüstung auch keine Anschluss Spuren.

Das Bauwerk ist in Gänze aus Werksteinen zusammengefügt, die mit eisernen Klammern, Ankerstangen und Dübeln miteinander verbunden sind. Das Gehäuse weist in seinem unteren Bereich einen besonders raffinierten Steinschnitt auf, wo jeweils eine der figürlich gestalteten Brüstungsplatten zusammen mit einem angrenzenden Eckpfeilerabschnitt samt Konsolen und einem Paar der Prophetenfiguren am Stück aus dem Stein herausgearbeitet worden sind (Abb. 3). Diese Herstellungsweise ermöglichte vielfache Überlagerungen von Szenen und rahmendem Profil, sodass Teile der Bildszenen gewissermaßen den Bildrahmen überlagern und sogar vom mittigen Stab durchlaufen werden. Architektur und Skulptur gehen somit eine besondere Verbindung ein, sowohl bezüglich der Herstellung aus großteiligen Werkstücken, als auch bezüglich der engen Verwobenheit in der Komposition. Daher dürfte die Ausarbeitung von Architektur und



Skulptur demselben Meister zuzuschreiben sein, denn nur aus einer Hand war die geschilderte Verflechtung zu erreichen.

Obwohl es sich beim Schnegg um das wohl filigranste und komplexeste spätgotische Gebilde des Bodenseegebiets handelt, wurde er von der kunsthistorischen Forschung zeitweise recht stiefmütterlich behandelt. Der ungewöhnliche Steinschnitt und angeblich zu einer Seite verzogene Eckprofile, hergeleitet aus einer fehlerhaften Aufmaßzeichnung, wurden 1940 von Georg Troescher als nicht werkgerechte Ausführung gebrandmarkt.<sup>13</sup> Seine herabwürdigende Interpretation wurde von vielen der nachfolgenden Autoren weitergetragen. Doch das Gegenteil ist der Fall, denn die unkonventionellen Lösungen erforderten eine durchdachte Planung, einen hohen Aufwand und eine besondere Sorgfalt bei der Herstellung. Sie zeugen nicht von Unvermögen, sondern von einem hohen Anspruch an Entwurf und Ausführung.

Im Kupferstichkabinett der Akademie der Bildenden Künste in Wien hat sich eine Architekturzeichnung des Schneggs aus dessen Entstehungszeit erhalten, bestehend aus einem Aufriss und zwei Grundrissen.<sup>14</sup> Aufschlussreicher als die Übereinstimmungen zwischen Zeichnung und Bauwerk sind indes die Abweichungen. Die dort abgebildete Architektur steht qualitativ weit hinter dem ausgeführten Bauwerk zurück. So sind etwa die Profilabwicklungen in den Grundrissen lediglich hingekritzelt und erscheinen sehr viel gedrungener und plumper als in der baulichen Umsetzung. Die zahllosen Profilüberstapungen des Bauwerks sind in der Zeichnung nicht zu finden, und es fallen dort eine seltsam unruhige Anordnung von Maßwerknasen und die stark vereinfachte Architektur im höheren Bereich auf. Der Riss dokumentiert ganz offensichtlich ein Vorentwurfsstadium, in dem die Gedanken und Ideen zusammengeführt und visualisiert wurden, bevor sie in einem weiteren Schritt eine gründliche Durcharbeitung und Weiterentwicklung erfuhren. Manche Dinge, wie die genaue Abwicklung der Profile oder die Ausformung des höheren



**Abb. 3:** Die figürlich gestalteten Brüstungsplatten – hier Mariae Verkündigung – bilden zusammen mit dem angrenzenden Eckpfeilerabschnitt, den Konsolen und zwei Prophetenfiguren ein einziges großes Werkstück (grafisch hervorgehoben), sodass sich Bildszenen und rahmende Profile vielfach überlagern konnten.

**Abb. 4:** Am Unterbau wurden sechs kleine Laubkapitelle nachträglich passgenau eingeklebt und oberhalb eine zusätzliche dünne Steinlage mit winzigen Konsolen unter den Bogenrippen eingefügt.



Bereichs, waren nurmehr angedacht. Somit bietet der Riss einen aufschlussreichen Einblick in den Entwurfsprozess. Gemeinhin unterstellt man der gotischen Architektur, sie sei aus geometrischen Figuren und Proportionsverhältnissen aus dem Grundriss heraus entwickelt worden. Doch ganz im Gegensatz erweist es sich hier, dass der Grundriss in seinen Einzelheiten erst im Nachgang ausgetüfelt worden ist.

Die schrittweise Konzeption wirkte selbst noch in den Herstellungsprozess hinein. Um das Werk zu vervollkommen, schreckte man offensichtlich auch vor aufwändigen Nachbesserungen nicht zurück. Am Unterbau können zwei gestalterische Änderungen beobachtet werden, die nach der Herstellung der Werkstücke, aber noch vor der Errichtung vorgenommen worden sind (Abb. 4). Zunächst wurden nachträglich sechs kleine Laubkapitelle am inneren Stamm ergänzt und als Vierungen in passgenaue Aussparungen geklebt – eine damals gängige Praxis, mit der üblicherweise Fehlstellen im Steinmaterial und Schadstellen aus Bearbeitung oder Transport mit Hilfe von Baumharzen repariert wurden.<sup>15</sup> Erst danach entschloss man sich zur Einfügung einer zusätzlichen Steinlage von fünf Zentimetern Höhe und stattete die zwischen Stamm und Eckschäften liegenden Gewölbe mit kleinen Konsölnchen aus. Bei den freistehenden Eckschäften hätte ein zusätzliches dünnes Werkstück unterhalb des Kapitells wie Flickwerk gewirkt, weshalb man es in den Sockelbereich einfügte. Dadurch entstand allerdings eine etwas unglückliche Höhendifferenz zwischen den großen Laubkapitellen und den eingeklebten kleinen Kapitellen, doch war in diesem Stadium der Herstellung nur noch ein Kompromiss möglich.

Von einer farbigen Fassung sind keine Reste oder Spuren zu finden. Ohnehin wurden Werke der Spätgotik häufig steinsichtig belassen, sicherlich um die filigranen Formen intensiver wirken zu lassen.<sup>16</sup> In diesem Zusammenhang kann auch auf das große Wandbild über dem Grab des Bischofs Otto von Hachberg in der Margaretenkapelle verwiesen werden, wo der dargestellte Baukörper ganz im grauen Ton des lokal verwendeten Rorschacher Sandsteins gehalten ist.<sup>17</sup>

Sichtbar gemachte Bauelemente zur Besteigung und Begehung in Form von Treppen, Galerien und Umgängen sind charakteristisch für die Architektur der Spätgotik und

haben oft überreiche Gestaltung und prominente Platzierung erfahren. Inspirationsquelle für den Schnegg könnten die nur wenige Jahre zuvor errichteten Wendeltreppen am Nordturm des Straßburger Münsters gewesen sein.<sup>18</sup> Es wurden auch Vorbilder in der höfischen Baukunst Frankreichs gesucht, wo ähnlich aufwändig gestaltete Ziertreppen 1365 am Louvre in Paris und 1385 am Schloss des Herzogs Jean de Berry in Bourges entstanden waren.<sup>19</sup> Im Unterschied zu den genannten Beispielen erscheint der Schnegg wie ein frei aufgestelltes Ausstattungsstück. Sein Aufbau aus Stamm und Gehäuse erinnert an Predigtkanzeln, Sakramentshäuser oder Monstranzen und die eigentliche Wendeltreppe beginnt erst hoch oben. Die Einzelformen der Architektur entsprechen dem zeitgenössischen spätgotischen Formenrepertoire Südwestdeutschlands und bieten keine Anhaltspunkte für die Herkunft des Meisters aus einer entfernten Region. Es gibt allerdings eine Ausnahme, die aus dem Rahmen der regional gebräuchlichen Stilformen fällt: Das auffällige Bogenmotiv, das die Seiten des Gehäuses im oberen Drittel ziert und Stäben und Brüstungsmaßwerk als zweite Schicht vorgelegt ist.

## DAS MOTIV EINES SCHULTERZWIEBELBOGENS

Auf viertelkreisförmigen Kragschultern sitzt ein Kielbogen, der durch das Einziehen der unteren Enden den Umriss einer Zwiebel angenommen hat (Abb. 5). Der Zwiebel ist ein kreisrunder Pass einbeschrieben und diesem wiederum drei kleinere Pässe. Den nach innen gerichteten Spornen, von denen die meisten abgebrochen sind, war jeweils ein Weinblatt aufgelegt.



**Abb. 5:** Das Motiv des Schulterzwiebelbogens am Schnegg: Auf Kragbögen sitzt ein eingezogener und mit Krabben besetzter Kielbogen, der die Form einer Zwiebel annimmt.



**Abb. 6:** Entwicklungslinie vom giebelartigen Wimperg über einem Spitzbogen, gefolgt von der Verschmelzung des Wimpergs mit dem Spitzbogen bis zum Hochziehen der Spitze zu einem steilen Kielbogen; Aufnahmen vom Freiburger Münster, da am Konstanzer Münster keine anschaulichen Beispiele aus dem 14. Jahrhundert zu finden sind: Lammportal um 1260; südlicher Hahnenturm 1340-er Jahre, Heilig-Grab-Kapelle, 1578.

Diese Bogenform ist einem Kielbogen, bei dem sich der innere Teil des Profils zu Nasen entwickelt, nicht unähnlich. Doch am Schnegg folgt auch die äußere Rahmung der Einschnürung zwischen Schultern und aufsitzender Zwiebel, sodass es sich nicht um Nasen handelt, sondern um die eigentliche Bogenform – ein zwar kleiner, aber dennoch gewichtiger Unterschied. Durch die Besetzung mit Krabben gibt sich der Bogen als Verdachung zu erkennen, womit der Schulterzwiebelbogen gewissermaßen eine Weiterentwicklung des spätgotischen Kielbogenmotivs darstellt, welches seinerseits aus einer Verschmelzung von giebelartigem Wimperg und Spitzbogenöffnung hervorgegangen war (Abb. 6). Es fällt auch auf, dass am Schnegg die für die gotische Architektur typischen Spitzbögen vermieden wurden und stattdessen die Schirme der Ecksäulen oder die Blendmaßwerke der Baldachine rundbogig ausgebildet sind, während die Baldachine über den Prophetenfiguren mit Wimpergen abschließen.

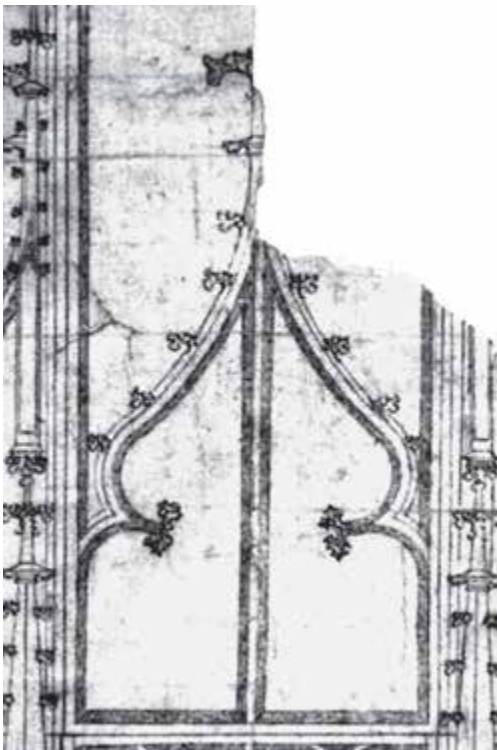
Ein Schulterzwiebelbogen als oberer Abschluss der Gehäuseseiten war bereits im Bauriss vorgesehen, doch ist er dort im Vergleich zum ausgeführten Bauwerk erheblich nach oben verlagert und einer sehr viel höheren Brüstung einbeschrieben (Abb. 7). Er ist auf seine äußere Rahmung reduziert, besitzt kein einbeschriebenes Maßwerk und seine breiten, gedrückten Proportionen lassen es an Eleganz missen. Wie das Zusammenlaufen von Mittelstab und Zwiebelspitze erkennen lässt, sollten Stabwerk und Bogen in einer Ebene liegen. Bei der ausgeführten Form ist es dem Baumeister dann aber gelungen, der Zwiebelform mittels der einbeschriebenen Maßwerkpässe und der zweischichtigen Überlagerung einen besonders einprägsamen Ausdruck zu verleihen.

Die Suche nach möglichen Vorbildern führte nach England, wo das Motiv des geschulterten Kiel- oder Zwiebelbogens (triple arch) bereits im 14. Jahrhundert vielfach



anzutreffen ist.<sup>20</sup> Der Baukunst des ›English Decorated‹ war – ihrem Namen gemäß – eine besonders dekorative, experimentierfreudige Formensprache zu eigen. Möglicherweise geht dieses Bogenmotiv auf den gestuften Spitzbogen, Dreipass- bzw. Kleeblattbogen (trefoil arch) zurück, wie er im ›Early English‹ auftritt. Oder es fand über die einst zahlreichen beschnitzten, hölzernen Innenausstattungen englischer Sakral- und Profanbauten Eingang in den Formenkanon der englischen Gotik, denn diese ließen in gewissem Umfang eine eigenständige, weniger statisch, sondern ornamentaler aufgefasste Formensprache entstehen. Zugleich standen diese hölzernen Ausstattungen bezüglich Material und Konstruktionsweise den häufig offen sichtbaren Dachwerken nicht fern, sodass es zur Übernahme des Kragarmprinzips weitgespannter ›Hammerbeam‹-Dächer über Kirchenräumen und Sälen gekommen sein mag. Dies legen Schulterkielbögen mit vertikalen Schäften zwischen Schultern und zentralem Bogen nahe.<sup>21</sup> Jean Bony suchte den Ursprung des Kielbogens hingegen im Orient und benennt auch Beispiele für Schulterkielbögen im Mittelmeerraum und im Nahen Osten.<sup>22</sup>

Diesseits des Ärmelkanals tritt das Motiv des Schulterzwiebelbogens erst im ausgehenden 15. Jahrhundert in Flandern, Spanien und Portugal gehäuft auf (siehe unten: Das Bogenmotiv in der Nachfolge). Da der Schulterzwiebelbogen am Schnegg schon in die



**Abb. 7:** Schulterzwiebelbogen in einer Architekturzeichnung des Schneggs aus dessen Entstehungszeit im Kupferstichkabinett der Akademie der Bildenden Künste in Wien.

erste Hälfte des 15. Jahrhunderts datiert, kann er nicht durch langsame Weitergabe von Baustelle zu Baustelle nach Konstanz gefunden haben. Eine direkte Verbindung zur englischen Gotik liegt daher nahe. Und tatsächlich wurde das Bogenmotiv von der Insel geradewegs ins Konstanzer Münster vermittelt. Im Jahr 1417 starb Bischof Robert Hallum aus Salisbury als Teilnehmer des Konzils und fand im Chor des Konstanzer Münsters die letzte Ruhe. Auf seiner Grabplatte spannt sich über einer Figur des Bischofs ein Baldachin in Form eines krabbenbesetzten, geschulterten Kielbogens mit einbeschriebenem Spitzbogen. Offensichtlich griff der Schöpfer des Schneggs das Motiv der Grabplatte auf und verlieh dem geschulterten Kielbogen durch stärkeres Einziehen die ausdrucksvollere Gestalt einer Zwiebel.<sup>23</sup>

## DIE GRABPLATTE BISCHOF HALLUMS<sup>24</sup>

In der Vierung des Konstanzer Münsters liegt vor den Stufen zum Hochchor, und damit heute über der Confessio des hl. Pelagius, sichtbar nur noch ein Grabdenkmal:<sup>25</sup> die Grabplatte für Robert Hallum (1360/70–1417), von 1407 bis 1417 Bischof von Salisbury (Abb. s. Beitrag Derschka S. 98). Geboren vermutlich in Oxford, erwarb er an der dortigen Universität verschiedene Abschlüsse<sup>26</sup> und war von 1403–1406 ihr Kanzler.<sup>27</sup> Ab 1381 stand er in Diensten der Erzbischöfe von Canterbury.<sup>28</sup> Nach einigen Querelen wurde er 1407 zum Bischof von Salisbury gewählt. Bereits beim Konzil von Pisa 1409 trat er als Führer der englischen Delegation auf und hatte auch beim Konstanzer Konzil (1414–1418) eine leitende Stellung inne.<sup>29</sup> Vermutlich war er auch an der Entscheidung des Konzils beteiligt, dass im kommenden Konklave nach Nationen und nicht nach Köpfen abgestimmt werden sollte.<sup>30</sup> Doch erlebte er die Papstwahl nicht mehr. Irgendwann im August 1417 begab er sich nach Schloss Gottlieben/Thurgau, wo er am 4. September 1417 an einer bislang unbekanntem Todesursache verstarb. Die Richental-Chronik berichtet, dass der Leichnam im Bischofsornat per Schiff nach Konstanz transportiert und im Münster aufgebahrt wurde.<sup>31</sup> Dort setzte man ihn in der Nähe des Hochaltares bei, wie er es in seinem auf den 23. August 1417 datierten Testament gewünscht hatte.<sup>32</sup> Darin hinterließ er keine Angaben über das Aussehen seiner Grabstätte oder seines Grabdenkmals. Josua Eiselein berichtet, dass bei der Neubelegung des Vierungsbogens 1775 das Grab geöffnet wurde, man den Toten in einem von einem Holzsarg umschlossenen Zinnsarg fand und das Grab an den heutigen Platz versetzte.<sup>33</sup>

Die Bodenplatte mit den Maßen ca. 2,50 x 1,20 m wurde aus grauem, weiß gesprenkeltem englischem Granit (Purbeck-Marble)<sup>34</sup> geschaffen und nimmt in Vertiefungen die motivischen Verzierungen aus Messing auf. Die Metallstücke wurden gegossen, dann die Oberflächen nachgearbeitet und zum Schluss gravierte man die Feinheiten. Diese Metalleinlagen waren ursprünglich bündig in den Stein eingelegt und mit Metallstiften befestigt, von denen einige noch zu erkennen sind.<sup>35</sup>

Um die hochrechteckige Platte läuft ein schmales Inschriftenband<sup>36</sup> aus Messing, das an den Ecken von Vierpässen mit Evangelistensymbolen unterbrochen wird. Die Schriftart weicht im Wort »Constantia« leicht von der restlichen Schrift ab, was eventuell auf eine Restaurierung zurückgeht.<sup>37</sup> Unter einer Bogenarchitektur ist eine den Betrachter frontal anblickende Bischofsfigur im Ornat dargestellt. In der linken Hand hält der Bischof den Bischofsstab, die rechte ist zum Segen erhoben, die Mitra reich geschmückt. Der zinnenartige Untergrund, auf dem der Bischof steht, ist gleichzeitig die Verbindung zwischen den beiden seitlichen Architekturelementen, die jeweils vier Etagen zeigen. Dort öffnen sich mit Krabben besetzte Spitzbögen mit Kreuzblume und geben den Blick frei auf jeweils einen Seraphim mit Nimbus, die zur Bischofsfigur blicken. Auf Höhe des dritten Engels ist ein taillierter gotischer Wimperg (Schulterkielbogen/Schulterzwiebelbogen) eingespannt, der den Bischof überfängt und in dessen Mitte in einem Vierpass



die Buchstaben »ROBS« zu lesen sind, die wohl für »Robertus« stehen. Oberhalb des Schulterkielbogens schließt ein mit Zinnen bekrönter Rundbogen die Architektur ab. Im Zwischenraum befestigte man zwei Wappen. Das heraldisch rechte zeigt einen viergeteilten Wappenschild, bei dem im ersten und dritten Feld drei Lilien im Dreieck und im



**Abb. 8:** Grabplatte von Sir Reginald Braybrok und Söhnen in der Kirche von Cobham (Kent) in England († 1405).

zweiten und vierten Feld drei übereinanderliegende Löwen angeordnet sind, das im 15. Jahrhundert gebräuchliche Wappen Englands. Umgeben wird der Schild von einem Gürtel mit dem Motto »hony soit q[u]y mal y pense«,<sup>38</sup> dem Motto des Hosenbandordens. Das andere Wappen ist eine Ergänzung.<sup>39</sup> Es zeigt einen viergeteilten Wappenschild, in dessen erstem Feld eine liegende Mondsichel auf gerastertem Grund zu sehen ist, und das von dem Spruchband mit den Worten »misericordias domini in eternum cantabo«<sup>40</sup> umgeben wird. Es handelt sich hierbei um das persönliche Wappen des Bischofs von Salisbury.

Zur Hallum-Grabplatte sind mehr Fragen offen als beantwortet. Weder ist der Künstler bekannt, noch die Auftraggeber. Die in England geläufige Technik der Metalleinlegearbeiten in Stein und die Steinsorte selbst sowie die Kleinteiligkeit der Metallarbeiten deuten darauf hin, dass die Platte in England, vermutlich in London, hergestellt und dann nach Konstanz transportiert wurde. Auch das falsch angegebene Todesjahr 1416 (korrekt 1417) lässt vermuten, dass die Platte nicht vor Ort geschaffen wurde. Der Hosenbandorden<sup>41</sup> und das englische Wappen zeigen, dass König Henry V an der Auftragsvergabe und der Entstehung der Platte großen An-

teil hatte. So konnte er sowohl seine Ehrbezeugung als auch Dankbarkeit gegenüber einem seiner wichtigsten Vertreter beim Konzil zum Ausdruck bringen. König Sigismund, der enge Kontakte zu Hallum unterhielt, wird seinen Einfluss geltend gemacht haben, um beim Domkapitel die Zustimmung für den exponierten Grabplatz zu erhalten. Bei der Frage nach den Künstlern ist man auf Mutmaßungen angewiesen. Dass die Platte in England angefertigt wurde, ist aufgrund des verwendeten Steinmaterials unstrittig. London besaß in dieser Zeit die führenden Werkstätten der Brass-Herstellung<sup>42</sup> und der König als (Teil-) Auftraggeber hat höchstwahrscheinlich keine weniger qualifizierte Werkstatt beauftragt, sodass die Künstler in London zu suchen sind.

Das auffälligste Merkmal der Platte ist zweifellos der gotische Wimberg, der den Bischof bekrönt. Dieses Motiv gibt einen weiteren Hinweis auf eine englische Herkunft der Hallum-Platte, da es auf vielen englischen Brasses zu finden ist. Die Grabdenkmäler für Sir Peter de Grandison († 1358) in der Kathedrale von Hereford und Sir Bernhard de Brocas († 1395) in der Kathedrale von Southwark weisen in der Architektur der das Grabdenkmal umgebenden Kastenbaldachine dieses Motiv ebenso auf wie die Chantry Chapel des Bischofs Robert Stratford († 1362) in der Kathedrale von Chichester. Auffällig ist, dass der Schulterkielbogen fast nur auf Grabplatten von Weltlichen zu finden ist. So stehen die Ritter Sir Nicholas Hawberk († 1407) und sein Sohn in Cobham sowie Sir Reginald Braybok († 1405) und seine Söhne in Cobham unter einem solchen (Abb. 8). Eine Häufung des Motivs ist auf den Platten aus der Gegend um Cobham festzustellen, so dass man vermuten kann, dass es von dort in das Formenrepertoire der Grabplatten überging.



**Abb. 9:** 1452 entstandenes Wandbild vom Tempelgang Mariens in der Mauritiusrotunde des Konstanzer Münsters mit Altarretabel in Schulterzwiebelbogenform.



**Abb. 10:** Epitaph des 1491 verstorbenen Bischofs Otto von Sonnenberg in der Franz-Xaver-Kapelle des Konstanzer Münsters mit breitgelagertem Schulterkielbogen.

## DAS BOGENMOTIV IN DER NACHFOLGE

In den Jahrzehnten nach Errichtung des Schneggs ist das Motiv des Schulterkiel- und Schulterzwiebelbogens noch einige weitere Male im Konstanzer Münster zu finden. In einem 1452 geschaffenen Wandbild vom Tempelgangs Mariens in der Mauritiusrotunde ist eine besonders ausgeprägte Zwiebel Teil eines gemalten Altaretabels (Abb. 9). An der nördlichen Rückseite des um 1470 fertiggestellten Chorgestühls ist ein filigraner Schulterzwiebelbogen unterhalb des Turmaufbaus zu entdecken. Der Hallum-Grabplatte am ähnlichsten ist der breitgelagerte, geschulterte Kielbogen am Epitaph des 1491 verstorbenen Bischofs Otto von Sonnenberg in der Franz-Xaver-Kapelle (Abb. 10). Vom nördlichen Seitenschiff führt ein Portal in den Nord-

turm, dessen Tympanon Maria mit Kind unter einem Schulterzwiebelbogen trägt (Abb. 11). Es dient als Zugang zur Orgel und entstand zeitgleich mit der Orgelempore um 1516. Eine etwas andere Bogenform findet sich auf dem nur wenig früher gezeichneten sogenannten Wiesbadener Riss, der einen Vorschlag zum Wiederaufbau der 1511 abgebrannten Westtürme festgehalten hat.<sup>43</sup> Er zeigt auf etwa halber Höhe des Mittelturms einen dem Mauerwerk aufgegeben, auf Schultern sitzenden und zu den Eckfialen aufsteigenden Scherbogen.

Sicherlich hatte das Bogenmotiv noch weitere Anwendung im Konstanzer Münster gefunden, doch ging die reiche spätgotische Ausstattung in der Reformation größtenteils verloren und der Auflösung des Bistums folgte ein Ausverkauf, der weitere Kunstwerke verschwinden ließ. Heute ist das früheste Aufgreifen des Bogenmotivs der Hallum-Grabplatte am Schnegg festzumachen, doch ist nicht auszuschließen, dass Künstler und Baumeister sich schon zuvor in ähnlicher Weise von der Grabplatte hatten inspirieren lassen. Wie der Vergleich des Bogenmotivs zwischen Bauriss und gebautem Schnegg erkennen lässt, erfolgte im Laufe des Entwurfsprozesses aber ein bemerkenswerter Gestaltungsprozess, sodass dem Schöpfer des Schneggs zumindest die Entwick-



lung der eindrücklichen, drallen Zwiebelform mit einbeschriebenem Pass zugeschrieben werden darf.

Außerhalb des Konstanzer Münsters hat das Bogenmotiv hingegen kaum Verbreitung gefunden. Es fällt auf, dass sich vereinzelte Beispiele meist in Verbindung mit Sakramentshäusern finden. Im Ulmer Münster nimmt ein Schulterzwiebelbogen die prominente Position unmittelbar über dem Tabernakelschrein ein und das Motiv taucht weit oben im turmartigen Baldachingesprenge abermals auf (Abb. 12).<sup>44</sup> Dieses Sakramentshaus wurde um 1467 bis 1471 geschaffen, vermutlich nach einem 1462 gefertigten Riss durch Moritz Ensinger oder Hans Niesenberger,<sup>45</sup> womit es zeitlich dem Schnegg am nächsten kommt. Das Sakramentshaus der ehemaligen Klosterkirche in Salem ist 1494 vermutlich unter Werkmeister Hans von Safoi entstanden und liegt in geringer Entfernung vom gegenüberliegenden Ufer des Bodensees. Hier bilden geschulterte Scherbögen die Basis für den ausladenden und hoch aufragenden Baldachin. Es steht heute an ungewöhnlicher Stelle vor der Stirnwand des nördlichen Querhausarms, wohin es um 1750 von der Nordseite des Chorraums umgesetzt worden war.<sup>46</sup> An dem 1493 bis 1496 von Adam Kraft geschaffenen Sakramentshaus von St. Lorenz in Nürnberg finden sich geschulterte Scherbögen an vergleichbarer Stelle, jedoch sehr viel kleiner und von verschlungenen Fialen bedrängt.<sup>47</sup> Kaum augenfällig finden sich Schulterzwiebelbögen auch am Gitter des einstigen, um 1513 entstandenen Sakramentshauses des Freiburger Münsters, wo sie auf den einfachen Umriss reduziert und in vielfacher Wiederholung ein ornamentales Band am oberen Rand des Gitters bilden.<sup>48</sup>

Es stellt sich die Frage, warum ausgerechnet bei der architektonischen Gestaltung von Sakramentshäusern die Wahl wiederholt auf das ungewöhnliche Bogenmotiv fiel.



**Abb. 11:** Marienfigur in einem Schulterzwiebelbogen um 1516 am Zugang zur Orgelempore durch den Nordturm des Konstanzer Münsters.

Da der Schnegg wie ein überdimensioniertes Exemplar erscheint, könnte er die Anregung dazu gegeben haben. Das früheste Beispiel an einem Sakramentshaus findet sich in Ulm, sodass das Motiv dann von dort weitergetragen worden sein könnte. Naheliegender wäre es jedoch, das Vorbild im Konstanzer Münster selbst zu vermuten, wo sich einst ebenfalls ein hoch aufragendes Sakramentshaus im Chorraum befunden hatte. Seine Bauzeit ist nicht überliefert und Schriftquellen nennen nur eine Neufassung des »sakrament heißlin« sowie die Aufstellung von Figuren der beiden Münsterpatrone im Jahr 1589.<sup>49</sup> In einem Stich von 1609 ist festgehalten, wie der turmartige Baldachin hinter dem Lettner aufragt.<sup>50</sup> Die stark vereinfachte Darstellung lässt jedoch keine Einzelformen erkennen. Dem Stich zufolge hätte sich das Sakramentshaus nicht in der liturgisch üblichen Position auf der nördlichen Evangelienseite, sondern auf der Südseite des Chorraums befunden, doch kann bei dieser Art der Darstellung nicht ausgeschlossen werden, dass die Situation seitenverkehrt wiedergegeben ist. Sollte das Konstanzer Sakramentshaus tatsächlich das gesuchte Vorbild gewesen sein, würde dies auch bedeuten, dass es jenem des Ulmer Münsters, das gemeinhin als früheste Ausführung mit hochaufragendem turmartigem Baldachin gilt, zeitlich vorausgegangen sein müsste.

Neben dem geschilderten Auftreten in Großbritannien, am Konstanzer Münster und an Sakramentshäusern in Süd- und Südwestdeutschland ist das Motiv von Schulterkiel- und Schulterzwiebelbogen innerhalb überreich dekorierten Architekturen in Flandern, Spanien und Portugal zahlreich anzutreffen, allerdings erst etwas später seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert.<sup>51</sup> Die dortige Architektur und Schnitzkunst der Spätgotik zeichnen sich durch eine ausgesprochene Experimentierfreude und Formenfülle aus, sodass die Künstler gewiss jede sich bietende Anregung begehrllich aufgegriffen haben.



**Abb. 12:** Schulterzwiebelbogen an dem zwischen 1467 und 1471 geschaffenen Sakramentshaus des Ulmer Münsters.



Sicherlich wurde das Bogenmotiv direkt aus England und nicht etwa über das Konstanzer Münster dorthin vermittelt. Dort durfte die Bogenform gelegentlich als bestimmende Großform zur Geltung kommen, doch zumeist kam ihm nur eine untergeordnete Rolle innerhalb einer großen Formenvielfalt zu. Durch brabantische Baumeister kamen Schulterkiel- und Schulterzwiebelbögen beim Bau der königlichen Abteikirche Brou bei Bourg-en-Bresse um 1530 als regelrechtes Leitmotiv zu Ehren und wurden an Architektur, Ausstattung und Grabdenkmälern in vielfältiger Variation eingesetzt.<sup>52</sup> Sonst fand es in Frankreich aber kaum Verbreitung.<sup>53</sup>

Auch in Venedig gibt es ein inselartiges Auftreten von Schulterkiel- und Schulterzwiebelbögen seit dem frühen 14. Jahrhundert. Es handelt sich um Abschlüsse von zumeist mehrfach gereihten Fensteröffnungen mit Zwischensäulen. Ihr Auftreten wurde auf Vorbilder im Orient oder in England zurückgeführt, begründet durch die vielfältigen Handelsbeziehungen.<sup>54</sup> Doch bei der Betrachtung der zeitlich und stilistisch vorausgehenden Fensterformen könnte man die Entstehung auch als eine lokale Entwicklungslinie interpretieren. Die früheren kielbogigen Öffnungen erfuhren einerseits durch Hinzufügen einbeschriebener Nasen und andererseits durch wechselweise vor- und zurückspringende Wulstabschnitte im Rahmenprofil eine Aufwertung. Doch die effektvolle Rahmung lässt die Nasen wie Fremdkörper erscheinen. Dem wurde durch Einziehen der Rahmung in die Nasen begegnet, was diese zu einem Bestandteil von Rahmung und Umriss werden ließ und eine noch anmutigere Form – eben den Schulterkiel- bzw. Schulterzwiebelbogen – entstehen ließ.

Im ausgehenden 15. und frühen 16. Jahrhundert werden Bogen- und Maßwerk motive gebräuchlich, die aus separaten, sich mit den Enden überkreuzenden Rippenstücken zusammengefügt sind. Das Formenspektrum wird durch ineinander verschlungene Formen, Astwerk und die Verbreitung von Vorhangbögen und vielfältigen weiteren Bogenformen aus der niederländischen und flämischen Gotik noch unübersichtlicher. Eine klare Begriffsbestimmung von Schulterkiel- oder Schulterzwiebelbögen ist dann nicht mehr möglich.

Auf einige ähnliche Erscheinungen sei noch hingewiesen, bei denen vermutlich ebenfalls keine Verbindungen zur Grabplatte Hallums bestehen. Am Triumphbogenkreuz der Marienkirche in Salzwedel gibt es einen Schulterkielbogen, der in die Mitte des 15. Jahrhunderts datiert wird. Allerdings befinden sich dort schmale Fialen zwischen den einzelnen Abschnitten, sodass es sich möglicherweise nicht um ein zusammenhängendes Bogenmotiv, sondern um ein Arrangement gestaffelt angeordneter Einzelbögen handeln könnte. Daneben gab es die Möglichkeit, den Schultern andere Bogenformen aufzusetzen, was oben bereits mit den Scherbögen des Wiesbadner Risses und des Nürnberger Sakramentshauses angedeutet wurde. Am Regensburger Dom und dessen Umfeld tritt im späten 14. und im 15. Jahrhundert ein Bogenmotiv gehäuft auf, bei dem Schultern einen Spitzgiebel mit geraden oder eingeschwungenen Schenkeln tragen. Möglicherweise kam so auch die ungewöhnliche Bogenform am Weltgerichtsportal der

Esslinger Frauenkirche kurz vor 1400 zustande, wo einem breit gelagerten Korbboogen ein Wimperg mit einschwingenden Spitzbogen aufsitzt.

Als gotische Stilformen in der Epoche des Historismus zu neuer Blüte kamen, entstanden von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis ins frühe 20. Jahrhundert zahlreiche Schulterkiel- und Schulterzwiebelbögen.<sup>55</sup> Ihre weite Verbreitung ist sicherlich auf Vorlagen in Musterbüchern zurückzuführen, auf die – anders als im Mittelalter – die Kunstschaffenden zurückgreifen konnten. Innerhalb des Konstanzer Münsters wurde das Bogenmotiv zwar an keiner Stelle mehr aufgegriffen, doch in der unweit gelegenen Pfarrkirche St. Stephan steht seit 1863 ein Schulterkielbogen im Fokus des Kirchenraums, wo er den oberen Abschluss des von Peter Metz aus Gebrazhofen bei Leutkirch geschaffenen Hochaltarschreins bildet (Abb. 13).<sup>56</sup> Die Nähe zur Grabplatte Bischof Hallums dürfte eher zufällig sein, denn mit Blick auf die zahlreichen Beispiele darf angenommen werden, dass das Bogenmotiv als Teil des nun allgemeinen Formenkanons dorthin gefunden hat. Zumindest für den südwestdeutschen Raum fällt wiederum eine bevorzugte Anwendung für ein bestimmtes Ausstattungselement auf, diesmal der Hochaltar.

Das Konstanzer Konzil jährt sich im Zeitraum von 2014 bis 2018 zum sechshundertsten Mal, woran mit zahlreichen Veranstaltungen erinnert wird. Diese internationale Zusammenkunft erlauchter Häupter gilt als das bedeutendste Ereignis in der Geschichte der Stadt und hat sie in vielerlei Hinsicht stark geprägt. Zu den beachtenswerten Hinterlassenschaften der Konzilszeit innerhalb der Stadt gehört die Grabplatte Bischof Hallums. Bisher blieb jedoch unbeachtet, dass sie lokalen Künstlern als Inspirationsquelle diente und eine bescheidene Nachwirkung entwickeln konnte. Zwar blieb es bei einer



**Abb. 13:** Schulterkielbogen am Hochaltarschrein der Pfarrkirche St. Stephan in Konstanz, 1863 von Peter Metz aus Gebrazhofen bei Leutkirch hergestellt.

kunsthistorischen Anekdote, die allerdings einige interessante Aspekte bietet. Zur damaligen Zeit waren neue Stilformen in aller Regel das Produkt einer kontinuierlichen Weiterentwicklung, die durch wandernde Steinmetze und enge Kontakte der Bauhütten Verbreitung fanden.<sup>57</sup> Demgegenüber kann die inselartige Häufung von Schulterkiel- und Schulterzwiebelbögen im Konstanzer Münster und im südwest- und süddeutschen Raum, die in den Jahrzehnten nach dem Konstanzer Konzil entstanden sind, gewissermaßen auf einen Direktimport über eine große Distanz zurückgeführt werden. Allerdings passte diese Bogenform aber offenbar doch nicht so recht ins zeitgenössische Formenrepertoire und wurde möglicherweise als zu exotisch empfunden. Dennoch war sie offenbar Steinmetzen und Baumeistern geläufig, die sie gelegentlich als dekoratives Element für die Kirchengestaltung adaptierten.

*Anschrift der Verfasser:*

Stefan King Dipl.-Ing., M. A., Kandelstr. 8, D-79106 Freiburg i. Br., king.s@web.de

Ines Stadie, M. A., Allmannsdorferstr. 78, D-78464 Konstanz, Ines.Stadie@t-online.de

## BILDNACHWEIS

**Abb. 7:** REISNER (wie Anm. 14) Abb. 1 (Ausschnitt)

**Abb. 8:** DRUITT, Herbert: *A Manual of Costume as Illustrated by Monumental Brasses*. London 1906, S. 264

Alle übrigen Abb. durch den Verfasser (King)

## ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> Der Beitrag basiert auf einem Vortrag, der bei der Tagung des Forums Kunst des Mittelalters am 20. September 2013 in Freiburg in der Sektion ›Zentralisierung und Diversifizierung. Englische Kunst im Schatten des Hundertjährigen Krieges ca. 1350–1450‹ gemeinsam gehalten wurde; Teile davon wurden in kurzen Einzelbeiträgen bereits veröffentlicht: STADIE, Ines: Das Grabdenkmal für Robert Hallum im Chor, in: LAULE, Ulrike (Hg.): *Das Konstanzer Münster Unserer Lieben Frau – 1000 Jahre Kathedrale, 200 Jahre Pfarrkirche*. Regensburg 2013, S. 87f. KING, Stefan: Der Schnegg; Ein Bauriss zum Schnegg; Das Motiv des Schulterzwiebelbogens am Schnegg, in: LAULE (siehe oben) S. 122–125, 126f, 131–133; eine Dissertation durch die Verfasserin (Stadie) u. a. zur Grabplatte Bischof Hallums befindet sich in Arbeit.

<sup>2</sup> J. Marmor berichtete von Thesen, wonach Teile des Schneggs die Reste eines Sakramentshauses gewesen seien, denen er sich aber selbst nicht anschloss (MARMOR, J[ohann]: *Geschichtliche Topographie der Stadt Konstanz und ihrer nächsten Umgebung*. Konstanz 1860, S. 331). Franz Xaver Kraus vermutete eine Schaubühne zur Präsentation von Reliquien, was aber der Lage des obersten Treppenpodests wegen wenig praktikabel gewesen wäre (KRAUS, Franz Xaver: *Die Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz (Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden I)*. Freiburg 1887, S. 116, 152–155). Max Wingenroth und Konrad Gröber interpretierten die Treppe als bloßen Zugang ins Dach, was über die obere Sakristei jedoch sehr viel einfacher möglich gewesen wäre (WINGENROTH, Max/GRÖBER, Konrad: *Die Grabkappelle Ottos III. von Hachberg, Bischofs von Konstanz*,

und die Malerei während des Konstanzer Konzils. Zweiter Teil, in: *Schauinsland* 36, Freiburg i. B. 1909, S. 17–48, hier S. 38). – Nach Georg Troescher habe es sich um einen Zugang der Domherren von den Kurien über den Kreuzgang hinweg gehandelt (TROESCHER, Georg: Die Burgundische Plastik des ausgehenden Mittelalters und ihre Wirkungen auf die Europäische Kunst. Frankfurt 1940, S. 156–159, hier S. 156). – Heribert Reiners schlug die Treppe als Zugang zu einer früheren Schwalbennestorgel im Mittelschiff vor, wohin eine Verbindung aber gar nicht möglich ist (REINERS, Heribert: Das Münster Unserer Lieben Frau zu Konstanz. Die Kunstdenkmäler Südbadens Bd. 1. Konstanz 1955, S. 158).

3 RÖBER, Ralph: Archäologische Erkenntnisse zum Kreuzgang und zu den angrenzenden Gebäuden, in: LAULE (wie Anm. 1) S. 288–290.

4 Wie bereits von Georg Troescher vermutet (TROESCHER (wie Anm. 2) S. 156).

5 REINERS-ERNST, Elisabeth: Regesten zur Bau- und Kunstgeschichte des Münsters zu Konstanz (Schr VG Bodensee, Sonderheft). Konstanz 1956, S. 64, Nr. 396 und S. 134, Nr. 833.

6 Zu den Umbauten von Chor und Querhausarmen siehe: KING, Stefan: Der Umbau von Chor und Querhaus im 15. Jahrhundert, in: LAULE (wie Anm. 1) S. 78–83.

7 REINERS-ERNST (wie Anm. 5) S. 21f, Nr. 158–161 und 165.

8 Ebd. S. 21, Nr. 159.

9 MÜLLER, Theodor: Zur Konstanzer Plastik in der Mitte des 15. Jahrhunderts, in: Beiträge zur schwäbischen Kunstgeschichte (Festschrift Werner Fleischhauer). Konstanz/Stuttgart 1964, S. 101–114.

10 BÖKER, Johann Josef: Architektur der Gotik – Bestandskatalog der weltweit größten Sammlung an gotischen Baurissen (Legat Franz Jäger) im Kupferstichkabinett der Akademie der bildenden Künste Wien. Salzburg/ München 2005, S. 339. BÖKER, Johann Josef/BREHM, Anne-Christine/HANSCHKE, Julian/SAUVÉ, Jean-Sébastien: Architektur der Gotik. Rheinlande. Salzburg 2013, S. 59.

11 KING, Stefan: Südkapellen und Südportal des Konstanzer Münsters – Anmerkungen zur Bautechnik, zum Entwurfsprozess und zu den Baumeistern, in: *Schr VG Bodensee* 133 (2015) S. 125–201.

12 Zur Plastik siehe: HUBERT, Hans W.: Die Plastik des Schneggs, in: LAULE (wie Anm. 1) S. 128–130.

13 TROESCHER (wie Anm. 2) S. 157; neu aufgenommene Aufmaßzeichnungen zweier Grundrisse in KING (wie Anm. 1) S. 127, Abb. 101.

14 Kupferstichkabinett der Akademie der Bildenden Künste Wien, Inv.-Nr. 17.028 und 17.055; wiedergegeben bei REISNER, Jacob: Ein Bauriß zum Konstanzer »Schnegg«, in: *Oberrheinische Kunst*, 8. Jg., 1939, 65–70, Abb. 1. KOEPF, Hans: Die gotischen Planrisse der Wiener Sammlungen. Wien 1969, Abb. 83 und 83a. GLEICHENSTEIN, Elisabeth v. KOMMER, Björn. R. (Hg.): *Glanz der Kathedrale – 900 Jahre Konstanzer Münster*. Konstanz 1989, Kat.-Nr. 1.2.7. BÖKER und BÖKER/ BREHM/ HANSCHKE/ SAUVÉ (wie Anm. 10). KING (wie Anm. 1) S. 126f.

15 JÄGERS, Elisabeth: Naturwissenschaftliche Untersuchung der Malschichten und Klebstoffmassen, in: *Das Südportal des Wormser Doms (Denkmalpflege in Rheinland-Pfalz, Forschungsberichte Bd. 5)*. Worms 1999, 104f. HUNDBISS, Stefan: Restauratorische Untersuchungen zur Farbfassung des Westportals der Heiliggeistkirche in Landshut und ihre Konservierung, in: EMMERLING, Erwin, KNIPPING, Detlef, NIEHOFF, Franz: *Das Westportal der Heiliggeistkirche in Landshut (Arbeitshefte des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, Bd. 106)*. München 2001, 73–102, hier S. 76. HERTLEIN, Beata: *Das Sakramentshaus von Adam Kraft in der Nürnberger Lorenzkirche – Zu Konstruktion und Werkprozeß*, in: KAMMEL, Frank Matthias (Hg.): *Adam Kraft, Die Beiträge des Kolloquiums im Germanischen Nationalmuseum*. Nürnberg 2002, S. 195–212, hier S. 201 und Anm. 13. VÖLKLE, Peter: *Werkplanung und Steinbearbeitung im Mittelalter*. Ulm 2016, S. 154–156; *Am Freiburger Münster, das vom frühen 13. bis ins 16. Jh. kontinuierlich Baustelle war, kam diese Technik erstmals an den westlichen Langhausjochen in den 1260er Jahren zum Einsatz, bis sie am Chor im 15. und 16. Jh. besonders reichlich Anwendung fand – nach Beobachtungen aus der laufenden Arbeit des Verfassers (King)*.

16 Der 1467 geschaffene Baldachin über dem Taufstein der Erfurter Severikirche trug bis ins 17. Jh. offenbar ebenfalls keine Fassung (STAEMLER, Thomas: *Der Taufstein der Severikirche in Erfurt – Ergebnisse der restauratorischen Untersuchungen, in: Spätgotischer Taufstein mit Baldachin in der Erfurter Severikirche – Forschung, Untersuchung und Restaurierung (Arbeitsheft des Thüringischen Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologie, N. F. 35)*. Altenberg 2010, S. 70–81, hier S. 76f).

- 17 STADIE, Ines: Das Grabdenkmal für Bischof Otto III. von Hachberg-Sausenberg, in: LAULE (wie Anm. 1) S. 148f; KONRAD, Bernd: Realistische Neuerungen in der Malereien aus dem Umkreis von Konrad Witz – Der Meister von 1445, in: LAULE (wie Anm. 1) S. 150–153; EBERHARDT, Tanja: Die Wandmalereien am Grabmal Bischofs Otto III. von Hachberg, Anmerkungen zur Maltechnik, in: LAULE (wie Anm. 1) S. 154–159.
- 18 MIELKE, Friedrich: Die Geschichte der deutschen Treppen. Berlin 1966, S. 357/ Abb. 23.
- 19 Wie von Georg Troescher und Heribert Reiners postuliert (TROESCHER (wie Anm. 2). S. 157–159; REINERS (wie Anm. 2) S. 164).
- 20 Beispiele aus Großbritannien in Werkstein: Abergavenny (Mon.), St. Mary's Prior Church, Grabmäler von Sir John de Hasting († 1326), Sir William de Hastings († 1348) und Sir Lawrence de Hastings um 1350; Chichester Cathedral, Grabmal des Bischofs Robert Stratford († 1362); Christchurch (Hants.), Priory Church, Altarwand zweite Hälfte 14. Jh.; Durham Cathedral, Grabmal des Bischofs Thomas Hatfield in Kombination mit Bischofsthron nach 1362; Gloucester Cathedral, Grabmal König Edwards II. 1330–1335; Hanwell (Oxon.), St. Peter, Figurenfries nördliches Seitenschiff 14. Jh.; Hereford Cathedral, Grabmal Sir Peter de Grandison († 1358); Holbeach (Lincs.), Grabmal Sir Humphrey Littlebury, um 1360; Lincoln Cathedral, Figurennischen über dem Hauptportal um 1380; London, Westminster Palace, Wandarkaden der St. Stephen's Chapel um 1326 (vgl. KOWA, Günter: Architektur der Englischen Gotik. Köln 1990, Abb. 139f, 162); Northwold (Norfolk), St. Andrew, Heiliges Grab 15. Jh.; Ottery St. Mary (Devon), St. Mary, Altarwand zweite Hälfte 14. Jh.; Stebbing (Essex), St Mary the Virgin, Schranke um 1350; Wells Cathedral, Bischofsthron um 1330. – Beispiele aus Großbritannien in Holzschnitzwerk: Addlethorpe (Lincs.), St. Nicholas, Schranke frühes 15. Jh.; Blundeston (Suffolk), St Mary, Schranke 15. Jh.; Bristol Cathedral, Chorgestühl 1515–1526; Carlisle Cathedral, Chorgestühl um 1430; Cartmel Priory (Lancs.), Chorgestühl frühes 15. Jh.; Cawston (Norfolk), St Agnes, Schranke 15. Jh.; Chester Cathedral, Baldachine des Chorgestühls um 1380; Cirencester (Glos.), St. John Bapt., Parclose-Schranke im südlichen Seitenschiff frühes 16. Jh.; Dennington (Suffolk), St Mary, Schranke der Bardolph Chapel um 1441; Exeter Cathedral, Baldachin des Bischofsthrons um 1312; Montgomery (Powy), St Nicholas, Mittelöffnung des westlichen Teils der Schranke 15. Jh.; Scarning (Norfolk), St Peter and Paul, Schranke 15. Jh.; Winthorpe (Lincs.), St Mary, Parclose-Schranke im nördlichen Seitenschiff frühes 15. Jh.; Worstead (Norfolk), St. Mary, Schranke um 1512. – Beispiele aus Großbritannien in Messingeinlegearbeit (»Brasses«) werden im anschließenden Kapitel besprochen (Die hier und im folgenden genannten Beispiele beruhen weder auf einer systematischen Suche, noch können sie Vollständigkeit beanspruchen).
- 21 Cobham (Kent), St Mary Magdalene, Grabplatte von Sir Nicholas Hawberk († 1407); Montgomery (Powy), St Nicholas, Chorgestühl 15. Jh., vermutlich aus Chirbury Priory.
- 22 BONY, Jean: The English Decorated Style – Gothic Architecture transformed 1250–1350. Oxford 1979, S. 22–25.
- 23 An dieser Stelle sei auf Beobachtungen durch Paul Crossley eines zeitgleichen Auftretens des Kielbogenmotivs – ohne Schultern – im späten 13. Jh. in Großbritannien und im Bereich von Bodensee und Hochrhein hingewiesen, was zwar mit der hier vorgestellten Vermittlung des Schulterkielbogens nicht in direkte Verbindung gebracht werden kann, mit ihr aber das bereitwillige Aufgreifen neuer Formen teilt (CROSSLEY, Paul: Salem and the Ogee Arch, in: GASSE, Stephan/FREIGANG, Christian/BOERNER, Bruno (Hgg.): Architektur und Monumentalskulptur des 12.–14. Jahrhunderts – Produktion und Rezeption (Festschrift für Peter Kurmann zum 65. Geburtstag). Bern u. a. 2006, S. 321–342).
- 24 Da die Hallum-Grabplatte der Ausgangspunkt für die folgenden Überlegungen ist, folgt hier eine Kurzbeschreibung. Für eine ausführliche Beschreibung der Platte s. Beitrag Derschka, S. 97f.
- 25 Zum jetzigen Zeitpunkt konnte noch nicht geklärt werden, ob unter dem Fußboden weitere Grabdenkmäler erhalten sind.
- 26 1400 Baccalaureus beider Rechte, 1403 Doktorgrad der Rechte (HORN, Joyce M.: The Register of Robert Hallum, Bishop of Salisbury 1407–17 (Canterbury and York Society Vol. LXXII). Torquay 1982, ix.)
- 27 SALTER, H. E., LOBEL, Mary D.: The Victoria History of the County of Oxford (Bd. III. – the University of Oxford). Oxford 1954, S. 39.
- 28 QUIRK, R. N.: Bishop Robert Hallum and the Council of Constance, in: Friends of Salisbury Cathedral (22. Jg.). Salisbury 1952, S. 3.
- 29 QUIRK (wie Anm. 27) S. 6.
- 30 Ebd. S. 8.



- 31 FEGER, Otto: Die Chronik des Konstanzer Konzils 1414–1418, Textheft (ohne Wappenteil), Konstanz 1965, Nr. 242 – BUCK, Thomas Martin: Chronik des Konstanzer Konzils 1414–1418 (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen XLI). Ostfildern 2011, S. 97.
- 32 JACOBS, Ernest Fraser/JOHNSON, H. C.: The Register of Henry Chichele, Archbishop of Canterbury 1414–43, Bd. II (wills proved before the archbishop or his commissaries). Oxford 1937, S. 126–128; das Original befindet sich in Lambeth Palace, London.
- 33 EISELEIN, Josua: Geschichte und Beschreibung der Stadt Konstanz und ihrer nächsten Umgebung. Konstanz 1851, S. 851, 190.
- 34 ZIMDARS, Dagmar et al.: Baden-Württemberg II – Die Regierungsbezirke Freiburg und Tübingen (DEHIO-Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler). München 1997, S. 365.
- 35 Freundlicher Hinweis von Karin Hubert, Dipl.-Restauratorin Konstanz.
- 36 Inschrift: »Subiacet hic stratus Robert Hallum vocitatus:/ Quondam p(re)latus Sar(esberiensis) sub honore creatus:/ Hic decretor(um) doctor pacis q(ue) creator:/ Nobilis anglo(rum) Regis fuit ambaciator/ Festu(m) Cuchberti septembris mense vigebat: /:In quo Rob(er)ti mortem Constantia flebat: Anno Millesimo tricent(esimo) octuagena /:Sex cu(m) ter deno cu(m) xpo uiuat ameno« (Hier unten liegt ausgestreckt der oft genannte Robert Hallum/ einst ehrenvoll als Bischof von Salisbury gewählt/ er war Doktor des kirchlichen Rechts und Friedensstifter/ Botschafter des vornehmen englischen Königs/ Am Festtag des Cuthbert im Monat September lebte er in voller Stärke/ im selben [Monat] beklagte Konstanz den Tod des Robert/ im Jahre 1380 mit 6 mit 3x10 [=1416], er möge mit dem lieblichen Christus leben; Übers. der Verfasserin (Stadie).
- 37 Franz Xaver Kraus gibt an, dass die Inschrift »neuerdings und nicht ganz geschickt restauriert« wurde (KRAUS (wie Anm. 2) S. 162). Eventuell handelte es sich bei diesen Ausbesserungsarbeiten um das Wort Constantia, das auch im Metall von der restlichen Inschrift abweicht (REINERS (wie Anm. 2) S. 449).
- 38 Ein Schelm, wer Böses dabei denkt.
- 39 Betrachtet man die erhaltenen Rubbings (Oberflächenrelief durch Abreiben, meist mit Kreide oder Bleistift; z. T. in Originalgröße der Grabplatten) und Zeichnungen der Hallum-Platte in chronologischer Reihenfolge, ergibt sich für die Ergänzung der Zeitraum zwischen 1844 und 1887.
- 40 »Ich werde in Ewigkeit die Barmherzigkeit des Herrn besingen« ist der Psalm 89, 2, der dem »Misericordias-Domini«-Sonntag in der Osterzeit zugeordnet ist. Außerdem erscheint der Satz in den Minor poems of Lydgate von John Lydgate (um 1370–1449/50).
- 41 Die am Konstanzer Konzil teilnehmenden englischen Bischöfe waren keine Mitglieder des Hosenbandordens. König Sigismund wurde von König Henry V im Jahr 1415 aufgenommen.
- 42 Unter Brass versteht man im Englischen zunächst die Metalllegierung aus Kupfer und Zink (Messing). Monumental Brasses, kurz Brasses genannt, sind eine spezielle Form der Grabdenkmäler. Sie bestehen aus Steinplatten mit Metalleinlagen. Meist handelt es sich um Bodenplatten, so dass diese den Ablauf des Gottesdienstes weniger störten als andere Grabdenkmäler. Auf dem Kontinent sind Monumental Brasses weitaus seltener zu finden als in England, Schottland und Irland. Der auffälligste Unterschied zwischen kontinentalen Brasses und den britischen ist das Aussehen der Platten. Auf dem Kontinent ist der Trägerstein meist komplett mit Metallplatten, in die die Motive eingearbeitet wurden, bedeckt, während die insularen Steinplatten Metalleinlegearbeiten aufweisen.
- 43 Zuletzt: LAULE, Ulrike: Der sogenannte Wiesbader Riss – Ein Vorschlag zum Wiederaufbau der Westturmanlage des Konstanzer Münsters nach dem Brand von 1511, in: Schrrr VG Bodensee 131 (2013) S. 115–133.
- 44 FREBEL, Volkhard: Das Ulmer Sakramentshaus und sein Meister, in: Ulm und Oberschwaben, 44. Jg., 1982, S. 239–252 (Der Hinweis auf S. 251 auf Vorbilder in den Turmrissen A und B bezieht sich auf Maßwerkformen innerhalb krabbenbesetzter Kielbögen).
- 45 BREHM, Anne-Christine: Hans Niesenberger von Graz – Ein Architekt der Spätgotik am Oberrhein. Basel 2013, S. 89–91.
- 46 KNAPP, Ulrich: Salem und Kaisheim – zwei Auftraggeber der Erhart-Werkstatt, in: REINHARDT, Brigitte/ROLLER, Stefan (Hg.): Michel Erhart und Jörg Syrlin d. Ä. Stuttgart 2002, S. 128–145. – KNAPP, Ulrich: Salem – Die Gebäude der ehemaligen Zisterzienserabtei und ihre Ausstattung. Stuttgart 2004, S. 270–272.
- 47 KAMMEL (wie Anm. 15) passim.

- 48 BOCK, Sebastian: Repräsentation und Raumnot – Ausstattung und Inventar des Freiburger Münsters im frühen 16. Jahrhundert, in: *Münsterblatt* (Hrsg. vom Freiburger Münsterbauverein) Nr. 20, 2013, S. 26–38.
- 49 REINERS-ERNST (wie Anm. 5) S. 89, Nr. 552f.
- 50 Stich des Monogrammistin P. S.; GLEICHENSTEIN/KOMMER (wie Anm. 14) Kat.-Nr. 1.5.11.
- 51 Beispiele Flandern (Belgien): Aarschot, Onze-Lieve-Vrouwekerk, Lettner 1510–25; Antwerpen, Onze-Lieve-Vrouwekathedraal, südlicher Querhausgiebel um 1492, Achteckgeschoss des Turms 1502–1508 und Nordportal um 1515; Brüssel, Sint-Michiels- en Sint-Goedelekathedraal, Figurenbaldachine in der Sakramentskapelle 1534–1539; Löwen, Jacobskerk, Sakramentshaus 1538; Tessenderlo, St. Martin, Lettner um 1500; Gesprenge zahlreicher Schnitzaltäre des ausgehenden 15. und des ersten Viertel des 16. Jhs. in Kirchen und Museen. Beispiele Spanien: Burgos, Cartuja de Miraflores, Hochaltarretabel 1496–1499; Guadalajara, Palacio del Infantado, Innenhofarkaden 1480–1483; Salamanca, Catedral, Westportal um 1513; Toledo, Catedral, Löwenportal 1453–1469 und Kapellenportal im Inneren; Toledo, San Juan de los Reyes, innere Querschiffwand um 1472 und Hauptportal; Valladolid, Iglesia conventual de San Pablo, Westportal 1486–1492; Valladolid, Colegio de San Gregorio, Portal 1487–1496. Beispiel Portugal: Batalha, Mosteiro de Santa Maria da Vitória, Westportal der Capelas Imperfeitas um 1509. – Beispiele Deutschland (in diesem Fall dem flandrischen Kulturkreis nahestehend): Aachen, Dom-schatzkammer, goldene Monstranz durch Hans von Reutlingen um 1520; Lüneburg, Rathaus, Wand-schrank der Gerichtslaube, um 1500.
- 52 HÖRSCH, Markus: Architektur unter Margarethe von Österreich, Regentin der Niederlande (1507–1530). Eine bau- und architekturgeschichtliche Studie zum Grabkloster St.-Nicolas-de-Tolentin in Brou bei Bourg-en-Bresse, in: *Verhandelingen van de Koninklijke Academie voor Wetenschappen, Letteren en Schone Kunsten van België, Klasse der Schone Kunsten*, 56, Nr. 58, Brüssel 1994, S. 174–176, 181–184. – KAVALER, Ethan Matt: Renaissance Gothic in the Netherlands: The Uses of Ornament. In: *The Art Bulletin* Vol. 82, 2000, S. 226–256. – KAVALER, Ethan Matt: Geometers at Brou: Architecture and ornament in Spain, Brabant and Western Europe around 1500, in: Brou, un monument européen à l'aube de la Renaissance – Brou, a European Monument in the Early Renaissance. Paris 2009, S. 117–124.
- 53 Clamecy, Stiftskirche Saint-Martin, Vorlagensockel zu Seiten des Westportals als Teil der Fassade des frühen 16. Jahrhunderts, welche mit vielen Vorhangbögen flandrische Einflüsse zeigt.
- 54 ARSLAN, Edoardo: Das gotische Venedig – Die venezianischen Profanbauten des 13.–15. Jahrhunderts. München 1971, S. 77–90.
- 55 Beispiele Deutschland: Elzach, Neunlindenkapelle, Hochaltar durch J. Dettlinger, Freiburg, 1912; Freiburg, St. Martin, Mittelfenster des Marienkapellen-vorraums durch Eduard Stritt, Freiburg, 1920. Hailerloch-Gruol, St. Clemens, Hochaltar um 1849; Nussdorf, Grabmal an der Außengruft auf der Südseite der Kirche nach Entwurf von August Beyer, Ulmer Münsterbaumeister, um 1880; Öhningen-Schieffen, St. Genesisius, Gnadenaltar durch Gebrüder Mezger, Überlingen, 1906; Partenkirchen, Mariä Himmelfahrt, Hochaltar um 1880 nach Entwurf von Mathias Berger; Rosenfeld-Heiligenzimmern, St. Patricius, Hochaltar um 1850; Steißlingen, St. Remigius und Cyrillus, Hochaltar durch die Bildhauer Hausch und Bayer, Horb, 1878 (am linken Seitenaltar ein geschulterter Spitzbogen); Tengen-Blumenfeld, St. Michael, Hochaltar durch Raimund Jeblinger und Gebrüder Mezger, Überlingen, 1910; Schweiz: Freiburg i. Ü., Kathedrale St. Nikolaus, Hochaltar durch Gebrüder Müller, Wil, Entwurf 1870, Ausführung 1875/76, Mittelteil 1926 reduziert; Schaffhausen, Stadtkirche St. Johann, Chorstuhl ebenfalls durch Gebrüder Müller, um 1879. Großbritannien: Chester Cathedral, Baldachin des Bischofsthrons durch George Gilbert Scott 1876; Ely Cathedral, Grabmal von Bischof Woodford († 1885) durch G. F. Bodley; zahlreiche Rood Screens, die im 19. Jahrhundert nach dem Vorbild der wenigen erhalten gebliebenen mittelalterlichen Exemplare (siehe Anm. 20) neu hergestellt wurden. Belgien: Antwerpen, Huis »De Spiegel«, Grote Markt 9, durch Frans Van Dijk 1904; Brüssel, Broodhuis am Grote Markt durch Victor Jamaer 1873–1896; Brüssel, Sint-Michiels- en Sint-Goedelekathedraal, oberer Abschluss der seitlichen Bahnen eines Glasfensters im Südseitenschiff (fünftes von Westen) durch Charles de Groux und Jean-Baptist Capronnier 1856; Brüssel, Onze-Lieve-Vrouw ten Zavel, Figurenbaldachine der Westfassade und im Westportal durch Jules-Jaques und Maurice Van Ysendjick 1895–1912; Löwen, Sint-Pieterskerk, Kreuzwegstationen im Chorumgang, spätes 19. Jh. –

Italien: Milano, Dom, Bronze­flügel des Westportals durch Lodovico Pogliaghi, Entwurf 1894, Ausführung bis 1906 bzw. 1908.

56 HUMPERT, Theodor: Chorherrenstift, Pfarrei und Kirche St. Stephan in Konstanz. Konstanz 1957, S. 154.

57 Vgl. die jüngst erschienene Analyse zu oberrheinischen Maßwerken einschließlich des Konstanzer Münsters: GFETTER, Walter: Geschichte des Maßwerks am Oberrhein – Die Eingebung des entwerfenden Baumeisters und ihre geometrische Funktion. Peterberg 2016.



Harald Derschka

## DIE GRABPLATTE DES ROBERT HALLUM

Zur Beisetzung des Bischofs von Salisbury im  
Konstanzer Münster vor 600 Jahren

Im Chor des Konstanzer Münsters liegt das Grab des Bischofs Robert Hallum von Salisbury.<sup>1</sup> Robert Hallum war als Gesandter des englischen Königs einer der Gestalter des Konstanzer Konzils; noch während der Kirchenversammlung verstarb er am 4. September 1417, somit vor genau 600 Jahren, auf Schloss Gottlieben. Dieses Ereignis zählt zu den Wendemarken des Konzils. Robert Hallum hatte sich stets dafür ausgesprochen, zuerst die Kirche zu reformieren und dann einen Papst zu wählen. Nach seinem Tod änderte die englische Delegation ihre Auffassung und schloss sich den Italienern und Franzosen an, die auf eine zügige Papstwahl drängten; sie erfolgte am 11. November. Mit Robert Hallum war einer der prominenten Befürworter der Kirchenreform verstummt. Zudem stand sein Tod in einer Reihe von Todesfällen; sie nährten die Sorge, eine Seuche könne das gesamte Konzil lähmen, weshalb Eile geboten sei.<sup>2</sup>

Knapp zwei Wochen vor seinem Tod hatte Robert Hallum ein Testament verfasst. Darin erklärte er an erster Stelle, er wolle in der Konstanzer Domkirche beim Hochaltar bestattet werden, vor dem Bild der Heiligen Jungfrau, seiner Patronin<sup>3</sup> – mithin an dem Ort, wo die höchsten Geistlichen des Bistums Konstanz die Messe feierten und beteten, in nächster Nähe zu den Gebeinen des Bistumsheiligen Pelagius. Einen herausgehobeneren Bestattungsplatz hätte man in der Stadt, ja im ganzen Bistum Konstanz nicht finden können; selbst der Heilige Konrad muss sich mit einer Grabstätte außerhalb des Münsterchores bescheiden. Es spricht also entschieden für die Autorität und die Prominenz Robert Hallums, dass man seinem letzten Willen in diesem Punkt entsprach.<sup>4</sup>

Ebenso bemerkenswert ist die Grabplatte Robert Hallums in der Vierung vor den Stufen zum Hochchor. Sie zeigt einen Bischof unter einem gotischen Baldachin, umrahmt von weiteren Architekturelementen und umgeben von einem Inschriftenband. Bild und Schrift sind auf Messingplatten graviert und oberflächenbündig in die Steinplatte eingelassen. (Die Platte misst rund 253 cm auf 122,5 cm; das Bildnis des Bischofs ist 127,5 cm hoch, das Schriftband 3,8–4,0 cm.) Im Spätmittelalter errichtete man im



gesamten nördlichen und mittleren Europa Grabmonumente aus Buntmetall; Südwestdeutschland liegt etwas abseits der nächsten Produktionszentren in Nürnberg, Köln und in Flandern.<sup>5</sup> Besonders beliebt waren Messinggrabplatten in England, wo sie bis weit in die frühe Neuzeit hinein hergestellt wurden. Im 19. Jahrhundert kam es dort zu einer Wiederbelebung der alten Technik; zugleich setzte eine intensive wissenschaftliche Erforschung der Messinggrabplatten ein, institutionell gebündelt durch die 1887 in Cambridge gegründete Monumental Brass Society.<sup>6</sup> Ein häufig zu beobachtender Unterschied zwischen kontinentaleuropäischen und englischen Messinggrabplatten besteht darin, dass die Oberflächen der kontinentalen Platten meist vollständig von Metall bedeckt sind, wohingegen die Bildgestaltung der englischen Platten den Kontrast von Metall und Stein nutzt. Die Grabplatte Bischof Robert Hallums gilt als die bedeutendste englische Messinggrabplatte des Spätmittelalters auf dem europäischen Festland.<sup>7</sup>

Das Material der Steinplatte belegt ihre Herstellung in England. Es handelt sich um einen grünlichbraunen Kalkstein mit helleren, ins Rötliche und Weißliche spielenden Einschlüssen. Bereits im 19. Jahrhundert wurde seine Herkunft von der Halbinsel Purbeck in Dorset (sog. »Purbeck-Marmor«) vermutet.<sup>8</sup> Der dort abgebaute Kalkstein fand seit der Antike als Baumaterial Verwendung, zumal in Südengland und hier insbesondere in der Kathedrale von Salisbury.<sup>9</sup> Die Geologen Prof. Balz Kamber und Prof. Patrick Wyse Jackson (Trinity College Dublin, Irland) bestätigen diesen Befund und identifizieren die Einschlüsse als Überreste von Mollusken, insbesondere von Süßwasserschnecken der ausgestorbenen Spezies *Viviparus carinifer* Sowerby.<sup>10</sup>



**Abb. 1:** Robert Hallum († 1417), Bischof von Salisbury, Grabmal im Konstanzer Münster, Bild: Franz-Josef Stiele-Werdermann, Konstanz.

## I. ZUR FORSCHUNGSGESCHICHTE

Die Grabplatte zog im 19. Jahrhundert die Aufmerksamkeit geschichtsbewusster englischer Reisender auf sich. Francis Palgrave (1788–1861) besuchte Konstanz um 1837; in seiner Notiz über die Grabplatte sprach er sie als englisches Werk an und beklagte, dass sie durch das Betreten abgenutzt würde.<sup>11</sup> Eine eingehendere Beschäftigung mit der Grabplatte in England initiierte der in Clifton (heute ein Stadtteil von Bristol) geborene Komponist Robert Lucas Pearsall (1795–1856).<sup>12</sup> Pearsall teilte die zeitgenössische romantische Begeisterung für das Mittelalter; daher verbrachte er seine letzten Lebensjahre hauptsächlich auf Schloss Wartensee bei Rorschach, dessen neugotische Ausgestaltung er und sein Sohn besorgten. Im Herbst des Jahres 1841 wurde er auf die Grabplatte aufmerksam; im darauffolgenden Jahr bat er seinen Freund Henry Thomas Ellacombe (1790–1885), den Vikar seiner Heimatpfarre Bitton (bei Bristol), ihm bei der Identifikation des Verstorbenen zu helfen.<sup>13</sup> In der Folgezeit beschäftigte sich Pearsall offenbar intensiv mit der Grabplatte. Er fertigte eine Abriebzeichnung an, die er zusammen mit einem erläuternden Brief am 28. Oktober 1842 aus Karlsruhe an Ellacombe sandte. Dieser Brief enthielt eine bemerkenswert genaue Beschreibung der Grabplatte; ferner schrieb Pearsall aus dem Erstdruck der *Richentalchronik* (Augsburg 1483) den Bericht vom Tod und der Beisetzung Bischof Robert Hallums ab, den er ins Englische übersetzte. Ellacombe schickte den Brief und die Zeichnung Pearsalls am 22. Mai 1843 an Henry Ellis (1777–1869), den Sekretär der Londoner Gesellschaft für Altertumsforscher (*Society of Antiquaries of London*).<sup>14</sup> In seinem Begleitschreiben ergänzte Ellacombe noch einige biographische Daten Robert Hallums, darunter der Umstand, dass Hallum bis 1406 die Pfründe von Bitton innegehabt hatte und damit ein Vorgänger Ellacombes war, sowie sein Eintreten gegen Papst Johannes XXIII. und für die Kirchenreform auf dem Konzil. Am 1. Juni 1843 wurden die Briefe Ellacombes und Pearsalls vor der Londoner Gesellschaft vorgetragen und die Zeichnung gezeigt.<sup>15</sup> Beide Briefe sind in der Zeitschrift der Londoner Gesellschaft (*Archaeologia*, Bd. 30) vom Jahre 1844 abgedruckt.<sup>16</sup> Beigefügt ist ein Stahlstich der Grabplatte. Die Umsetzung von Pearsalls Abriebzeichnung zu diesem Stahlstich besorgten die Brüder John Greene Waller (1813–1905) und Lionel Askew Beddingfield Waller (1817–1899). Die Brüder Waller hatten im Jahre 1840 damit begonnen, Stahlstiche von Messinggrabplatten zu veröffentlichen; ihre erst 1864 vollendete Sammlung mit 61 Tafeln zählt zu den schönsten derartigen Publikationen überhaupt.<sup>17</sup> Die Abbildung der Grabplatte Robert Hallums wurde noch zwei weitere Male publiziert, nämlich in Edward Kites Sammlung der Messinggrabplatten aus Wiltshire (1860)<sup>18</sup> und in Ellacombes Pfarreigeschichte von Bitton (1881).<sup>19</sup> Pearsalls Beschreibung der Grabplatte wurde in der Folgezeit nicht nur in englischen Publikationen zitiert, sondern auch in Frankreich rezipiert.<sup>20</sup>

Eine inhaltliche Ergänzung erfuhren die Beiträge Pearsalls und Ellacombes durch Edward Hailstone (1818–1890), der 1846 vor der Londoner Gesellschaft weitere Robert

Hallum betreffende Abschnitte der Richentalchronik (nach der Augsburger Ausgabe von 1536) vortrug.<sup>21</sup> Im Jahre 1872 legte Edwin Freshfield (1832–1918) der Londoner Gesellschaft eine Abriebzeichnung der Grabplatte vor, die er selbst bei einem Aufenthalt in Konstanz abgenommen hatte. In seinem Begleitbrief an den Sekretär der Gesellschaft beklagt er sich über das Verhalten der Konstanzer »officials«: Sie hätten ihm zunächst die Erlaubnis erteilt, die Platte abzuzeichnen; dann schikanierten sie ihn, weil sie ihm lieber eine eigene, aber minderwertige Kopie verkaufen wollten. Freshfield lobte die Genauigkeit des 1844 publizierten Stahlstiches der Brüder Waller, den er nur in Kleinigkeiten korrigierte; dann trug er einige Beobachtungen zum Material und zur Technik vor.<sup>22</sup>

Die Genauigkeit, mit der die Gelehrten der Londoner Gesellschaft für Altertumsforscher die Grabplatte beschrieben und deuteten, ist bemerkenswert. Sie wurde von den deutschen Bearbeitern des 19. Jahrhunderts nicht entfernt erreicht; auch die eher summarischen Beschreibungen des 20. Jahrhunderts ignorierten einen Teil der Überlegungen und Ergebnisse der Londoner Gesellschaft. Die reiche englische Literatur zu den Grabplatten nahm im 19. und 20. Jahrhundert noch manchmal von dem Konstanzer Exemplar Notiz und wertete es jeweils als eines der seltenen Beispiele für den Export einer hochwertigen Messinggrabplatte auf das europäische Festland.<sup>23</sup> Gelegentlich fertigten Engländer neue Abriebzeichnungen der Grabplatte an, so etwa Robert Holmes Edleston (1868–1952) und seine Frau im Jahre 1899, offenbar ohne Kenntnis der älteren Forschung,<sup>24</sup> und Roger Nathaniel Quirk



**Abb. 2:** Der Stahlstich der Brüder Waller, erstmals 1844 in der Zeitschrift der Londoner Gesellschaft für Altertumsforscher (Anm. 16) abgedruckt, ist die älteste und zugleich beste zeichnerische Wiedergabe der Grabplatte Robert Hallums.

(1909–1964) für seinen 1952 erschienenen Aufsatz über Robert Hallum, worin er einen Ausschnitt davon publizierte.<sup>25</sup>

Die Beschreibungen und Deutungen der Grabplatte in deutschen Publikationen des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gehen auf Josua Eiselein (1791–1856) zurück, der sie in seine Konstanzer Stadtgeschichte (1851) und seinen Münsterführer (1853) aufnahm.<sup>26</sup> Die wenige Jahre zuvor erfolgten Untersuchungen Pearsalls blieben ihm unbekannt; dabei wohnte dieser nicht weit entfernt bei Rorschach und tauschte sich mit weiteren Geschichtsforschern am Bodensee aus, namentlich mit Joseph von Laßberg in Meersburg.<sup>27</sup> Insbesondere missverstand Eiselein die englischen Besonderheiten der Inschrift, nämlich die Abkürzung *Sarum* für Salisbury und den Heiligen Cuthbert. Weitere zeitgenössische Publikationen streifen die Grabplatte nur kurz; Heinrich Otte (1808–1890) machte sich immerhin Gedanken über ihre Herkunft.<sup>28</sup> Franz Xaver Kraus (1840–1901) nahm die Grabplatte in sein 1887 erschienenes *Opus Magnum* über die Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz auf, ohne damit den Kenntnisstand zu verbessern: Seine Kurzbeschreibung folgt Eiselein; die beigegebene Umzeichnung ist ungenauer als der Stahlstich der Brüder Waller, ja verfälscht den Befund in wesentlichen Details.<sup>29</sup> Etwas genauer beschrieb der Konstanzer Stadtpfarrer und nachmalige Freiburger Erzbischof Conrad Gröber (1872–1948) zumal die Gewandung des Bischofs in seinem weitverbreiteten *Münsterführer*.<sup>30</sup> Der Sigmarszeller Pfarrer Anton Bertle (1861–1929), übrigens ein langjähriges Vorstandsmitglied des Bodensee-Geschichtsvereins, verbesserte in seiner Rezension von Gröbers *Münsterführer* die Auflösung der Umschrift.<sup>31</sup> Einen echten Fortschritt erzielte Heribert Reiners (1884–1960), indem er in seiner Monographie über das Konstanzer Münster erstmals die englische Literatur berücksichtigte;<sup>32</sup> eine detaillierte Beschreibung legte Ines Stadie jüngst im großen *Münsterführer* vor.<sup>33</sup>

## II. DIE INSCRIFTEN

### 1. DAS SCHRIFTBAND AM RAND DER GRABPLATTE

+ Subiacet hic stratus Robert Hallum vocitatus:/

Quondam p'latus Sar, sub honore creatus: Hic decretor, doctor pacis q3 creator:

Nobilis anglor, Regis fuit ambaciator/

Ffestû cuchberti septembris mense vigebat:/

In quo Rob'ti mortem Constantia flebat: Anno Milleno tricent' octuageno: Sex cû  
ter deno cû xpô viuat ameno

Löst man die Abkürzungen der Inschrift auf und markiert die betonten Silben, erhält man das folgende Gedicht:

[1] Subiáacet hic strátus	Robért Hallúm vocitátus
Quóndam praelátus	Sarúm sub honóre creátus



Híc decretórum	doctór pacisque creátor
Nóbilís Anglórum	regís fuit ámbaciátor
[5] Féstum Cuchbérti	septémbris ménse vigébat
Ín quo Robérti	mortém Constántia flébat
Ánno milléno	tricénteno_óctuagéno
Séx cum ter déno	cum Chrísto vívat améno.

Hier unten liegt hingestreckt der Robert Hallum heißt;  
 einst zum Prälaten von Salisbury mit Ehre bestellt,  
 (war) er ein Doktor des Kirchenrechts und Stifter des Friedens.  
 Er ist ein Gesandter des edlen Königs der Engländer gewesen.  
 Der Tag des Cuthbert zeigte sich im Monat September,  
 an dem Konstanz den Tod des Robert beweinte;  
 im Jahre eintausend dreihundert achtzig,  
 dazu sechs und drei mal zehn; er lebe mit dem lieblichen Christus.

Der Text ist im leoninischen Versmaß verfasst. Jeder Vers besteht aus zwei Halbzeilen (Hemistichien), die durch eine Zäsur getrennt sind. Die erste Hälfte hat hier zu meist je zwei, die zweite Hälfte je drei Hebungen; die letzten Silben der Hemistichien sind gereimt. Dieses Versmaß war im späten Mittelalter allgemein beliebt und verbreitet. Es gibt zahlreiche vergleichbare Grabinschriften, zumal auf englischen Grabplatten des späteren 14. und des 15. Jahrhunderts.<sup>34</sup> Die Anforderungen an Grabinschriften sind gleichförmig: Sie nennen üblicherweise den Namen des Verstorbenen, seine Funktion, das Todesjahr oder Todesdatum; und sie enden mit der Bitte um ein Gebet oder einem Segen. Deshalb erstaunt es nicht, wenn manche Formeln wiederholt vorkommen; *iacet hic stratus ... vocitatus* bietet sich als Textschablone an.<sup>35</sup>

Die Inschrift nennt Robert Hallum *praelatus Sarum*, einen Prälaten von Salisbury. Dieser Ausdruck wirkt unverständlich, weshalb die deutschen Bearbeiter des 19. und 20. Jahrhunderts einige mehr oder weniger sinnvolle Deutungen oder Verbesserungen vorgeschlagen haben.<sup>36</sup> Das ist nicht erforderlich, weil die Form so korrekt ist. Das undeclinierbare Nomen »Sarum« scheint im 13. Jahrhundert aus der handschriftlichen Abkürzung von *Sar(esberiensis)* hervorgegangen zu sein; seit dem 14. Jahrhundert bezeichnete sich der Bischof von Salisbury als *episcopus Sarum*.<sup>37</sup> Weiter nennt die Inschrift den Dokortitel im Kirchenrecht, den Robert Hallum 1403 in Oxford erworben hatte; auf seine Rolle bei der Überwindung des Schismas spielt die Ansprache als Friedensstifter an. Ferner nennt die Inschrift die offizielle Funktion Robert Hallums als Mitglied der von König Heinrich V. von England bevollmächtigten Gesandtschaft.<sup>38</sup>

Die zweite Hälfte der Inschrift datiert den Tod Robert Hallums, zunächst auf den Tag des Heiligen Cuthbert. Cuthbert war ein frühmittelalterlicher Mönch und Missionar, der am 20. März 687 als Bischof von Lindisfarne starb. Seine Verehrung ist in England



weit verbreitet, wobei als Festtag meist der 4. September begangen wird: An diesem Tag des Jahres 1104 wurden seine Reliquien in die Kathedrale von Durham transferiert;<sup>39</sup> diese Angabe stimmt mit dem überlieferten Todesdatum Robert Hallums am 4. September 1417 überein. Weniger klar ist die Jahresangabe nach *anno*. Zu erwarten wäre die Ordinalzahl *millesimo quadringentesimo septimo decimo* (für 1417). Weil sich das Herrenjahr in dieser Form nicht in das Versmaß fügt, verwendeten die Verfasser solcher Grabschriften oftmals Distributivzahlen, nicht selten wie hier als Zahlenrätsel gestaltet:<sup>40</sup> *millenus* (je tausend), *tricentenus* (je dreihundert), *octogenus* (je achtzig), *sex* (sechs, hier inkonsequenterweise als Kardinalzahl) und *ter* (drei mal), *denum* (je zehn; hier, in korrektem Latein, als Multiplikation des Zahladverbs mit der Distributivzahl); also als Addition:  $1000 + 300 + 80 + 6 + (3 \times 10) = 1416$ . Das ist nicht nur umständlich, sondern auch falsch, denn das Ergebnis verkürzt das Leben Robert Hallums um ein Jahr. Schließlich wünscht ihm die Inschrift das ewige Leben in Gemeinschaft mit Christus.<sup>41</sup>

Der Schriftbefund zeigt kaum Auffälligkeiten. Den Anfang der Inschrift markiert ein Kreuz. Der folgende Text ist in gotischer Minuskel in die Messingbänder eingraviert. Die Großbuchstaben sind passend zu den Minuskeln gebrochen, mit zwei Ausnahmen: Das S in *Subiacet*, *Sarum* und *Sex* besteht aus zwei gegenläufig versetzten Bögen, die in Form eines Paragraphenzeichens miteinander verbunden sind; dafür gibt es Parallelen auf zeitgenössischen englischen Grabplatten.<sup>42</sup> Das C von *Constantia* ist ebenfalls rund, steht allerdings auf einem später ergänzten Abschnitt.

Bei den Minuskelbuchstaben fällt die Oberlänge am linken Schaft des *v* auf. Beim *g* ist der obere Teil des gebrochenen oberen Bogens als Deckbalken gestaltet, der rechts über den Schaft hinausragt; der untere Bogen ist waagrecht nach links abgeknickt. Beim *r* ist die Fahne einmal als Quadrangel mit angesetztem Querstrich ausgebildet (*cuchberti*); das Bogen-*r* kommt nur in der *cr*-Ligatur vor (*creatus*, *decretor(um)*). Uneinheitlich ist die Abkürzung von *-arum/-orum*: bei *Sar(um)* ist nur der obere Teil des *r* eingraviert; darunter steht unterhalb der Mittellinie ein nach links offener und in den Unterlängenbereich reichender Haken ohne Verbindung zum Schaft des *r*. Dagegen ist bei *decretor(um)* und *anglor(um)* die Abkürzung nur als Brechung ausgebildet, die auf der Grundlinie bleibt. Für die Verdoppelung des *f* am Wortanfang von *Ffestum* gibt es Parallelen auf zeitgenössischen englischen Grabplatten.<sup>43</sup>

## 2. DIE UMSCHRIFTEN DER WAPPEN

Die beiden Wappen oberhalb des Baldachins sind von Bändern umgeben, deren Umschriften ebenfalls in gotischer Minuskel ausgeführt sind. Ihre Anmutung weicht von der Hauptinschrift auf dem äußeren Schriftband ein wenig ab, was nicht an der Gestaltung der Buchstaben liegt,<sup>44</sup> sondern an der handwerklichen Ausführung der Inschrift: Während die Hauptinschrift in das Messingband eingraviert ist, stehen die Buchstaben bei den Wappen erhaben vor dem vertieften Hintergrund. Allenfalls kann man einen Qualitätsunterschied feststellen, insofern die Schrift bei den Wappen stellenweise unbeholfen wirkt.

Insbesondere lässt es die Umschrift des englischen Königswappens links vom Baldachin als unwahrscheinlich erscheinen, dass der ausführende Handwerker den Sinn der Buchstaben verstand. Das Schriftband trägt die Devise des englischen Hosenbandordens (*honi soit qui mal y pense*: Ein Schelm, der Böses dabei denkt), allerdings in der verballhornten Form [h]ony soit oy mal y pense. Das h zu Beginn ist nicht als solches zu erkennen: Die Oberlänge fehlt, statt dessen ist der linke Schaft unplausibel nach rechts oben gebrochen; das unter die Grundlinie gezogene Ende des rechten Schaftes ist verdickt, so dass der gesamte Buchstabe fast wie ein g mit abgerundetem unteren Bogen wirkt. Der rechte Schaft des n ist unten nicht gebrochen, der Buchstabe könnte als v gelesen werden. Am Ende von *soit* ist an den (nicht erkennbaren) Balken des t ein senkrechter Zierstrich angesetzt, der unten gebrochen ist und damit wie ein zusätzlicher Schaft wirkt. Es folgt *oy* statt *qy*; der erste Buchstabe ist definitiv kein q, da der Schaft nicht in den Unterlängenbereich geführt ist. In *pense* ist der untere Bogenabschnitt des p so weit nach links und in den Unterlängenbereich geführt, dass die Anmutung einer pro-Kürzung entsteht. Die Fahne des s ist so undeutlich, dass man l lesen könnte.

Das Schriftband des bischöflichen Wappens rechts vom Baldachin enthält das Psalmwort *Misericordias domini in eternum Cantabo* (Von den Taten deiner Huld, Herr, will ich ewig singen; Ps 89, 2), das auf englischen Grabplatten des 15. Jahrhunderts öfters vorkommt.<sup>45</sup> Auffällig ist hier das Majuskel-C von *Cantabo*, mit einer Brechung im Bogen, die als Spitze nach innen gerichtet ist, und einem Abschlussstrich rechts. Für diese Gestaltung gibt es ebenfalls zahlreiche Parallelen auf zeitgenössischen englischen Grabplatten.

### 3. NACHTRÄGLICHE VERÄNDERUNGEN AN DEN INSCRIFTEN

Der Messingstreifen mit dem einzelnen Wort *Constantia* wurde nicht zusammen mit dem übrigen Schriftband hergestellt, sondern nachträglich eingefügt: Das Stück ist aus einer dunkleren Legierung gefertigt als der Rest und ersetzt augenscheinlich einen Abschnitt des linken unteren Streifens. Die Minuskeln von *Constantia* sind gut an den Rest der Inschrift angepasst, allerdings sind die Buchstaben etwas größer und die Oberlänge des t ist verlängert. Dagegen fügt sich das schmalovale Majuskel-C nicht zur übrigen Schrift; hier würde man eher ein gebrochenes C wie in *Cantabo* auf dem Schriftband des bischöflichen Wappens erwarten.

Man wüsste gerne, ob hier von Anfang an *Constantia* stand oder etwas anderes. Eine nachträgliche Umdeutung und Veränderung einer anders lautenden Inschrift auf Konstanz würde in die 1460er Jahre passen, in denen das – in Konstanz bis dahin eher zurückhaltend thematisierte – Konzil mit einem Male eine starke Beachtung fand: In dieser Zeit redigierte der Konstanzer Bürger und Chronist Gebhard Dacher († 1471) die Konzilschronik des Ulrich Richental und sorgte für ihre Vervielfältigung und Verbreitung.<sup>46</sup> Diese Chronik sollte dokumentieren, wie bravourös die Stadt Konstanz die organisatorischen Anforderungen gemeistert hätte, die mit der Ausrichtung dieses Großereignisses



**Abb. 3:** Der Name *Constantia* auf einem nachträglich eingepassten Abschnitt des Schriftbandes.

verbunden gewesen waren; bereits in den 1470er Jahren wurde auswärtigen Besuchern der Stadt stolz die Konstanzer Handschrift der Chronik vorgeführt.<sup>47</sup> Zu eben dieser Zeit zeichnete sich der politische und wirtschaftliche Bedeutungsverlust von Konstanz ab, das in eine unkomfortable Überschneidungszone habsburgischer und eidgenössischer Machtinteressen geriet; daher liegt die Vermutung nahe, es habe die Beschäftigung mit der ruhmreichen Vergangenheit die Zumutungen der Gegenwart kompensieren sollen.<sup>48</sup>

Vielleicht erwartete Gebhard Dacher, mit der Erinnerung an das Konzil Konstanz wieder als Kongress- und Wirtschaftszentrum empfehlen zu können. So gehörte er 1466 einer städtischen Gesandtschaft zum Kaiserhof nach Wien an, die Kaiser Friedrich III. dazu bewog, sich in den folgenden Jahren für die Konstanzer Belange einzusetzen – der Kaiser soll Konstanz sogar dem Papst als Austragungsort eines neuen Konzils empfohlen haben.<sup>49</sup>

Auf Gebhard Dacher könnte zudem eine Maßnahme zurückgehen, mit der die Erinnerung an das Konzil im öffentlichen Raum verankert wurde: Am Südportal des städtischen Kaufhauses am Hafen sind zwei Inschriftentafeln angebracht, die in lateinischer und deutscher Sprache daran erinnern, dass mit der Papstwahl des Jahres 1417 in diesem Hause das große Schisma beendet wurde. Als städtischer Hausherr leitete Gebhard Dacher von 1461 bis vermutlich zu seinem Tod im Jahre 1471 den Betrieb des Kaufhauses. Die Inschriftentafeln könnten also auf seine Initiative entstanden sein. Sollte mit der Einfügung von *Constantia* auf der Grabplatte Robert Hallums zugleich eine Änderung des ursprünglichen Wortlautes erfolgt sein, so legen all diese Indizien ein Motiv dafür nahe: Es wäre die Erinnerung an das Konzil, die in Konstanz seit den 1460er Jahren forciert wurde, und die Vereinnahmung dieses Ereignisses durch die Konstanzer.

Eine weitere nachträgliche Veränderung an der Inschrift zeigt sich erst bei genauem Hinsehen und ist ein Fall von gelehrtem Vandalismus an der Formel *pacisque creator*, nämlich ein Wortspiel, das sich die Ähnlichkeit der gotischen Minuskelbuchstaben *c*, *r* und *e* zunutze macht: In das *c* von *creator* ist mit einem spitzen Gegenstand ein dünner Balken eingeritzt worden, wodurch der Buchstabe wie ein *e* anmutet. Da die Fahne des folgenden *r* dicht an das folgende *e* anschließt, könnte man sie bei flüchtigem Hinsehen als obere Brechung des folgenden Schaftes missverstehen und *rr* statt *re* lesen. Robert Hallum würde also zum *errator*, zum Irrenden.



**Abb. 4:** Die nachträgliche, wohl im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts erfolgte Einritzung eines Balkens im  $\epsilon$  lässt creator als errator erscheinen.

Dieser Eingriff ist in keiner der bisherigen Beschreibungen der Inschrift verzeichnet, die ihrerseits alle auf die Lesarten von Robert Lucas Pearsall (1844) und Josua Eiselein (1851) zurückgehen. Pearsalls Beschreibung und Deutung der Inschrift wie der gesamten Grabplatte sind bemerkenswert genau; hätte er die Inschrift schon verkratzt vorgefunden, wäre ihm das wohl aufgefallen. Doch wer hätte in der Folgezeit einen Anlass gehabt, Robert Hallum als Verirrten zu denunzieren? Naheliegende Motive stellten die weltanschaulichen Konflikte des Kulturkampfes bereit, der das Großherzogtum Baden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schwerer als andere Länder erschütterte; und in Konstanz fiel der Streit besonders heftig aus.

Die Erinnerung an das Konzil war damals ein Bestandteil der antikatholischen Polemik in Konstanz. Protestanten, Alt-Katholiken und konfessionell ungebundene Liberale missverstanden Johannes Hus als »unglücklichen Vorkämpfer für religiöse Freiheit«, der »mittelalterlichem Fanatismus« zum Opfer gefallen sei, wofür sie die römisch-katholische Kirche ihrer Gegenwart angriffen.<sup>50</sup> Unter dieser Perspektive stand Robert Hallum auf der falschen Seite; war er doch – wenngleich zurückhaltend – an den Verfahren gegen Johannes Hus und Hieronymus von Prag beteiligt. Dies mochte ihn insbesondere in den Augen tschechischer Nationalisten disqualifizieren, die zur selben Zeit Johannes Hus als Integrationsfigur entdeckten und seine Hinrichtungsstätte in Konstanz besuchten. So besichtigte der spätere Prager Bürgermeister František Dittrich (1801–1875) auf seiner Rheinreise im Jahre 1856 die Grabplatte Robert Hallums, den er für einen der Richter Hus' hielt.<sup>51</sup>

Andererseits bot Robert Hallum den römischen Katholiken eine Angriffsfläche: Das erste Vatikanische Konzil schrieb 1870 den Primat des Papstes in Rechts- und Lehrfragen fest (»Unfehlbarkeitsdogma«); Robert Hallum hatte mit seinem festen Auftreten gegen Papst Johannes XXIII. und seinem Einsatz für das konziliare Prinzip ein entschieden anderes Kirchenverständnis gezeigt. Kurzum: indem der erhitzte Zeitgeist des späteren 19. Jahrhunderts das Konzil auf seine Gegenwart bezog, stellte er durchaus Motive bereit, das Grab des längst Verstorbenen zu verunglimpfen.

### III. DIE BILDELEMENTE

#### 1. DER BISCHOF

Der Bischof ist in seinem vollen bischöflichen und priesterlichen Ornat stehend dargestellt. Seine rechte Hand ist zum Segen erhoben, mit der linken hält er den Bischofsstab. Auf dem Haupt trägt er seine Bischofsmütze, die Mitra, ausgestaltet als reich mit Rosetten verzierte *mitra pretiosa*. Über den Schultern und den Armen trägt er die Kasel. Die Kasel ist in ihrer Grundform ein Rundmantel; hier läuft sie, wie auf vergleichbaren Messinggrabplatten, nach unten hin spitzoval zu. Ihr Saum ist mit einem parallel zum Rand verlaufenden Band verziert, das eine Stickerei andeutet. Von diesem Band weisen kleine Ornamente mit doppelter Spitze zur Innenseite hin; vielleicht nehmen sie ein Vorbild aus der Pflanzenwelt auf. Über den Schultern ist der Amikt (oder: das Humerale) wie ein Kragen um den Hals geschlagen. Er ist gesäumt und mit Medaillons belegt, in deren vordersten beiden links der Minuskelbuchstabe *a*, rechts der Minuskelbuchstabe *v* stehen. Die Bedeutung ist unklar; vielleicht sollten *a* und *o* gemeint sein, als lateinische Entsprechung der griechischen Buchstaben Alpha und Omega, die Jesus Christus symbolisieren (Offb 22, 13); ein Irrtum des ausführenden Handwerkers würde angesichts der Fehler in den Schriftbändern der Wappen nicht überraschen. Die beiden anschließenden, angeschnittenen Medaillons enthalten Rosetten. Unter der Kasel schaut die Dalmatik heraus; sie ist an den Seiten geschlitzt und ihre Kanten sind befranst. Unter der Dalmatik trägt der Bischof die Albe als schmal geschnittenes Untergewand, das bis zum Boden reicht. Am unteren Rand der Albe ist auf der Vorderseite eine rechteckige Stickerei angebracht: eine Raute, darin ein aus Akanthusblättern gebildetes Kreuz, außen in den Zwickeln ebenfalls Akanthusblätter. Die entsprechenden Stickereien an den Ärmeln der Albe sind hier weitgehend durch die Kasel verdeckt; nur am rechten Handgelenk ist die Spitze eines Akanthusblatts zu erkennen. Vom linken Handgelenk hängt das Manipel herab, ursprünglich ein Schweiß Tuch, seit dem Hochmittelalter eher ein schmückendes Accessoire der liturgischen Kleidung. Hier ist das Manipel mit Medaillons mit Rosetten belegt; es endet in Fransen. An den Händen trägt der Bischof Pontifikalhandschuhe; am Saum des rechten Handschuhs hängt eine Quaste. Darüber trägt der Bischof am rechten Mittelfinger seinen Bischofsring (oder *Anulus pontificalis*).<sup>52</sup> In seiner Linken ruht der Krummstab, eingeschlagen in ein schützendes Tuch, den *Pannisellus*. Der Krummstab steht unten auf einer Spitze und endet oben in einer gotischen Krümme mit Krabben und Blattwerk. Der Knauf ist architektonisch gestaltet, in der Art einer polygonalen Kapelle, von der drei Nischen mit Fialen und angedeutetem Maßwerk erkennbar sind. Schließlich ragen unter der Albe noch die Spitzen der Sandalen hervor; das mittlere Band ist jeweils mit zwei Kreisen verziert, die vielleicht aufgestickte Edelsteine andeuten sollen. Es fehlt die Stola, deren beide Enden üblicherweise unter der Dalmatik heraus schauen. Ansonsten entspricht die Darstellung Robert Hal-



lums auf seiner Grabplatte ganz den zeitgenössischen Üblichkeiten auf Messinggrabplatten englischer Bischöfe.<sup>53</sup>

Ob die Gewandung sowie die Statur, die Haltung und die Physiognomie des Bildes nur den Typus eines zeitgenössischen englischen Bischofs oder reale Merkmale Robert Hallums wiedergeben sollen, ist ohne weiteres nicht zu entscheiden. Bei der Neugestaltung des Chorraumes im Jahre 1775 will man das Grab Robert Hallums geöffnet und seine Gebeine im vollen Ornat vorgefunden haben;<sup>54</sup> sollten diese Beobachtung zutreffen und die Überreste bis heute erhalten sein, wäre eine Überprüfung des Bildes immerhin denkbar. Die Darstellung Robert Hallums als schlanker Mann mit langen Händen entspricht den Üblichkeiten gotischer Menschenbildnisse und ist daher kaum als intendiertes Abbild zu verstehen. Dagegen könnte das sehr charakteristische Gesicht – in dem Conrad Gröber eine typisch englische Physiognomie erkennen wollte – individuelle Züge Robert Hallums überliefern.<sup>55</sup> Die Herstellungstechnik der Platte erzwingt allerdings eine Reduktion des Bildes auf wenige eingravierte Linien, so dass man allenfalls an eine (womöglich karikierende) Annäherung denken darf: Das Gesicht ist sehr schmal, mit eng beieinanderstehenden Augen, einem betont hohen Mittelgesicht mit großer Nase, schmalen Mund mit vollen Lippen und schmalen, rundem Kinn. Diese Darstellung ähnelt derjenigen des ebenfalls 1417 verstorbenen Erzbischofs Thomas Cranley von Dublin auf dessen Grabplatte in Oxford.<sup>56</sup> Sie weicht aber merklich von der Darstellung des föhlicheren Bischofs John Waltham ab, eines Amtsvorgängers Robert Hallums;<sup>57</sup> dies könnte als Indiz für eine zumindest in groben Zügen angestrebte Porträtähnlichkeit gewertet werden.<sup>58</sup> Allerdings gibt es aus späterer Zeit Beispiele dafür, dass für die Menschenbildnisse englischer Messinggrabplatten gelegentlich Schablonen benutzt wurden, was die Möglichkeiten einer individuellen Gestaltung einschränkt.<sup>59</sup>

## 2. DIE RAHMENDE ARCHITEKTUR UND DIE ÜBRIGEN BILDELEMENTE

Das Bild des Bischofs steht in einem rundbogigen Tor, dessen seitliche Pilaster vierstöckig aufgebaut sind. Jede Etage ist als tabernakelförmige Nische gestaltet, auf der ein Wimperg sitzt, dessen kielbogene Außenkanten mit Krabben besetzt und mit einer Kreuzblume bekrönt sind (siehe hierzu den Beitrag von Stefan King und Ines Stadie in diesem Band). Die Nischen sind von je zwei schlanken Fialen begleitet; zwischen der Kreuzblume des Wimpergs und den Fialen kommen jeweils zwei Lanzettfenster und darüber zwei Rosetten zu stehen. In jeder der acht Nischen steht ein Seraph mit drei Flügelpaaren und Nimbus, von dem Strahlen ausgehen. Über den Sockeln der Pilaster laufen Bänder mit liegenden Vierblättern. Zwischen diesen Sockeln liegt eine Schwelle mit Zinnen; auf ihr steht der Bischof. Den oberen Abschluss bildet der Bogen; in seinen Zwickeln stehen Vierpässe mit einer Rosette in der Mitte. Über die gesamte Breite der Pilaster und des Bogens läuft ein Fries aus Rosetten; darüber liegt ein Gesims mit den gleichen liegenden Vierblättern wie über den Sockeln. Den oberen Abschluss bildet eine Brüstung mit Zinnen, wie sie in der englischen gotischen Sakralarchitektur häufig vorkommt.



Abb. 5: Das englische Königswappen (wohl König Heinrich V.) mit dem Schriftband des Hosenbandordens.

Den Raum über dem Bischof und unter dem Bogen füllt ein Baldachin, der das Haupt des Bischofs mit einem Dreiblattbogen rahmt. Auf dem mittleren Bogen sitzt ein Wimperg, dessen Kanten kielbogenförmig nach oben laufen. Der Baldachin ist mit Krabben besetzt und mit einer Kreuzblume bekrönt; sie reicht knapp unter den Scheitel des Bogens. Im Feld des Wimpergs steht ein Vierpass, in dessen Pässen die Minuskelbuchstaben *v*, *o*, *b*, *s* um eine fünfblättrige Rosette herum angeordnet sind; damit soll wohl *r o b s* als der abgekürzte Name des verstorbenen Robertus gemeint sein.

In den Feldern links und rechts des Baldachins liegen zwei Wappenschilde, die jeweils von einem Spruchband eingekreist sind; innerhalb der Spruchbänder gehen von den Wappenschilden Strahlen aus. Die linke Messingplatte ist 27,5 cm hoch und

18,3 cm breit, die rechte Platte 23,8 cm hoch und 18,3 cm breit. Der linke Wappenschild zeigt das englische Königswappen: geviert, drei Lilien im ersten und im vierten Feld, drei Leoparden im zweiten und im dritten Feld, mithin in einer unter den Königen Heinrich IV. und Heinrich V. und später noch gebräuchlichen Form, die keine feinere Datierung zulässt.<sup>60</sup> Das Schriftband ist der sogenannte *garter* des Hosenbandordens (Order of the garter), dem der jeweilige englische Königs als *sovereign* vorstand.<sup>61</sup> Für die Kombination dieses Schriftbandes mit dem Königswappen wäre das der älteste erhaltene Beleg.<sup>62</sup> Die Aufnahme des Königswappens in die Grabplatte Robert Hallums verdankt sich wohl seiner offiziellen Funktion als königlicher Gesandter auf dem Konzil,<sup>63</sup> das Königswappen kommt auch sonst auf den Grabplatten königlicher Amtsträger vor, etwa auf dem Grab des John Sleaford († 1401), Kaplans der Königin Philippa.<sup>64</sup> Die Gestaltung des Schriftbandes stimmt weitgehend überein mit derjenigen auf der Grabplatte des Barons Thomas Camoys († 1421) in Trotton (Sussex).<sup>65</sup>

Der rechte Schild zeigt das Wappen Robert Hallums: ein gedorntes Kreuz, im heraldisch rechten oberen Feld eine liegende Mondsichel. Dabei handelt es sich um das persönliche Wappen des Bischofs, nicht um das der Diözese Salisbury, welches die Jung-

frau mit dem Kind und einer Lilie zeigt.<sup>66</sup> In den 1840er Jahren scheint innerhalb des Schriftbands kein Wappen erkennbar gewesen zu sein: Auf dem Stahlstich der Brüder Waller ist der Wappenschild leer bzw. weist unregelmäßige Schraffurlinien auf, die wie die Fräsrillen einer bewussten Zerstörung des Wappens anmuten; Robert Pearsall konnte 1842 an dieser Stelle kein Wappenbild erkennen.<sup>67</sup> Demgegenüber teilte Edwin Freshfield 1872 mit, der bischöfliche Schild sei klar sichtbar;<sup>68</sup> die Umzeichnung Franz Xaver Kraus' von 1887 zeigt ihn ebenfalls.<sup>69</sup> Mithin wurde der bischöfliche Schild zwischen 1842 und 1872 ergänzt. Dies fügt sich gut zu den zahlreichen Baumaßnahmen im Münster in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts,<sup>70</sup> zu denen die Ergänzung wenigstens einer weiteren metallenen Grabplatte zählt, nämlich des Hans Muntprat zum Kemlin



**Abb. 6:** Das Wappen Robert Hallums wurde vermutlich zwischen 1842 und 1872 ergänzt.

(† 1461) in der Christophoruskapelle, im Jahre 1881.<sup>71</sup> Kraus vermerkt eine »neuerdings und zwar nicht ganz geschickt« erfolgte Restaurierung der Grabplatte Robert Hallums.<sup>72</sup> Vielleicht spielt Kraus hier auf den Umstand an, dass die Platte mit dem Bischofswappen schlechter in den Stein eingepasst ist als die Platte mit dem Königswappen, mit einer auffallend breiten Fuge und einem lieblos vermörtelten Ausbruch rechts.

Auf authentischen zeitgenössischen Wappenschilden Robert Hallums sind das Kreuz und der Halbmond mit Hermelinschwänzen belegt, die alle gleichermaßen nach unten hängen.<sup>73</sup> Auf der Umzeichnung bei Franz Xaver Kraus liegen die Hermelinschwänze auf dem Kreuzquerbalken, wobei die Enden nach innen zeigen. Damit entspricht Kraus' Abbildung dem Wappen Robert Hallums in der Konstanzer Handschrift der Richentialschen Konzilchronik, mithin der naheliegendsten Vorlage für eine Rekonstruktion des Wappens.<sup>74</sup> Auf der Grabplatte selbst sind die Hermelinschwänze stark verunklart und muten eher wie Dreiblätter mit drei Wurzeln an. Angesichts der erheblichen Abweichungen von Schriftband und Wappen kann die Umzeichnung Kraus' nicht direkt vom Befund der Grabplatte erfolgt sein; wohl aber kann ihr ein Entwurf für die Wiederherstellung des Wappenschildes zugrunde gelegen haben. Wenn an dieser Stelle

ursprünglich das bischöfliche Wappen angebracht gewesen sein sollte, dann dürfte es sich eher um das Bistumswappen mit der Jungfrau und dem Kind gehandelt haben, wie sie auf der Grabplatte von Robert Hallums Amtsvorgänger John Waltham zu sehen ist.<sup>75</sup>

Das letzte figürliche Element auf der Grabplatte sind vier Vierpässe auf den Ecken der äußeren Umschrift. In ihnen befinden sich die Symbole der vier Evangelisten, jeweils ein leeres Schriftband haltend: links oben der Markuslöwe, rechts oben der Engel des Matthäus, links unten der Stier des Lukas, rechts unten der Adler des Johannes. Hierfür gibt es eine Fülle von Parallelen auf zeitgenössischen englischen und kontinentalen Messinggrabplatten.<sup>76</sup>

#### IV. VERGLEICHSBEISPIELE

Im vorstehenden Text sind gelegentlich Vergleichsbeispiele für die Schrift- und Bildelemente auf der Grabplatte Robert Hallums herangezogen worden. Nahezu alle davon finden sich auf zeitgenössischen Grabplatten in England. Malcolm Norris ordnet die Grabplatte Robert Hallums tendenziell einer bestimmten Londoner Werkstatttradition zu (»London work D series«);<sup>77</sup> manche Bildelemente passten gut zu einer etwas älteren Werkstatttradition (»London work B series«).

Zum direkten Vergleich mit der Konstanzer Grabplatte eignen sich einige englische Grabplatten hoher kirchlicher Würdenträger der Jahrzehnte um 1400,<sup>78</sup> zumal diejenigen von Robert Hallums Amtsvorgänger John Waltham († 1395)<sup>79</sup> in der Westminsterabtei, des ebenfalls dort bestatteten Erzbischofs Robert Waldeby von York († 1397) und des im selben Jahr wie Robert Hallum verstorbenen Erzbischofs Thomas Cranley von Dublin in Oxford.<sup>80</sup> Die grundsätzliche Disposition der Grabplatten Walthams und Cranleys stimmt mit derjenigen Hallums exakt überein: ein stehender (Erz-) Bischof un-

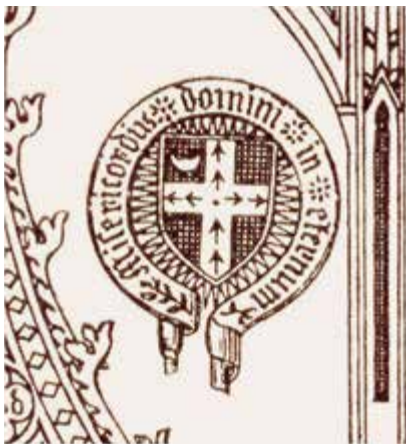


Abb. 7: Das Wappen Robert Hallums in der Umzeichnung von F. X. Kraus, 1887 (Anm. 29).

Abb. 8: Das Wappen Robert Hallums in der Konstanzer Handschrift der Richentalchronik, um 1465 (Anm. 74).





**Abb. 9:** Die Symbole der vier Evangelisten an den Ecken des Schriftbandes (Löwe: Markus, Engel: Matthäus, Adler: Johannes, Stier: Lukas).

ter einem gotischen Baldachin in einer von zwei Pilastern, einem Rundbogen und einer Schwelle gebildeten Umrahmung. In beiden Fällen besteht der Baldachin aus drei Spitzbögen mit Wimpergen, ist somit aufwendiger gestaltet als auf der Grabplatte Robert Hallums. Was den Rahmen um den Bischof und den Baldachin betrifft, bestehen ganz auffällige Parallelen zwischen den Grabplatten John Walthams und Robert Hallums: beide Male unten eine Schwelle mit Zinnen und oben ein Rundbogen mit stehenden Vierpässen in den Zwickeln sowie ein waagerechter Abschluss mit Zinnen. Die Pilaster haben bei John Waltham ebenfalls Vierblätter über den Sockeln und sind vierstöckig aufgebaut, mit Nischen, in denen Heilige statt der Seraphim stehen. Allerdings hat bei Waltham jede Nische zwei Spitzbögen mit der Folge, dass gegenüber den Konstanzer Pilastern die oberen Abschlüsse der Nischen verdoppelt sind: zwei Bögen, zwei Wimperge, zwei Kreuz-



blumen, vier Lanzettfenster. Die Fialen, welche die Nischen flankieren, sind bei Robert Hallum flächig von vorn dargestellt; bei John Waltham stehen sie über Eck und ihre Spitzen sind verdoppelt. Somit wirkt die Grabplatte Hallums wie eine etwas zurückgenommene Ausfertigung derjenigen Walthams; man darf also unterstellen, dass die Entwürfe für die Messingarbeiten aus einer Werkstatt (wohl der Werkstatttradition London work B series) kommen. Es bereitet übrigens keine Mühe, weitgehende gestalterische Übereinstimmungen auch auf zeitgenössischen Grabplatten von niedrigeren Geistlichen<sup>81</sup> und von Laien<sup>82</sup> zu finden. Als Charakteristikum des Stiles London B gelten die schlanken Wimperge des Baldachins in genau der Form wie auf der Grabplatte Robert Hallums: mit einem Vierpass im Giebelfeld, darin eine Rosette.<sup>83</sup>



**Abb. 10:** John Waltham († 1395), Bischof von Salisbury, Epitaph in der Londoner Westminsterabtei, nach: Hutchinson, *Drawings of Monumental Brasses* (Anm. 17), S. 69.

Der enge Zusammenhang zwischen den Grabplatten John Walthams und Robert Hallums enthält vielleicht einen Hinweis auf den Auftraggeber der letzteren. Wie Robert Hallum, so ist auch John Waltham nicht in seiner Kathedrale in Salisbury bestattet worden, obwohl sein Testament dies vorgesehen hatte. Denn König Richard II. schätzte seinen Schatzmeister John Waltham so hoch, dass er seine Bestattung in der Westminsterabtei anordnete, dazu noch an einem üblicherweise der königlichen Familie vorbehaltenem Ort, nämlich der Kapelle Eduards des Bekenners. Deshalb wird der König selbst als Auftraggeber der Grabplatte John Walthams angesehen.<sup>84</sup> Auch die Konstanzer Grabplatte Robert Hallums mag im Auftrag des englischen Königs, hier Heinrichs V. entstanden sein; Robert Hallum hatte ihn ja, wie die Inschrift betont, in Konstanz vertreten – und mit dem königlichen Wappen war die Grabplatte zugleich ein Denkmal königlicher Repräsentation fernab von England.

Es ist gut denkbar, dass die Grabplatte Robert Hallums ihrerseits

Vorbildwirkung entfaltet. Im westlichen Bodenseeraum sind nämlich vier frühneuzeitliche Messinggrabplatten von Äbten der Klöster Reichenau, St. Georgen zu Stein und Rheinau erhalten, deren Gestaltung in manchen Details der Konstanzer Grabplatte entspricht: In allen vier Fällen handelt es sich um Steinplatten, in die das gravierte Messing- bzw. Bronzebild eines stehenden Abtes im Pontifikalornat mit begleitender Umschrift eingelassen ist.

Im Marienmünster von Mittelzell steht die Grabplatte des ersten bürgerlichen Reichenauer Abtes Georg Fischer († 1519), vielleicht eine Nürnberger Arbeit.<sup>85</sup> Sowohl die Herstellungstechnik als auch die Gestaltung des Abtes stehen der Messinggrabplatte Robert Hallums näher als den rein steinernen Grabplatten der älteren Reichenauer Äbte.<sup>86</sup> Georg Fischer ist lebendiger dargestellt als Robert Hallum, seine Gewänder sind aufwendiger verziert. Trotzdem gibt es bemerkenswerte Übereinstimmungen, besonders der



**Abb. 11:** Georg Fischer († 1519), Abt der Reichenau, Epitaph im Münster St. Maria und Markus auf der Reichenau, nach: Zettler, Frühe Klosterbauten (wie Anm. 85), Nr. 13.

**Abb. 12:** David von Winkelsheim († 1526), Abt von St. Georgen zu Stein a. Rh., Epitaph im Münster U. L. F. zu Radolfzell, nach: Norris, The Portfolio Plates (wie Anm. 6), Nr. 307.

Hirtenstab mit Tabernakel und in Blattornamenten endender Krümme, die Kasel einschließlich Faltenwurf, das quadratische bestickte Feld am unteren Ende der Albe.

Im Münster von Radolfzell steht an der Nordwand des Chors die Grabplatte des David von Winkelsheim († 1526); er war der letzte Abt von St. Georgen zu Stein am Rhein, von wo er 1525 vor der Reformation nach Radolfzell floh.<sup>87</sup> Die Gestaltung des Abtes ist gegenüber den Grabplatten von Konstanz und Mittelzell eigenständig; eine Parallele zur Grabplatte Robert Hallums bildet das umlaufende Schriftband in gotischer Minuskel-schrift mit den Evangelistensymbolen in den Ecken.

In der Abteikirche von Rheinau liegen die Grabplatten der Äbte Johann Theobald Werlin († 1598)<sup>88</sup> und Eberhard III. von Bernhausen († 1642),<sup>89</sup> die Letztere ein Werk des Johann Heinrich Amman.<sup>90</sup> Beide Grabplatten sind den Formen der Renaissance verpflichtet; die umlaufenden Inschriften sind in Renaissance-Kapitalis gehalten.



**Abb. 13:** Theobald Werlin († 1598), Abt von Rheinau, Epitaph in der ehemaligen Klosterkirche St. Maria zu Rheinau, Bild: Fotoarchiv Kantonale Denkmalpflege Zürich.

**Abb. 14:** Eberhard III. von Bernhausen († 1642), Abt von Rheinau, Epitaph in der ehemaligen Klosterkirche St. Maria zu Rheinau, Bild: Fotoarchiv Kantonale Denkmalpflege Zürich.

Reichenau, St. Georgen zu Stein und Rheinau waren drei alte Benediktinerklöster des Bistums Konstanz, gelegen im Konstanzer Umland; mithin kannte man dort das Konstanzer Münster und damit gewiss auch die prominent platzierte Grabplatte Robert Hallums, die somit als Vorbild für die Grabplatten dieser Äbte in Frage kommt.

*Anschrift des Verfassers:*

Priv.-Doz. Dr. Harald Derschka, FB Geschichte und Soziologie, Fach 13,

Universität Konstanz, D-78457 Konstanz, Harald.Derschka@uni-konstanz.de

## ANMERKUNGEN

1 Zu Robert Hallum: HORN, Joyce M. (Hg.): *The Register of Robert Hallum Bishop of Salisbury 1407–17* (Canterbury and York Society 72) Torquay 1982, S. ix–xiv. – FOCKE, Wera: *Studien zur Geschichte der englischen Politik auf dem Konstanzer Konzil*. Diss., Freiburg i. Br. 1919, S. 14–31. – SWANSON, Robert Norman, in: *Oxford Dictionary of National Biography*, Bd. 24, Oxford 2004, S. 713–716, s. v. – EMDEN, Alfred Brotherston: *A biographical register of the University of Oxford to A. A. 1500*, Bd. 2: F to O, Oxford 1958, S. 854 f. – QUIRK, Roger N.: *Bishop Robert Hallum and the Council of Constance*, in: *Friends of the Salisbury Cathedral, Annual Report 22* (1952), S. 3–15. – HODGKISS, Frank D.: *Robert Hallum* (Thesis Presented to the Victoria University of Manchester for the Degree of Master of Arts) Ms. masch. 1931.

2 NIGHMAN, Chris L.: *Prudencia, Plague and the Pulpit: Richard Fleming's Eulogy for Robert Hallum at the Council of Constance*, in: *Annuario Historiae Conciliorum* 38 (2006) S. 183–198, hier S. 189–193. – Allg.: BRANDMÜLLER, Walter: *Das Konzil von Konstanz 1414–1418*, Bd. II: *Bis zum Konzilsende*, Paderborn u. a. 1997, S. 312–314.

3 HORN, *The Register of Robert Hallum* (Anm. 1) Appendix E, S. 245. – Zur intensiven Marienverehrung in Salisbury: MORGAN, Nigel: *Marian Liturgy in Salisbury Cathedral*, in: Backhouse, Janet (Hg.): *The Medieval English Cathedral. Papers in Honour of Pamela Tudor-Craig*. *Proceedings of the 1998 Harlaxton Symposium* (Harlaxton Medieval Studies 10) Donington 2003, S. 89–111.

4 BRAUMANN, Uwe (Hg.): *Die Jahrzeitbücher des Konstanzer Domkapitels, Teil 1* (MGH Libri memoriales et necrologia, N. S. 7) Hannover 2009, S. 149,

Anm. 15, bemerkt allerdings, dass für Robert Hallum keine Jahrzeit beim Domkapitel gestiftet wurde.

5 Vgl. die Karte in: NORRIS, Malcolm: *Monumental Brasses: The Craft*, London, Boston 1978, S. 38.

6 BUSBY, Richard J.: *The Monumental Brass Society. A Short History 1887–1987*, o. O. 1987, S. 1 ff. – Übersicht über die Forschungsgeschichte: NORRIS, Malcolm W.: *Monumental Brasses: The Portfolio Plates of the Monumental Brass Society 1894–1984*, Woodbridge 1988, S. 1–3.

7 QUIRK, *Bishop Robert Hallum* (wie Anm. 1) S. 3: »one of the finest and the best preserved of the dozen or so surviving brasses of English medieval bishops and abbots«. – NORRIS, Malcolm: *Monumental Brasses: The Memorials I*, London 1977, S. 84; ferner unten Anm. 23.

8 FRESHFIELD, Edwin, in: *Proceedings of the Society of Antiquaries of London*, 2nd ser., vol. 5, from November 17, 1870 to April 3, 1873, London, December 12, 1872, S. 375 f.

9 BLAIR, John: *Purbeck Marble*, in: Ders./Ramsay, Nigel (Hg.): *English Medieval Industries. Craftsmen, Techniques, Products*, London 1991, S. 41–56, bes. S. 43 f. – DRURY, Godfrey Dru: *The Use of Purbeck Marble in Medieval Times*, in: *Proceedings of the Dorset Natural History and Archaeological Society* 70 (1948) S. 74–98 u. Taf., zu den Grabdenkmälern S. 83–92. – WILLIAMS, David F.: *Purbeck marble in Roman and medieval Britain*, in: Hinton, David A. (Hg.): *Purbeck Papers* (Department of Archaeology Monograph Series 4) Southampton 2004, S. 126–131.

10 Briefliche Mitteilung vom 13. Dez. 2016.

11 Zitiert in: TYLER, J. Endell: *Henry of Monmouth: or, Memoirs of The Life and Character of Henry the Fifth, as Prince of Wales and King of England*, Bd. II, Lon-



- don 1838, S. 49 f., Anm. m. – Zu (Sir) Francis Palgrave: MARTIN, Geoffrey Haward, in: Oxford Dictionary of National Biography, Bd. 42, Oxford 2004, S. 452–454, s. v.
- 12 HUNT, Edgar: Robert Lucas Pearsall. The »complete gentleman« and his music (1795–1856) Amersham 1977, hier bes. S. 28–47 über Pearsalls Leben auf Wartensee und seinen Kontakt zu Joseph von Laßberg und Annette von Droste-Hülshoff. – BROWN, Clive, in: Oxford Dictionary of National Biography, Bd. 43, Oxford 2004, S. 301 f., s. v. – OGLIATI, Rodolfo: 700 Jahre Wartensee, in: Rorschacher Neujahrsblätter 55 (1965) S. 41–44, hier S. 42 f.
- 13 SQUIRE, William Barclay: Letters of Robert Lucas Pearsall, in: The Musical Quarterly 5 (1919) S. 264–297, hier S. 264–267 eine musikgeschichtliche Einordnung und biographische Notizen; S. 295 f. Brief an Ellacombe, 1842 Juli 27. – Zu Henry Thomas Ellacombe: BLACKER, Beaver Henry/BROLLY, Sarah, in: Oxford Dictionary of National Biography, Bd. 18, Oxford 2004, S. 136, s. v.
- 14 Zu (Sir) Henry Ellis: BORRIE, Michael, in: Oxford Dictionary of National Biography, Bd. 18, Oxford 2004, S. 228–231, s. v.
- 15 Proceedings of the Society of Antiquaries of London, vol. 1, from April 1843 to April 1849, London 1849, zu Thursday June 1, 1843, S. 6 f.; der Sitzungsbericht hat Protokollcharakter, weshalb der betreffende Abschnitt keine eigene Überschrift trägt.
- 16 PEARSALL, Robert Lucas: (XXIX.) Account of the monumental brass of Bishop Hallum in the Cathedral church of Constance, Taf., in: Archaeologia, Or, Miscellaneous Tracts Relating to Antiquity, Society of Antiquaries of London, 30 (1844) S. 430–437. Die Abbildung ist nach S. 432 als Taf. XIX eingebunden.
- 17 A Series of Monumental Brasses from the 13th to the 16th Century. Drawn & engraved by J. G. & L. A. B. Waller, 1864. Nachdruck London 1975, Goodall, John A. (Hg.). Die beigegebene Subskribentenliste führt H. T. Ellacombe auf. – Zur Biographie der Brüder Waller: HUTCHINSON, Robert (Hg.): Drawings of Monumental Brasses and Incised Slabs by the Waller Brothers 1837–44, London 2001, S. 1 f.
- 18 KITE, Edward: The Monumental Brasses of Wiltshire. A Series of Examples of these Memorials [...] London, Oxford 1860, S. 97–99 und Taf. XXXII. Die Beschreibung folgt Pearsall und Ellacombe.
- 19 ELLACOMBE, Henry Thomas: The History of the Parish of Bitton in the County of Gloucester; Exeter 1881, S. 51, mit dem erklärenden Text aus Archaeologia 30 (1844) (wie Anm. 16).
- 20 Z. B. PETTIGREW, Thomas Joseph: Chronicles of the Tombs. A Select Collection of Epitaphs, London 1857, S. 239. – Revue de l'art chrétien. Recueil mensuel d'archéologie religieuse, Bd. 2 (1858) S. 524–526, Bulletin bibliographique: Auszüge aus Archaeologia 30 auf Französisch durch Abbé Barbier de Montault, S. 524 f. die Beschreibung der Grabplatte (mit dem Zusatz, dass die Evangelistensymbole nicht der hierarchischen Reihenfolge gemäß angeordnet seien).
- 21 Proceedings of the Society of Antiquaries of London, vol. 1, from April 1843 to April 1849, London, 1849, Thursday, January 29, 1846, S. 116. – Zu Edward Hailstone: MORELL, Jack, in: Oxford Dictionary of National Biography, Bd. 24, Oxford 2004, S. 476, s. v. Hailstone, Samuel.
- 22 Proceedings of the Society of Antiquaries of London, 2nd ser., vol. 5, from November 17, 1870 to April 3, 1873, London, December 12, 1872, S. 375 f.
- 23 PARKER, John Henry: A Glossary of Terms Used in Grecian, Roman, Italian, and Gothic Architecture, Bd. I: Text, London 1850, S. 86 (als definitiv englisches Werk). – WAY, Albert: Notices of Foreign Sepulchral Brasses. Especially of a Remarkable Example at Ghent, in: The Archaeological Journal 7 (1850) S. 283–291, hier S. 284 f. (vielleicht aus derselben Werkstatt wie das Bildnis des Erzbischof Cranley in Oxford). – Für die jüngere Literatur: CAMERON, Hugh Keith: A List of Monumental Brasses on the Continent of Europe, London 1970, S. 48 (Gestaltung und Herstellung in England stilistisch gesichert). NORRIS, Monumental Brasses: The Craft (wie Anm. 5), S. 50.
- 24 Proceedings of the Society of Antiquaries of Newcastle-upon-Tyne, 3rd ser., vol. 7 (1915/16) S. 173 f.
- 25 QUIRK, Bishop Robert Hallum (wie Anm. 1) Abb. nach S. 8.
- 26 EISELEIN, Josua: Geschichte und Beschreibung der Stadt Konstanz und ihrer nächsten Umgebung, Konstanz 1851, S. 190. DERS.: Führer durch den Dom oder die Münsterkirche in Constanx, Konstanz 1853, S. 14. – Zu Joseph (Josua) Eiselein: DRÜLL, Dagmar: Heidelberger Gelehrtenlexikon 1803–1932, Berlin u. a. 1986, S. 57 s. v.
- 27 HUNT, Robert Lucas Pearsall (wie Anm. 12).
- 28 ANON.: Constanx, in: Organ für christliche Kunst 6 (1856) S. 8–10, S. 18–21, hier S. 18 f. – OTTE, Heinrich: Messinggrabplatten, in: Zeitschrift für christliche Archaeologie und Kunst 1 (1856) S. 34–35. –



OTTE, Heinrich/WERNICKE, Ernst: Handbuch der kirchlichen Kunst-Archaeologie des deutschen Mittelalters, zweite Abtheilung, Leipzig 41868, S. 721. – Für den eigenartigen, von allen anderen süddeutschen Messinggrabplatten abweichenden Charakter: LÜER, Hermann/CREUTZ, Max: Geschichte der Metallkunst, Bd. 1: Kunstgeschichte der unedlen Metalle: Schmiedeseisen, Gusseisen, Bronze, Zinn, Blei und Zink, Stuttgart 1904, S. 358 f.

29 KRAUS, Franz Xaver: Die Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz. Beschreibende Statistik (Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden) Freiburg i. Br. 1887, S. 162 f. – Zu Franz Xaver Kraus: SCHIEL, Hubert, in: Neue deutsche Biographie, Bd. 12, Berlin 1980, S. 684 f., s. v.

30 GRÖBER, Conrad: Das Konstanzer Münster. Seine Geschichte und Beschreibung, Konstanz 31948, S. 159 f. (drei Auflagen zwischen 1914 und 1948). – Zu Conrad Gröber: OTT, Hugo, in: Ottnad, Bernd (Hg.): Badische Biographien, N. F. 1, Stuttgart 1982, S. 144–148, s. v.

31 BERTLE, Anton, in: Schrr VG Bodensee 43 (1914) S. 42–44. – MEZGER, Victor: Pfarrer Anton Bertle von Sigmarszell, in: Schrr VG Bodensee 57 (1929) S. 14 f.

32 REINERS, Heribert: Das Münster Unserer Lieben Frau zu Konstanz, Konstanz 1955, S. 448 f. – KNÖPFELI, Albert: Kunstgeschichte des Bodenseeraumes, Bd. 2. Vom späten 14. bis zum frühen 17. Jahrhundert. Überblick, Baukunst (Bodensee-Bibliothek 7) Sigmaringen u. a. 1969, S. 271 und S. 475, Anm. 503 f., bleibt hinter dem Stand von Reiners zurück.

33 STADIE, Ines: Das Grabdenkmal für Robert Halum im Chor, in: Laule, Ulrike (Hg.): Das Konstanzer Münster Unserer Lieben Frau. 1000 Jahre Kathedrale – 200 Jahre Pfarrkirche, Regensburg 2013, S. 87 f.

34 Beispiele bei: HAINES, Herbert: A Manual for the Study on Monumental Brasses, with a descriptive catalogue of four hundred and fifty »rubblings« in the possession of the Oxford Architectural Society, Oxford 1848, S. lxii; DERS.: A Manual of Monumental Brasses, comprising an introduction to the study of these memorials and a list of those remaining in the British isles, Oxford, London 1861, Nachdruck Busby, Richard J. (Hg.) Bath 1970, S. xcii–xcvii (zitiert die Grabschrift Robert Hallums).

35 HAINES, Manual (wie Anm. 34) S. 245 (Grabschrift des Ritters Thomas Frowick von 1448 in South Mimms, Middlesex): *Qui iacet hic stratus Thomas Ffrowyk vocitatus.*

36 EISELEIN 1851 (wie Anm. 26) S. 190: *Saxo.* – KRAUS, Die Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz (1887, wie Anm. 29) S. 162: *Sar(isburiensis).* BERTLE (wie Anm. 31) S. 44: *sacro.* GRÖBER, Das Konstanzer Münster (wie Anm. 30) S. 160: *Salisburiensis.*

37 PUGH, Ralph B.: The Word »Sarum«, in: Crittall, Elizabeth (Hg.): A History of Wiltshire, Bd. 6 (The Victoria History of the Counties of England 35/6) Oxford 1962, S. 93 f.

38 Dem Adjektiv *nobilis* sieht man nicht an, ob es im Nominativ auf *ambaciator* oder im Genetiv auf *regis* zu beziehen sei. Die Nobilität des Königs wäre zwar nicht erwähnenswert, doch könnte eine Anspielung auf Koh 10, 17 vorliegen: *Beata terra, cuius rex nobilis est.*

39 DOBSON, Richard B.: Durham Priory 1400–1450 (Cambridge Studies in Medieval Life and Thought, ser. 3, 6) Cambridge 1973, S. 26 f.

40 Beispiele bei: HAINES, Manual (wie Anm. 34) S. xciii.

41 Das Adjektiv »*amoenus*« wird in der Regel Orten und nicht Personen zugesprochen; alternativ mag man es daher substantiviert übersetzen: »Mit Christus lebe er an einem angenehmen Ort«. Allerdings kommt »*amoenus*« als Attribut Christi gelegentlich vor, Beispiele bei: WEISS, Bardo: Jesus Christus bei den frühen deutschen Mystikerinnen 1: Die Namen, Paderborn u. a. 2009, S. 369–372.

42 NORRIS, Malcolm: Monumental Brasses: The Craft (wie Anm. 5) Abb. 56: Domherr John Sleaford, Balsham (1401). WALLER, A Series of Monumental Brasses (wie Anm. 17) Taf. 33: Erzbischof Thomas Cranley von Dublin, Oxford (1417).

43 NORRIS, Malcolm: Monumental Brasses: The Memorials I (wie Anm. 7) S. 98: Thomas Frowick (*ffrowyk ... ffecerat*) in South Mimms, Middlesex (1448).

44 OESER, Wolfgang: Beobachtungen zur Strukturierung und Variantenbildung der Textura. Ein Beitrag zur Paläographie des Hoch- und Spätmittelalters, in: Archiv für Diplomatik 40 (1994) S. 359–439, hier S. 372, Anm. 39, weist die Umschrift des Hosenbandordens einer in England beliebten Variante der Texturschrift zu, bei der das doppelstöckige Minuskel-*a* einen senkrechten, ungeteilten und ungekerbten vorderen Schaft hat. Dabei stützt er sich auf den Stahlstich der Brüder Waller, der hier ungenau ist; tatsächlich hat die Umschrift des Hosenbandordens das gleiche Minuskel-*a* wie die übrigen Inschriften, mit zurückspringendem Oberteil. – PEARSALL,

- Account of the monumental brass of Bishop Hallum (wie Anm. 16) S. 437, meinte noch, die äußere Inschrift einer deutschen, die Wappenumschriften einer englischen Hand zuschreiben zu können.
- 45 HAINES, Manual (wie Anm. 34) S. clxxix.
- 46 Zu Dacher: WOLFF, Sandra (Hg.): Die »Konstanzer Chronik« Gebhart Dachers (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen 40) Ostfildern 2008, S. 52–77.
- 47 BUCK, Thomas Martin (Hg.): Chronik des Konstanzer Konzils 1414–1418 von Ulrich Richental (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen 41) Ostfildern 2010, S. XXVI.
- 48 Ebd. S. XXXIII–XXXV.
- 49 KRAMML, Peter F.: Kaiser Friedrich III. und die Reichsstadt Konstanz (1440–1493). Die Bodenseemetropole am Ausgang des Mittelalters (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen 29) Sigmaringen 1985, S. 169–174, S. 35.
- 50 Z. B. im Vorfeld der Errichtung des Hussensteins 1863: ZANG, Gert: Konstanz in der Großherzoglichen Zeit. Restauration, Revolution, Liberale Ära (Geschichte der Stadt Konstanz 4.1) Konstanz 1994, S. 276–278. – Für das populäre, von konfessioneller Polemik bestimmte alt-katholische Bild vom Konzil: LAIBLE, Joseph: Geschichte der Stadt Konstanz und ihrer nächsten Umgebung, Konstanz 1896, bes. S. 45–47.
- 51 KOŘÁLKA, Jiří: Konstanz als Reiseziel tschechischer Husverehrer um die Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Schrr VG Bodensee 105 (1987) S. 93–130, hier S. 102.
- 52 Zum Ring über dem Handschuh: CHERRY, John: The Medieval Episcopal Ring, in: Backhouse, Janet (Hg.): The Medieval English Cathedral. Papers in Honour of Pamela Tudor-Craig. Proceedings of the 1998 Harlaxton Symposium (Harlaxton Medieval Studies 10) Donington 2003, S. 208–218, hier S. 213 f.
- 53 Dazu grundsätzlich: DRUITT, Herbert: A Manual of Costume as Illustrated by Monumental Brasses, London 1906, Nachdruck Baltimore 1970, S. 63–82. Die Elemente der liturgischen Bekleidung bei: HAINES, Manual (wie Anm. 34) S. lxxii–lxxii.
- 54 So jedenfalls EISELEIN, Geschichte und Beschreibung der Stadt Konstanz (wie Anm. 26) S. 190.
- 55 GRÖBER, Das Konstanzer Münster (wie Anm. 30) S. 160.
- 56 WALLER, A Series of Monumental Brasses (wie Anm. 17) Taf. 33.
- 57 Unten Anm. 79.
- 58 HUTCHINSON, Drawings of Monumental Brasses (wie Anm. 17) Nr. 28, S. 69.
- 59 NORRIS, Monumental Brasses: The Craft (wie Anm. 5) S. 40 und Abb. 13 f.
- 60 BROOKE-LITTLE, John P.: Boutell's Heraldry, London, New York 21978, S. 208 f. m. Abb. 370. – Zum königlichen Wappen als Datierungskriterium der Grabplatte Robert Hallums: WORDSWORTH, John: On the Seals of the Bishops of Salisbury, in: The Wiltshire Archaeological and Natural History Magazine 24 (1889) S. 220–243, hier S. 235 f. – Für nähere Auskünfte danke ich Herrn Robert Noel, Lancaster Herald, The College of Arms, London.
- 61 Zur Geschichte dieses Ordens: BOULTON, D'Arcy Jonathan Dacre: The Knights of the Crown. The Monarchical Orders of Knighthood in Later Medieval Europe 1325–1520, Woodbridge 2000, S. 96–166.
- 62 Ebd. S. 482 und Abb. 17.1 (nach dem Stahlstich der Brüder Waller).
- 63 Gelegentlich wird vermutet, der *garter* habe dem Bischof von Salisbury als Kanzler des Hosenbandordens zugestanden; so zuerst bei: TYLER, Henry of Monmouth (wie Anm. 11) S. 49, Anm. m. Dieses Amt wurde jedoch erst 1474 geschaffen: BOULTON, The Knights of the Crown (wie Anm. 61) S. 149.
- 64 HAINES, Manual (wie Anm. 34) S. cxv und Anm. r. NORRIS, Monumental Brasses: The Craft (wie Anm. 5) Abb. 56: an den Rändern des ersten und vierten Feldes angeschnittene Lilien, wie auf dem älteren Wappen Heinrichs IV. vor 1406 üblich.
- 65 NORRIS, Monumental Brasses: The Craft (wie Anm. 5) S. 55 und Abb. 178. BOULTON, The Knights of the Crown (wie Anm. 61) S. 154, Abb. 4.3 a. – HOPE, William H. St. John: Heraldry for Craftsmen and Designers, London 1913, Nachdruck Dover 1999, fig. 154 f., p. 264 f.
- 66 WORDSWORTH, On the Seals of the Bishops of Salisbury (wie Anm. 60) S. 233–235. BROOKE-LITTLE, Boutell's Heraldry (wie Anm. 60) S. 61. CLEMMENSEN, Steen: Arms and people in Ulrich Richental's Chronik des Konzils zu Konstanz 1414–1418. Introduction and edition, Farum 2011, Nr. 348 zu fol. 128v ([www.armorial.dk/german/Richental.pdf](http://www.armorial.dk/german/Richental.pdf), abgerufen am 1. April 2016).
- 67 PEARSELL, Account of the monumental brass of Bishop Hallum (wie Anm. 16) S. 432. Es besteht freilich die Möglichkeit, Pearsall habe nicht die Platte im Original, sondern an Hand einer an dieser Stelle verunglückten Zeichnung beschrieben, die er dann den Brüdern Waller für ihren Stahlstich habe zukommen

lassen. Nun kannte Pearsall die Grabplatte aus eigener Anschauung und er besaß ein ausgesprochenes genealogisches Interesse; es ist also unwahrscheinlich, dass ihm ein Familienwappen an dieser Stelle entgangen wäre.

68 FRESHFIELD (wie Anm. 8) S. 376.

69 KRAUS, Die Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz (wie Anm. 29) S. 163.

70 Die umfassende Erneuerung und Ausgestaltung des Kircheninneren erfolgte unter Münsterpfarrer Gustav Brugier (1874–1903); dazu programmatisch: BOCK, Dr.: Der Dom zu Konstanz und seine beabsichtigte innere Wiederherstellung, in: Brugier, Gustav (Hg.): Das 900jährige Jubiläum des heiligen Konrad, gefeiert zu Konstanz vom 25. November bis 3. Dezember 1876, Freiburg i. Br. 1877, S. 198–209. – REINERS-ERNST, Elisabeth: Regesten zur Bau- und Kunstgeschichte des Münsters zu Konstanz (Schr VG Bodensee, Sonderheft) Lindau, Konstanz 1956, bes. S. 159–168.

71 REINERS, Das Münster Unserer Lieben Frau zu Konstanz (wie Anm. 32) S. 480 f.

72 KRAUS, Die Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz (wie Anm. 29) S. 162, allerdings nicht am Wapen, sondern an der Inschrift.

73 ROBINSON, Paul: A Medieval Heraldic Roundel from Potterne, in: The Wiltshire Archaeological and Natural History Magazine 89 (1996) S. 136–138; Abbildungen einer Buntmetallmarke und einer Bodenfliese auf S. 137.

74 KLÖCKLER, Jürgen (Hg.): Ulrich Richental, Chronik des Konzils zu Konstanz 1414–1418. Faksimile der Konstanzer Handschrift, Darmstadt 2013, fol. 115v.

75 ROGERS, Nicolas: The Origins of English Diocesan Coats-of-Arms, in: Backhouse, Janet (Hg.): The Medieval English Cathedral. Papers in Honour of Pamela Tudor-Craig. Proceedings of the 1998 Harlaxton Symposium (Harlaxton Medieval Studies 10) Donington 2003, S. 191–207, hier Fig. 1, S. 197.

76 NORRIS, Monumental Brasses: The Craft (wie Anm. 5) S. 75 f. und Abb. 56; ebd. Abb 58 ein flämisches Vergleichsbeispiel. – WALLER, A Series of Monumental Brasses (wie Anm. 17) Taf. 25: Sir Thomas Walsh and Lady, a. d. 1393, in Wanlip, Leicestershire.

77 NORRIS, Monumental Brasses: The Memorials I (wie Anm. 7) S. 84, 94.

78 Eine Liste der Grabplatten englischer Erzbischöfe und Bischöfe bei: DRUITT, A Manual of Costume (wie

Anm. 53) S. 79–81, allerdings ohne Berücksichtigung von Robert Hallum.

79 HUTCHINSON, Drawings of Monumental Brasses (wie Anm. 17) Nr. 28, S. 69; ebd. S. 17 die Zuweisung zu London B series durch Nigel Saul.

80 WALLER, A Series of Monumental Brasses (wie Anm. 17) Taf. 33.

81 NORRIS, Monumental Brasses: The Portfolio Plates (wie Anm. 6) Nr. 62 und S. 9: Pfarrer Nicolas de Luda, † 1383, in Cottingham (London B series, rahmende Architektur, bes. der obere Abschluss mit Vierblättern und Zinnen, und umlaufendes Inschriftenband). – NORRIS, Monumental Brasses: The Craft (wie Anm. 5) Abb. 56: Domherr John Sleford, † 1401, in Balsham (London B series, Evangelistensymbole, Königswappen, Wimperg, Seraphim). – DERS., Monumental Brasses: The Memorials I (wie Anm. 7) S. 84: Pfarrer John Vynter, † 1404, in Clothall (bemerkenswerte Übereinstimmung mit der Gewandung Robert Hallums: Verzierungen nur auf Amikt, Manipel, Albe [eingestickte Raute]; dezenter Saum der Kasel; sowie in der Inschrift: ffebr' mit verdoppeltem f).

82 NORRIS, Monumental Brasses: The Portfolio Plates (wie Anm. 6) Nr. 88 und S. 9: Walter Pescod, † 1388, in Boston (rahmende Architektur, Pilaster mit Nischen). HUTCHINSON, Drawings of Monumental Brasses (wie Anm. 17) Nr. 47, S. 88: Nicholas Carew und Frau, 1432, Beddington (oberer Abschluss mit Rosetten, Vierblättern, Zinnen); ebd. S. 24 die Zuweisung zu B series durch Nigel Saul. – NORRIS, Monumental Brasses: The Portfolio Plates (wie Anm. 6) Nr. 152 und S. 11: Richard Delamare, † 1435, und Frau, in Hereford (London D series, rahmende Architektur).

83 KENT, John P. C.: Monumental Brasses – A new classification of military effigies c. 1360–c. 1485. In: The Journal of the British Archaeological Association 3. F. 12 (1949), S. 70–97, hier S. 93; u. a. folgende Beispiele: Nicholas Carew und Frau, 1432, Beddington (vgl. vorstehende Anm.); John Martyn und Frau, 1436, Graveney (HUTCHINSON, Drawings of Monumental Brasses [wie Anm. 17] Nr. 49, S. 90); William Fynderne und Frau, 1444, Childrey (WALLER, A Series of Monumental Brasses [wie Anm. 17] Taf. 39).

84 SAUL, Nigel E.: Restored to View: The Brass of John Waltham, Bishop of Salisbury, Westminster Abbey, in: Monumental Brass Society Bulletin 74 (1997) S. 283 f.

- 85 KNÖPFLI, Kunstgeschichte des Bodenseeraumes, Bd. 2 (wie Anm. 32) S. 271 und Abb. 292. ZETTLER, Alfons: Die frühen Klosterbauten der Reichenau (Archäologie und Geschichte, Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 3) Sigmaringen 1988, Nr. 13.
- 86 Abgebildet in: KREUTZER, Thomas: Verblichener Glanz. Adel und Reform in der Abtei Reichenau im Spätmittelalter (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B/Forschungen 168) Stuttgart 2008, S. 254, Abb. 11: Diethelm von Castell († 1342); S. 285, Abb. 14: Heinrich von Stöffeln († 1383); S. 289, Abb. 15: Mangold von Brandis († 1385); S. 303, Abb. 17: Friedrich von Zollern († 1427).
- 87 FRAUENFELDER, Reinhard: Die Kunstdenkmäler des Kantons Schaffhausen, Bd. 2: Der Bezirk Stein am Rhein (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 39) Basel 1958, S. 179 f., Abb. 236. Abriebzeichnung in: NORRIS, Monumental Brasses: The Portfolio Plates (wie Anm. 6) Nr. 307.
- 88 FIETZ, Hermann: Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich, Bd. 1: Die Bezirke Affoltern und Andelfingen (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 7) Basel 1938, S. 280 u. Abb. 235, S. 281.
- 89 Ebd. S. 280; Abriebzeichnung in: NORRIS, Monumental Brasses: The Portfolio Plates (wie Anm. 6) Nr. 422.
- 90 TRIER, Dankmar, in: Saur Allgemeines Künstler-Lexikon, Bd. 3, München, Leipzig 1993, S. 246, s. v. Ammann (Amman), Johann Heinrich.



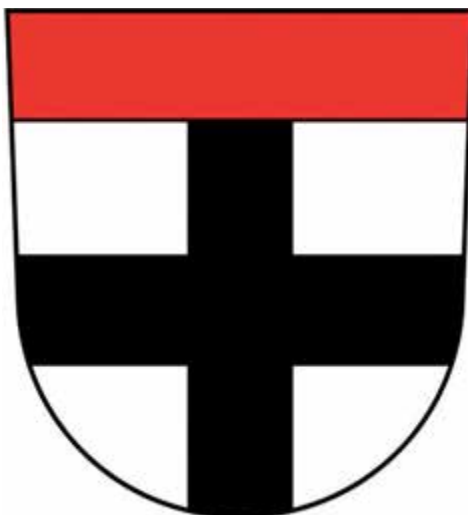


Christof Rolker

# DAS KONSTANZER STADTWAPPEN SEIT 1417

Von der allmählichen Verfertigung der Wappen  
beim Malen

Die Erinnerung an das Konstanzer Konzil hat sich, von der Konzilszeit bis zum derzeitigen Jubiläum, in vielfältigen Formen in vielen Medien niedergeschlagen. »Chroniken, Briefe, Lieder und Sprüche« erinnerten an das große Ereignis und sind in der Forschung seit langem gut untersucht.<sup>1</sup> Weit weniger erforscht sind Wappen, auch wenn die Wappensammlung der Richental-Chronik allmählich mehr Beachtung findet.<sup>2</sup> Sie steht keineswegs allein, in Ravensburg z. B. erinnerte das Wappenprogramm des sogenannten Mohrenfreskos an das Konzil.<sup>3</sup> Auch einzelne Konzilsteilnehmer nahmen vom Konzil heraldische Erinnerungen mit, konkret in Form von Wappenbriefen, die ihnen neu verliehene oder »gebesserte« Wappen bestätigten.<sup>4</sup> König Sigismund selbst, der diese Wappenbriefe ausstellte, entwarf in Konstanz das Wappenprogramm für sein kaiserliches Majestätssiegel, das er erst viele Jahre später nutzen sollte.<sup>5</sup>



**Abb. 1:** Das Wappen der Stadt Konstanz:  
Ein schwarzes Kreuz auf weißem (silbernen) Grund  
unter einem rotem Schildhaupt.

Und die Stadt Konstanz selbst? Erhielt nicht auch sie ihr gebessertes Wappen (Abbildung 1) auf dem Konzil? Das wird oft vermutet, und so kann man es seit langem in der lokalhistorischen Literatur lesen:<sup>6</sup> Dank eines auf dem Konzil ausgestellten Privilegs habe die Stadt Konstanz seit 1417 das neue Wappen mit dem roten Schildhaupt geführt. Im Privileg selbst ist allerdings vom Banner, nicht vom Wappen die Rede, wenn Sigismund bestimmt,<sup>7</sup> *das Sy uff ir und der Stat Costentz Banyr Eynen roten swnatz setzen machen und das also zu velde und wo Sy wollen furen mogen on hinderbuß, ansprüche und irung aller lut.*

Damit folgte Sigismund der siebten von insgesamt acht Bitten, die der Konstanzer Rat formuliert hatte.<sup>8</sup> Für die Zeitgenossen war klar, dass Wappen und Banner nicht das gleiche waren, denn so wie Konstanz nur eine Besserung des Banners erhielt, erbaten und erhielten andere Städte Besserungen nur ihres Wappens, während wieder andere beides bessern ließen.<sup>9</sup> Dass Städte ihre Wappen in Anlehnung an ihr Banner gestalteten, ist nicht ungewöhnlich und wird zum Beispiel auch für Baden im Aargau vermutet, dessen Wappen dem (heutigen) Konstanzer Wappen sehr ähnlich ist: ein schwarzer Pfahl auf weißem Grund unter einem roten Schildhaupt.<sup>10</sup> Dennoch musste ein Schwenkel (in den Quellen auch *schwanz* oder *zagel* genannt) auf einem Banner auch



Abb. 2: Wappen und Banner (mit rotem Schwenkel) der Stadt Zürich auf einem Glasfenster im Kloster Muri (1557).

nichts mit einem roten Schildhaupt des Wappens zu tun haben. Zwei in Konstanz sicher gut bekannte Beispiele hierfür waren die Stadt Zürich und der Bischof von Konstanz: Auch wenn beide einen roten Schwenkel über ihrem Banner führten, zeigte weder das von blau und weiß quer geteilte Zürcher Wappen (Abbildung 2) noch das bischöfliche Wappen – ein schwarzes Kreuz auf weißem Grund – einen roten Schildhaupt.<sup>11</sup>

Wenn aber das eben zitierte Privileg Sigismunds selbst keine Wappenbesserung war, worauf stützt sich dann die Vorstellung, der rote Balken sei 1417 in das Konstanzer Stadtwappen eingefügt worden? Es ist durchaus plausibel, dass der Konstanzer Rat, auch wenn er »nur« eine Besserung des Banners erbeten und erhalten hatte, dies später auch als Wappenbesserung interpretierte; in diesem Sinne entstand das Schildhaupt aus dem Zegel des Banners.<sup>12</sup> Die Frage ist allerdings, wann dies geschah, wann also der Rat das Wappen in seiner neuen, bis heute stabilen Form nutzte.

Traditionell wird angenommen, dass dies unmittelbar nach dem Erhalt des Privilegs noch im Jahr 1417 geschah. Dafür werden meist zwei Gründe angeführt. Der erste ist ein symbolischer: Die rote Farbe des Schwenkels wurde mit dem Blutbann in Verbindung gebracht,<sup>13</sup> den der Rat Anfang des 15. Jahrhunderts zunehmend selbständig ausübte: Unter anderem hatte Sigismund 1413 der Stadt das Recht bestätigt, dem Vogt den Blutbann zu verleihen; 1416 ist erstmals nachweisbar, dass der Große Rat der Stadt ein Todesurteil aussprach, und seit 1417 verwalteten Bürgermeister und Rat zudem den Blutbann in Frau-

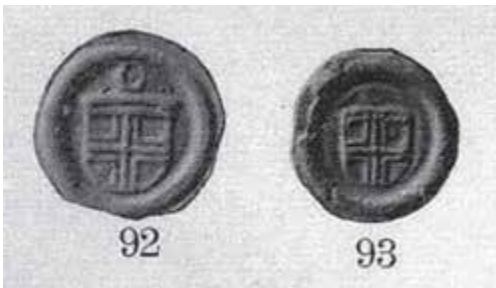


**Abb. 3:** Nau Nr. 12. Abbildung mit freundlicher Genehmigung des Rutishauser Kunst- und Kulturfonds der gemeinnützigen Stiftung ACCENTUS. Siehe künftig REINHART (wie Anm. 16).

enfeld infolge der Verpfändung des Thurgauer Landgerichts, und mit der Ausdehnung des Vogteigerichts auf Petershausen erhielt Konstanz auch den dortigen Blutbann verliehen.<sup>14</sup> Die Verbindung zwischen Blutbann und rotem Schwenkel ist allerdings keineswegs zwingend; das schon erwähnte Zürich, dessen Banner einen solchen Schwenkel zeigte, übte jedenfalls keinen Blutbann aus. Die rote Farbe kann grundsätzlich auch mit dem »königlichen« Purpur in Verbindung gebracht werden, mit dem Status als Reichsstadt<sup>15</sup> sowie, im Fall von Konstanz, auch mit dem Wunsch, mit dem bischöflichen Stadtherren hinsichtlich des Banners gleichziehen zu wollen.

Aber selbst wenn der rote Schwenkel symbolisch mit dem Blutbann zusammenhinge, wäre damit noch nicht geklärt, wann nicht nur das Banner, sondern auch das Wappen gebessert wurde. Das gesteigerte Interesse des Rats an der Blutsgerichtsbarkeit um 1417 könnte ein Motiv gewesen sein, das Banner zu bessern, und falls dies der Fall war, könnte dies auch auf das Wappenbild zutreffen; aber selbst wenn diese Motivation zuträfe, könnte man daraus noch keine sichere Datierung ableiten. Für eine solche verweist die Literatur als zweites Argument schlicht auf die Praxis der Wappenführung: Die Stadt habe noch 1417 begonnen, das neue Wappen zu nutzen. Für diese Annahme wiederum werden fast immer Konstanzer Münzen angeführt, die daher im Folgenden vor allen anderen Quellen, die die Veränderung des Stadtwappens ab 1417 dokumentieren, untersucht werden sollen.

## MÜNZEN



**Abb. 4:** Cahn Nr. 92 und 93. Quelle: CAHN (wie Anm. 6), Tafel V.

Als wichtigster Beleg für eine frühe und als *einziger* Beleg für eine bereits 1417 einsetzende Nutzung des neuen Stadtwappens werden in der Literatur entsprechende Münzen aufgeführt, die die Stadt Konstanz schlagen ließ.<sup>16</sup> Genauer handelt sich dabei um Kleinmünzen wie jenen Pfennig

(Nau Nr. 12; Abbildung 3), zu dem Helmut Maurer 1989 schrieb:<sup>17</sup>

Vom Stadtbanner gelangte der rote »Zagel« auch in das Stadtwappen. Hohlpfennige, die die Stadt noch im gleichen Jahr 1417 prägen ließ, zeigen das Stadtwappen, auf dem man deutlich den Querbalken am oberen Schildrand und darüber ein C, den Anfangsbuchstaben des Namens Costantz, erkennen kann.

Eindeutig zeigen diese Pfennige das neue Wappen. Hinsichtlich der Datierung folgt Maurer hier der von Elisabeth Nau, die ihrerseits Julius Cahns Datierung ähnlicher Pfennige übernahm (Cahn Nr. 92 und 93; Abbildung 4).<sup>18</sup> Später hat Harald Derschka mehrere Varianten dieses Pfennigs erfasst, wobei er darauf hinwies, dass es sich teilweise auch um Heller handelt könnte (Derschka Nr. 89–96).<sup>19</sup> Alle erwähnten Kleinmünzen wurden von Cahn, Nau und Derschka auf die Jahre 1417 bis 1422 datiert.

Wenn die traditionelle Datierung dieser Münzen stimmte, wäre dies in der Tat ein starkes Argument dafür, dass 1417 mindestens nach Verständnis des Konstanzer Rates nicht nur das Banner, sondern eben auch das Wappen gebessert worden war. Aber worauf basiert die Datierung auf 1417 oder kurz danach, von der immer wieder zu lesen ist?<sup>20</sup> Letztlich folgt die Literatur bis heute der von Cahn vorgeschlagenen Datierung eines weiteren Pfennigs mit dem neuen Wappen (Cahn Nr. 89; Abbildung 5). Cahn zufolge ließ die Stadt den Pfennig unmittelbar nach Abschluss der Konstanzer Münzvereinigung vom 7. Oktober 1417 schlagen:<sup>21</sup>

Die Stadt hatte gerade damals von dem in ihren Mauern weilenden König Sigismund eine Vermehrung ihres Wappens erhalten. [...] Es lag nahe, die frisch erworbene Zier auf den neuen Münzen der Mitwelt vorzuführen. So zeigen denn die Hohlpfennige, welche Konstanz 1417 prägen ließ, das neue Stadtwappen, auf dem man deutlich den erhabenen Querbalken am oberen Schildesrand erkennt, darüber ein C, den Anfangsbuchstaben des Namens »Costentz«, das Ganze von einem geperlten Rande umgeben. (Abb. Tafel V, Nr. 89.) Das Gewicht dieser Pfennige entspricht den Bestimmungen des Vertrages von 1417.

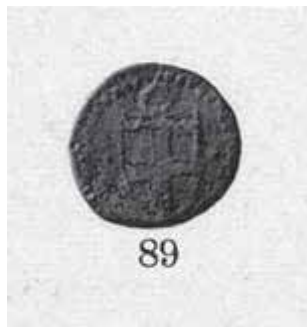


Abb. 5: Cahn Nr. 89. Quelle: CAHN (wie Anm. 6), Tafel V.



Abb. 6: Nau Nr. 93. Abbildung mit freundlicher Genehmigung des Rutishauser Kunst- und Kulturfonds der gemeinnützigen Stiftung ACCENTUS. Siehe künftig REINHART (wie Anm. 16).



Für seine Datierung stützt sich Cahn also darauf, dass Sigismund 1417 das Stadtwappen gebessert habe – genau die Annahme, die in der jüngeren Literatur durch Cahns Frühdatierung des Pfennigs gestützt wird! Die Gefahr eines Zirkelschlusses ist offensichtlich, zumal Cahn sonst keine zwingenden Argumente für eine Datierung auf 1417 anführte. Weder der Perlrand noch das »C« stellen eine Verbindung mit dem Münzvertrag von 1417 her, da dieser gar keine näheren Angaben über das Münzbild enthielt. Das Münzgewicht hingegen kann zwar grundsätzlich zur Datierung herangezogen werden, wie Cahn dies getan hat, aber dass das Gewicht der Pfennige mit dem Münzvertrag von 1417 übereinstimmen, reicht für eine genaue Datierung nicht aus, insbesondere nicht für eine Datierung vor 1423. In diesem Jahr wurde der Riedlinger Vertrag geschlossen, der im Vergleich zum Vertrag von 1417 leicht veränderte Gewichte festlegte. Das Gewicht der Pfennige wurde aber nur um rund ein zwanzigstel Gramm verändert (von 0,342 g auf 0,397 g).<sup>22</sup> Dieser Unterschied ist zu gering, als dass einzelne Konstanzer Pfennige nur aufgrund des Gewichts auf vor oder nach 1423 datiert werden könnten. Das ist umso wichtiger, als der Riedlinger Vertrag (anders als die Konstanzer Münzvereinigung) ausgesprochen erfolgreich war: Die Stadt Konstanz hielt sich auch nach Auslaufen des Vertrages 1433 an seine Bestimmungen; bis 1474 änderte sie Gewicht und Feingehalt ihrer Münzen gar nicht, erst 1485 änderte sie den Guldenkurs und sogar erst 1499 (als die Stadt erstmals auch ein Münzprivileg erwarb) passte sie die Großmünzenprägung diesen Kursänderungen an.<sup>23</sup> Die von Cahn angeführten Argumente erlauben also nur eine Datierung auf sicher nach 1417, ergeben aber keinen sicheren *terminus ante quem*.

Andere Argumente, die Cahn nicht berücksichtigt hatte, legen vielmehr für alle Münzen mit dem neuen Wappen ein deutlich späteres Datum als 1417 nahe. Schon das von Cahn zitierte »C« für Konstanz als Münzort könnte auf eine Prägung eher nach 1423 hinweisen, da erstmals der Riedlinger Vertrag eine solche Markierung explizit vorsah.<sup>24</sup> Die Klausel bezog sich nur auf Schillinge; es ist wenig wahrscheinlich, dass diese Innovation bei Pfennigen früher als bei Schillingen eingeführt wurde. Das allein würde aber keine Neudatierung rechtfertigen. Am stärksten spricht vielmehr das Wappenbild selbst gegen eine Frühdatierung aller bisher erwähnten Kleinmünzen. Die zahlreichen anderen Konstanzer Münzen des 15. Jahrhunderts zeigen nämlich das Stadtwappen stets in seiner alten Form ohne Schildhaupt: Das gilt für die nach Nau zeitgleich (also ab 1417) ebenso wie die ab 1423 und bis ins 16. Jahrhundert geprägten Konstanzer Schillinge (Nau Nr. 11 bzw. 18–43), bei denen man das neue Wappen sogar noch eher erwarten könnte als bei Kleinmünzen dieser Zeit. Das alte Wappen zeigen auch die nach dem Riedlinger Vertrag in verschiedenen Prägeperioden ab 1423, ab 1437 und ab 1498 geschlagenen Heller und Pfennige (Nau Nr. 17, Derschka Nr. 97–120 und 124–136 bzw. Nau Nr. 13–16) sowie ein Pfennig, den Nau ins 16. Jahrhundert datiert (Nau Nr. 48).<sup>25</sup> Aber nicht nur Heller, Pfennige und Schillinge des gesamten 15. Jahrhunderts zeigten das alte Wappen, sondern auch die erst seit 1499 geprägten Dicken und Batzen (Nau, Nr. 50–82) und die ab 1507 bzw. ab 1531 geprägten Goldgulden (Nau Nr. 84–87).



Cahn bemerkte zumindest im Fall des Batzen, dass »merkwürdigerweise«, das Schildhaupt im Stadtwappen fehlte.<sup>26</sup> Das vermeintliche Fehlen wird aber erheblich weniger merkwürdig, wenn man feststellt, dass keine einzige sicher auf die Zeit vor 1535 datierbare Konstanzer Münze das neue Wappen zeigt. Die Jahre 1535/36 waren für die Konstanzer Münzgeschichte ein tiefer Einschnitt; Konstanz trat der neuen Münzkonvention von König Ferdinand bei, ließ eine neue Münze bauen und auch die Prägungen veränderte man deutlich mit neu gestalteten Münzbildern, Umschriften in der Volkssprache und der Angabe des Prägejahrs. Erst in dieser Zeit zeigen fast alle Münzen der Stadt Konstanz das neue Wappen, namentlich die Zwaygerli (ab 1535; Nau Nr. 90–94), Guldengroschen (1537, 1539 und 1540; Nau Nr. 95–96, 99 und 100) und Kreuzer (1538; Nau Nr. 97–98).

»Merkwürdig« ist also nicht, dass die Batzen von 1499 das alte Wappen zeigen, merkwürdig wäre vielmehr die Annahme, dass ausgerechnet Heller und Pfennige über hundert Jahre vor den anderen Münzen Innovationen wie das neue Wappen oder neue Schildformen aufwiesen. Denn wenn das Münzbild solcher Kleinmünzen von dem größerer Münzen abwich, dann normalerweise in die andere Richtung: Während zwischen 1535 und 1539 alle größeren Münzen das neue Wappen zeigen, findet sich auf den 1535 geschlagenen Vierern noch das alte Wappen (Nau Nr. 88). Noch »altmodischere« Kleinmünzen sind aus dem 15. Jahrhundert bekannt: Im Jahre 1474 gestattet die Stadt Konstanz dem Goldschmied Hans Stoß, neue Heller (Nau Nr. 47) mit dem alten Pfennigstempel von 1404 zu schlagen (namlich mit dem bischoffhaupt), so dass die Ende des 15. Jahrhunderts geschlagenen städtischen Münzen aussehen wie bischöfliche Brakteaten des 14. Jahrhunderts.<sup>27</sup>

Wenn man also annimmt, der Konstanzer Stadtrat habe noch im Jahr 1417 Pfennige mit dem neuen Wappen schlagen lassen, um »die frisch erworbene Zier auf den neuen Münzen der Mitwelt vorzuführen«,<sup>28</sup> dann wäre dies in mehrfacher Hinsicht ungewöhnlich. Zum einen sind es (nicht nur in Konstanz) meist die größeren Münzen, die zur Repräsentation genutzt werden und auf denen neue Münzbilder zuerst zu sehen sind, nicht die Kleinmünzen. Zum anderen und vor allem aber müsste man auch annehmen, dass diese Begeisterung für das neue Wappen rasch wieder erlosch und über ein Jahrhundert lang (von 1423 bis 1535) nicht wiederkehrte.

Erheblich plausibler scheint es, die Frühdatierung aufzugeben; keine Konstanzer Münze sollte auf die Jahre 1417 bis 1422 datiert werden, nur weil sie das neue Wappen zeigt. Sofern keine anderen Merkmale eine Datierung ermöglichen, sollte vielmehr davon ausgegangen werden, dass die Kleinmünzen das neue Wappen nicht zeigten, solange noch neue Großmünzen mit dem alten Wappen geschlagen wurden – also nicht vor 1499, wenn man nur die Silbermünzen betrachtet, oder nicht vor 1507, wenn man auch die Goldmünzen einbezieht. Nicht ganz so sicher, aber immer noch mit großer Wahrscheinlichkeit darf angenommen werden, dass Kleinmünzen mit dem neuen Wappen sogar erst nach 1535 entstanden.

Eine genauere Datierung ist schwierig und muss für die unterschiedlichen auf 1417 datierten Münzen unterschiedlich angegangen werden. Hilfreich könnte die Beachtung der bisher zur Datierung kaum genutzten Form des Wappenschildes sein. Gerade Schildformen sind auf Konstanzer Münzen im Mittelalter die Regel und bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts gut belegt. Geschwungene Schildränder hingegen scheinen im Bodenseeraum nicht vor ca. 1500 auf Münzen nachweisbar zu sein.<sup>29</sup> Wappenschilde, die einen stark nach innen gewölbten Rand und eine ebenfalls gewölbten oberen Rand aufweisen, sind erst ab dem zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts zu erwarten; unter den Konstanzer Münzen sind ein Zweier, den Cahn und Nau auf 1535 datieren (Cahn Nr. 110; Nau Nr. 92 und 93; Abbildung 6) und ein Kreuzer, den Nau auf 1538 datiert (Nau Nr. 98) die ansonsten ältesten Beispiele für Kleinmünzen, deren Münzbild solche Schildformen aufweist. Die Datierung von Nau Nr. 93 könnte eher noch später angesetzt werden, wenn man berücksichtigt, dass auch hier sowohl Exemplare mit einem geraden Wappenschild als auch solche mit einem stark geschwungenen (wie in Abbildung 6 zu sehen) erhalten sind. Beide Varianten haben verso die gleiche Umschrift (+SOLI DEO GRATIA), die eindeutig der Reformationszeit angehört und beide zeigen das neue Wappen, wie es auch auf Großmünzen seit 1535 zu sehen ist; beide Varianten können also kaum früher sein, als Nau es annahm. Recto aber zeigt die eine Variante den geraden Schild und die Umschrift +MON:CIVI:CONSTANCE, die andere den geschwungenen Schild und die Umschrift +MON:CIVI:CONSTAN (Abbildung 6). Die zweite Variante könnte ausweislich dieser Änderung des Münzbildes durchaus einer späteren Prägeperiode angehören. Schon eine Datierung von Kleinmünzen mit dem neuen Wappen auf die 1530er Jahre muss also als Frühdatierung gelten, erst recht, wenn der jeweilige Wappenschild so stark

geschwungen ist wie bei Nau Nr. 12 und 93 (Abbildungen 4 bzw. 6).

Zieht man also die Schildform zur Datierung heran, könnte die älteste Konstanzer Kleinmünze mit dem neuen Wappen in der Tat der von Cahn hervorgehobene Pfennig sein (Cahn Nr. 89; Abbildung 5), der einen Wappenschild mit geradem Rand zeigt. Auch ein Zweier mit Perlrand, den Nau gegen Cahn auf 1505 datiert (Cahn Nr. 89 = Nau Nr. 49) zeigt einen geraden Schild zwischen zwei Punkten, darüber ein »C« und ähnelt darin am ehesten dem Pfennig Nau Nr. 12, der allerdings einen stark geschwungenen Schild zeigt und einen



Abb. 7: Konstanzer Stadtwappen im Erstdruck der Richental-Chronik (Dr, fol. 111r, Detail).  
Quelle: <http://tudigit.ulb.tu-darmstadt.de/show/inc-iii-55/0021>.

Wulstrand hat. Etwas später als dieser Zweier sind wahrscheinlich jene Konstanzer Heller und Pfennige, die einen nur leicht geschwungenen Schild zeigen (Cahn Nr. 92; Derschka Nr. 94–96 und 104). Der Pfennig mit dem stark geschwungenen Schild schließlich, den Nau irrtümlich mit Cahns Nr. 92/93 identifiziert und auf 1417 datiert hat (Nau Nr. 12), ist vermutlich die jüngste unter den hier diskutierten Kleinmünzen; eine Datierung vor 1535 ist sehr unwahrscheinlich, eine auch deutlich spätere Datierung hingegen möglich.

Die Datierung der Konstanzer Kleinmünzen mit dem neuen Wappen auf 1417 bzw. vor 1423 kann also durch kein starkes Argument gestützt werden und führt schnell zu einer Reihe höchst unplausibler Annahmen. Eine Datierung in das 16. Jahrhundert, und zwar in keinem Fall vor 1535 und in einigen Fällen möglicherweise deutlich später, ist erheblich wahrscheinlicher als die von Cahn in die Welt gesetzte Frühdatierung. Damit ist auch die Datierung der Nutzung des neuen, gebesserten Stadtwappens auf das Jahr 1417 oder kurz danach in Frage gestellt. Um die Umdeutung des Privilegs von 1417 in eine Wappenbesserung zu datieren, muss man also andere Quellen heranziehen.

## SIEGEL

Die Siegelbilder von Rat und Stadt Konstanz zeigten lange kein Wappen, sondern Mauern, Tor und Türme – eine »Stadtabbreviatur«, wie sie für städtische Siegel durchaus typisch ist.<sup>30</sup> Erstmals 1376 wurde das Wappen in eines der vom Rat verwendeten Siegel integriert. Das Petschaft wurde auch nach 1417 weiter verwendet, was nicht weiter erklärungsbedürftig ist; wie auch andernorts wurden in Konstanz »überholte« Siegelstempel oft lange Zeit weiterbenutzt, namentlich auch das sogenannte Große Sekretsiegel der Stadt von 1296, das das gesamte Mittelalter hindurch in Gebrauch blieb. Interessanter als das Sekretsiegel ist in unserem Fall das Siegel des Thurgauer Landgerichts, denn nachdem die Stadt 1417 dieses aufgrund einer Verpfändung erwarb, ließ sie ein neues Petschaft für alle Urkunden, die sie in dieser Funktion ausstellte, anfertigen. Das Siegelbild zeigt das Stadtwappen – in seiner alten Form. Wenn man nicht gerade annimmt, die Stadt habe das Petschaft in der sehr kurzen Zeit zwischen Erwerb des Landgerichts und der Besserung des Banners entworfen,<sup>31</sup> dann spricht diese Verwendung des alten Wappens zum einen gegen eine frühe Umdeutung der Besserung des Banners in eine Wappenbesserung und zum anderen auch gegen eine allzu enge Verknüpfung von Blutbann und rotem Schildhaupt, denn das neue Siegel wurde ja insbesondere auch gebraucht, wenn die Stadt den neu erworbenen Blutbann in Frauenfeld ausübte.

Zu einer Darstellung des neuen Wappens in städtischen Siegeln kam es vielmehr erst einige Jahre später. Christoph Schulthais berichtet zum Jahr 1432, dass die Stadt zwei alte Siegelstöcke hinweg *gethon* und einen neuen anfertigen lassen ließ;<sup>32</sup> dieser ist zwar nicht erhalten, doch zahlreiche besiegelte Urkunden im Stadtarchiv bestätigen die-

sen Bericht und zeigen das neu geschnittene Bild: Eine Stadtmauer mit drei Türmen und einem offenen Tor, in dem ein Wappenschild (gehalten von einem Engel) steht. Das Wappen zeigt dabei eindeutig einen Querbalken.<sup>33</sup> Deutlich nach der Besserung des Banners 1417, aber doch deutlich früher als auf die Münzen zeigen also die Siegel der Stadt das neue Wappen.

## CHRONISTIK

Man sollte allerdings vorsichtig sein, aus diesem Befund auf einen allgemeinen Wechsel in der heraldischen Selbstdarstellung des Rates zu schließen. In anderen Quellen ist davon jedenfalls nichts zu bemerken, insbesondere auch nicht in den ratsnah produzierten städtischen Chroniken. In diesen spielt Sigismunds Privileg durchaus eine Rolle – unter anderem taucht es als Textinsert in mehreren Handschriften und allen Drucken der Richental-Chronik auf.<sup>34</sup> Es handelt sich um einen späten Zweig der Überlieferung, der eine Verbindung zwischen der Werkstatt Gebhard Dachers und den Drucken herstellt.<sup>35</sup> Allerdings wird das Privileg in diesen Handschriften und Drucken in keiner Weise mit dem städtischen Wappen in Verbindung gebracht. Auch in seiner eigenen



**Abb. 8:** Wappentafel am Rathaus. Bild: Xenophon. Quelle: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Konstanz\\_-\\_Altes\\_Rathaus\\_1\\_Wappen.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Konstanz_-_Altes_Rathaus_1_Wappen.jpg); Lizenz: CC BY-NC-SA 4.0 (<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/>).

Chronik schreibt Dacher korrekt vom Banner (nicht vom Wappen), das gebessert worden sei.<sup>36</sup> Wichtiger noch – wenn er das Stadtwappen darstellt, wählt er die alte Fassung.<sup>37</sup> Das ist umso aufschlussreicher, als Dacher sich lebhaft für Wappen interessierte und seine eigene Chronik ebenso wie andere Werke durch Wappendarstellungen ergänzte, z. B. die von ihm angefertigte Fassung der Chronik des Jakob Twinger von Königshofen.<sup>38</sup> Unter den Konstanzer Chronisten ist es erst Gregor Mangold, der Sigismunds Privileg so wiedergibt, als ob es sich um eine Wappenbesserung gehandelt habe.<sup>39</sup> Die ratsnah entstandenen Konstanzer Chroniken lassen also ein gewisses Interesse für das Stadtwappen und auch das Privileg von 1417 erkennen, aber für eine Umdeutung des Privilegs als Wappenbesserung findet sich im 15. Jahrhundert hier noch keine Spur.

## DIE ILLUSTRATIONEN DER RICHENTAL-CHRONIK

Eine Sonderstellung innerhalb der Konstanzer Chronistik nimmt die Richental-Chronik ein. Angesichts ihrer Bedeutung für die städtische Selbstwahrnehmung und der Verbindung zwischen Stadtwappen und Konzil liegt es nahe, neben dem Text den Illustrationen der Chronik besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Die erhaltenen illustrierten Handschriften (**A**, **Pr**, **K**, **W**, **Pt**, **G**) und der Erstdruck (**D1**) stammen alle aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts;<sup>40</sup> wie das Stadtwappen in früheren, nicht erhaltenen Fassungen der Konzilschronik dargestellt wurde, muss Spekulation bleiben.

In den Illustrationen der Richental-Chronik ist das Konstanzer Stadtwappen am häufigsten im Zusammenhang mit den Darstellungen des Konklaves im Kaufhaus zu finden. Hinsichtlich der Form der Darstellung zeigen sich deutliche Unterschiede zwischen den Handschriften. Die Aulendorfer Handschrift (**A**) zeigt nur einmal das Stadtwappen, und das in der alten Form (**A**, S. 227).<sup>41</sup> Die mit **A** verwandte Prager Handschrift enthält wesentlich mehr Darstellungen des Stadtwappens – überwiegend in der alten Form (**Pr**, fol. 134v, 135v, 136r, 137r, 137v), aber auf einer Illustration ist es mit dem rotem Querbalken zu sehen (**Pr**, fol. 134r) und auf einer anderen einmal mit, einmal ohne diesen Schildhaupt (**Pr**, fol. 133r; Abbildung 12).<sup>42</sup>

Die Konstanzer Handschrift (**K**) hingegen bringt das Stadtwappen überwiegend in der neuen Form, wobei der Querbalken vorgezeichnet, aber meist nicht farbig ausgeführt ist.<sup>43</sup> Ganz konsistent ist die Darstellung allerdings nicht: Auf einer Illustration sind zwei städtische Bedienstete zu sehen, der eine trägt das neue Wappen auf der Rüstung, der andere das alte auf der Kleidung, im Hintergrund ist ein Wappen über einem Toreingang dargestellt, das anscheinend nachträglich mit einem (roten?) Schildhaupt versehen wurde (**K**, fol. 95r). Ganz überwiegend aber zeigt **K** das neue Stadtwappen. Ähnliches gilt für die Wiener Handschrift (**W**),<sup>44</sup> die eng mit der Konstanzer verwandt ist. Sie zeigt einmal die alte Form des Stadtwappens (**W**, fol. 44r) und einmal auch das Banner in alter Form (**W**, fol. 112v). Im Kontext des Konklave jedoch wird das Stadtwappen wie in



**K** in der neuen Form dargestellt: **W**, fol. 121r (zweimal), 122r, 122v, 124r, 124v – als ob das Kaufhaus und ein Tor der Stadt schon während des Konklaves das neue Wappen gezeigt hätten, was sicher nicht der Fall war. Die mit **K** und **W** verwandte Sankt Petersburger Handschrift (**Pt**) schließlich zeigt in ihren unvollständigen und in weiten Teilen nur vorgezeichneten Illustrationen stets das alte Wappen.<sup>45</sup>

In der Karlsruher Handschrift (**G**) und der mit ihr sehr eng verwandte Erstdruck von 1483 (**D1**) fehlt die Darstellung des Konklave und damit jene Reihe von Illustrationen, die in anderen Handschriften die meisten Darstellungen des Konstanzer Stadtwappens aufweisen.<sup>46</sup> Stattdessen ist es in **D1** (wegen Blattverlusten nicht in **G**) an einer sehr prominenten Stelle am Anfang zu finden. Ähnlich wie in **K** heißt es in Anlehnung an einen Psalmenspruch: *In alles erdtreich ist gegangen der nam Costentz und geoffenbaret ist yr nam in dem gantzen erdtreich* (**D1**, fol. 11r), aber anders als in **K** folgt unter der Überschrift *Dye statt Costentz* dann ein recht groß ausgeführtes Stadtwappen – in der alten Form! Auch der Nachdruck von 1536 behält dies bei, obwohl die Illustration neu geschnitten wurde (**D2**, fol. 8r); erst in der Druckausgabe von 1575 ist dies korrigiert (**D3**, fol. 7r).<sup>47</sup>

Insgesamt ist eine Entwicklung hin zu einer stärkeren Präsenz des Stadtwappens zu beobachten – die Darstellungen werden zahlreicher, das Wappenbild aktualisiert, und schließlich wird es sehr prominent am Anfang der Chronik präsentiert. Allerdings ist diese Überarbeitung in keiner Handschrift konsequent durchgeführt und auch nicht linear – die älteste datierbare Handschrift enthält bereits die Darstellung des neuen Wappens, während umgekehrt ausgerechnet der jüngste Überlieferungsstrang (der Erstdruck **D1**) wieder auf die alte Form des Stadtwappens zurückgreift (Abbildung 7). Das Wappen war dem Rat im Rahmen der Selbstdarstellung der Stadt wichtig, seine genaue Form offenbar nicht. Dieser Befund spricht gegen ein gezielt gesteuertes »Stadtmarketing« in diesem Zusammenhang. Angesichts der Handschriften (vor allem **A** und **Pt**), die noch das alte Wappen zeigen, ist es auch eher unwahrscheinlich, dass ältere verlorene Fassungen der Richental-Chronik bereits das gebesserte Wappen zeigten.

## ARCHITEKTUR

Wappendarstellungen fanden sich im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit in vielen Formen und auf fast allen erdenklichen Trägermedien; die meisten Darstellungen sind verloren und die erhaltenen lassen sich oft schwer datieren, so dass sie für eine Untersuchung der allmählichen Besserung des Konstanzer Wappens nur punktuell herangezogen werden können.<sup>48</sup> Eine Darstellung allerdings muss schon aufgrund ihrer besonders prominenten Stellung im öffentlichen Raum hier erwähnt werden: Das 1484 erbaute Rathaus wurde von einer offenbar schon 1479 fertiggestellten Wappentafel über dem Portal geschmückt (Abbildung 8).<sup>49</sup> Sie zeigt das Wappen der Stadt – eindeutig ohne Schildhaupt. Gerade an einem Rathaus hätte man eine programmatische Ausstellung



Abb. 9: Die »Vier Bauern« in Grünbergs Wappenbuch: München, Bayerische Staatsbibliothek Cgm 145, S. 33.

des neuen Wappen erwarten können, doch der Befund ist eindeutig: Selbst gegen Ende des Jahrhunderts nutzte der Rat das alte Wappen auch in symbolisch aufgeladenen Kontexten wie der Selbstdarstellung der Stadt am Rathaus. Auch das Kaufhaus war ein markantes städtisches Gebäude, das von Anfang an das städtische Wappen über seinen Eingängen zeigte; hier wurde das rote Schildhaupt zu einem unbekanntem Zeitpunkt durch Übermalung nachgetragen.<sup>50</sup> Ähnliches könnte auch bei jüngeren Bauten, deren Fassadenschmuck das Wappen zeigte, vermutet werden.<sup>51</sup> Ob die Wappendarstellung am Rathaus in dieser Weise »gebessert« wurde, ist unklar; das Relief selbst jedenfalls stellt eindeutig das Wappen in seiner alten Form ohne das Schildhaupt dar; der senkrechte Balken des Kreuzes ist in seiner gesamten Länge erhaben dargestellt. Das oben erwähnte alte Stadtwappen in der fast zeitgleich (nämlich 1483) gedruckten Richental-Chronik wird damit weniger erstaunlich, ebenso sein fortgesetztes Auftauchen auf den städtischen Münzen dieser Zeit.

## WAPPENBÜCHER

Das Konstanzer Stadtwappen war natürlich auch außerhalb von Konstanz gut bekannt. Dazu trugen nicht zuletzt Wappenbücher bei, in denen hunderte und tausende von Wappendarstellungen zusammengestellt wurden.<sup>52</sup> Das Konstanzer Wappen hatte dabei eine gewisse Prominenz in den Wappenbüchern des 15. Jahrhunderts, weil es Teil der sogenannten Quaternionen der Reichsverfassung war.<sup>53</sup> Dabei handelte es sich um eine Darstellung der Glieder des Reichs, bei denen jeder Stand und jede Gruppe durch je vier Vertreter mit ihren Wappen repräsentiert wurde – so zum Beispiel vier Kirchen (Bistümer), vier Herzöge oder vier Grafen. Die Stadt Konstanz bildete zusammen mit Köln, Regensburg und Salzburg die Gruppe der »Vier Bauern des Reichs«; ihr Wappen fand sich in fast allen Darstellungen der Quaternionen.

Eine der wichtigsten Quaternionen-Darstellungen in einem Wappenbuch wiederum stammt aus Konstanz selbst: Das Wappenbuch des Konrad Grünenberg, das zwischen dessen Reise ins Heilige Land 1485/86 und seinem Tod 1494 abgeschlossen wurde.<sup>54</sup> Mit dem Stadtwappen und seinen Darstellungen war Grünenberg schon vorher gut vertraut, insbesondere auch mit dem Siegel des Thurgauer Landgerichts und mit Münzbildern der städtischen Münzen, denn neben vielen anderen Ämtern war er auch Beisitzer des Landgerichts und Statthalter der Münze.<sup>55</sup> Das Konstanzer Stadtwappen ist in Grünenbergs Wappenbuch im Rahmen der Quaternionen der Reichsverfassung in der alten Form wiedergegeben (Abbildung 9).<sup>56</sup>

In den zahlreichen späteren Abschriften des Werkes ist dies nicht korrigiert, z. B. in einer heute in München aufbewahrten Fassung, die Anfang des 17. Jahrhunderts angefertigt wurde.<sup>57</sup> Weitere Wappenbücher des späten 15. Jahrhunderts zeigen ebenfalls Konstanz unter den Vier Bauern mit altem Wappen, so das Wappenbuch in Cod. icon.

309<sup>58</sup> sowie das Wappenbuch des Anton Tirol und das Wappenbuch in Cod. icon. 390, die letzteren beiden allerdings mit nachträglichen Korrekturen (Abbildung 11).<sup>59</sup> Eindeutig unabhängig von Grünenberg, weil wohl noch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wohl im Bodenseeraum entstanden, ist das Stuttgarter Wappenbuch; es zeigt unter einer Reihe Städtewappen auch das Konstanzer



**Abb. 10:** Konstanz unter den »Vier Bauern« in der Schedel'schen Weltchronik.  
Quelle: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Nuremberg\\_chronicles\\_-\\_Kingdoms\\_Holy\\_Roman\\_Empire.png](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Nuremberg_chronicles_-_Kingdoms_Holy_Roman_Empire.png).

Wappen – in seiner alten Form.<sup>60</sup> Auch die bekannte Schedel'sche Weltchronik bringt das Wappen in der alten Form, abermals im Kontext der Quaternionen (Abbildung 10).<sup>61</sup> Fast zeitgleich (nämlich 1492/94) zum Druck der berühmten Weltchronik wird das gleiche Wappenprogramm im Überlinger Ratssaal in geschnitzter Form umgesetzt; auch hier wird der Konstanzer Bauer mit dem alten Wappen dargestellt.<sup>62</sup> Selbst Virgil Solis und Martin Schrot bringen im 16. Jahrhundert noch das alte Wappen.<sup>63</sup>

Hingegen zeigen mehrere Wappenbücher auch bereits das neue, gebesserte Wappen. Das möglicherweise älteste ist der auf 1459 datierte Codex Ingeram.<sup>64</sup> Aus der Zeit um 1500 stammen das Wernigeroder (Schaffhausensches) Wappenbuch,<sup>65</sup> das St. Galler Wappenbuch (»Haggenberg«),<sup>66</sup> Georg Ruxner,<sup>67</sup> und das Wappenbuch Miltenberg.<sup>68</sup> Während fast alle diese Darstellungen im Oberrheingebiet entstanden oder von Konstanzer Wappenbüchern beeinflusst sind, ist die Kölner Überlieferung von besonderer Bedeutung: Hier dürfte im 15. Jahrhundert der Schwerpunkt der Quaternionen-Überlieferung gelegen haben, und hier wurde die Repräsentation der Stadt durch einen der vier Bauern ungleich wichtiger als in den anderen »Bauernstädten« Konstanz, Salzburg oder Regensburg; im Vergleich zu Köln war die Konstanzer Rezeption in der Tat bescheiden.<sup>69</sup> Aus diesen Quellen schöpfte auch Heinrich von Beek in seiner Agrippina, wenn er im Rahmen dieser Kölner Stadtchronik die Quaternionen der Reichsverfassung in Form eines Adlers mit Wappenschilden darstellte. Auffälligerweise ist das Konstanzer Wappen in zwei ihrer Handschriften unterschiedlich dargestellt, wobei anscheinend die ältere Fassung das neue Wappen bringt, die jüngere hingegen das alte.<sup>70</sup> Auch in der 1499 gedruckten Koelhoff'schen Chronik, die den Quaternionenadler der Agrippina übernimmt, repräsentiert wieder das alte Wappen die Stadt Konstanz.<sup>71</sup>

Die weit ins 16. Jahrhundert anhaltende Verbreitung des alten Wappens ausgerechnet im Süden des Reichs (wo die meisten der hier angeführten Wappenbücher entstanden) dürfte paradoxerweise mit der Bedeutung der Konstanzer Wappenbücher zusammenhängen: Sowohl die Wappensammlung Richentals als auch Grünenbergs Wappenbuch gehörten zu den einflussreichsten Vertretern dieses Genres, aber da beide (je nach Fassung) auch oder sogar nur das alte Wappen enthielten, trugen sie erheblich zu



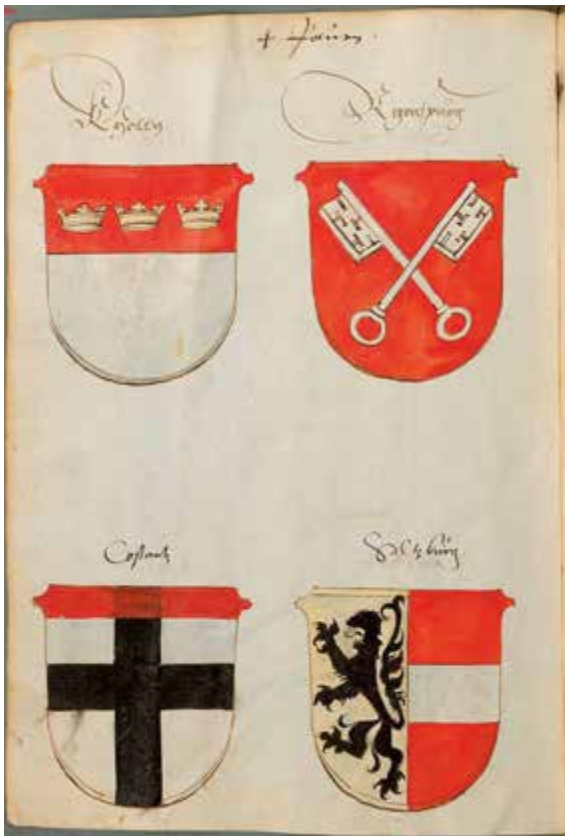
dessen Verbreitung bei. Insbesondere auch das frühe Datum des Richental-Drucks – es handelt sich um das erste jemals gedruckte Wappenbuch – dürfte dazu geführt haben, dass sich auch andere Drucker daran orientierten und deshalb das alte Wappen (wie im Falle der Kölner Chronistik) auch dort im neuen Medium Buchdruck auftaucht, wo die neue Fassung eigentlich schon bekannt war.

## ZUSAMMENFASSUNG: DIE ALLMÄHLICHE VERFERTIGUNG DES WAPPENS BEIM MALEN

Nicht die angeblich 1417 geprägten Münzen, sondern das neue Sekretsiegel der Stadt Konstanz von 1432 stellte sich als die älteste datierbare Darstellung des neuen, gebesserten Wappens der Stadt Konstanz heraus. Die Münzen, deren Bild das Wappen mit dem Schildhaupt zeigt, sind wohl nicht vor 1535 geprägt worden, und auch in allen anderen Medien setzte sich die neue Wappenform nur sehr langsam durch. Ausgerechnet die

einflussreichen Konstanzer Wappenbücher zeigen das Stadtwappen auch oder nur in der alten Form. Im Fall der Richental-Chronik gibt es Anhaltspunkte für eine Aktualisierung und Aufwertung des Stadtwappens in den 1460er Jahren, doch diese ist weder systematisch noch konsequent durchgeführt worden, so dass die am weitesten verbreitete Fassung der Richental-Chronik (nämlich die Drucke D1 und D2) am Ende wieder die alte Form des Wappens bekannt macht; bis weit in das 16. Jahrhundert ist das Konstanzer Stadtwappen in der Buchmalerei sowohl in alter als auch in neuer Form zu finden, teilweise sogar im gleichen Werk und (namentlich in der Konstanzer und der Prager Richental-Handschrift) sogar auf der gleichen Seite.

Das Privileg Sigismunds von 1417 und der darin erwähnte rote Zettel über dem Banner waren sicher von Anfang an eine Inspirationsquelle für



**Abb. 11:** Konstanz unter den »Vier Bauern« im Wappenbuch des Anton Tirol; der rote Querbalken ist nachträglich hinzugefügt worden. München, Bayerische Staatsbibliothek Cod. icon 310, fol. 42v.



eine eigenmächtige Besserung auch des Stadtwappens, aber entsprechende Darstellungen setzten sich nur langsam durch. Gerade im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts wird das alte Wappen an so vielen und derart prominenten Stellen präsentiert (Rathaus, Richtenal-Druck, Grünenberg-Wappenbuch, Großmünzen), dass man fast von einer Rückkehr zum alten Wappen sprechen könnte. Ein massives Interesse am neuen Wappen ist dann erst wieder in der Reformationszeit zu erkennen, als die Stadt und ihr Rat angesichts vielfältiger Konflikte auf eine neue Form der Außendarstellung setzten. Aber selbst in und nach den bewegten 1530er Jahren war die alte Form des Wappens bzw. des Banners noch in und außerhalb von Konstanz zu finden – so auf dem Entwurf der Fahne des Schmalkaldischen Bundes von 1542 und auf der Wappenrolle der Gesellschaft »Zur Katz« von 1547/48, um je ein prominentes Beispiel zu nennen.<sup>72</sup>

Die nur allmähliche, ungleichmäßige und keinesfalls lineare Chronologie der Darstellungen bzw. eben Nichtdarstellung des neuen, gebesserten Wappens ist selbst ein wichtiger Befund, der insbesondere auch vor der Vorstellung warnt, der Rat der Stadt Konstanz habe das neue Wappen so rasch als möglich zu einer systematischen Selbstdarstellung nutzen können oder wollen. Der Erwerb eines neuen, gebesserten Wappens war mindestens im Fall von Konstanz kein »catch as catch can«, nicht bestimmt von einem starken Drang, »die frisch erworbene Zier« sofort und umfassend zur Selbstdarstellung zu nutzen.<sup>73</sup> Eher könnte man frei nach Kleist von einer allmählichen Verfertigung des gebesserten Wappens beim Malen, Zeichnen und Münzenschlagen sprechen: Die Besserung des Stadtwappens war allmählicher Prozess, der in kritischen Phasen der Verfassungsgeschichte beschleunigt abgelaufen sein mochte, sich aber insgesamt doch weit über ein Jahrhundert hinzog.

## FARBE BEKENNEN: ZUR MEDIALITÄT DER WAPPENDARSTELLUNGEN

Um über die Feststellung einer sehr allmählichen Wappenänderung hinauszugehen, kann und soll zum Schluss noch eine Analyse der jeweiligen Trägermedien unternommen werden. Für Siegel und Münzen lässt sich sicher argumentieren, dass diese in besonderer Weise das Handeln des Rates zu repräsentieren geeignet waren und daher zu den bevorzugten Medien der Selbstdarstellung des Rates gehörten. Das dürfte auch erklären, warum sowohl das neue Siegelbild als auch die Veränderung des Münzbildes jeweils in kritischen Phasen der Konstanzer Verfassungsgeschichte stattfanden, nämlich einmal 1432 kurz nach der Richtung Sigismunds von 1430, welche die Zusammensetzung des Stadtrates entscheidend veränderte, und einmal in der zweiten Hälfte der 1530er Jahre, nachdem die Konflikte zwischen Stadtherr und Stadtrat im Kontext der Reformation eskaliert waren.<sup>74</sup> Man wird also annehmen dürfen, dass es beim roten Schildhaupt nicht nur um die Besserung des Wappens ging, sondern im besonderen auch um eine

Absetzung vom bischöflichen Stadtherrn. Auch das »alte« Stadtwappen war ja, wie in der Forschung allgemein angenommen wird,<sup>75</sup> in vergleichbarer Weise entstanden, indem nämlich das Wappen des bischöflichen Stadtherrn (ein rotes Kreuz auf weißem Grund) farblich variiert wurde. Sowohl die Wahl eines schwarzen Kreuzes als auch die Hinzufügung des roten Schildhaupts sind also als Differenzierungen gegenüber dem Wappen des Bischofs zu verstehen – dessen Zeichen zugleich auch Vorbild waren, sowohl für die Gestaltung des städtischen Wappens als auch den roten Schwenkel auf dem Banner. Mit der Hinzufügung des Schildhauptes zum Wappenbild aber war die Stadt von der Nachahmung zum Übertreffen-Wollen übergegangen.

Dieser Befund kann helfen, die auffällig uneinheitliche Darstellung des Stadtwappens in bestimmten Quellen zu verstehen. Wie bereits erwähnt, ist es insbesondere die Buchmalerei, die das Stadtwappen über einen sehr langen Zeitraum mal in alter, mal in neuer Form darstellt. Das gilt auch für ratsnah und dezidiert mit Blick auf die »Außenwirkung« produzierte Quellen wie die Richental-Handschriften aus dem Umkreis von Gebhard Dacher. Teilweise finden sich beide Formen des Stadtwappens im gleichen Werk und sogar auf der gleichen Seite wie im Fall der Konstanzer und der Prager Richental-Handschriften (Abbildung 12).<sup>76</sup> Ähnliches gilt auch für Wappendarstellungen in der Architektur und auf Realien, deren Darstellung des Konstanzer Stadtwappens selbst an exponierten Stellen wie dem Rathaus keiner klaren Chronologie folgt.

Der Unterschied scheint also nicht so sehr auf Seiten der Produzenten zu liegen (denn auch die Dacher-Handschriften, das Rathausportal und die Selbstdarstellung der Katz sind ratsnah entstanden), und auch nur teilweise der Rezipienten. Als Trägerme-



**Abb. 12:** Die Prager Richental-Handschrift zeigt meist das alte, vereinzelt aber auch das neue Wappen und einmal auch beide Formen auf der gleichen Seite: Pr, fol. 133r (Detail). Quelle: <http://www.manuscriptorium.com>.

dien von Wappendarstellungen unterscheiden sich Buchmalerei, Architektur und Realien vielmehr von Siegeln und Münzen dadurch, dass nur Letztere grundsätzlich nicht farbig sind. Hingegen sind die erwähnten Buchmalereien grundsätzlich farbig, und auch Skulpturen konnten (wie das Wappenrelief am Konstanzer Kaufhaus) farbig bemalt sein und waren es häufiger, als es der heutige Erhaltungszustand zunächst erkennen lässt. Das ist für die Darstellung bzw. eben Nichtdarstellung des roten Schildhauptes insofern entscheidend, als in allen farbigen Wappendarstellungen die Differenzierung zwischen den beiden Konstanzer Wappen – dem städtischen und dem bischöflichen – bereits aufgrund der Farbe des Kreuzes im Wappen deutlich war; hingegen war in nichtfarbigen Darstellungen erst das Schildhaupt das entscheidende Element, um das eine vom anderen Wappen unterscheiden zu können. Das farbige Schildhaupt war daher, funktional betrachtet, gerade in nichtfarbigen Darstellungen des Konstanzer Stadtwappens besonders wichtig, um den Unterschied zum bischöflichen Wappen herzustellen.

Im Falle der Münzen kamen möglicherweise noch zwei weitere Aspekte hinzu: Nachdem die bischöfliche Münzproduktion im 15. Jahrhundert weitgehend zum Erliegen gekommen war, hatte sich Bischof Hugo von Hohenlandenberg 1498 ein königliches Münzprivileg ausstellen lassen; ein Jahr später erhielt auch die Stadt ein solches Privileg.<sup>77</sup> Anders als der Bischof nutzte sie es rasch, um unter anderem die erwähnten Batzen zu schlagen, die dann ihrerseits erkennbar als Vorbild der bischöflichen Batzen dienten, die erst spärlich, ab 1510 aber massenhaft geschlagen wurden.<sup>78</sup> Zeigte der städtische Batzen recto das (alte) Stadtwappen und verso einen Adler, so ist auf dem bischöflichen Batzen recto das bischöfliche Wappen und verso ein Adler zu sehen. Das vierteilte bischöfliche Wappen kombiniert dabei das Wappen des Bistums und das persönliche Wappen des jeweiligen Bischofs, bei den ersten Batzen ist dementsprechend im ersten und dritten Feld ein Kreuz zu sehen, im zweiten und vierten Feld die drei Ringe der Hohenlandenberg.<sup>79</sup> Auf den ersten Batzen ist das Wappen sogar noch von einem Siebenpass umgeben (Cahn Nr. 78), ganz wie das Stadtwappen auf den städtischen Prägungen. Ältere bischöfliche Münzen hatten gar keine Wappendarstellungen gezeigt, ab ca. 1508 hingegen wurde dies die Regel, und bei den Batzen ist die Anlehnung an das städtische Vorbild unübersehbar.

Gut möglich, dass aus Sicht der Stadt die heraldische Differenzierung noch einmal als dringlicher angesehen wurde, seit mit den beiden Batzen Münzen zirkulierten, die sich in vielerlei Hinsicht ähnelten. Ein solches Abgrenzungsbedürfnis dürfte noch einmal dringlicher geworden sein, nachdem der Konflikt mit dem bischöflichen Stadtherrn im Kontext der Reformation eskaliert war. Auf den Münzen der Reformationszeit war das städtische Wappen jedenfalls unverkennbar vom bischöflichen Wappen unterschieden, und konfessionell motivierte Umschriften (+ SOLI DEO GRATIA) betonten ebenfalls den Unterschied der Prägeherren – gerade auch bei Münzen, die ansonsten nach Gewicht und Gestaltung sehr ähnlich waren.<sup>80</sup> Zudem handelte es sich um die ersten Münzen, die nach dem Auszug des Bischofs und der altgläubigen Geistlichkeit geprägt wurden, und

die symbolische Absetzung vom nun in Meersburg residierenden Stadtherren gewinnt noch an Schärfe, wenn man sich die Herkunft des Münzsilbers vergegenwärtigt: Es waren die liturgischen Geräte und Reliquiare, insbesondere auch der Münsterschatz, dessen Einschmelzung der Stadt Edelmetall im Wert von über 20000 Gulden und damit eine ganz entscheidende materielle Grundlage für ihre rege Münzprägung verschaffte.<sup>81</sup>

Die Frage nach dem Konstanzer Stadtwappen seit 1417 führte zu einer Untersuchung unterschiedlicher Darstellungen des Wappens im Laufe der Zeit – und in ganz unterschiedlichen Medien. Sowohl die diachrone Betrachtung als auch der Vergleich mit dem bischöflichen Wappen lässt immer wieder Gemeinsamkeiten und Unterschiede hervortreten, die sehr unterschiedlich zu interpretieren sind. Hinsichtlich der unterschiedlichen Darstellung des Stadtwappens in unterschiedlichen Quellen hat die Analyse ergeben, dass es entscheidend auf die Frage der Farbigkeit oder Nichtfarbigkeit der Medien ankommt. Die »Besserung« des städtischen Wappens war kein Selbstzweck, und für die unterschiedlichen Darstellungen scheint die »Bedeutung« des Schildhauptes (z. B. sein möglicher Bezug auf die Blutsgerichtsbarkeit) keine entscheidende Rolle gespielt zu haben. Stattdessen war es gerade die Ähnlichkeit zum bischöflichen Wappen, die insbesondere in Konfliktphasen zu einem umso größeren Abgrenzungsbedürfnis geführt hat, das dann im Fall der Münzprägungen der 1530er Jahre auch zu einer vergleichsweise zügigen und systematischen Änderung der Wappendarstellung führte; für das 15. Jahrhundert aber sind weder solche Konflikte noch eine wie auch immer motivierte Einheitlichkeit der Wappendarstellung erkennbar.

*Anschrift des Verfassers:*

Prof. Dr. Christof Rolker, Otto-Friedrich-Universität, D-96045 Bamberg,  
christof.rolker@uni-bamberg.de

## ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> Vgl. RATHMANN, Thomas: Geschehen und Geschichten des Konstanzer Konzils: Chroniken, Briefe, Lieder, und Sprüche als Konstituenten eines Ereignisses (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur 25), München 2000. Überblick über die aktuelle Literatur bei BUCK, Thomas Martin: Das Konzil von Konstanz (1414–1418). Ein Literatur- und Forschungsbericht, in: Historische Zeitschrift 302 (2016) S. 703–730.

<sup>2</sup> Siehe ROLKER, Christof: Die Richental-Chronik als Wappenbuch, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 71 (2015) S. 57–103 und künftig die Dissertation von TINA RADDATZ (Universität Konstanz): [\[fessuren/prof-dr-dorothea-weltecke/mitarbeiter/tina-raddatz/\]\(https://cms.uni-konstanz.de/geschichte/professuren/prof-dr-dorothea-weltecke/mitarbeiter/tina-raddatz/\).](https://cms.uni-konstanz.de/geschichte/pro-</a></p>
</div>
<div data-bbox=)

<sup>3</sup> FALK, Beate: Das Ravensburger »Mohrenfresko« von 1417/31. Eine Verherrlichung des Konstanzer Konzils in der Firmenzentrale der Humpisgesellschaft?, in: Schr VG Bodensee 132 (2014) S. 57–78 (mit Abbildung). Für eine höher aufgelöste Abbildung siehe auch [http://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Mohrenfresko\\_\(Ravensburg\)](http://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Mohrenfresko_(Ravensburg)).

<sup>4</sup> ROLAND, Martin/ZAJIC, Andreas: Illuminierte Urkunden des Mittelalters in Mitteleuropa, in: Archiv für Diplomatik 59 (2013), S. 241–432 (auch mit einer Abbildung), ZAJIC, Andreas: Heraldische Souvenirs aus Konstanz? Wappenbriefe aus der Zeit des Kon-

- zils, in: BADISCHES LANDESMUSEUM KARLSRUHE (Hg.): Das Konstanzer Konzil 1414–1418. Weltereignis des Mittelalters. Katalog, Darmstadt 2014, S. 284–285 mit Katalog Nr. 215 (drei Abbildungen). Dörfer und Städte erhielten neue bzw. gebesserte Wappen, siehe ELBEL, Petr/ZAJIC, Andreas: Wappenmarkt und Marktwappen. Diplomatische und personengeschichtliche Überlegungen zum Wappenbrief König Sigismunds für Mohelno aus der Zeit des Konstanzer Konzils. Mit einem Quellenanhang, in: Karel Hruza und Alexandra Kaar (Hg.): Kaiser Sigismund (1368–1437). Zur Herrschaftspraxis eines europäischen Monarchen (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters: Beihefte zu J. F. Böhmer, Regesta Imperii 31) Wien 2012, S. 301–364.
- 5 PFERSCHY-MALECZEK, Bettina: Der Nimbus des Doppeladlers: Mystik und Allegorie im Siegelbild Kaiser Sigmunds, in: Zeitschrift für historische Forschung 23 (1996) S. 433–471, hier S. 448–451. Abbildungen bei POSSE, Otto: Die Siegel der deutschen Kaiser und Könige von 751–1806 (und von 1871–1913) Dresden 1909–13, hier Bd. 2 (1910), Tafel 17 und Katalog Konstanz (wie Anm. 4) Nr. 171.
- 6 HIRSCH, Fritz/BEYERLE, Konrad: Konstanzer Häuserbuch. Festschrift zur Jahrhundertfeier der Vereinigung der Stadt Konstanz mit dem Hause Baden, 2 Bde., Heidelberg 1906/08, hier Bd. 1, S. 149; CAHN, Julius: Münz- und Geldgeschichte von Konstanz und des Bodenseegebietes im Mittelalter bis zum Reichsmünzgesetz von 1559, Heidelberg 1911, S. 239; FEGGER, Otto: Kleine Geschichte der Stadt Konstanz, Konstanz 1972, S. 126; KRAMML, Peter F.: Kaiser Friedrich III. und die Reichsstadt Konstanz (1440–1493). Die Bodenseemetropole am Ausgang des Mittelalters (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen 29) Sigmaringen 1985, S. 421; MAURER, Helmut: Konstanz im Mittelalter (Geschichte der Stadt Konstanz 1) 2 Bde., Konstanz 1989, hier Bd. 2, S. 42; KLÖCKLER, Jürgen: Standortvorteile und Privilegien, in: Katalog Konstanz (wie Anm. 4) S. 130–132, hier S. 131.
- 7 Privileg Sigismunds für Konstanz 1417 X 20 (RI XI,1 n. 2639), hier zitiert nach dem Original: Karlsruhe, Generallandesarchiv, D 599.
- 8 Stadtarchiv Konstanz, B. I.2, S. 120.
- 9 ELBEL/ZAJIC (wie Anm. 4).
- 10 BONER, Georg: Siegel, Fahnen und Wappen der Stadt Baden, in: Badener Neujahrsblätter 38 (1963) S. 8–25.
- 11 Zu Zürich siehe MÜHLEMANN, Louis: Wappen und Fahnen der Schweiz, Luzern 1977, hier S. 28–30 (mit Abb.). Für das bischöfliche Banner siehe LIESCHING, Walther P.: Siegel und Wappen, in: Elmar L. Kuhn (Hg.): Die Bischöfe von Konstanz, Band 2: Kultur, Friedrichshafen 1988, S. 195–204, hier S. 203. Auch Bremgarten im Aargau führte ein Banner mit rotem Schwenkel, ohne dass das Stadtwappen einen Schildhaupt aufwies: BONER (wie Anm. 10) S. 16 und MÜHLEMANN (wie oben) S. 124.
- 12 GRAF, Gerhard: Wappenbuch des Landkreises Konstanz (Hegau-Bibliothek 127) Stuttgart 2006, hier S. 97: »Das Schildhaupt entstand aus dem 1417 von König Sigismund verliehenen roten Zegel über dem Banner.« Analoge Beispiele für die Bildung von Stadtwappen nach Bannern bei BONER (wie Anm. 10) S. 16.
- 13 Eine solche Verbindung des »blutroten« Schildhaupt mit dem Blutbann ist bereits im 18. Jahrhundert nachweisbar: SPETH, Johann Friedrich: Constantini M. triarcus triumphalis typus ter insignis Acroniana metropolis Constantiae, das ist [...] dreytheilige Beschreibung der [...] Stadt Constantz [...], Konstanz 1733, S. 16–17. Aus der jüngeren Literatur siehe BINDER, Max: Siegel, Banner und Wappen der Stadt Konstanz, in: Das schöne Konstanz 26 (1939) S. 2–10, hier S. 6, FEGGER (wie Anm. 6) S. 126 und KLÖCKLER (wie Anm. 4) S. 131. Ähnlich für Baden auch BONER (wie Anm. 10) S. 16, der sich für seine Annahme darauf stützt, dass die Konstanzer Wappenbesserung ebenfalls mit dem Blutbann zusammenhinge.
- 14 SCHUSTER, Peter: Eine Stadt vor Gericht. Recht und Alltag im spätmittelalterlichen Konstanz, Paderborn 2000, hier S. 45–46.
- 15 So (vorsichtig) MÜHLEMANN (wie Anm. 11) S. 29 für Zürich.
- 16 CAHN (wie Anm. 6); NAU, Elisabeth: Die Münzen und Medaillen der oberschwäbischen Städte, Freiburg 1964; DERSCHKA, Harald Rainer: Die Fundmünzen von den Innenstadtgrabungen des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg: Katalog und Auswertung, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg 23 (1999) S. 845–1004. Die Kataloge aller drei Arbeiten werden im folgenden nur mit Autorennamen und Nummer zitiert. Siehe künftig REINHART, Heinz (Hg.): Münzen vom Bodensee, mit Beiträgen von Harald Derschka, Katharina Furxer, Marcel Rutishauer, Zürich 2017.
- 17 MAURER (wie Anm. 6) Bd. 2, 42.



- 18 Anders als NAU (wie Anm. 16) S. 25 angibt, sind die Münzbilder nicht identisch; Cahn Nr. 92 und 93 zeigen einen ganz leicht geschwungenen bzw. geraden Wappenschild, Nau Nr. 12 hingegen einen Schild mit stark nach innen gewölbten Rändern; anders als Cahn Nr. 92 oder 92 ist der Schild links und rechts von zwei Perlen flankiert. Siehe Abbildungen 1 und 2.
- 19 DERSCHKA (wie Anm. 16) S. 867–868 und 921–922. Das Münzbild von Nr. 89–93 entspricht Cahn Nr. 93, das von Nr. 94–96 entspricht Cahn Nr. 92; die Münzen zeigen nicht (wie Derschka es nahelegt) das Münzbild von Nau Nr. 12. Siehe zuletzt auch DERSCHKA, Harald Rainer: Die Fundmünzen aus Konstanz: der aktuelle Stand in einer tabellarischen Übersicht, in: Rahel C. Ackermann, Harald Derschka und Carol Mages (Hg.): Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung in der Fundmünzenbearbeitung. Bilanz und Perspektiven am Beginn des 21. Jahrhunderts. Teil I: Materialien (Untersuchungen zu Numismatik und Geldgeschichte 6) Lausanne 2005, S. 155–221.
- 20 Siehe auch GRAF (wie Anm. 12) S. 97 sowie SCHÖNTAG, Wilfried: Kommunale Siegel und Wappen in Südwestdeutschland: ihre Bildersprache vom 12. bis zum 20. Jahrhundert (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 68) Ostfildern 2010, S. 88–89.
- 21 CAHN (wie Anm. 6) S. 239; sehr ähnlich NAU (wie Anm. 16) S. 19, die dies immerhin für »wahrscheinlich« hält und Cahns Datierungen im Katalog übernimmt.
- 22 NAU (wie Anm. 16) S. 11. CAHN (wie Anm. 6) S. 246 war von anderen Münzgewichten ausgegangen, hatte aber die relative Veränderung des Münzgewichts annähernd gleich angesetzt.
- 23 NAU (wie Anm. 16) S. 19.
- 24 Der Text bei CAHN (wie Anm. 6) S. 403: mit *buochstaben unser statt namen, das man si erkenne*. Der Münzvertrag mit Schaffhausen von 1400 hatte vorgesehen, dass jede Stadt *under irem zaichen* Münzen schlagen solle, aber keine genaueren Vorgaben gemacht, wie diese Zeichen aussehen sollten; Text bei CAHN (wie Anm. 6) S. 391.
- 25 NAU (wie Anm. 16) S. 27 gibt an, er sei »mit und ohne Schildhaupt« geprägt worden.
- 26 CAHN (wie Anm. 6) S. 305.
- 27 Ebd., S. 277 (dort auch das Zitat).
- 28 Ebd., S. 239.
- 29 Siehe CAHN (wie Anm. 6) S. 329 (mit Abb.) zum Überlinger/Ulmer Münzmandat von 1528; die hier abgebildeten Münzbilder zeigen teilweise schon leicht geschwungene Schilde. Auch die gut datierbaren Münzprägungen der Bischöfe von Konstanz zeigen bis ins 16. Jahrhundert wenn, dann stets Wappenschilde mit geradem Rand, siehe KLEIN, Ulrich: Die Münzen und Medaillen, in: Bischöfe von Konstanz (wie Anm. 11) S. 178–194 (mit Abb.).
- 30 Allgemein SCHÖNTAG (wie Anm. 20) Kap. 2. Vgl. auch SPÄTH, Markus: Zeichen bürgerschaftlicher Repräsentation – reichsstädtische Siegel und ihre künstlerischen Kontexte, in: Helge Wittmann (Hg.): Reichszeichen. Darstellungen und Symbole des Reichs in Reichsstädten, Petersberg 2009, S. 137–166. Speziell zu Konstanz immer noch MARMOR, Johann: Über die Wappen und Sigille der Stadt Konstanz, in: Anzeiger für Kunde der deutsche Vorzeit N. F. 5 (1858) Sp. 12–15 und BINDER (wie Anm. 13).
- 31 So MARMOR (wie Anm. 30) Sp. 15.
- 32 Zitiert bei MARMOR (wie Anm. 30) Sp. 13.
- 33 MARMOR (wie Anm. 30) Sp. 13–14 (mit Umzeichnung).
- 34 BUCK, Thomas Martin: Fiktion und Realität. Zu den Textinserten der Richental-Chronik, in: ZGO 149 (2001) S. 61–96, hier S. 73–74.
- 35 Es handelt sich um die Handschriften **G**, **E** sowie **St1** (zu den Siglen siehe unten, Anm. 40). **St1** ist eine noch aus den 1460ern stammende Handschrift, die eindeutig Dacher zugewiesen werden kann. Zu **St1** siehe auch ROLKER, Christof: Wappenbuch Richental IV: Die Stuttgarter Handschrift, in: *Heraldica nova. Medieval Heraldry in social and cultural-historical perspectives*, 25/05/2015, <http://heraldica.hypotheses.org/3227>.
- 36 Zitiert bei GRAF (wie Anm. 12) S. 101.
- 37 Hier verwendet nach der von Dacher selbst geschriebenen Handschrift, die er bis zu seinem Tod in seinem Besitz hatte: St. Gallen, Stiftsbibliothek, Cod. Sang. 646, fol. 104v (ad a. 1423) und 202r (ad a. 1458). Die Editionen der Dacher-Chronik (Ruppert, Wolff) gehen leider nicht näher auf die Wappendarstellungen ein.
- 38 Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, Cod. HB V 22 (die gleiche Handschrift, die auch die Richental-Version **St1** enthält, siehe Anm. 35).
- 39 Zitiert bei MARMOR (wie Anm. 30) Sp. 12–13.
- 40 Ich verwende die üblichen Siglen für die Handschriften und Drucke; zu den Überlieferungsgruppen siehe z. B. BUCK, Thomas Martin: Zur Überlieferung der Konstanzer Konzilschronik Ulrich Richentals, in:

Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 66 (2010) S. 93–108, ROLKER (wie Anm. 2) sowie die Beiträge zum Projekt von Tina RADDATZ auf dem Heraldica nova-Blog: <http://heraldica.hypotheses.org/category/projects/wappenhandschriften-von-ulrich-richental-chronik-des-konstanzer-konzils-tina-raddatz>.

- 41 New York, Public Library, Spencer Collection, Ms. 32; hier verwendet nach dem Faksimile Concilium ze Costenz 1414–1418: Fac-similirte Ausgabe nach der im Besitze des Grafen Gustav zu Königsegg in Aulendorf befindlichen Urschrift, hg. von SEVIN, Hermann, Karlsruhe 1881 bzw. dessen Digitalisat: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/richental1881>.
- 42 Praha, Národní knihovna České Republiky, VII. A.18; hier verwendet nach dem Digitalisat auf <http://www.manuscriptorium.com>.
- 43 Konstanz, Rosgartenmuseum, Inventarnr. 1; hier verwendet nach dem Faksimile: Ulrich Richental: Chronik des Konzils zu Konstanz, 1414–1418. Mit Erläuterungen in einem 16seitigen Beilagenheft von Jürgen KLÖCKLER, Darmstadt 2013. Das Stadtwappen findet sich in K, fol. 92r (zweimal), 93r, 93v, 95r und 96v; K, fol. 95v und 96r sind insgesamt fünf Wetterfahnen mit dem Banner zu sehen.
- 44 Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 3044 Han.; hier verwendet nach dem Digitalisat <http://data.onb.ac.at/rec/AL00176208>.
- 45 Praha, Národní knihovna České Republiky, VII. A.18; hier verwendet nach dem Faksimile: Ulrich Richental, Konstancskij Sobor 1414–1418, Sankt Petersburg 1874. Die Illustrationen S. 39 (zweimal), 41, 42 (auch Wetterfahnen) und 44 zeigen jeweils die alte Form des Wappens bzw. Banners.
- 46 Karlsruhe, Badische Landesbibliothek, St. Georgen 63, hier verwendet nach dem Digitalisat: <http://digital.blb-karlsruhe.de/blbhs/Handschriften/content/titleinfo/1188078> bzw. Ulrich Richental, Concilium zu Konstanz, Augsburg 1483, hier verwendet nach dem Digitalisat des Exemplars der Universitätsbibliothek Darmstadt <http://tudigit.ulb.tu-darmstadt.de/show/inc-iii-55>.
- 47 Ulrich Richental: Handlung des Conciliums zu Constentz, Augsburg 1536, hier verwendet nach dem Digitalisat <http://www.mdz-nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn=urn:nbn:de:bvb:12-bsb10196497-9> bzw. Costnitzer Concilium So gehalten worden jm Jar Taussend vier hundert vnd dreytzen [...], Frankfurt 1575, hier verwendet nach dem Digitalisat [\[nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb0054503-1\]\(http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb0054503-1\).](http://</a></p>
</div>
<div data-bbox=)

- 48 Gute Übersicht über die Vielfalt der Trägermedien bei GANZ, Paul Leonhard: Geschichte der heraldischen Kunst in der Schweiz, Frauenfeld 1899.
- 49 ROTT, Hans: Quellen und Forschungen zur südwestdeutschen und schweizerischen Kunstgeschichte im XV. und XVI. Jahrhundert. Band 1: Bodenseegebiet. Quellen, Stuttgart 1933, S. 107. KRAUS, Franz Xaver: Die Kunstdenkmäler des Grossherzogthums Baden, 9 in 15 Bde., 1887–1913, hier Bd. 1 (1881). S. 263–264 macht keine näheren Angaben zum Wappen am alten Rathaus.
- 50 KRAUS (wie Anm. 49) S. 269; BINDER (wie Anm. 13) S. 10.
- 51 HIRSCH und BEYERLE (wie Anm. 6) Bd. 1, S. 149–151 erwähnen zwei weitere Beispiele für die alte Form des Wappens an Konstanzer Häusern.
- 52 Siehe als Überblick immer noch VON BERCHEM, Egon et al.: Die Wappenbücher des deutschen Mittelalters, in: DIESS. (Hg.): Beiträge zur Geschichte der Heraldik (Schriftenreihe der Reichsstelle für Sippenforschung 3) Berlin 1939, S. 1–113.
- 53 Aus der reichen Literatur siehe SCHUBERT, Ernst: Die Quaternionen. Entstehung, Sinngehalt und Folgen einer spätmittelalterlichen Deutung der Reichsverfassung, in: Zeitschrift für historische Forschung 20 (1993) S. 1–63; spezifisch zur städtischen Rezeption siehe zuletzt SAURMA-JELTSCH, Lieselotte: Das mittelalterliche Reich in der Reichsstadt, in: Bernd Schneidmüller und Stefan Weinfurter (Hg.): Heilig, Römisch, Deutsch: Das Reich im mittelalterlichen Europa, Dresden 2006, S. 399–439.
- 54 ROLKER, Christof: Heraldische Orgien und sozialer Aufstieg, oder: Wo ist eigentlich «oben» in der spätmittelalterlichen Stadt?, in: Zeitschrift für historische Forschung 42 (2015) S. 191–224. Zur handschriftlichen Verbreitung siehe die Blog-Beiträge auf Heraldica nova: <http://heraldica.hypotheses.org/category/projects/konrad-grunenbergs-wappenbuch-christof-rolker>.
- 55 KRAMML (wie Anm. 6) S. 508-f., 519f. und 529.
- 56 München, Bayerische Staatsbibliothek Cgm 145, S. 33; Berlin, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, VIII. HA Siegel, Wappen, Genealogie, II Nr. 21, fol. 89v.
- 57 München, Bayerische Staatsbibliothek Cgm 9210, S. 27.
- 58 München, Bayerische Staatsbibliothek Cod. icon. 309 (wohl nach 1475), fol. 2r zeigt Konstanz unter

- den Vier Bauern mit altem Wappen. [http://daten.digitale-sammlungen.de/bsb00002106/image\\_9](http://daten.digitale-sammlungen.de/bsb00002106/image_9).
- 59 München, Bayerische Staatsbibliothek Cod. icon. 310, fol. 42v und Cod. icon. 390, 46: Im ersteren ist ein roter Querbalken nachgetragen worden (Abbildung 11), im zweiten hat eine Hand des 16. Jahrhunderts schriftlich vermerkt, dass das Wappen gebessert sei.
- 60 CLEMMENSEN, Steen: Stuttgarter Wappenbuch [...] from Ms. J 1 Bd. 289 Landesarchiv Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart 2010, Nr. 423. Der Teil der Komposithandschrift, in dem das Konstanzer Wappen zu sehen ist, ist wohl auf ungefähr 1440 zu datieren. Das aktuelle Findbuch zu Bestand J 1 des Hauptstaatsarchivs datiert das Papier aufgrund der Analyse der Wasserzeichen auf 1439 bis 1442: <http://www.landearchiv-bw.de/plink/?f=1-2377578>. VON BERCHEM (wie Anm. 52) S. 36 und ihm folgend CLEMMENSEN (wie oben) S. 4 hatte eine Datierung auf ca. 1430 angenommen.
- 61 SCHEDEL, Hartmann: Liber chronicarum, Nürnberg 1493, hier fol. 185r.
- 62 Abbildung bei MEIER, Ulrich: Republikanismus, in: Peter Blickle (Hg.): Verborgene republikanische Traditionen in Oberschwaben, Tübingen 1998, S. 81–99, hier S. 15.
- 63 SCHROT, Martin: Wappenbuch des Heiligen Römischen Reichs und allgemeiner Christenheit in Europa [...] s. I. [München] 1581 (s. p.) und SOLIS, Virgil: Wappenbüchlein. Zu Ehren Der Römischen Kay. vnd Kü. Mt., auch Bäbstlicher Heyligkeit [...], Nürnberg 1555, s. p.; auch in der Auflage von 1580 ist noch das alte Wappen zu sehen.
- 64 Die Wappenbücher Herzog Albrechts VI. von Österreich, hg. von Charlotte BECHER und Ortwin GAMBER, Wien, Köln und Graz 1986, Tafel XII. Hinsichtlich der Reihenfolge der Abbildungen ist diese Ausgabe mit Vorsicht zu genießen; ihr vorzuziehen sind die Rekonstruktionen auf WikiCommons: [https://commons.wikimedia.org/wiki/Ingeram\\_Codex:\\_15th\\_Century\\_sorting](https://commons.wikimedia.org/wiki/Ingeram_Codex:_15th_Century_sorting).
- 65 München, Bayerische Staatsbibliothek Cod. icon. 308 n, fol. 261v; Digitalisat: [http://daten.digitale-sammlungen.de/bsb00043104/image\\_514](http://daten.digitale-sammlungen.de/bsb00043104/image_514)
- 66 St. Gallen, Stiftsbibliothek, Cod. Sang. 1084; Digitalisat: <http://www.e-codices.unifr.ch/de/csg/1084/34/medium>.
- 67 Innsbruck, Universitäts- und Landesbibliothek, Tirol, Cod. 545, fol. 233r, hier verwendet nach dem Digitalisat [http://manuscripta.at/m1/hs\\_detail.php?ID=9398](http://manuscripta.at/m1/hs_detail.php?ID=9398).
- 68 LOUTSCH, Jean-Claude: L'armorial Miltenberg, un armorial de la fin du XVe siècle, in: Archives Héraldiques Suisses 103 (1989) S. 95–165, 104 (1990) S. 40–67 und 122–164, 106 (1992) S. 42–68, 107 (1993) S. 61–141, hier Abb. 107 bzw. 129.
- 69 ALEXANDER, Beatrix: Der Kölner Bauer, Köln 1987; siehe auch SCHUBERT (wie Anm. 53) S. 10: »In Köln ist man geradezu stolz darauf, zu den vier Bauern des Reiches zu gehören – auffallenderweise hält sich Konstanz bei der Rezeption dieser Lehre zurück, obwohl sie Conrad Grünenberg als vornehmer Bürger dieser Stadt und Ritter in seinem Wappenbuch überliefert.«
- 70 Köln, Historisches Archiv der Stadt, Chroniken und Darstellungen 21 und 22. Erstere, wohl 1475 entstanden, zeigt das neue Wappen, siehe SAURMAYELTSCHE (wie Anm. 53) Abb. 439, letztere (Ende 15. Jahrhundert) das alte, siehe die Abbildung in VON DEN BRINCKEN, Anna-Dorothee (Hg.): Köln 1475 – Des Heiligen Reiches freie Stadt: Ausstellung des Historischen Archivs der Stadt Köln zum 500. Jahrestag der Anerkennung Kölns als Freie Reichsstadt am 19. September 1975, Köln 1975, Tafel 4. Die Datierungen nach Katalog der deutschsprachigen illustrierten Handschriften des Mittelalters, begonnen von Hella FRÜHMORGEN-VOSS, fortgeführt von Norbert H. OTT zusammen mit Ulrike BODEMANN, Bd. 3,3, München 2000, S. 204 und 206. Siehe auch KORTH, Leonhard: Der kölnische Bauer und das Quaternionen-System, in: Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln 14 (1888) S. 117–124, hier S. 119–120, der auf die verschiedenen Quaternionenadler, aber nicht auf die unterschiedliche Darstellung des Konstanzer Wappens eingeht.
- 71 Die Cronica van der hilliger Stat van Coellen, Köln 1499, fol. 136r; hier verwendet nach dem Digitalisat des Exemplars der Universitätsbibliothek Düsseldorf: [urn:nbn:de:hbz:061:1-112958](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:061:1-112958). Zur Abhängigkeit von der Agrippina siehe KORTH (wie Anm. 70) S. 121.
- 72 Siehe BURKHARDT, Martin/ DOBRAS, Wolfgang/ ZIMMERMANN, Wolfgang: Konstanz in der frühen Neuzeit (Geschichte der Stadt Konstanz 3) Konstanz 1991, z. B. S. 55, 66, 87 und 110 für Darstellungen des neuen Wappens in dieser Zeit – aber auch S. 128 für den Entwurf der Schmalkaldischen Bundesfahne und S. 134 für die Wappenrolle der »Katz«.
- 73 So offenbar die Annahme von CAHN (wie Anm. 6) S. 239.

74 Siehe DOBRAS in BURKHARDT/ DOBRAS/ ZIMMERMANN (wie Anm. 72) S. 39–101.

75 Vgl. GRAF (wie Anm. 12) S. 101.

76 **K**, fol. 95r (siehe oben) und **Pr**, fol. 133r (Abbildung 12).

77 CAHN (wie Anm. 6) S. 294–297.

78 CAHN (wie Anm. 6) S. 338–340; KLEIN (wie Anm. 29) S. 185.

79 KLEIN (wie Anm. 29) S. 186 (Abb. 96–107).

80 CAHN (wie Anm. 6) S. 340–341.

81 Siehe CAHN (wie Anm. 6) S. 355–357 und DOBRAS in: BURKHARDT/ DOBRAS/ ZIMMERMANN (wie Anm. 72) S. 89–90.

Doris Bentele-Baumann

# DIE WASSERVERSORGUNG VON ST. GALLEN

Eine Stadtansicht von Melchior Frank von 1596 als  
Quelle frühneuzeitlicher Infrastruktur

Eine zuverlässige Wasserversorgung ist für eine erfolgreiche Stadtentwicklung unverzichtbar. In der mittelalterlichen Stadt gehörten Beschaffung, Nutzung und Entsorgung des Wassers zu den zentralen Aufgaben der Obrigkeit. In St. Gallen stellte diese Herausforderung die Stadtbehörde indes vor erhebliche Probleme. Für eine kontinuierliche Wasserzufuhr sah sich die Kommune mit ungünstigen geologischen und topografischen Bedingungen konfrontiert. Anders als die Städte im Mittelland – wie Zürich, Bern oder Luzern – konnte St. Gallen weder auf einen See, noch auf einen größeren Bach oder Fluss als zuverlässige Wasserreserve zurückgreifen. St. Gallens Terrain setzt sich aus undurchlässigen Schichten von Mergel, Sandstein- und Nagelfluhfelsen zusammen, bedeckt mit mehr oder weniger tiefen Kies- und Sandbetten. Die südliche Talseite besteht aus undurchdringlichen Schichtflächen, auf denen das Regenwasser, nachdem es die Schutt- und Kiesmassen durchflossen hat, talwärts rinnt. An verschiedenen Stellen entspringt es in zahlreichen kleinen Quellen Richtung Stadt. Die nördliche Talseite hingegen ist unter der Schuttschicht aus sogenannten Schichtköpfen, nach oben weisenden, abgebrochenen Felsschichten aufgebaut. Auf diesen Flächen fließt das eindringende Wasser in nördlicher Richtung von der Stadt weg und macht größere Quellbildungen Richtung Talsohle unmöglich. Nur vereinzelt konnten am Nordhang kleinere Wasservorkommen wie beispielsweise die Leimatquelle genutzt werden.<sup>1</sup> Zudem erlaubte die erhöhte Lage der Stadt auf 670 Metern aus technischen Gründen lange Zeit die Nutzung von tiefergelegenen, größeren Gewässern wie den Bodensee nicht.<sup>2</sup> Zur Verfügung standen vorerst nur Grundwasser in geringen Mengen und kleinere Stadtbäche wie die Steinach und der Irabach. Ab dem 15. Jahrhundert wurden zunehmend Quellen außerhalb der Stadt gefasst und ins Zentrum geführt.

Erläuterungen zu den technischen Einrichtungen, die notwendig waren um das Wasser von den Quellen in die Stadt zu leiten, folgen im nächsten Abschnitt, sowie Beschreibungen der Pflichten des Brunnenmeisters und seines Gehilfen. Eine weitere Her-



ausforderung in der gemeinsamen Wasserbeschaffung bedeutete die angespannte Beziehung zwischen den Obrigkeiten von Stadt und Kloster St. Gallen, unterstand die Stadt herrschaftlich zur Zeit des ersten gemeinsamen Wasser-Vertrages 1471 noch der Abtei. Eine gesicherte Trinkwasserversorgung konnte nur dank beiderseitiger Bemühungen gelingen. In Anbetracht dieser Ausgangslage sind die einvernehmlich getroffenen Lösungen bemerkenswert.

Die Frage nach der St. Galler Wasserversorgung im 15. und 16. Jahrhundert wird anhand verschiedener Quellen beantwortet. Im Zentrum stehen einerseits Melchior Franks Stadtansicht und andererseits die fünf ›Wasser-Verträge‹ von 1471 bis 1726, in welchen Rechte und Pflichten der beteiligten Parteien geregelt wurden. Abschliessend folgt ein Ausblick auf die im Zusammenhang mit der Stickerei-Industrie erneut zunehmenden Probleme im 19. Jahrhundert und die grundlegende Reorganisation der Wasserversorgung durch die Gewinnung des Trinkwassers aus dem Bodensee.

## ST. GALLENS WASSERVERSORGUNG ANHAND MELCHIOR FRANKS STADTANSICHT VON 1596

Obwohl die Stadtansicht über hundert Jahre nach dem Bau der ersten Wasserleitung entstand, vermittelt sie doch einen nachvollziehbaren Eindruck von der spätmittelalterlichen Wasserversorgung. Es sind darauf sowohl zahlreiche Brunnen zur Ver-



Abb. 1: St. Galler Stadtansicht von Melchior Frank, 1596, St. Gallen, Stadtarchiv der Ortsbürgergemeinde, S2, 1.



**Abb. 2:** Wetti auf dem Gallusplatz, St. Gallen, Kantonsbibliothek St. Gallen, Vadianische Sammlung der Ortsbürgergemeinde St. Gallen, VadSlg GS o 35/13.

sorgung der Bevölkerung mit Trinkwasser zu sehen, als auch Gassenkanäle mit Brauchwasser. Die getrennte Nutzung des kostbaren Trinkwassers und des qualitativ schlechteren Brauchwassers, heute kaum mehr üblich, war im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit gang und gäbe. Während als Trinkwasser das reine Grund- oder Quellwasser verwendet wurde, benützten Gewerbe und Handwerk das Brauchwasser aus der Steinach für den Antrieb von Mühlen und für Reinigungszwecke. Die Steinach, St. Gallens wichtigster Bach stürzt von St. Georgen im Süden des Stadtzentrums durch das 300 Meter lange und steile Steinachtobel, auch Mülenenschlucht genannt, bis vor das Kloster hinunter. Von dort strömt die Steinach heute eingedolt bis zum östlichen Stadtrand beim Bahnhof St. Fiden, während sie bis 1893/94 offen östlich um die Klostermauer floss und beim Brühltor die Stadt Richtung Bodensee verliess. Dieser natürliche Bach wurde bereits 1384 auf einem Teilstück kanalisiert, um die Stadt mit Brauchwasser zu versorgen. Zu diesem Zweck wurde im unteren Abschnitt der Mülenenschlucht, ein *steinin Wasser-gang*, ein kurzer Kanal in den Nagelfluhfelsen geschlagen, damit ein Teil des Wassers Richtung Loch<sup>3</sup> abgezweigt werden konnte.<sup>4</sup> Vom Loch, dem heutigen Gallusplatz wurde das Wasser in der Wetti gesammelt. Diese sumpfbartige Wasseransammlung, später zu einem Brunnenbecken ausgebaut, hatte mehrere Funktionen: Sie diente sowohl als offenes Wasserreservoir, als auch zeitweise als Pferdeschwemme, zur Aufbewahrung von Teucheln<sup>5</sup> oder zum Auswaschen der gesottenen Leinengarne. Von der Wetti floss das Brauchwasser, dem natürlichen Gefälle folgend in offenen Kanälen durch die Gassen der Stadt. Beim Irator, dem heutigen Marktplatz nahm der Irabach, ein weiterer Stadtbach,

das Brauchwasser auf und führte es beim Burggraben wieder zurück in die Steinach.<sup>6</sup> Die stadtinterne Versorgung mit Brauchwasser vereinfachte die Arbeitsabläufe der Handwerker und Haushaltungen und bedeutete eine vom Kloster unabhängige Versorgung. Entlang der Wasserläufe gruppierten sich Handwerksbetriebe und Gewerbe hauptsächlich nach hygienischen Kriterien: Die Weber in der Webergasse in unmittelbarer Nähe der Wetti, weiter unten an der Multergasse und in der Hinterlauben die Bäcker, die Ledergerber in der Neugasse und die Metzger beim Markt am Ende der Gassenbäche.<sup>7</sup>

Auf das Trinkwasser andererseits verweisen in der Stadtansicht die zahlreichen, von Quellen gespeisten Brunnen auf Plätzen, in breiteren Gassen oder Hinterhöfen. Neben den öffentlichen und klösterlichen Wasserspendern befanden sich zahlreiche in privatem Besitz. Die prominente Darstellung der über zwanzig Brunnen auf Franks Stadtansicht dürfte nicht nur mit deren Bedeutung als Wasserspender zu tun haben, sondern auch mit ihrer Funktion als Ort der Begegnung und des Informationsaustausches.<sup>8</sup> Sie waren meist schlicht, mit einem Rottenfähnlein über der Brunnensäule geschmückt, damit die öffentlichen Wasserstellen von weitem erkannt werden konnten. Nur auf den wichtigsten Plätzen schmückte sie eine repräsentative Brunnenfigur. Wann genau diese Brunnen mit einer Figur versehen wurden, kann nicht ermittelt werden. Beispielsweise verraten die ersten Erwähnungen des Rathausbrunnens in der Marktgasse aus den Jahren 1537 in der Reformationschronik von Johann Kessler<sup>9</sup> und im Ratsprotokoll vom 11. Januar 1538 noch nichts über dessen Aussehen. Erst 1554 und 1556 bezeugen Einträge im Ratsprotokoll und in der Bauamtsrechnung der Stadt St. Gallen eine Lohnauszahlung an Caspar Hagenbach für das Vergolden der Brunnenfigur vor dem Marktplatz und somit die Existenz einer Brunnenfigur.<sup>10</sup>

## WASSERLEITUNGSBAU

In mitteleuropäischen Städten erreichte der Ausbau der Wasserversorgung im 16. Jahrhundert einen Höhepunkt. Vielerorts wurden die Wasserquellen oberhalb der Städte gefasst und über Gefälleleitungen zu einer Brunnenstube in der Stadt geführt. Die Brunnenstube ermöglichte die Ablagerung des mitgeführten Materials und glich die Wasserführung aus, wodurch ein regelmässiger Durchfluss in den Leitungen erzeugt wurde. Die selten mehr als drei Kilometer langen Zuleitungen von den Quellen bis zu den Brunnenstuben bestanden aus Teucheln.<sup>11</sup> In St. Gallen mass die Strecke von der Quelle auf Hofstetten bis zur Brunnenstube auf dem Gallusplatz etwa zwei Kilometer, von St. Lienhartshölzli 1,6 Kilometer. Lagen diese hölzernen Wasserleitungen im ersten Jahr noch auf dem Terrain und waren Wetter und Vandalismus ausgesetzt, wurden sie im folgenden Jahr einen Fuss tief ins Erdreich vergraben.<sup>12</sup> Zur Verbindung zweier Holzteuchel gab es üblicherweise zwei Möglichkeiten. Bei der ersten verwendete man einen Eisenring, die sogenannte Teuchelzwinge, die in die Stirnseite eines Teuchel geschlagen und anschliessend

in die Rinne an der Stirnseite des bereits verlegten Teuchel gefügt wurde. Bei der zweiten Option wurde das an einem Ende konisch zugespitzte Holzrohr in den nachfolgenden Teuchel geschoben. Bestandteile, die an Sammelstuben und Brunnen stärkeren Belastungen ausgesetzt waren, wie Steckrohre und Stöpsel fertigte man aus Eichen- oder aus Eibenholz. Um grössere Wassermengen transportieren zu können, wurden die Hauptleitungen oft doppelt verlegt. Idealerweise wurden für die Teuchel harzhaltige, gerade gewachsene, etwa 15 bis 30 Zentimeter dicke Föhren- oder Weisstannenstämme verwendet. Den höchsten Harzgehalt versprachen auf wasserarmem Standort langsam gewachsene Bäume. Die drei bis acht Meter langen Stämme wurden im Winter gefällt, mit Hilfe von langen Teuchelbohrern ausgebohrt und in einem kleinen Weiher, der sogenannten Teuchelrose aufbewahrt.<sup>13</sup> In St. Gallen können westlich und östlich der Altstadt etwa zehn Teuchelweiher nachgewiesen werden, die meist noch zusätzlichen Aufgaben als Feuerweiher oder zur Bewässerung der Bleichen dienten. Eine einzige 10 x 6 Meter kleine Teuchelrose ist heute noch, im Wald versteckt auf Dreilinden zu finden.<sup>14</sup> Das Bereitstellen der Teuchel bedeutete für Zimmerleute und Landwirte einen willkommenen Nebenerwerb. Die begrenzte Lebensdauer der Holzleitungen hatte einen ziemlich aufwändigen Unterhalt der Wasserleitungen zur Folge. Unter idealen Bedingungen, etwa im Lehmboden konnten die Stämme zwar 40 Jahre überdauern, in geringer Tiefe hingegen, in Kies- oder Sandböden oder gar in einem Straßen- oder Wassergraben hielten sie sich höchstens zehn bis zwanzig Jahre. Entweder faulten sie von innen, das Loch, welches bei einem 30 Zentimeter dicken Stamm etwa 9 cm betrug, weitete sich aus bis die Wände Risse bekamen und die Teuchel auseinanderbarsten oder es geschah das Gegenteil, Ablagerungen von mineral- oder kalkhaltigem Wasser verengten den Durchfluss im Holzrohr und die Öffnung musste mit einer Zugrute regelmässig gereinigt werden.<sup>15</sup> Obwohl die Holzleitungen zu Problemen führen konnten, wurden in St. Gallen erst 1855 die ersten eisernen Wasserrohre verlegt. Noch mehr als zwanzig Jahre später schrieb der St. Galler Gemeinderat Theodor Schlatter (1847–1918)<sup>16</sup> in einem Bericht über die Wasserversorgung der Stadt St. Gallen, dass noch immer ein grosser Teil der Wasserleitungen aus Holzteuchel bestehe und diejenigen des LämmliBrunnwassers im Bachbett der Steinach lägen, umgeben von einer faulenden Flüssigkeit vermischt mit häuslichem Abfall, verwesenden Tieren und dem Schwemmwasser aus den Abtritten des Klosters.<sup>17</sup>

## BRUNNENMEISTER UND IHRE AUFGABEN

Die städtische Wasserversorgung gehörte zum Aufgabenbereich des Baumeisters, der eines der angesehensten Ämter der Stadt bekleidete. Im Rahmen seines Auftrags überprüfte der Brunnenmeister mit seinen Gehilfen regelmässig die öffentlichen Brunnen, Brunnenstuben und Wasserleitungen. Er war für Bau und Unterhalt von Leitungen und Brunnen verantwortlich. Gegen Bezahlung hielt der Brunnenmeister auch die zahl-



reichen privaten Brunnen in Stand.<sup>18</sup> In drei der vier sanktgallischen Eidbücher<sup>19</sup> (ediert von Stephan Ziegler, siehe Anm. 21) findet sich auch der Eid des Brunnenmeisters, in welchem dessen Aufgaben umschrieben sind. Laut dem letzten der vier Bücher, demjenigen von 1757, umfasste seine Pflicht die regelmässige Kontrolle von Brunnenstuben und Wasserleitungen. Zudem hatte er dafür zu sorgen, dass keine Verunreinigungen in das Trinkwasser gelangten und dass sich niemand an den Teucheln zu schaffen machte. Andernfalls sollte der Frevler durch den Brunnenmeister angezeigt werden. Ausserdem war der Brunnenmeister dafür verantwortlich, dass das Wasser korrekt verteilt wurde und auch Missstände bei der Verteilung der Wassermenge angezeigt wurden.<sup>20</sup>

Über ihre Arbeit legten die Brunnenmeister in drei Brunnenbüchern von 1677 bis 1863 gewissenhaft Zeugnis ab. Bestehende und neu gefasste Quellen inventarisierten sie akribisch, unterschieden nach öffentlichen und privaten Brunnen wie auch nach Standorten innerhalb und ausserhalb der Stadtmauern. Jedem Brunnen wurde ein bestimmtes Kontingent an Wasser zugeteilt, reguliert durch den entsprechenden Röhrendurchmesser. Dieser wurde regelmässig mit normierten Metallmassen überprüft und angepasst. In einem gesonderten Kapitel hielten sie die wechselnden Beschlüsse des kleinen Rates bezüglich Brunnen und Wasserführung fest. Im dritten Brunnenbuch von 1863 fällt auf, dass keine neuen Quellen mehr erwähnt werden, was auf eine erneute Wasserverknappung hinweist.<sup>21</sup>

Auf die zuverlässige Amtsführung des Brunnenmeisters und seiner Gehilfen musste sich die Bevölkerung verlassen können. Umso schlimmer war es, wenn ein Vertrauensmissbrauch wie im Fall des Caspar Högger offenkundig wurde. Im Ratsprotokoll vom 27. Juni 1633 wird dem seit 28 Jahren tätigen Brunnenmeister und seinem Gehilfen Caspar Rost vorgeworfen, dass sie während Jahren schmutziges Weiherwasser in die Teuchel geleitet und damit die Brunnen versorgt hätten. Auf Urfehde hin wurden die beiden wieder frei gelassen, ihre Ämter indes durften sie nicht mehr ausüben. Bei Leib und Leben wurde ihnen gedroht, sich nie mehr an Brunnen oder Teuchel zu schaffen zu machen, es sei denn, sie würden um ihre Sachkenntnis ersucht. Auf ihre langjährige Erfahrung wollten die Räte offenbar doch nicht verzichten. Auch im folgenden Beispiel zeigt sich, dass die Kenntnisse der Brunnenmeister hoch geschätzt waren. 1645 bewarb sich der süddeutsche Brunnenmeister Elias Müller um das St. Galler Bürgerrecht. Aus den Ratsprotokollen vom 26. und 29. August 1645 ist ersichtlich, dass er mit offenen Armen aufgenommen wurde. Laut diesen Protokollen war er bei seiner Bewerbung bereits seit Jahren Zunftmeister der St. Galler Schmiede. Dass er sich auf das Vortrefflichste auf Brunnenbau und Wasserkunst verstehe, habe er bereits hier und in der Nachbarschaft bewiesen. Da zurzeit niemand in der Stadt diese Kunst beherrsche, wäre eine Person mit diesem profunden Wissen *hochnotwendig*. Weiter wird dezidiert festgehalten, dass erwartet wurde, dass Müller sein Wissen weitergebe. Elias Müller bekam das Bürgerrecht schliesslich geschenkt und übte von 1659 bis zu seinem Tod 1666 das Amt des Brunnenmeisters aus. Sein Nachfolger bis 1686 wurde sein Sohn Hans Georg Müller.<sup>22</sup>



## ST. GALLENS WASSERVERSORGUNG IM SPANNUNGSFELD DER STÄDTISCH- KLÖSTERLICHEN BEZIEHUNG

Die Abgrenzung des Klosterbezirks vom Stadtgebiet seit 1566 ist auf Franks Stadtansicht mit der trennenden Schiedmauer prägnant illustriert und verweist damit auf die räumliche und politische Trennung zwischen Kloster und reformierter Stadt. Dieses enge Nebeneinander von zwei unterschiedlichen Körperschaften, die sich im 16. Jahrhundert juristisch trennten, barg Konfliktpotential. Hinsichtlich der gemeinsamen Wasserversorgung ist das diffizile Verhältnis der beiden Mächte von besonderer Relevanz. Um die aus dem historisch gewachsenen Zusammenleben entwickelte gegenseitige Abhängigkeit zu verstehen, ist ein Blick auf die Anfänge St. Gallens notwendig. Ausschlaggebend für die Stadtgründung waren weder eine günstige Verkehrslage noch optimale Versorgungsmöglichkeiten, insbesondere nicht diejenige mit Wasser. Entscheidend war laut Legende die spontane Niederlassung des Wandermönchs Gallus nach einer spirituellen Eingebung. Gut hundert Jahre nachdem sich der irische Mönch im Jahr 612 am Fuss des Steinachtobels niedergelassen hatte, gründete sein Nachfolger, Mönch Otmar an derselben Stelle das Kloster St. Gallen. Pilger und Handwerker siedelten sich in den folgenden Jahrhunderten in der Umgebung des stetig wachsenden herrschaftlichen, wirtschaftlichen und religiösen Zentrums an. Urkunden ab dem 10. Jahrhundert zeugen von der gedeihenden weltlichen Siedlung. Sie verweisen bereits im 12. Jahrhundert auf *cives*, Stadtbürger, und ein Marktrecht. Die Erstarkung der Stadt zeigt sich ab dem 13. Jahrhundert auch in der bürgerlichen Gründung des städtischen Heiliggeistspitals im Stadtzentrum und eines Siechenhauses östlich der Stadtmauern. Diese städtische Entwicklung wurde vorerst von der vorherrschenden Abtei nicht zuletzt aus eigenem Interesse unterstützt. Seit 1294 kann ein städtischer Rat mit eigenem Stadtsiegel nachgewiesen werden und ab 1362 gesellten sich Zünfte mit politischen Funktionen hinzu. Im Verlaufe des Spätmittelalters verschärfte sich das Verhältnis von Kloster und Stadt. Die Beziehung war geprägt von äbtischem Herrschaftsanspruch, städtischem Streben nach Selbständigkeit und gegenseitiger Abhängigkeit. Mit dem politischen Erstarken der Stadt im 14. Jahrhundert konnte sich diese zunehmend vom Kloster, das heisst der örtlichen Herrschaft, emanzipieren. Vergeblich waren die Bemühungen des Klosters, seine Herrschaft in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu straffen. Der Konflikt weitete sich auf die Region aus und die Streitigkeiten gipfelten in den Appenzeller Kriegen (1401–1429). In deren Verlauf verbündete sich die Stadt St. Gallen mit dem Land Appenzell gegen die Fürstabtei, um die errungenen Freiheiten und eine grundsätzliche politische Neugestaltung durchzusetzen. Der jahrhundertelange Konflikt belastete das Zusammenleben von Stadt und Abtei, während dem die Stadt ihre rechtliche, politische und administrative Stellung weiter ausbaute. Ausdruck der Verselbständigung der Stadt ist das erste Stadtsatzungsbuch ab Mitte des 14. Jahrhunderts. Weitere Quellenbestände wie Seckelamtsbücher,

Steuerbücher, Baurechnungen und Jahresrechnungen ab dem beginnenden 15. Jahrhundert und Ratsprotokolle ab 1477 verweisen auf den Ausbau der städtischen Verwaltung und auf ein wachsendes Selbstbewusstsein der St. Galler Bürger.

Auf dem langen Weg der städtischen Emanzipation sind die wichtigsten Marksteine eine Urkunde von König Rudolf I. im Jahr 1281, welche den Bürgern das Recht zusprach, vor ihrem eigenen Richter belangt zu werden, und eine erste Handfeste von 1291, ausgestellt von Abt Wilhelm von Montfort. Darin sprach er der Bürgerschaft große Freiheiten bezüglich Grundbesitz, Erbschaft und Verpfändung gegenüber der klösterlichen Herrschaft zu. Ebenso richtungweisend waren drei eidgenössische Schiedssprüche aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Der erste versicherte der Stadt, selbst über Maß und Gewicht verfügen zu dürfen, die Inhaber von wichtigen Ämtern wie Ammann, Münzmeister sowie Korn-, Fleisch- und Weinschätzer unabhängig zu ernennen und dem Abt gegenüber keinen Huldigungseid mehr erbringen zu müssen. Die bereits fortgeschrittene Emanzipation stagnierte mit Abt Ulrich Röschs (1463–1491) Amtsantritt und die Situation verschärfte sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts erneut. Abt Rösch baute das Kloster zu einer Landesherrschaft aus, wodurch er die Hoffnungen der Stadt auf eine Ausweitung ihres Hoheitsgebietes zerstörte. Die vollständige Selbständigkeit erhielt die Stadt erst mit dem Wiler Vertrag 1566 unter Abt Otmar Kunz (1564–1577). In dieser Urkunde stimmten Stadt und Kloster zu, die gegenseitigen Verpflichtungen auf dem Territorium der Gegenseite freizukaufen oder abzulösen. Als sichtbares Zeichen der Vereinbarung entstand im folgenden Jahr eine Schiedmauer rund um den Klosterbezirk, die nun die beiden Hoheitsgebiete trennte.<sup>23</sup>

## VERTRÄGE UND DOKUMENTE ZUR GEMEINSAMEN WASSERVERSORGUNG

In den ersten Jahrhunderten der Stadtentwicklung genügten Stadtbäche und Grundwasserbrunnen ausreichend zur Versorgung der Bürgerschaft mit Wasser.<sup>24</sup> Das Trinkwasser wurde aus tiefen Sodbrunnen geschöpft oder gepumpt und das Brauchwasser der Steinach und dem Irabach entnommen.<sup>25</sup> Als im Spätmittelalter gehäuft Witterungsextreme auftraten und die Stadt von trockenen Sommern heimgesucht wurde, stellte sich immer häufiger eine bedrohliche Wasserknappheit ein.<sup>26</sup> 1683 beschrieb der St. Galler Chronist Marx Haltmeyer einen Sommer im 15. Jahrhundert als so heiss, dass dergleichen Trockenheit niemals zuvor erlebt wurde und die Feldfrüchte, die Menschen und das Vieh grosse Not litten aus Mangel an Wasser.<sup>27</sup> Der anhaltende Wassermangel drängte zu neuen Lösungen in der Wasserversorgung. So beschlossen Stadt und Kloster 1471 in einem gemeinsamen Vertrag<sup>28</sup> die zwei Quellen auf Hofstetten und St. Lienhartshölzli oberhalb der Stadt zu fassen und vor das Kloster zu führen.<sup>29</sup> Im Namen von Abt Ulrich Rösch, dem Konvent, dem Bürgermeister, den Ratsherren und den Bürgern St. Gallens wurde

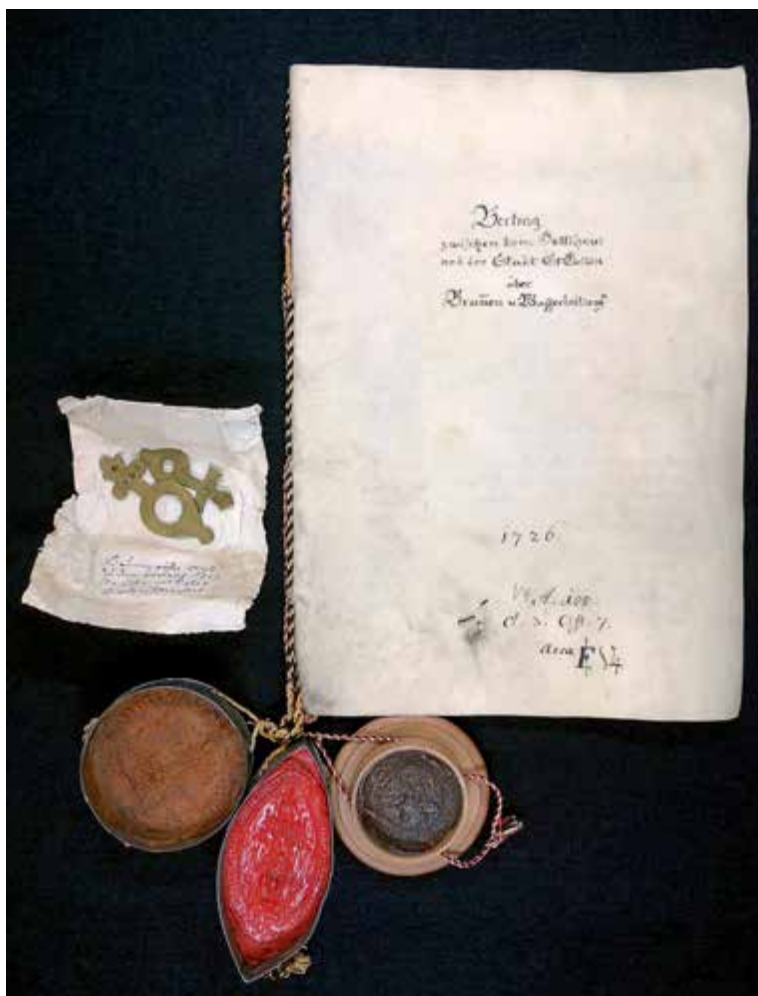


**Abb. 3:** Erster Vertrag zwischen Stadt und Kloster St. Gallen zur gemeinsamen Wasserversorgung, 1471, St. Gallen, Stadtarchiv der Ortsbürgergemeinde, Tr. 2, Nr. 6.

eine Urkunde zur Wasserversorgung und mit den Siegeln des Abtes, des Klosters und der Stadt versehen an beide Parteien ausgehändigt.<sup>30</sup> In diesem ersten Vertrag von 1471 halten die Unterzeichnenden fest, dass sie seit langer Zeit an Wassermangel litten. Deshalb sollten nun die beiden Quellen bei St. Lienhart und auf einem Gut bei Hofstetten gefasst und in eine Brunnenstube vor das Kloster, zum heutigen Gallusplatz geführt werden. Bis dorthin wurden die Kosten gemeinsam getragen. Auf dem Gallusplatz wurde die Wassermenge in einer Brunnenstube mit geeichten Fächern gleichmässig aufgeteilt und auf jeweils eigene Kosten in den Stiftsbezirk und in das Stadtgebiet weitergeleitet. Die Brunnenstube war mit zwei Schlössern versehen, je eines für jede Partei. Bei Verdacht auf ungleiche Verteilung wurde die Sachlage gemeinsam begutachtet und in Ordnung gebracht.<sup>31</sup> Besiegelt wurden die Verträge beider Parteien mit den Siegeln des Abtes, des Konvents und der Stadt. Auf den ersten Wasser-Vertrag folgten in den kommenden 250 Jahren vier weitere.<sup>32</sup> Jedes Mal wurde die Absicht bestätigt, das Wasser der bestehenden sowie der neu hinzugekommenen Quellen gemeinsam in die Stadt zu führen. Ins Auge fällt dabei, dass die schriftlichen Abmachungen stets konkreter und detaillierter ausgeführt wurden. Offensichtlich versuchte man, absehbare Konflikte gar nicht erst aufkommen zu lassen. 1521 versprach Abt Franziskus von Gaisberg im zweiten Vertrag, dass der Konvent die Schäden an den Straßen und der Stadtmauer, die beim Bau und Unterhalt

der Wasserleitungen entstanden, zu übernehmen. Diese Reparaturarbeiten wurden zudem nur an Werkleute der Stadt vergeben.<sup>33</sup>

Gleichzeitig sicherte Abt Franziskus die klösterliche Wasserversorgung mittels zahlreichen Verträgen mit verschiedenen Grundbesitzern.<sup>34</sup> Darin wurden ihm die Rechte zur freien Durchleitung des Wassers von der Quelle in Hofstetten bis vor das Kloster zugesprochen. Beide Parteien erstellten jeweils einen Vertrag zur selben Sache. Das nachfolgende Beispiel eines *Revers*<sup>35</sup> mit dem Grundstückbesitzer Michel Hofstetter veranschaulicht die feinen Unterschiede zwischen äbtischen und bäuerlichen Formulierungen. Mit holprigen Sätzen erklärt Hofstetter, dass das Kloster das Wasser im Sommer und im Winter durch sein Gut leiten dürfe. Für das Eingraben der Teuchel auf seinem Grundstück und den dadurch entstandenen Schaden erhalte er 6 Pfund Pfenning bar. Ebenso sollten er und seine Erben Brennholz erhalten so lange das Wasser in das Kloster geführt wurde. Im Gegenzug versprach Hofstetter, dass das Kloster jederzeit das benötigte Wasser beziehen und die Teucheln erneuern durfte, ohne dass Einsprache erhoben



**Abb. 4:** Fünfter Wasservertrag mit zwei Brunnenröhren-Maße in der Siegelkapsel, 1726, St. Gallen, Stiftsarchiv, StiASG V4 A 105.

würde. Dieselbe Abmachung bestätigte Abt Franziskus am gleichen Tag in ähnlicher, jedoch deutlich routinierterer Ausdrucksweise. Der Abt präziserte, dass Hofstetter das Holz selber schlagen und heimführen solle.<sup>36</sup> Der dritte Vertrag von 1544 mit Abt Diethelm Blarer von Wartensee übernahm im Wesentlichen die Übereinkünfte der vorangegangenen.<sup>37</sup> Neu wurden nun auch die Quellen von Notkersegg aus dem Kapfgebiet und das Neuwasser aus dem Talkessel von St. Georgen erschlossen und deren Verteilung festgelegt. 1682 verfassten Abt Gallus Alt und die Stadt den vierten Vertrag. Die Wasserrechte wurden nun von Grund auf neu geregelt. Die Quellen sollten rationeller genutzt, die Kosten gesenkt und die Wasserqualität verbessert werden.<sup>38</sup> Ergänzt wurde dieser Vertrag durch drei detaillierte Pläne, auf denen Quellfassungen, Brunnenstuben und die Verteilung der Wasserleitungen akkurat eingezeichnet und mit Erläuterungen versehen sind.<sup>39</sup> Der fünfte und letzte Vertrag aus dem Jahr 1726 zwischen Abt Joseph von Rudolphi und der Stadt ist ein mehrseitiges Heft.<sup>40</sup> Im Zentrum stehen massgebliche Änderungen der Eigentumsrechte an den Wasserleitungen. Beispielsweise verkaufte das Kloster nun für 30 Gulden jährlich Wasser für drei städtische Brunnen. Um das Quantum genau zu bemessen, musste es durch ein ›Röhrlein‹ mit einem exakt bestimmten Durchmesser geleitet werden. Zur Kontrolle dieses Durchmessers erhielten Stadt und Kloster Messingmasse mit den entsprechenden Öffnungen. Die Masse des Klosters sind noch in der Siegelkapsel des dazugehörigen Vertrages im Stiftsarchiv zu finden.

Über 200 weitere Dokumente in den Archiven der Stadt und des Stifts zeugen vom Konfliktpotenzial bezüglich der Nutzungsrechte der Brunnen zwischen Kloster, Stadt und privaten Brunnen- und Quellenbesitzern. Immer wieder mussten Details zum Verlegen der Wasserleitungen unter den Betroffenen geklärt, Abmachungen zur Behebung von Schäden an Straßen, Mauern oder Wiesen geregelt und Probleme um die Abwasserentsorgung gelöst werden. Mit flüchtig gekritzelten Notizen aber auch in sorgfältig gestalteten und besiegelten Urkunden unter Titeln wie *Abmachung*, *Protokoll*, *Quittung*, *Vermerk*, *Verpflichtungserklärung* oder *Bewilligung*, versuchten die Beteiligten untereinander Klarheit zu schaffen.<sup>41</sup> Im Stadtarchiv der Ortsbürgergemeinde wird ergänzend ein Band mit Abschriften von Kaufbriefen zu *Brunnen und Wasserflüssen* vom 15. bis ins 17. Jahrhundert aufbewahrt.<sup>42</sup>

## AUSBLICK INS 19. JAHRHUNDERT

Noch 1818 schrieb der St. Galler Publizist Georg Leonhard Hartmann (1764–1828) beschönigend, dass nur wenige Städte so gut mit Quellwasser versorgt würden wie St. Gallen und dass die 396 laufenden Brunnen die Stadt mit bestem Quellwasser beliefern würden.<sup>43</sup> Mit diesem optimistischen Blick verkannte er allerdings die in der Folge auftretenden Probleme der städtischen Wasserversorgung. Mitte des 19. Jahrhunderts verschärfte sich der Wassermangel trotz der nunmehr 168 Quellfassungen zusehends. Die



Stickerei-Industrie boomte und die Bevölkerungszahl verdreifachte sich. Eine enorme Bautätigkeit über die Grenzen der ehemaligen Stadtmauer hinaus setzte ein. Die Bevölkerung konnte oft nur noch während einiger Stunden pro Tag mit Trinkwasser versorgt werden. Es war von miserabler Qualität und möglicherweise mitbeteiligt an den damals grassierenden Krankheiten Typhus, Cholera und Ruhr. Mit grosser Dringlichkeit mussten neue Möglichkeiten zur Wassergewinnung gefunden werden. Zwischen 1872 und 1890 erwies sich die Bohrung eines artesischen Brunnens<sup>44</sup>, bei dem der Grundwasserspiegel über dem Brunnen liegt und das Wasser dank Überdruck ohne Pumpen aufsteigt, aus geologischen Gründen als unrealistisch. Auch der Wasserbezug aus dem nahen Alpsteingebiet, vom Seelapsee, Säntisersee, Fählensee oder von der Schwägalp musste aus wirtschaftlichen und politischen Gründen verworfen werden. Vielversprechend zeigte sich hingegen das Projekt der Wassergewinnung mit Hilfe eines Pumpwerks aus dem zehn Kilometer entfernten und 300 Meter tiefergelegenen Bodensee. Damit konnte mehr als vierhundert Jahre nach dem Bau der ersten Quellwasserversorgung im Jahr 1895 eine dauerhafte Lösung gefunden werden. Die Bevölkerung St. Gallens musste seither keine Wasserrationierung mehr erdulden.<sup>45</sup>

## ZUSAMMENFASSUNG

Melchior Franks Stadtansicht aus dem Jahr 1596 dokumentiert nebst anderen Themen St. Gallens Wasserversorgung im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit. Dauernde Wasserknappheit veranlasste Stadt und Kloster St. Gallen im 15. Jahrhundert, das Problem gemeinsam anzugehen. Aufschlussreich ist diese gemeinsame Handlung vor allem unter dem Aspekt der dreißig Jahre zuvor erlangten städtischen Unabhängigkeit. Die Ablösung aus der äbtischen Herrschaft erfolgte in einem Jahrhunderte dauernden Prozess, der sich in zahlreichen kleinen Schritten manifestiert. Schon 182 Jahre vor der endgültigen städtischen Emanzipation 1566 wurden Handwerk, Gewerbe und Haushalte unabhängig vom Kloster mit Brauchwasser versorgt. Dazu wurde vom Steinachtobel bis zum Gallusplatz ein Wasserkanal erstellt. Von dort aus floss das Wasser auf dem leicht geneigten Gelände durch die Gassenkanäle der Stadt. Der Mangel an sauberem Trinkwasser aus Grundwasserbrunnen zwang Stadt und Kloster zu einer kooperativen Lösung. So vereinbarten die Obrigkeiten beider Mächte zwischen 1471 und 1726 in fünf Verträgen gemeinsam zahlreiche Quellen ausserhalb der Stadtmauern zu fassen und in das Stadt- und das Klostergebiet zu leiten. Weitere Abmachungen mit Grundstückbesitzern ergänzten die beiderseitigen Anstrengungen für eine solidarische Problemlösung. Bemerkenswert ist dabei die Kooperation in einer Zeit dezidierter Abgrenzung.

## ABSTRACT IN ENGLISH

Melchior Frank's townscape from 1596 nicely documents aspects of Saint Gall in the Late Middle Ages and the early modern age such as the water supply of the city. The continuing water shortage of the 15<sup>th</sup> century forced the city and the abbey of St Gall to jointly address the problem. This close collaboration is particularly notable in view of the city's independence from the abbey thirty years earlier. The separation from the abbey's authority was a process over centuries, established little by little.<sup>46</sup> 182 years before the city's definite emancipation in 1566 craft, trade and households were independently supplied with service water. For this purpose, a channel was built reaching from the Steinach ravine as far as Gallus Square. The water was lead through channels in the alleys down the slightly sloped terrain. The lack of potable ground water forced the city and the abbey to collaborate. Between 1471 and 1726 the authorities of both powers agreed in five contracts to jointly tap numerous springs outside the city walls and pipe the water to the city area and the abbey. Further agreements with property owners complemented the mutual efforts to find a solution in solidarity. In an era of decided dissociation this cooperation is remarkable.

*Anschrift der Verfasserin:*

Doris Bentele-Baumann M. A. UZH, Betten 34, CH-9300 Wittenbach,  
doris.bentele-baumann@uzh.ch

## ANMERKUNGEN

1 SCHLATTER, Theodor: Die Wasserversorgung der Stadt St. Gallen in ihrem heutigen Zustand. Dargestellt nach den Berichten der Ortsgesundheitskommission der Gemeinde St. Gallen, St. Gallen 1877, S. 6–7, 11, 19.

2 SCHREIBER, Mirjam: Die Entwicklung der städtischen Wasserversorgung und Abwasserentsorgung in St. Gallen Ende 19. und Anfang 20. Jahrhundert, Zürich 1999, S. 24.

3 Die alte Ortsbezeichnung im Loch für den heutigen Gallusplatz dürfte auf dieses Wasserbecken zurückgehen.

4 VADIANUS, Joachim 1484–1551: Die Grössere Chronik der Äbte. Abtei und Stadt St. Gallen im Hoch- und Spätmittelalter (1199–1491). Joachim von Watt (Vadian). Bearbeitet von Bernhard STETTLER, Zürich 2010 und VADIANUS, Joachim 1484–1551. Chronik der Äbte des Klosters St. Gallen. Joachim v. WATT (Vadi-

an); GÖTZINGER, Ernst (Hg.), St. Gallen 1875–1877, S. 118f.

5 Hölzerne Wasserleitung aus ausgebohrten Holzstämmen. Siehe Kapitel »Wasserleitungsbau«.

6 Die Baudenkmäler der Stadt St. Gallen. Bearbeitet von August HARDEGGER, Salomon SCHLATTER u. Traugott SCHIESS, St. Gallen 1922, S. 7, 505.

7 ZANGGER, Alfred: Von der Feudalordnung zu kommunalen Gesellschaftsformen, in: Sankt Galler Geschichte 2003, Bd. 2, St. Gallen 2003, S. 53.

8 RIPPMANN, Dorothee: Brunnen in der Europäischen Stadtgeschichte, in: RIPPMANN, Dorothee, u. a. (Hg.): ... zum allgemeinen statt nutzen. Brunnen in der Europäischen Stadtgeschichte, Trier 2008, S. 13.

9 KESSLER, Johannes: Sabbata. St. Galler Reformati-  
onschronik 1523–1539. Bearbeitet von Traugott  
SCHIESS, Leipzig 1911.

- 10 St. Gallen, Stadtarchiv der Ortsbürgergemeinde, Ratsprotokoll vom 15. November 1554 und Bauamtsrechnung vom 22. August 1556.
- 11 GREWE, Klaus: Die Wasserversorgung im Mittelalter, Mainz 1991, S. 101–102.
- 12 BAUER, Hermann mit Fotografien von MAEDER Herbert: St. Gallen und seine Brunnen. Ein Stück liebenswerter Stadtgeschichte im Zeichen ihrer 500 Jahre zurückreichenden Trinkwasserversorgung, (1471–1971), St. Gallen 1971, S. 4f.
- 13 SUTER, Elisabeth: Wasser und Brunnen im alten Zürich. Zur Geschichte der Wasserversorgung der Stadt vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert, Zürich 1981, S. 30–35.
- 14 BUFF, Théo/KRETZER, Rolf: Weiher als Lebensräume, St. Gallen 2000, S. 89.
- 15 SUTER (wie Anm. 13) S. 30–35.
- 16 <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D22818.php>, 02.08.2015.
- 17 SCHLATTER (wie Anm. 1) S. 47–51.
- 18 SUTER (wie Anm. 13) S. 57.
- 19 St. Gallen, Stadtarchiv der Ortsbürgergemeinde, Eidbuch 537b.
- 20 ZIEGLER, Stephan: Die Eidbücher von 1511, 1657, 1740 und 1757. Teil 2: Edition, St. Gallen 1997, S. 223.
- 21 BENZ, Albert: Die Entwicklung der Wasserversorgung der Stadt St. Gallen, Gossau 1938, S. 7–10.
- 22 HARTMANN, Georg Leonhard: Beschreibung der Stadt St. Gallen mit Zeichnungen von RIETMANN, Johann Jacob. ZIEGLER, Ernst (Hg.), St. Gallen 1972, S. 12–13.
- 23 MAYER, Marcel/SONDEREGGER, Stefan: Sankt Gallen (Gemeinde), in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 07.08.2015, URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D1321.php>.
- 24 SCHALEKAMP, Maarten: Die Wasserversorgung der Stadt St. Gallen. Gestern, heute, morgen, Zürich 1969. S. 1.
- 25 BAUER (wie Anm. 12) S. 3.
- 26 ZANGGER (wie Anm. 7) S. 59.
- 27 Marx HALTMEYER: Beschreibung der Eidgenössischen Stadt St. Gallen. Gelegenheit, Geschichten und Regiment wie auch des Lebens Hrn. D. Von Watt, gewesener Burgermeisters daselbst, St. Gallen 1683, S. 159.
- 28 St. Gallen, Stadtarchiv der Ortsbürgergemeinde, Tr. 2, Nr. 6 und Stiftsarchiv HH4 K1.
- 29 Schalekamp (wie Anm. 24) S. 1.
- 30 In beiden Archiven, demjenigen der Stadt und demjenigen des Stifts, werden die Verträge bis heute aufbewahrt.
- 31 St. Gallen (wie Anm. 28).
- 32 Auch diese sind mit den Siegeln der Stadt, des Konvents und des jeweiligen Abtes (Franziskus von Gaisberg, 1504–1529, Diethelm Blarer von Wartensee, 1530–1564 und Gallus Alt 1654–1687) versehen.
- 33 St. Gallen, Stiftsarchiv, StiASG HH4 K5.
- 34 BENZ (wie Anm. 21) S. 6.
- 35 <http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Definition/revers.html>, 12.03.2015.
- 36 St. Gallen, Stiftsarchiv, StiASG HH4 K7.
- 37 St. Gallen, Stiftsarchiv, StiASG HH4 K9.
- 38 BENZ (wie Anm. 21) 7–10.
- 39 St. Gallen, Stiftsarchiv, Karten und Pläne Nr. 38b, 38b I und 38b II.
- 40 St. Gallen, Stiftsarchiv, StiASG V4 A 106.
- 41 St. Gallen, Stiftsarchiv, Rubrik 74, Faszikel 5, Brunnen- und Wasserleitungen und Stadtarchiv der Ortsbürgergemeinde, Tr. X, XI, XIV, 2, 5, 7, 9, 10, L, M und N.
- 42 St. Gallen, Stadtarchiv der Ortsbürgergemeinde, 927.
- 43 HARTMANN, (wie Anm. 21) S. 12.
- 44 <http://www.spektrum.de/lexikon/geowissenschaften/artesischer-brunnen/969>, 21.07.2015.
- 45 SCHALEKAMP (wie Anm. 24) S. 2.
- 46 MAYER/SONDEREGGER (wie Anm. 23).

Heinrich Frey / Brigitte Rieger-Benkel

## DIE UNTERGEHENDE BISCHOFS- RESIDENZ MEERSBURG

Zum letzten Aufenthalt von Fürstbischof Carl Theodor  
von Dalberg im Herbst 1814

Als einer der letzten Vertreter des Alten Reiches verkörpert Carl Theodor Anton Maria von Dalberg (\* 08. Februar 1744 in Mannheim – † 10. Februar 1817 in Regensburg) wie kaum eine andere Persönlichkeit den durch die gewaltigen Umbrüche und die Neuordnung durch Napoleon ausgelösten Aufstieg und Fall. Vor der Säkularisation war Dalberg Erzbischof von Mainz, Fürstbischof zu Worms und letzter Fürstbischof von Konstanz. Als »Parteilänger« Napoleons versuchte er die alte Reichsverfassung und die »Einheitskirche« Deutschlands zu bewahren. In der Gründung des Rheinbundes unter Napoleon erblickte Dalberg die Chance, die deutsche Einheitskirche, deren Neuordnung nach dem Reichsdeputationshauptschluss von 1803 immer noch anstand, zu erhalten. Als Kurierkanzler des Heiligen Römischen Reiches und später Fürstprimas des deutschen Rheinbundes, Großherzog von Frankfurt und Erzbischof von Mainz, später Regensburg, wurde er einer der mächtigsten Männer Deutschlands in kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten. In dieser Funktion war er der einzige geistliche Fürst, der die Säkularisation zunächst überstand. Nach der Völkerschlacht bei Leipzig vom 16. bis 18. Oktober 1813 mit der Niederlage Napoleons gab er alle politischen Ämter auf, blieb letztlich aber Erzbischof von Regensburg und Bischof von Konstanz. Er konzentrierte sich nun umso mehr auf seine verbliebenen kirchlichen Ämter: »Seitdem ich mich ganz dem bischöflichen Beruf gewidmet und ein für allemal unwiederruflich allen politischen und weltlichen Regierungs-Geschäften entsagt habe, so genieß' ich eine Seelenheiterkeit, von der ich bißher keinen Begriff hatte.«<sup>1</sup> In dieser Verfassung reiste Dalberg im Herbst 1814 nach Meersburg. Hier beschäftigte ihn das Problem der »Schweizer Quart«, nämlich der Abspaltung der Schweizer Kantone vom Bistum Konstanz; ebenso wichtig war auch die Entsendung eines Vertreters zum Wiener Kongress, um die Chance einer gesamtdeutschen katholischen Einheitskirche zu wahren. Prädestiniert dafür war Ignaz Heinrich von Wessenberg<sup>2</sup>, der spätere Bistumsverweser von Konstanz, der verwandtschaftliche Beziehungen zum Wiener Hof hatte. Wessenbergs Abwesenheit erforderte die Anwesenheit des Bischofs in der Diözese Konstanz.

Die Vorbereitungen zum 200. Todestag von Franz Anton Mesmer in Meersburg förderten auch die fast vergessene Begegnung der beiden alten Männer Carl Theodor von Dalberg und Mesmer wieder zu Tage. Die biographischen Notizen des Freiburger Historikers Heinrich Schreiber<sup>3</sup>, der sich 1814/15 im Meersburger Priesterseminar<sup>4</sup> aufhielt, wiesen auf die Begegnung hin. Jedoch in den Standardwerken über Dalberg, vor allem die noch immer gültige Biographie von Karl Freiherr Beaulieu-Marcconnay von 1879<sup>5</sup>, wird der Aufenthalt Dalbergs in Meersburg meist nicht oder bestenfalls in einem Halbsatz erwähnt. Einer der wenigen Autobiographen, die den Aufenthalt des Fürstbischofs im Herbst/Winter 1814 erwähnen, ist Herbert Hömig in seiner Publikation »Carl Theodor von Dalberg. Staatsmann und Kirchenfürst im Schatten Napoleons« aus dem Jahr 2011.<sup>6</sup>

Regionalgeschichtlich fällt auf, dass trotz der Bedeutung Dalbergs seine Tätigkeiten im Bistum Konstanz nach seinem politischen Fall 1813 nur unzureichend erforscht sind, obwohl zur Auflösung des Hochstifts ab 1802 ausreichend Literatur<sup>7</sup> vorhanden ist. Dies ist vielleicht dem Umstand geschuldet, dass er nur drei Jahre dem Hochstift bis zur Säkularisation vorstand, obwohl er bis 1817 das Bistum Konstanz leitete, das 1827 endgültig aufgelöst wurde. Mit diesem Aufsatz soll diese Lücke der Regionalgeschichte geschlossen werden.

## CHRONOLOGISCHE ÜBERSICHT: DALBERG AM BODENSEE – DIE EINSCHLÄGIGEN HISTORISCHE DATEN

Ab 30. September 1813 Zwei Wochen vor der Völkerschlacht bei Leipzig reist Dalberg nach Konstanz (Ankunft um den 7./9. Oktober) wegen der Abspaltungsbemühungen der Schweizer Kantone vom Bistum Konstanz. Die Reise führte er ohne Fluchtgedanken durch, sie wurde sogar im Vorfeld veröffentlicht.<sup>8</sup>



Abb. 1: Carl Theodor von Dalberg um 1804, (Stadt Meersburg).



- 16.–18. Oktober 1813 Völkerschlacht von Leipzig.
28. Oktober 1813 Abdankung als Großherzog von Frankfurt zugunsten von Eugène Rose de Beauharnais, dem Stiefsohn von Napoleon Bonaparte
9. November 1813 Dalberg bricht nach Zürich auf
20. November 1813 Baden tritt aus dem Rheinbund aus
- 13.–20. Dezember 1813 Dalberg hält sich in Luzern auf und trifft zwei Tage später wieder in Konstanz ein
16. Januar 1814 Der König von Bayern genehmigt Dalbergs Wunsch, weiterhin als Erzbischof von Regensburg zu wirken
- Bis 7. März 1814 Dalberg verweilt in Konstanz und reist mit Genehmigung des Königs von Bayern nach Regensburg
- 30./31. März 1814 Schlacht bei Paris mit französischer Niederlage und Waffenstillstand sowie Einzug der Alliierten in Paris
2. April 1814 Der Senat erklärt die Absetzung Napoleons. Ludwig XVIII. wird König von Frankreich
11. April 1814 Endgültige Abdankung Napoleons in Fontainebleau
30. April 1814 Napoleon wird nach Elba verbannt
30. Mai 1814 Erster Friede von Paris: Entwurf einer groben Skizze des neuen Europa, Festlegung der französischen Grenzen auf den Status von 1792; Vorbereitung des Wiener Kongresses.
- Mitte September 1814 Dalberg reist von Regensburg nach Meersburg und wohnt im Priesterseminar
18. September 1814 Beginn des Wiener Kongresses
2. November 1814 Breve Papst Pius VII., das die Abspaltung der Schweizer Quart anordnet. Allerdings erreicht das Schreiben Dalberg offiziell erst Ende Dezember in Meersburg.
- Auf den 1. Januar 1815 trennte Papst Pius VII. die schweizerische Quart vom Bistum Konstanz ab (wird am 11. Januar vom Papst als vollzogen angesehen)
3. Januar 1815 Dalberg verlässt Meersburg mit Reiseziel Regensburg, wo er am 6. Januar ankommt. Aus Altersgründen wird er nicht mehr an den Bodensee reisen können
26. Februar 1815 Napoleon verlässt heimlich Elba und trifft am
20. März 1815 in Paris ein. In Fontainebleau erneuert er das Kaisertum.
25. März 1815 Kriegserklärung an Napoleon – Viermächtekonvention zu Wien und Erneuerung des Bündnisses der Alliierten
8. Juni 1815 Mit der Deutschen Bundesakte wird der Deutsche Bund gegründet
9. Juni 1815 Mit der Kongressakte endet der Wiener Kongress

18. Juni 1815	Schlacht bei Waterloo: Niederlage Napoleons gegen britische und preußische Truppen
22./23. Juni 1815	Abdankung Napoleons und Waffenstillstand
5. November 1816	Dalberg schickt Wessenberg zur Bundesversammlung in Frankfurt
10. Februar 1817	Dalberg stirbt in Regensburg

## DALBERG IN MEERSBURG

Mit dem Tod von Fürstbischof Maximilian Christoph von Rodt<sup>9</sup> sollte Dalberg am 17. Januar 1800 der letzte Fürstbischof von Konstanz werden. In der kurzen Zeit bis zur Säkularisation brachte er das Hochstift mit seinen Reformen in der Verwaltung, bei den Finanzen und im Rebbau in verhältnismäßig guten Zustand, so dass die Übergabe an Baden zur Freude des Markgrafen mit vergleichsweise geordneten Finanzen erfolgen konnte.<sup>10</sup> Mit dem Erhalt des Briefes von der Todesnachricht des Erzbischofs von Mainz und Kurfürst des Heiligen Römischen Reichs Deutschen Nation vom 27. Juli 1802<sup>11</sup> in Meersburg stieg Dalberg als dessen Nachfolger zu einem der mächtigsten Männer des Alten Reiches auf. Denn die Mainzer Kurfürstenwürde (Metropolitansitz) bedeutete zugleich das Kurerzkanzleramt des Deutschen Reiches, und er wurde damit zum Sprecher der deutschen Kurfürsten (Primas Germaniae). Mit der Gründung des Rheinbundes



Abb. 2: Karte mit den Besitzungen des Hochstifts Konstanz. Ausschnitt aus dem Wappenkalender 1784/1795, Kupferstich, Gebr. Klauber nach Müller (Stadt Meersburg).



**Abb. 3:** »Kaiser Napoleon und Carl von Dalberg vor dem Aschaffener Schloss im September 1806« von F. F. C. Bourgeois und J. B. Debret, Öl auf Leinwand 1812, (Musée Versailles) © bpk-Bildagentur.

durch Napoleon erhielt er 1806 das Amt des Fürstprimas und rückte damit in den engeren Kreis Napoleons. Rückblickend charakterisierte er seine Zeit mit dem französischen Kaiser: »Vorwürfe kann ich mir nicht machen, indem ich nach Überzeugung gehandelt habe. Napoleon war für mich vieljähriger Freund und Wohltäter. [...] Gegen ihn undankbar auftreten, widersprach meinem Herz; für ihn gegen mein Südlich-teutsches Vaterland mitzuwirken, dünkte mir gegen meine Pflicht.«<sup>12</sup>

## WARUM NOCHMALS EIN BESUCH IN MEERSBURG?

Man glaubt zunächst, mit der Übergabe des Hochstifts Konstanz (weltliche Territorialverwaltung) an das Haus Baden durch Dalberg seien die Beziehungen des Bischofs zu Meersburg endgültig beendet gewesen. Der politische Aufstieg Dalbergs im Rheinbund und seine anderen Ämter verhinderten eine Anwesenheit am Bodensee. Das Bistum wurde von seinem engen Vertrauten Ignaz Heinrich von Wessenberg verwaltet. Während das Hochstift mit der Säkularisation aufgelöst wurde, bestand das Bistum nach wie vor weiter. Dringende Probleme, wie z. B. die Abspaltung der Schweizer Kantone, machten letztendlich eine persönliche Anwesenheit des Bischofs vor Ort notwendig.

Durch die Beschäftigung mit dem berühmten Magnetiseur Franz Anton Mesmer<sup>13</sup> rückten auch wieder die Texte des ehemaligen Schülers des Meersburger Priesterseminars, Heinrich Schreiber, in den Focus. Vollständig transkribiert bezeugen sie die Anwesenheit Dalbergs in Meersburg im Zeitraum 1814/15 und zeichnen zusätzlich ein privates

Persönlichkeitsprofil des Bischofs, das nicht mit dem Klischee des Vaterlandsverrätters, das ihm seit dem 19. Jahrhundert wegen seiner Freundschaft zu Napoleon anhaftet, in Einklang zu bringen ist.

## DER AUSGANGSPUNKT

Heinrich Schreiber gilt als einer der ersten Historiker im Südwesten Deutschlands. Seine Tätigkeiten an der Universität und für die Stadt Freiburg sind in der Region bahnbrechend. Ein Glücksfall für Meersburg ist, dass der spätere Historiker eine zu Beginn des 19. Jahrhunderts übliche Ausbildung zum Priester anstreben musste<sup>14</sup> und die historische Bedeutung der Personen, denen er im Meersburger Priesterseminar begegnete, bereits in jungen Jahren erkannte. Er hielt in Tagebucheinträgen, Briefdurchschlägen und autobiographischen Erinnerungen – letztere sind rund 25 bis 30 Jahre später entstanden – seine Begegnungen mit den berühmten Personen fest:

Nebstdem hatte er<sup>15</sup> [= Heinrich Schreiber] jetzt das Glück, sich zwei Männern nähern zu dürfen, deren Bekanntschaft für ihn eben so ehrenvoll und ermunternd als lehrreich wurde. Der ehemalige Großherzog von Frankfurt, Fürstprimas Freiherr von Dalberg sah sich genöthiget, die für ihn bestimmte kirchliche Bußzeit in dem Priesterhause zu Mörsburg zuzubringen. Er war ein, durch die Weltereignisse, welche ihn von seiner Höhe herabgestürzt hatten, tief erschütterter, man kann sagen gebrochener Mann. Er hatte keine Begleiter bei sich, bewohnte zwei Zimmer, schon mit schlechten Möbeln und ließ sich in dem Garten nur dann blicken, wenn kein Alumnus zugegen war. Regelmäßig wohnte er ohne ein Wort zu sprechen, der Messe und Vesper bei, nahm auch mitunter an einem Zirkel Antheil, wobei er sich lediglich darauf beschränkte, zur Demuth zu ermahnen, und vor jedem Stolge zu warnen, welcher schon den Fall des ersten Menschen herbeigeführt habe. Eigen fiel es bei dieser Gesinnung auf, daß er sich nicht einmal in dem Priesterhause von seinem seidenen Mäntelchen mit dem goldgestickten Adler trennen konnte. Uebrigens war er in Allem höchst einfach und verwendete sein wenig Geld zu wohlthätigen Zwecken. [...] Erst als der Fürst erfuhr daß Schreiber nicht ohne naturwissenschaftliche Kenntnisse sei, wollte er demselbigen kennenlernen. Er ließ sich nun mit ihm in ein Gespräch ein, was ihn zu befriedigen schien; denn fortan wurde Schreiber



**Abb. 4:** Napoleon-Karikatur »Triumph des Jahres 1813«, Lithographie, koloriert, Gebrüder Henschel, Berlin, Dezember 1813. Der »Leichenkopf« war die mit Abstand erfolgreichste Karikatur Napoleons. Als Hut dient der preußische Adler, der Napoleon fest mit seinen Krallen packt, während Leichen das Gesicht Napoleons bilden und an die Hunderttausende erinnern, die seinem Großmachtstreben zum Opfer fielen. (Deutsches Historisches Museum, Berlin).





Abb. 5: Porträt Heinrich Schreiber, Kreidelithographie von 1830 (Stadtarchiv Freiburg).

öfter, sogar aus der Kirche hinweg zu ihm gerufen. Theologisches wurde mit keiner Silbe berührt, dagegen sprach der Verfasser des *Universums*<sup>16</sup> bei solchen Gelegenheiten mit Wärme seiner Liebe für die Naturstudien und namentlich deren reale Behandlung aus.

Schreiber zeigt noch eine weitere Facette von Dalbergs Charakter – seine Vorliebe für die Schriftstellerei und seine »Schwärmerei« für Napoleon Bonaparte. Beides vereinte Dalberg in dem französisch geschriebenen Werk »Pericles«<sup>17</sup>. Er fügte bei der Übergabe des Werkes an Schreiber wörtlich bei: Ich habe dieses Werk für Napoleon geschrieben, den ich durch die Künste des Friedens von dem Kriege abzuziehen hoffte; es hat jedoch nichts gefruchtet! Nach dieser Lektüre war Schreiber klar, damit konnte er Napoleon höchstens veranlassen, zum Alexander auch noch ein Perikles zu sein.<sup>18</sup>

Die Beschreibung Dalbergs als äußerst bescheidenen, einfach lebenden Mann in einem der Zimmer des Meersburger Priesterseminars überrascht angesichts der Karriere Dalbergs und seiner doch auch noch im hohen Alter bestehenden Ämter des Erzbischofs von Regensburg und des Bischofs von Konstanz. Den genauen Zeitraum von Dalbergs Aufenthalt zu klären und seine Gründe, seinen eigentlichen Wunsch-Aufenthaltsort Regensburg zu verlassen, drängten sich bei diesen Textpassagen auf. Doch die andere Persönlichkeit soll ebenfalls aus Schreibers Feder vorgestellt werden:

Der zweite berühmte Mann, dem sich Schreiber jetzt zu nähern das Glück hatte, war Meßmer, der Erfinder des thierischen Magnetismus, der nach einem höchst bewegten Leben, seine letzten Tage in Meersburg zubrachte. Es gelang ihm erst, demselben besuchen zu dürfen, nachdem er vom Fürsten von dessen Aufenthalte in der Stadt gesprochen hatte und dieser neugierig geworden war etwas von ihm zu erfahren. Schreiber hatte gefürchtet in diesem vielverfolgten Mann einen Misanthropen zu finden und wohl gar abgewiesen zu werden: um gütige Aufnahme, welche ihm (3ten Dec. 1814) zu Theil wurde, überrascht. Meßmer lebte völlig zurückgezogen, mit einer Haushälterin, ein großer alter Mann mit weißen Haaren, scharf gezeichnetem Gesichte und lebhaften bisweilen stechenden Augen. Kaum war Schreiber mit seinem Begleiter eingetreten, so wurden Erfrischungen gebracht, und bald war eine interessante Unterredung im Gange. Auch hier bildete das Naturstudium die Vermittlung. Mesmer



versicherte, mit einer ihm ganz eigenen Bestimmtheit: »es gebe nur eine Wissenschaft, jene der Natur. Was sich nicht aus der Natur entwickelte oder in ihr nachweisen lasse, sei eitel und der Bemühung unwürdig«. Heinrich Schreiber kam sogar in den Genuss einer der letzten magnetischen Kuren, die Mesmer kurz vor seinem Tod durchführte.

Eines Tages wollte Mesmer wissen, ob sich der Fürst Primas auch schon nach ihm erkundigt habe? Der Wahrheit gemäß bejahte Schreiber diese Frage, worauf ihm der alte Herr erwiderte: »er habe schon vor Jahren den, damals in Mörsburg residierenden Fürstbischof Dalberg besucht, aber eine höchst kalte Aufnahme gefunden.«<sup>19</sup> [...] Da Schreiber nach seiner damaligen Rückkehr in das Priesterhaus sogleich zu dem Fürsten gerufen

wurde, nahm er keinen Anstand demselben auch diese ihn persönlich betreffende Anweisung Mesmers mitzutheilen, worüber der Fürst sich sehr zu freuen schien. Einige Tage darauf genoß Schreiber das innige Vergnügen, Mesmer bei dem Fürsten zu Tische gebeten zu haben.<sup>20</sup>

An anderer Stelle, den Briefkopien, berichtet Schreiber ebenfalls von der Zusammenkunft Mesmers und Dalbergs und deren erster schlecht verlaufender Begegnung. Um so erstaunlicher ist der gute Verlauf des Treffens der beiden Greise. »Mesmer fragt mich, wie es komme, daß mir von Seite des Seminars-Vorstandes kein Hinderniß, ihn zu besuchen, in den Weg gelegt werde. Ich antworte ihm unumwunden, daß ich dieses dem Fürsten Primas verdanke, der gegenwärtig die ihm von dem Papste auferlegte Bußzeit im Seminar zubringt, mich öfter zu sich rufen läßt und sich sowohl nach meinem Studium überhaupt als nach meinen Unterhaltungen mit Mesmer insbesondere erkundigt.«<sup>21</sup> Mesmer versichert mich, daß er Dalberg zu seinen heftigsten Gegnern zu zählen gehabt habe und vielleicht noch habe. [...] – Ich wiederholte Mesmer der Wahrheit gemäß, daß sich der Fürst bei jeder Gelegenheit sehr theilnehmend nach ihm erkundige und wohl jetzt einen Besuch von ihm ganz anders als früher aufnehmen würde. Mesmer lehnte zwar diese Initiative ab, ertheilte mir jedoch die Erlaubnis, in seinem Namen dem Fürsten von ihm Freundliches zu sagen. (Als ich dem Fürsten dieses hinterbrachte, fragte er mich noch zweifelhaft, ob ich glaube, daß Mesmer eine Einladung zu Tische wohl annehmen werde? Ich glaubte, dieses zusagen zu dürfen. Die Einladung erfolgte, und ich hatte die Herzensfreude, nach wenigen Tagen die beiden ausgezeichneten Männer, Hand in Hand im Priesterhause durch die Reihen der Alumnen hindurch und den Fürsten seinen Gast bis zur Stiege begleiten zu sehen).«<sup>22</sup>

Bestätigt wird das Treffen von Franz Anton Mesmer selbst. In einem Brief vom 26. Dezember 1814 schrieb er dem jungen Arzt der Charité, Karl Christian Wolfart<sup>23</sup>, von der Begegnung mit dem Bischof.



Abb. 6: Porträt Franz Anton Mesmer, um 1814, (Privatbesitz Meersburg).

## PRÜFUNG DES WAHRHEITSGEHALTS DER SCHREIBER'SCHEN TEXTE

Mit den interessanten Beschreibungen Schreibers drängen sich verschiedene Fragen auf: War Dalberg im Herbst/Winter 1814/15 wirklich im Meersburger Seminar? Warum nahm der Greis die beschwerliche Reise an den Bodensee auf sich? Was tat der Bischof von Konstanz hier? War es wirklich eine Verbannung oder Buße, die ihm vom Papst oder den Alliierten gegen Napoleon auferlegt wurde? Und, ganz entscheidend: Entspricht die Charakterisierung Schreibers der Wahrheit?

Weitere Quellen waren nötig, um den Sachverhalt zu belegen. Die Spurensuche in der Standard-Literatur und vor allem in den neueren Publikationen zu Dalberg<sup>24</sup> führte zu Dalbergs Nachlass im Hauptstaatsarchiv München und ins Stadtarchiv Konstanz, in dem ein Teil des Nachlasses seines engen Freundes Wessenberg aufbewahrt wird. In beiden Archiven befinden sich Briefe, die durchaus privaten Charakter haben. Neben Wessenberg gehörte Kabinettssekretär und Geheimrat Urban Müller<sup>25</sup> in Aschaffenburg zu seinen engen Vertrauten. Da Müller kurz vor Dalberg verstarb, wurden seine Briefe nach Regensburg gesandt, wo sie anscheinend vom Erzbischof aufbewahrt worden sind. Daher gelangten sie in die offiziellen Nachlassakten, die inzwischen im Hauptstaatsarchiv in München lagern. Diese äußerst schwer leserlichen, handschriftlichen Briefe Dalbergs und die beiden Aufsätze des ersten Bearbeiters des Nachlasses, Dr. Heinrich Huber<sup>26</sup>, geben die ersten Hinweise zu den oben gestellten Fragen; der Briefverkehr mit Wessenberg ergänzt diese Anhaltspunkte. Letzterer enthält daneben auch offizielle Briefe und Verordnungen zu bischöflichen Angelegenheiten der Diözese Konstanz.

### EINE »BUSSZEIT« DALBERGS IN MEERSBURG?

Verschiedene Publikationen über Franz Anton Mesmer erwähnen seine Begegnung mit dem Bischof von Konstanz.<sup>27</sup> Wie bei den Erinnerungen Heinrich Schreibers wird oft von einer Art Verbannung gesprochen, die er ab 1813 angeblich im Neuen Schloss Meersburg verbracht haben soll. Als Beispiel für diese Ansichten dient Ernst Florey, der sich auf ältere Literatur stützend, folgendes zusammenfasste: »Es ist richtig, daß Karl Theodor von Dalberg, der letzte Fürstbischof von Konstanz (er amtierte und regierte von 1800 bis zur Aufhebung des Hochstifts Konstanz im Jahre 1802) von 1813 an in Meersburg seinen Wohnsitz hatte. Aber diese Wohnung war ihm von den Alliierten und vom Papst, die sich von ihm, der sich als Fürstprimas von Deutschland mit Napoleon verbündet hatte, betrogen fühlten, als erzwungener Aufenthaltsort zugewiesen worden. Dalberg stand gewissermaßen unter Hausarrest.«<sup>28</sup> Dagegen erwähnen Dalberg-Spezialisten die zweite Jahreshälfte 1814 nur sehr summarisch, und eine Arrest- und Bußzeit, die durch den Papst oder die Alliierten gegen Napoleon verhängt worden war, wird selten

erwähnt. Auch die Sichtung der verfügbaren Briefe und Dokumente lassen keine offizielle Strafmaßnahme gegen Dalberg erkennen. Im Gegensatz zu der Sekundärliteratur spricht Schreiber nur von einer »Bußzeit«, die nicht unbedingt von einer offiziellen Behörde oder Institution verhängt sein muss. Es könnte auch eine selbst auferlegte Buße sein, die mit der Verschlechterung der Gemütslage, die aus dem Briefverkehr mit Geheimrat Müller und Wessenberg hervorgeht, einhergeht. Ferner sind Zeitraum und Ort des Aufenthalts falsch. Dalberg wohnte nicht in seiner alten Residenz, dem Neuen Schloss Meersburg, welches seit der Säkularisation in Besitz des Markgrafen von Baden befand. Bei seinem ersten Aufenthalt 1813/14, nachdem er sein Amt als Großherzog von Frankfurt aufgegeben hatte, wohnte er in der Domprobstei<sup>29</sup> in Konstanz, bis die Genehmigung des Königs von Bayern vorlag, dass Dalberg das geistliche Amt des Metropolitan von Regensburg ausüben konnte. Anfang März zog er nach Regensburg und kam erst Mitte September 1814 nach Meersburg und wohnte im Priesterseminar, das nach wie vor in der Verwaltung des Bistums Konstanz stand. Am Bodensee blieb er bis zum 3. Januar 1815 und lebte anschließend in Regensburg, obwohl er beabsichtigte baldmöglichst wieder in dem Bisthum Konstanz einzutreffen, und an dessen geistl.en Angelegenheiten wieder Hand anzulegen.<sup>30</sup> Doch dazu kam es nicht mehr. Vermutlich ließ sein hohes Alter keine weitere Reise an den Bodensee zu. Gut zwei Jahre später verstarb Dalberg im Regensburger Kanonikahof des Freiherrn von Neuenstein.

## PROBLEMATIK DER SCHREIBERTEXTE

So detailreich und authentisch die Texte von Heinrich Schreiber auch wirken, ein Problem bleibt: in den Tagebuchblättern beschreibt er das Zusammentreffen Dalbergs und Mesmers unter dem Datum 11. Februar 1815.<sup>31</sup> Aber seit Anfang Januar war der Bischof definitiv wieder in Regensburg. Verschiedene Briefe und die Reisekostenabrechnungen grenzen die Abreise Dalbergs auf die erste Januarwoche ein. Und dies war definitiv Dalbergs letzter Besuch in Meersburg.

Neben den persönlichen Verhältnissen des Bischofs von Konstanz liefern die Schreiber'schen Texte sowohl Zeitangaben als auch eine Beschreibung zur Lage der politischen und kirchlichen Situation, die den Darstellungen anderer Quellen und der Sekundärliteratur entsprechen. Entgegen Dalberg war Mesmer von dem gemeinsamen Treffen beeindruckter. Er berichtete Ende Dezember in seinem Dankesbrief für die Freiemplare seiner Publikation »Mesmerismus: oder System der Wechselwirkungen, Theorie und Anwendung des thierischen Magnetismus als die allgemeine Heilkunde zur Erhaltung des Menschen« und das dazugehörige Honorar an Wolfart in Berlin von diesem Ereignis: *Es wird Ihnen bekannt sein, daß Fürst Dalberg sich seit einigen Monaten hier, als seiner ehemaligen Bischofs-Residenz, aufhält. Derselbe hat, sobald er vernommen, daß ich hier sei, seinen vormaligen Unglauben förmlich widerrufen und mir bei allen Gelegenheiten Beweise der besonderen*

*Achtung gezeigt. Er gibt dem hiesigen vornehmen Publikum wöchentlich einmal ein Musik-Conzert, zu dem ich besonders eingeladen ward, er bat mich zu seiner Tafel --. und es scheint aus alldem, daß ich ihm nicht mehr gleichgültig sei.*<sup>32</sup>

## BRIEFVERKEHR MIT GEHEIMRAT MÜLLER

Geheimrat Urban Müller war Dalbergs Aschaffenburgener Kabinettssekretär und hielt über eine umfangreiche Korrespondenz engen Kontakt zu seinem Arbeitgeber im Zeitraum Oktober 1813 bis März 1815 und dokumentierte daher authentisch den politischen und persönlichen Zusammenbruch Dalbergs. Neben der Vertrautheit der beiden Personen ist an dem Briefverkehr das Besondere, dass auch die Briefe Müllers an Dalberg erhalten sind, die von ihm wiederum handschriftlich kommentiert wurden. Kernthema des Briefwechsels ist die prekäre Finanzsituation des Bischofs. Denn trotz der schriftlich fixierten monetären Entschädigungen aus dem Reichsdeputations-Hauptschluss von 1803 und weiteren Abkommen, wie z. B. dem Ersten Pariser Frieden, ließen diese Zahlungen auf sich warten. Nach den Napoleonischen Kriegen und verschiedenen »Frieden« und »Kongressen« waren die neu geschaffenen Territorien sowohl verwaltungstechnisch als auch finanziell schlecht gerüstet. Auch der Markgraf von Baden, der für die Auflösung des Hochstifts Konstanz an Dalberg eine Entschädigung von 20.000 fl. jährlich zahlen musste, hielt die Termine ebenfalls nicht ein.<sup>34</sup> Insbesondere 1814 war die finanzielle



**Abb. 7:** Markgraf Karl Friedrich von Baden (1728-1811), (Stadt Meersburg).

Situation Dalbergs prekär, die Schreiber in seiner Beschreibung des Bischofs treffend wiedergibt: *Er war ein, durch die Weltereignisse, welche ihn von seiner Höhe herabgestürzt hatten, tief erschütterter, man kann sagen gebrochener Mann. Er hatte keine Begleiter bei sich, bewohnte zwei Zimmer, schon mit schlechten Möbeln. Doch ganz ohne kleine Eitelkeiten konnte Dalberg wohl doch nicht leben: Zum einen trug er sein seidenes Mäntelchen mit dem goldgestickten Adler<sup>35</sup> und zum anderen wurden 12 Messer, Löffel und Gabel und 1 Suppenlöffel von Silber nach Mörseburg zum Gebrauch Se. Königl. Hohheit mitgenommen.*<sup>36</sup>

Die Briefe an Müller und Wessenberg geben diese Situation ebenfalls wieder, sowie seine Hoffnungen,

z. B. in Konstanz wichtige Leute treffen zu können, die ihm aus der misslichen Lage helfen könnten. Auch in Constanz befinden sich viele prave Männer, welche von der Zahlung dieser gelder Antheil haben; und in meiner gegenwärtigen Lage besteht hierinn der größte Theil meiner Alimenter. Schreiben Sie mir auch, ob der Kaiser von Österreich durch Constanz passiert sey, und ob Sie selbst mit dem Monarchen gesprochen haben.<sup>37</sup>

Besonders durch die Besetzung des Großherzogtums von Frankfurt durch fremde Truppen Ende des Jahres 1813 kam Dalberg finanziell in eine schwierige Lage. Dennoch ist kein böses Wort gegenüber den säumigen Institutionen und Personen in seinen Briefen zu vernehmen, im Gegenteil, immer wieder zeigte er Verständnis für die schwierigen Umstände, die der damaligen Zeit mit Säkularisation und Napoleonischen Kriege und den daraus entstehenden Finanzengpässen geschuldet sind. Die richtige Bezahlung der Darmstädter Gelder ist für mich in gegenwärtiger Lage wichtig. Dieser Hof ist im Grund gerecht und gut gesinnt; aber die Finanzen sind dem Vernehmen nach nicht in bester Ordnung.<sup>38</sup> Er machte sich auch weniger um seine eigene Lage Sorge, sondern viel mehr um seine Angestellten und Pensionäre mit Familien, deren Gehälter er nicht mehr bezahlen konnte. »Die Nahrungssorgen dieser bedrängten guten Leute liegen mir schwer am Herzen. Ich weiß mich sehr wohl persönlich zu behelfen.«<sup>39</sup> Auch in anderer Hinsicht war Dalberg mildtätig ausgerichtet, pädagogische Einrichtungen und bedürftige Familien wurden regelmäßig unterstützt. Selbst fremden Personen versuchte der Fürstprimas entgegenzukommen, wie eine Begebenheit aus der Feder Schreibers belegt: Einst kam ein bedrängter Beamter zu ihm, der um Unterstützung bat. Der Fürst erklärte ihm, was er habe mit ihm theilen zu wollen; als er das Schubfach hervorzog, fanden sich drin noch vier Thaler. Außerdem betonte Schreiber nochmals, dass der Bischof ohne großes Personal an den Bodensee reiste, denn ein Kaplan versah die Stelle des Secretärs.<sup>40</sup> Eine kostenlose Unterkunft im Priesterseminar scheint ein weiterer Pluspunkt für den Aufenthalt in Meersburg gewesen zu sein. Als Indizien dazu sind zu werten, dass sich in Dalbergs Nachlass in München seit Dezember 1813 bis zu seinem Tod die Reisekostenabrechnungen<sup>41</sup> ohne Lücken erhalten haben, aber sie fehlen von der Reise nach Meersburg und dem Aufenthalt im Priesterseminar. Möglicherweise hatte er auf Kosten des Seminars oder des Bistums Konstanz am Bodensee gelebt. Der spätere Schriftverkehr mit Wessenberg, der sich im Stadtarchiv Konstanz erhalten hat, bekräftigt die Vermutung, dass Dalberg ohne Bezahlung im Meersburger Seminar verweilte. In dem lateinischen Schriftstück mit dem Titel *Amtlicher Vierjahresbericht zum Zustand der Kirche und der Diözese Konstanz* steht übersetzt: *Mit Vergnügen wurde mir jedoch mitgeteilt, dass das allergrößte der Priesterseminare durch meinen Vorgänger Johannes Franciscus<sup>42</sup> im Jahre 1735 in der edlen Stadt Meersburg errichtet, und es hat mich erstaunlich wiederhergestellt, vor ettlichen Jahren, während den drei Monaten, in denen ich anwesend war. Ich war meist Zuhörer und Zeuge wie darüber hinaus die Alumnen in diesem Institut durch Instruktionen und Proben geformt werden und hervorragenden Fortschritt machten. Die Alumnen täglich beobachtend überliefern die Brote des Abendmahls ebenso die Ordnung und es war nicht eben widersinnig im einzeln durch die einmal besuchten Übungen werden sie deshalb zu den pastoralen Pflichten geformt. Im weiteren Verlauf des Dokuments ergänzt er, dass mein Semi-*



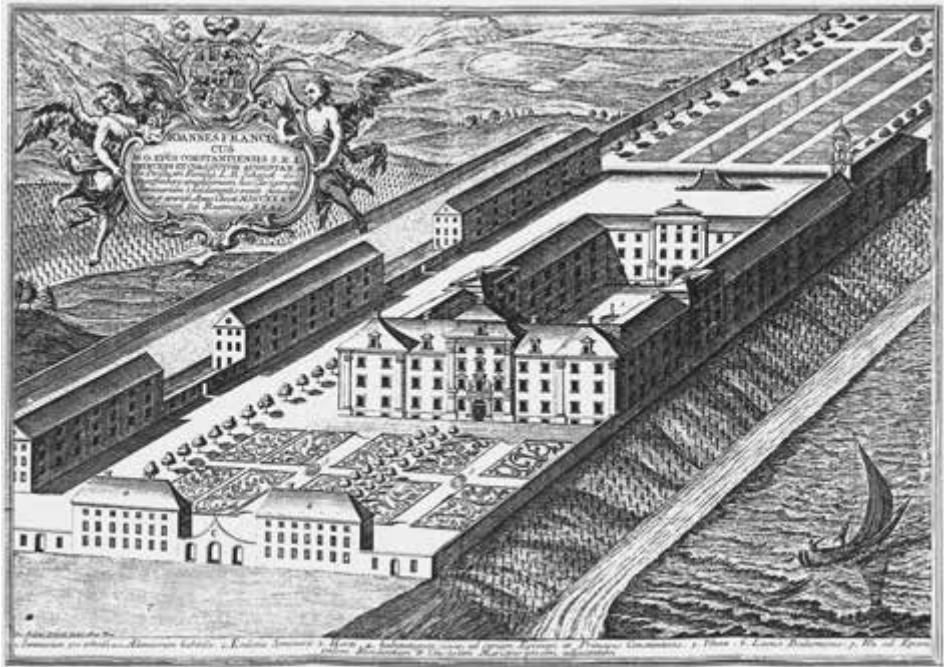


Abb. 8: Idealplan des Priesterseminars, Kupferstich 1739.

nar von ihm bereits beim Uranfang nicht eben mit einer stattlichen Mitgift versehen wurde und durch verschiedene Dinge und Zeiten künftig in der Gefahr schwebt, bedürftig zu werden, so dass ich ab dieses Jahr, dieser Gemeinschaft mit zweitausend Gulden als Hilfe ausschließlich beistünde. Quasi als Entschädigung für seine dreimonatige Unterkunft im Herbst 1814 ließ der Bischof Anfang 1816 dem Institut 2000 fl. zukommen, u. a. damit das Institut mit neuen, modernen Lehrmittel den Unterricht besser gestalten könne.<sup>43</sup> Dies zeigt deutlich seine Verbundenheit mit dem Lehrinstitut und die Erinnerung an die schöne Aussicht auf den Bodensee, die er im ersten Brief aus Meersburg am 18. September 1814 an den Geheimrat Müller mitteilte.

## DALBERG UND DAS PRIESTERSEMINAR IN MEERSBURG

Nach Aufgabe seiner politischen Ämter konzentrierte sich Dalberg auf seine Pflichten als Erzbischof von Regensburg und Konstanzer Bischof. Dies war wohl ein Grund, warum er sich Ende des Jahres 1814 im Bistum Konstanz aufhielt. Obwohl er in seinen Briefen an Wessenberg dessen Tätigkeit für die Diözese in den höchsten Tönen lobte und auch immer wieder auf die Abstimmung mit ihm abhob, hatte die Reise an den Bodensee auch einen konkreten Anlass, den Dalberg in seinem Brief vom 18. September 1814 an Geheimrat Müller verrät: Ich bin hier um die heiligen Weyen zu ertheilen, nach geäußerten Wünschen die Jugend zu firmen und die Verhältnisse des hiesigen Seminariums einzusehen; in dem schöngebauten Priesterhaus genieße ich die prächtige Aussicht auf den Constanzer See und bringe hei-

tere und zugleich nützlich beschäftigte Tage zu. Im weiteren Verlauf des Briefes deutete er die Verordnungen für das Bistum Konstanz an, und natürlich ist wieder die finanzielle Situation Dalbergs ein Thema.<sup>44</sup>

Für Meersburg ist die angekündigte »Visitation« des Priesterseminars von besonderem Interesse. Nicht nur weil Dalberg dort wohnte und die schöne Aussicht auf den Bodensee genoss, sondern weil sich hier der Kreis zu Heinrich Schreibers Schriften wieder schließt. Denn Schreibers Beschreibungen zu Beginn seiner Erinnerungen geben überdeutlich wieder, wie (aus heutiger Sicht) weltfremd die Ausbildung im Priesterseminar war. Da Schreiber bereits ein Studium der Theologie in Freiburg absolvierte, waren für ihn die Organisation und der Lehrplan des Instituts ein Gräuel:

*Vorerst drückte sich Unmuth auf jeder Stirne aus bis nach und nach geheimen Klagen Raum gegeben werden konnte, daß sowohl einer endlose Zeitversplitterung jedes ernste Studium unmöglich mache, als daß ihnen eine Behandlung zu Theil werde, wie sich solche für gebildete junge Männer und baldige Seelsorger nicht eignen. Dem ersten Punkt gestand der Regens selbst vorhinein bei Schreibers Einführung zu, indem er versicherte, ein solches Institut, wie ein Priesterhaus, müßte einer militärische Einrichtung und jede halbe Stunde ihre gleichförmige Bestimmung haben; auf Eingaben könne und dürfe keine Rücksicht genommen werden. Über die Hausordnung selbst und die Leistungen welche gefordert würden, habe sich jeder Eintretende von dem sogenannten Prüfer von den Jungherren vorweisen zu lassen.*

Des weiteren verdeutlichte Schreiber die Missstände: Der Glockenschlag rufe zum Aufstehen, zum Breviergebet, zur halbstündigen Meditation, zur Morgensuppe und der Recreation darnach zum Privatstudium, den Lectionen, dem Mittagessen, dem Chorgesang, der Erholung oder dem Spatziergang, der Vesper, dem Abendtrunk, dem praktischen Uebungen, dem Nachtessen, der lateinischen Betrachtung und dem Schlafen gehen. Den Jungherren insbesondere liege es ob: sich in die Glocken zwischen für dem Haußgebrauch zu theilen, jeden Morgen das Zimmer des Regens mit Wachholderbeeren einzuräuchern, bei Tische vorzulesen, den Älteren mit Lichtstöcken zu dienen und für das Kirchliche Orgelspiel den Blasbalg zu treten. So sehr Schreiber durch Manches in dieser Hausordnung und den damit verknüpften Anforderungen verpönt wurde, und welcher gebildete jungen Mann wäre es nicht geworden?, – so dürfte er sich deren Befolgung doch um so weniger entziehen, als es zur klerikalische Demuth galt, blindlings zu gehorchen und sich selbst aufzugeben.<sup>45</sup> Schreiber machte dafür vor allem den Regens Peter Keller<sup>46</sup> verantwortlich, während er den Reformator Wessenberg verehrte. So treffend er die Zustände des Seminars beschrieb, so sehr lag er in der alleinigen Beschuldigung des Regens aus heutiger Sicht nicht ganz richtig. Es war weniger die Unfähigkeit Kellers, die den Ruf des Instituts beschädigte, sondern die verschiedenen, oft nicht koordinierten Reformen des Priesterseminars, die nicht mit der entsprechenden Personaldecke und vielleicht auch Finanzmitteln ausgestattet wurden. Mit dem Ergebnis, dass Anspruch und Wirklichkeit nicht mehr übereinstimmten und Regens Keller in seinen vielfältigen, manchmal auch den neuen Aufgaben einfach nicht mehr gewachsen war.<sup>47</sup> »Mit der neuen Aufgabe [Lateinerlass Wessenbergs vom 11. August 1814] war Regens Keller nun restlos überfordert. Was man von Anfang an befürchten konnte, trat ein: Der Seminarbetrieb litt mehr und mehr, so daß ein zweiter Seminarlehrer schleu-

nigst zu bestellen war. Im Herbst 1814 gelangten Klagen über das Seminar an den Fürstbischof in Form vorgetragener Wünsche eines erfahrenen, einsichtsvollen Geistlichen in der Konstanzer Diözese, welcher jedoch nicht genannt seyn will.«<sup>48</sup> Genau zu dieser Zeit besuchte Heinrich Schreiber das Priesterseminar.

Dieser Bericht Schreibers verdeutlicht exemplarisch die Missstände im Seminar. Dalberg nahm seine Aufgaben als Visitor des Priesterseminars ernst. Die Notwendigkeit für Reformen zeigt auch der bereits erwähnte Brief Dalbergs aus dem Jahre 1816, in dem der Bischof neben einer Dotation für das Priesterseminar auch die Verbesserung des Unterrichts empfahl.

## NOCH EINMAL »WELTPOLITIK« IN MEERSBURG

Täglich rufen wir den Allmächtigen an, daß er Uns Kraft zum Ausharren in diesen drangvollen Zeiten verliehen, damit wir Unsere Pflichten treulich erfüllen.<sup>49</sup> Die Kraft, um die Dalberg bat, war nötig, denn in der Zeit, in der er sich in Meersburg aufhielt, ereignete sich noch einmal »Weltpolitik«, an der er direkt oder indirekt beteiligt war. Zum einen sandte er Wessenberg zum Wiener Kongress, um die deutsche Einheitskirche auf den Weg zu bringen und zum andern spaltete Papst Pius VII.<sup>50</sup> die Schweizer Kantone vom Bistum Konstanz ab – der Anfang vom Ende des Konstanzer Bistums, eines der ältesten und größten Bistümer Deutschlands. Des Weiteren verfasste er mehrere Verordnungen zu Verbesserung der Liturgie und der kirchlichen Verwaltung des Bistums Konstanz.



**Abb. 9:** »Vue de la Ville de Mörsburg« unter Dalbergs Vorgänger Maximilian von Rodt, von Johann Heinrich Bleuler, Kupferstich, aquarelliert, (Ende 18. Jh.), (Stadt Meersburg).

Seit der Auflösung des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation verfolgten Dalberg und Wessenberg ein Konkordat für Deutschland, welches die katholische Kirche nach der Säkularisation und der Bildung der Nationalstaaten auf eine gemeinsame Linie bringen sollte. »Um die Aufsplitterung in unabhängige, von weltlichen Fürsten beherrschte Landeskirchen zu verhindern, war er bestrebt, eine starke, möglichst alle deutschen Kirchen umfassende Kirche mit einem dem Papst unterstehenden Primas zu schaffen.«<sup>51</sup> In Wessenbergs Worten klingt das folgendermaßen: *Die Einheit der Nationalkirche schien mir zunächst das Wesentliche, wenn sich das religiös-kirchliche Leben unseres Volkes heben und gedeihlich sich entwickeln soll. Ich hielt es daher für nöthig, Alles in Bezug auf Form und Inhalt zu vermeiden, woraus entweder Solche, die in der nationalen Einrichtung der deutschen Kirche eine Beeinträchtigung der Staatsgewalt, oder Jene, die in ihr eine Schmälerung der bestehenden kirchlichen Autorität zu erblicken geneigt wären, eine rechtlich begründete Besorgniß oder Einsprache hätten hernehmen können ...*<sup>52</sup> Ein weiterer Reformaspekt war, wenigstens Teile der Heiligen Messe in deutscher Sprache abzuhalten, damit die Gläubigen dem Gottesdienst besser folgen konnten. Dies waren Anliegen, mit denen sie sich nicht nur Freunde machten. Sie veranschaulichten aber gleichzeitig die Aktualität ihrer Ansichten. Aus diesem Grund empfanden Dalberg und Wessenberg lange Zeit eine hohe Wertschätzung für einander. Eine Neuordnung und Vereinheitlichung der deutschen Nationalkirche erlebte Dalberg allerdings nicht mehr.

Die Abspaltung der »Schweizer Quart« gipfelte 1828 in der Neugründung des Bistums Basel. Mit dem Breve »Quod aliquantum« vom 2. November 1814 besiegelte Papst Pius VII. die Abspaltung der schweizerischen Gebiete vom Bistum Konstanz und beendete eine langwierige Konfrontation, die sich auch an dem Reformier Wessenberg entzündete. Diese Auseinandersetzung wuchs zu einem bitteren Konflikt zwischen Papst Pius VII. und seinen engen Mitarbeitern Ercole Consalvi<sup>53</sup> und Bartolomeo Pacca<sup>54</sup> auf der einen Seite und Dalberg und Wessenberg auf der anderen Seite aus – mit weitreichenden Konsequenzen. Die Endphase ging zudem mit dem Wiener Kongress einher.

Zunächst fing der Briefverkehr sehr freundlich an: Ehrerbietig erbat Dalberg Anfang September 1814 – noch in Regensburg – in der Frage zur Wiederherstellung der Einheitskirche von Consalvi Instruktionen und stellte



Abb. 10: Porträt Papst Pius VII. in Paris 1805 von Jacques Louis David, Öl auf Leinwand, (Louvre, Paris).



sich diesem Ziele zur Verfügung. Ferner erklärte er seine Bereitschaft und den Wunsch, in Gehorsam und Eifer den Willen des Heiligen Vaters zu erfüllen, und bat untertänigst um Belehrung über sein künftiges Verhalten.<sup>55</sup> Consalvi berichtete dem Kardinal Pacca in Rom pflichtbewusst von seinem Schriftverkehr mit Dalberg und gab eine Einschätzung von den guten Absichten des Fürstbischofs, in der er »von den Talenten und allgemein gerühmten Kenntnissen Dalbergs« berichtete und »die grosse Bedeutung der Gewinnung Dalbergs für die Kurie« betonte. Während des Briefwechsels zwischen Pacca und Conslavi schrieb Dalberg bereits einen zweiten Brief an Consalvi, in dem er Wessenberg als seinen Vertreter beim Wiener Kongress benannte und dessen lateinischer Text übersetzt folgenden Wortlaut hat: *In der Hoffnung, die deutsche Kirche in seiner alten Pracht wiederherzustellen in einstimmigen gegenseitigen Einvernehmen des Apostolischen Stuhls und dem Allerheiligsten und dem mächtigsten Kaiser von Österreich. Daher gab ich das Mandat für Baron Wessenberg, Kanoniker des Domkapitels von Augsburg und Konstanz, mit der Hoffnung, dass der Wiener Kongress ein Übereinkommen erörtert. Die Anzahl der Freunde, die Freiherr von Wessenberg am Hof und in der Stadt Wien hat, dachte ich, wäre das Bekannte dem Unbekannten vorzuziehen. Gehorsam gegenüber dem Willen des Heiligen Vaters, dass die Kirche in Deutschland sich auf den Papst bezieht, sowohl in diesen Dingen, oder in den Dingen, die die Schweiz betreffen.*<sup>56</sup>

Erst Anfang Oktober drückte Consalvi seine große Freude über Dalbergs Schreiben aus, lobte ihn sehr und versicherte ihm seine Bereitschaft und seinen Eifer zur Heilung der Übel in der deutschen Kirche. Allerdings bezweifelte Consalvi berechtigt, ob der Kongress wirklich der richtige Ort zur Behandlung der Kirchenfrage sei. Dennoch empfand er diese Haltung Dalbergs trostreich für den Heiligen Vater: Keine Zeit sei geeigneter mit »Begabung, Gelehrsamkeit und Würde« der Kirche zu helfen, und kein Mann eigne sich dazu mehr als Dalberg. Allerdings gab Consalvi dem Fürstbischof nicht die gewünschten Verhaltensmaßregeln, sondern erklärte, »er sei in der Sache nicht bevollmächtigt und habe daher Dalbergs Schreiben an den Papst geschickt, der die gewünschten Weisungen geben werde«. Consalvi geht fest davon aus, dass Dalberg »bis zum Eintreffen der Weisungen aus Rom die schon vorliegenden klaren Befehle des Papstes zu erfüllen und so einen Beweis seiner guten Absichten zu geben«<sup>57</sup> weiß.

Dalbergs Nachgiebigkeit gegenüber der Kurie kritisierte Wessenberg harsch. Worte wie »abpressen« und »entlocken« benützte er in seinen »Erlebnissen« und unterstellte dem Fürstbischof eine Blauäugigkeit, welche »die klugen u. gewandten Römer zu benutzen wußten, um ihn zu immer größern Zugeständnissen mittelst Vorwürfen u. Drohungen abzunöthigen.« Wessenberg meinte weiter, »daß man zu Rom von dem Primas in allen Stücken unbedingt Folgsamkeit forderte und erwarte, daß man hierin, je folgsamer er sich herbeiließ, immer weiter ging, daß man nachdem er dem Verlangen mich zu entlassen demüthig willfahrt hatte, auch die Lostrennung der Schweiz vom Bisthum aus päpstlicher Machtfülle wagen durfte ohne sich eines Widerspruchs von Seiten des Primas zu versehen. Hätte dieser meinen Rath gefolgt, so hätte Rom nie den willkürlichen Gewaltstreich wagen dürfen. Denn der Diözesanbischof u. Erzbischof war im vol-



len Recht, keine Losreissung zu gestatten, solange nicht wegen der künftigen Bisthumseinrichtung in jeder Beziehung gehörige Fürsorge getroffen seyn würde.«<sup>58</sup>

Mit der Bevollmächtigung Wessenbergs kommt der Punkt, an dem die Stimmung kippt: Der Reformier Wessenberg wurde von der Kurie noch viel kritischer als Dalberg angesehen. Im Briefverkehr Consalvi mit Pacca wird »von der Verwerflichkeit seiner [= Wessenbergs] Lehre und seines Verhaltens« gesprochen und man »gab ihm die wesentliche Schuld an den schweren Übeln in der Konstanzer Diözese. [ ] Außerdem betonte Consalvi, es bestehe die Gefahr, dass Wessenberg, mit Hilfe seines Bruders am österreichischen Hofe, einen Bischofsstuhl erhalte. »Im weiteren Verlauf übertrug sich die misstrauische Stimmung auch auf Dalberg: Consalvi beurteilte das Verhalten des Fürstbischofs«: Es sei jedenfalls kein Zeichen von Rücksichtnahme gegen den Heiligen Stuhl, dass Dalberg den Konstanzer Generalvikar Wessenberg als seinen Vertreter auf den Wiener Kongress geschickt habe, trotz der ausdrücklichen päpstlichen Weisung, ihn zu entlassen. [ ] Damit wolle sich Dalberg als Haupt und Primas von ganz Deutschland darstellen und Pacca kenne ja die alten Ansprüche der Erzbischöfe von Mainz und die, welche neuerdings der nur politisch und weltlich gedachte Titel Fürstprimas in Dalberg habe erwecken können. In jedem Falle wäre es nach Consalvis Meinung ein Anlass zu höchster Verlegenheit, wenn sich Dalberg unter irgendeinem Anschein oder unter dem Vorwand der Primatie in die zu unterhandelnden Kirchensachen einmischen oder Einfluss gewinnen wollte. Deswegen ließ Consalvi Dalbergs Schreiben vorläufig ohne Antwort und hoffte, Dalberg schliesse daraus, dass seine Einmischung nicht erwünscht sei.«<sup>59</sup>

Wiederholt forderte Rom von Dalberg, er solle sich von Wessenberg trennen. Am deutlichsten in dem Breve vom 2. November 1814: »Kraft Unserer höchsten Autorität und kraft des heiligen Gehorsams verlangen Wir vor allem, daß Du aus dem Amt des Generalvikars der Kirche von Konstanz, deren Verwaltung Dir durch eine besondere Gunst von Unserer Seite anvertraut worden ist, ohne jedes Zögern jenen berüchtigten Wessenberg entläßt, dessen perverse Lehren, dessen schlimmes Beispiel und dessen tollkühner Widerstand gegen die Befehle des Apostolischen Stuhles Uns zu Ohren gekommen und absolut sicher bezeugt sind, so daß Wir ihn nicht länger dulden können, wollen.«<sup>60</sup> Dagegen machte Dalberg in seiner Antwort glauben, die Entsendung Wessenbergs nach Wien sei eine Art Einleitung zu seiner Entfernung vom General-Vikariat.<sup>61</sup> Ende November sah Pacca inzwischen in der Entsendung Wessenbergs eine offenbare Beschimpfung des Papstes. Es sei bekannt, wie Dalberg und noch mehr sein Vikar im Grunde denken: Die Bemerkung über Wessenbergs Entfernung verdiene keinen Glauben, da Dalberg diesen Mann hartnäckig gehalten habe, allen Verweisungen und Mahnungen zum Trotz.<sup>62</sup>

Die Entsendung Wessenbergs als seinen Vertrauten zum Wiener Kongress war somit der Hauptgrund für den Aufenthalt Dalbergs am Bodensee: In einem Brief an Müller erklärte Dalberg: *Hier habe ich in geistlichen Sachen die Hände voll zu thun in einer Dioces von einer Million und vier zehnt hunderttausend seelen. Ich lebe schön und angemessen am Ufer des Boden Sees. Bin unentbärlich so lang der H. Weßenberg in Wien [und] H. Weybisch. Bissingen*<sup>63</sup> in Ungarnn



Abb. 11: Vollmacht Dalbergs für Generalvikar Wessenberg für den Wiener Kongress, Stadtarchiv Konstanz, Bestand 419, Dokument 248 vom 25. Januar 1814 (Foto B. Rieger-Benkel).

ist.<sup>64</sup> Ein paar Tage später bestätigt der Fürstbischof pflichtbewusst Wessenberg nochmals, dass er wahrscheinlich hier bleiben [werde] bis entweder H. Graf Von Bissingen oder sie mein würdiger Freund wieder in Konstanz eintreffen. Ein Bistum von 1.400000 muß wenigstens einen anwesenden Vorstand haben.<sup>65</sup>

Weitere Briefe beinhalteten das große Vertrauen, das Dalberg Wessenberg entgegenbrachte und das tiefe Bedauern, dass der Bischof seinem Vikar und Stellvertreter keine Reisekosten für Wien zukommen lassen konnte. Ich halte es für wesentlich, dass Sie, würdiger Freund, und kein anderer, bei dem Kongress in Wien mit Vollmacht des primas zum Besten der Teütschen Kirch erscheinen. Bedauern muss ich dass ich so verarmt bin, fortreflicher Freund! Sie bey dieser Geschäfts-Reiß mit Kosten betrag nicht unterstützen zu können; mein Großherzogthum ist in Beschlaag genommen, und Baden bezahlt seine Reichsschlußmäßige Entschädigung nicht.<sup>66</sup>

Dalbergs Vollmacht für den Wiener Kongress lautet:

Wir Carl von Gottes Gnaden

bestätigt durch den heiligen apostolischen Stuhl, Erzbischof von Regensburg und Bischof von Konstanz p. -

Demnach bey' den in Wien versammelten Congress das wahre Wohl Unsers deutschen Vaterlandes in Einigung kommt, auch mithin die Erhaltung und Herstellung der katholischen Kirche in Beziehung auf geist.le Wohl der deutschen Nation als ein wesentlicher Gegenstand zu betrachten ist: so ertheilen Wir hiemit dem Freyherr von Wessenberg Domcapitularen von Augsburg, und Generalvicarius von Konstanz, p. in vollen Vertrauen auf seine tiefen Einsichten und unermüdetem Eifer in Beförderung des Seelenheiles die Vollmacht Alles dasjenige ehrerbiethig vorzutragen, und anzuempfehlen, was zu diesen Gegenstand gemäß seiner eigenen vieljährigen Erfahrung mitwirken kann; besonders auch, wenn in Beziehung auf die gegenwärtige Verhältnisse der Deutschen Nation ein neues Concordat zu Stand kommen sollte.

Gegeben Meersburg, den 27. Oktober 1814

Carl Furst Bischof von Konstanz.<sup>67</sup>



Abb. 12: »Wiener Kongress« von Jean Baptiste Isabey, Kupferstich von Jean Godefroy um 1815.

Dem Begleitschreiben nach Wien für Wessenbergs Vollmacht waren gute Worte hinzugefügt: *In unbegrenztem Vertrauen übersend' ich Ihnen meine Vollmacht in Beziehung auf das hoffentlich Zustand zu bringende Concordat, ich lebe hier nützlich beschaeftigt, und Vergnugt in reinem bewußtseyn erfüllten pflichten; ganz ergeben in Jeden Willen der Vorsehung.*<sup>68</sup>

Nach einem Kuraufenthalt in Böhmen und einem Treffen mit Dalberg in Regensburg, um das Vorgehen und die Ziele zu besprechen, kam Wessenberg am 29. September 1814 in Wien an.<sup>69</sup> Seine Mission formulierte er folgendermaßen: »Doch alle diese Schwierigkeiten konnten mich um so weniger abschrecken, mich dem dringenden Wunsch und Auftrag des Fürstenprimas, der doch als das einzige geeignete Organ erschien, um von Amtswegen die Einleitung zu einer zeitgemäßen kirchlichen Einrichtung in Deutschland zu veranlassen, zu unterziehen, als ich die volle Gewißheit hatte, daß sonst die Finsterlinge freien Spielraum haben würden, und ich wenigstens hoffen durfte, in Wien, wo nicht das Gute zu bewirken, doch viel Bösem und Verkehrtem entgegenzuwirken.«<sup>70</sup> Schon im Vorfeld verfassten die beiden Reformer verschiedene Denkschriften,<sup>71</sup> welche Wessenberg »dem Congreß übergab« und er »faßte [...] lediglich die Zukunft der deutschen Kirche, als eines großen Ganzen, in's Auge. Die Einheit der Nationalkirche schien mir zunächst das Wesentliche, wenn sich das religiös-kirchliche Leben unseres Volkes heben und gedeihlich sich entwickeln soll.«<sup>72</sup>

Zunächst standen die Chancen für die Ziele Dalbergs und Wessenbergs sehr gut. Die familiären Beziehungen der beiden waren durchaus gegeben. Wessenbergs Bruder, Johann Philipp Freiherr von Wessenberg-Ampringen, war ein hoher Minister am österreichischen Hof; ferner waren die Wessenbergs Cousins von Klemens Wenzel Lothar von Metternich, dem Außenminister Österreichs und Leiter des Wiener Kongresses, und Dalbergs Neffe Emmerich Joseph Herzog von Dalberg war französischer Chefdiplomate. Ferner waren gute Bekannte wie Charles-Maurice de Talleyrand, Vertreter Frankreichs,

und Wilhelm von Humboldt, preußischer Gelehrter, Reformers und Diplomat, vor Ort, die beide zumindest in Teilen den Ideen Dalbergs wohl gesonnen waren. Beim Wiener Kongress ging es allerdings mehr um territoriale Regulierungen, und das Thema Einheitskirche konnte aus den vorbereiteten Arbeitskreisen gar nicht zu den Hauptverhandlungen gelangen.<sup>73</sup> Es zeichnete sich ab, dass die Kirchenfrage in einer weiteren Tagung in Frankfurt behandelt werden sollte. Aber auch dort scheiterte das Anliegen Wessenbergs und Dalbergs. Die neuen Machthaber »von Napoleons Gnaden« der neuen deutschen Staaten verhinderten die Einheitskirche und bevorzugten eine nationale Lösung. Die Einheitskirche hatte nie wirklich eine Chance. Bayern schritt vorweg, als es bereits kurz nach Dalbergs Tod mit der Kurie ein »Concordat« abschloss. Das Ende dieser Entwicklung bildete die Auflösung des Bistums Konstanz 1821 bzw. 1827 und die Neugründung des Erzbistums Freiburg 1827. Dies war letztendlich im tiefen Misstrauen begründet, das Papst Pius VII. Dalberg und Wessenberg entgegenbrachte.

Persönlich gesehen, fiel der Wiener Kongress deutlich positiver für Dalberg aus. Die wichtigsten Einnahmen, die ihm seit der Säkularisation zuerkannt wurden, wurden ihm dort erneut bestätigt, und nun endlich auch nach und nach ausbezahlt. Die Verhandlungen des Wiener Kongresses wurden durch die imposante Rückkehr Napoleons am 9. Juni 1815 beendet, und die bis dahin bestehenden Ergebnisse wurden in einer Akte veröffentlicht.

Zwar entließ Dalberg auf Drängen der Kurie Anfang Januar 1815 Wessenberg als Generalvikar für das Bistum Konstanz und distanzierte sich auch von Wessenbergs liturgischen Reformen.<sup>74</sup> Bereits am 26. Dezember 1814 hatte der Bischof den Provikar Reininger<sup>75</sup> den Vorsitz für den Geistlichen Rat des Bistums Konstanz übertragen – auch weil



**Abb. 13:** »Die große Nation hat ihren großen Kaiser wieder und zieht auf große Eroberungen aus«, Karikatur von Johann Michael Voltz, Deutschland, 1815, Radierung, koloriert. Das Blatt zeigt den kraftgefüllten Napoleon mit seiner ganzen Heereschar auf dem Weg zur Schlacht bei Waterloo.



Wessenberg in Wien verweilte. Ferner machte er am 25. Januar 1815 Domkapitular Roll<sup>76</sup> zum neuen Generalvikar.<sup>77</sup> Dennoch ernannte der Bischof am 8. September 1815 »anstatt auf seinen früheren Beschlüssen zu beharren, [...] ohne sie zu widerrufen dadurch allen Erfolg, daß er verfügte, ich solle nach Beendigung meiner Geschäfte in Wien das Präsidium des geistl. Raths in Constanz wieder übernehmen.«<sup>78</sup> Am 17. Februar 1817 wurde Wessenberg einstimmig durch das Domkapitel zum Bistumsverweser gewählt. Eine gewisse Wankelmütigkeit Dalbergs ist aus diesen Aktionen durchaus herauszulesen, die das Vertrauen des Konstanzer Domkapitels zu seinem Bischof auf eine harte Probe stellte.<sup>79</sup>

## ABSCHIED VON MEERSBURG

Doch die Probleme rissen nicht ab: Kurz vor Dalbergs Abreise nach Regensburg Anfang Januar – die Reisevorbereitungen liefen bereits<sup>80</sup> – kam die offizielle Bestätigung, dass die Schweizer Kantone endgültig vom Bistum Konstanz abgespalten werden: *Vor einigen Tagen ist mir ein Breve Se. Geistlicher Heiligkeit vom 2 t. November des verflossenen Jahres zugekommen, worin Allerhöchst dieselbe die Gründe derjenigen Schweizer Kantonen für wichtig erklären, welche die Trennung der Constanzer Kirche verlangen und Errichtung eines neuen besondern Bisthums zu erhalten wünschen.*<sup>81</sup> Die Geistliche Regierung wurde vom Vollzug der Ablösung überrascht, da Dalberg vom aktuellen Sachverhalt vieles verschwieg.<sup>82</sup> Die »Lostrennungsbulle«<sup>83</sup> des Papstes, obwohl Dalberg zeitlebens – vor allem gegenüber Wessenberg – nicht den vollen Inhalt preisgab, musste die Geistliche Regierung in Konstanz in helle Aufregung gesetzt und Diskussionen hervorgerufen haben. *Das Geistliche Regierungs Protocoll vom 3. Jan. enthält allerdings Gegenstände, welche für das wichtige Hochstift Constanz von hohen betreffe sind. Den Abend vor meiner Abreise von Meersburg erhielt ein päpstl. Breve von viel umfassendem mannigfaltigem Inhalt worin unter andren folgende Worte vorkommen:*<sup>84</sup> Dalberg zitiert in seinem Schreiben vom 18. Januar 1815 aus dem Breve die folgende Passage in Latein: »Da Du Uns mehr als einmal erklärt hast, Du wärest bereit, Dich Unsern Dekreten in bezug auf die katholischen Kantone der Schweiz, die zum Bistum Konstanz gehören, mit der gebührenden Ergebenheit zu fügen, zweifeln wir nicht daran, daß Du es mit Gleichmut und Demut trägst, wenn Wir, durch ihre wiederholten und gerechten Bitten bewogen und aufgrund eines eindeutig zu erwartenden Vorteils, beschlossen haben, sie von dem genannten Bistum zu trennen. Tatsächlich trennen Wir sie, kraft Unserer Apostolischen Vollmacht und mit der Absicht, in jenen Gebieten neue Bischofssitze zu errichten.«<sup>85</sup>

Die Diskrepanz zwischen der Verfassung des Breves und der Ankunft in Meersburg zwei Monate später wirft die Frage auf, ob Dalberg den Erhalt des Schriftstücks so lange wie möglich verschweigen wollte oder ob das Breve möglicherweise zuerst nach Regensburg gesendet und erst danach nach Meersburg weitergeleitet wurde. Bereits an anderer Stelle war sein enger Vertrauter, Geheimrat Müller, überrascht, dass Dalberg im-



mer noch in Meersburg verweilte.<sup>86</sup> Konnte die Päpstliche Nuntiatur wissen, wo sich der Erzbischof aufhielt? Sein offizieller Wohnort war zu dieser Zeit Regensburg.<sup>87</sup>

Obwohl Dalberg durch den Schriftverkehr mit Rom und anderen Beteiligten von dem drohenden Unheil informiert war, wurde er angesichts der langen Zustelldauer des päpstlichen Breves vom tatsächlichen Vollzug der Abspaltung wohl doch überrascht.<sup>88</sup> Denn auch der Luzerner Nuntius Testaferrata<sup>89</sup>, Hauptbefürworter der Abspaltung der Schweizer Kantone, verheimlichte seinen Verhandlungserfolg mit der Kurie vom Sommer 1814. Erst zum Jahresbeginn ließ er die »Bombe platzen«, in dem er die Abspaltung in einem Hirtenbrief verkündete. Dies erfuhr Konstanz postwendend aus der Tagespresse und brachte Dalberg in die missliche Lage, der Geistlichen Regierung wichtige Informationen vorenthalten zu haben.<sup>90</sup> Dies führte auch zu Missstimmungen mit Wessenberg, wie er dies in seinen »Erlebnissen« beschrieb. Der Generalvikar hielt Dalbergs Verhalten gegenüber der Kurie für nicht energisch genug: Wohlmeinend, wie Dalberg war, wollte er Allen gerecht sein, und ward es Niemand, wollte Alle befriedigen, und befriedigte Niemand, weil er sich in Widerspruch verwickelte die er nimmer zu lösen vermochte Alle meine Bemühung; ihn vor diesem Labyrinth zu behüten, waren vergeblich. Dies fiel mir doppelt schmerzlich!<sup>91</sup>

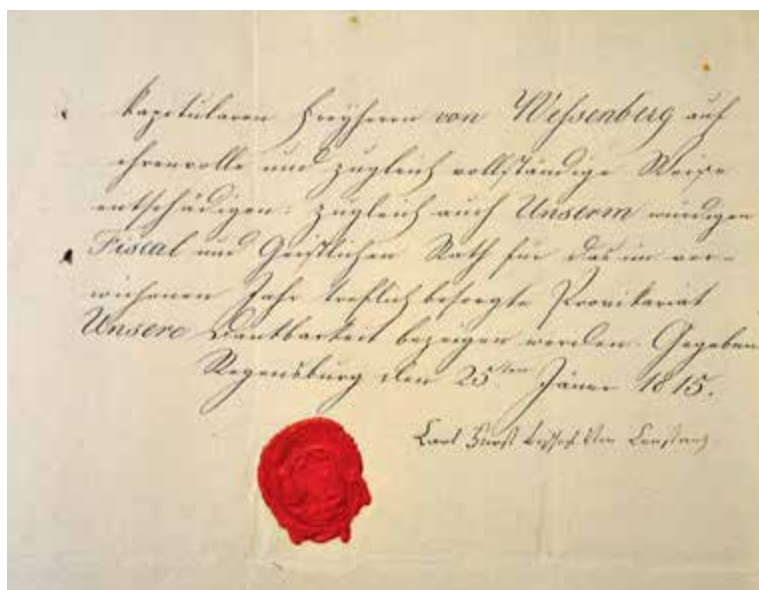
Die Konstanzer Bistumsverwaltung beschlich durchaus die Angst, dass mit der Loslösung der »Schweizer Quart« die Auflösung des Bistums Konstanz im Raum stehen könnte. Besonders das Domkapitel und die Geistliche Regierung reagierten – im Gegensatz zu Dalberg – äußerst heftig auf das päpstliche Schreiben. So verfasste Dalberg nach Kenntnis des Entsetzens seiner Domkapitularen ein Schreiben, in dem auf die alten Rechte des Bistums bestanden wurde: *es ist demnach unsere heiligste Pflicht, dem uralten Bisthum Konstanz nichts zu vergeben, was di Bisthums Observanz und di KirchenVerfaßungen überhaupt mit sich bringen, bis die höchsten geistlichen und weltlichen Behörden die Auflösung des Bisthums Konstanz nach den rechtlichen Grundsätzen und Errichtung andrer neuer Bisthümer ausgesprochen haben werden.*<sup>92</sup> Dennoch war damit der Anfang vom Ende des Bistums Konstanz eingeläutet.

Die Abreise Dalbergs wurde ab Ende Dezember organisiert und die Ankunft für den 5. oder 6. Januar 1815 in Regensburg terminiert. So erscheint aus heutiger Sicht eines der letzten Dokumente aus Meersburg fast schon wie ein persönliches Resümee oder wie ein Abschied vom Bodensee. Zwar sollte die Abreise nur vorübergehend erfolgen, doch scheint dem Bischof bewusst gewesen zu sein, angesichts seines damals hohen Alters, dass jederzeit etwas dazwischen kommen könnte: *Wir bedauern, daß uns die Berufsverhältnisse auf einige, jedoch wahrscheinlich kurze Zeit nach Regensburg, dem Metropolitan Sitz Unseres Erzbischofthums in einem Zeitpunkt abrufft, in welchem mehrere wohlmeynend unternommene Beschäftigungen für Herstellung und Befestigung allgemeiner Einverständnisses Erweckung geistlicher Liebe Begründung erbaulicher guter Ordnung noch nicht ganz vollendet sind. [...] Wir nehmen uns zwar fest vor, Baldmöglichst wieder in dem Bischthum Konstanz einzutreffen, und an dessen geistl. Angelegenheiten wieder Hand anzulegen, in demüthiger Anrufung göttl[ich]er Gnad' neu Ertheilung der dazu nöthigen Kräften in Unserm hohen Alter. – Unterdeßen fühlen Wir Uns pflichtmäßig verbunden vor*

Unserer Abreise in wohlverdientem Vertrauen auf die würdigen Mitglieder geistl[ich]er Regierung Unsere Ansichten und vorläufige Entschl[ie]ßungen mitzuteilen, besonders über falsche Gegenstände, die in den letzten Zeiten Unseres hiesigen Aufenthalts zur Sprache gekommen sind.<sup>93</sup>

Seine unterschwellig zu spürenden Befürchtungen traten dann auch ein. Der Einladung des Regens des Meersburger Priesterseminars, Peter Keller, vom Spätsommer 1815 musste Dalberg dankend ablehnen. Das Antwortschreiben des Bischofs bestätigt nochmals, dass sich Dalberg immer gerne in Meersburg aufhielt: Hohes Alter geschwächte Gesundheit und dringend anwachsende Metropolitan. Geschäfte hindern mich die Reise nach Konstanz und Meersburg abermal anzutreten; Obgleich mein Aufenthalt im Seminar mir angenehme Erinnerungen gewährt.<sup>94</sup>

Die unruhigen Zeiten gingen nicht spurlos an dem betagten Carl Theodor von Dalberg vorbei. Die langen Kriegsjahre, die finanziell unsichere Situation, aber auch der Verlust der einflussreichen politischen Ämter machten aus dem mächtigen Mann einen gebrochenen Greis. Besonders schmerzhaft muss die Enttäuschung durch Napoleons Fall gewesen sein, da Dalberg in ihm unter anderem den Protektor der deutschen Einheitskirche sah. Seine Handschrift wird zunehmend krakeliger und teilweise kaum lesbar; auch unnötige Wortwiederholungen sind keine Seltenheit. Seine Gemütsverfassung zeigen auch zwei Briefe aus dem Stadtarchiv Worms an seine Familie: Mögen diese Feindschaften, diese Fehleinschätzungen, diese unbescheidenen ehrgeizigen Bestrebungen, die seit Jahrhunderten Blut fließen ließen und das Unglück der Völker verursachten, die ein besseres Schicksal verdienen, ausgelöscht werden! Ich danke Ihnen, mein lieber Neffe, dass Sie Ihre guten Beziehungen zu Kardinal Consalvi zu meinen Gunsten eingesetzt haben. Er wird mich immer bestrebt finden, die frommen Absichten des Heiligen Vaters entsprechend meiner bescheidenen Mittel zu unterstützen.<sup>95</sup> Noch eindrücklicher ist ein Brief an seine Nichte, der folgendermaßen beginnt: Ihr köstlicher Brief, meine vereh-



**Abb. 14:** Unterschrift Dalbergs mit Siegel vom 25. Jan 1815, Bestand 419, Dokument 248) aus Stadtarchiv Konstanz (Foto B. Rieger-Benkell).

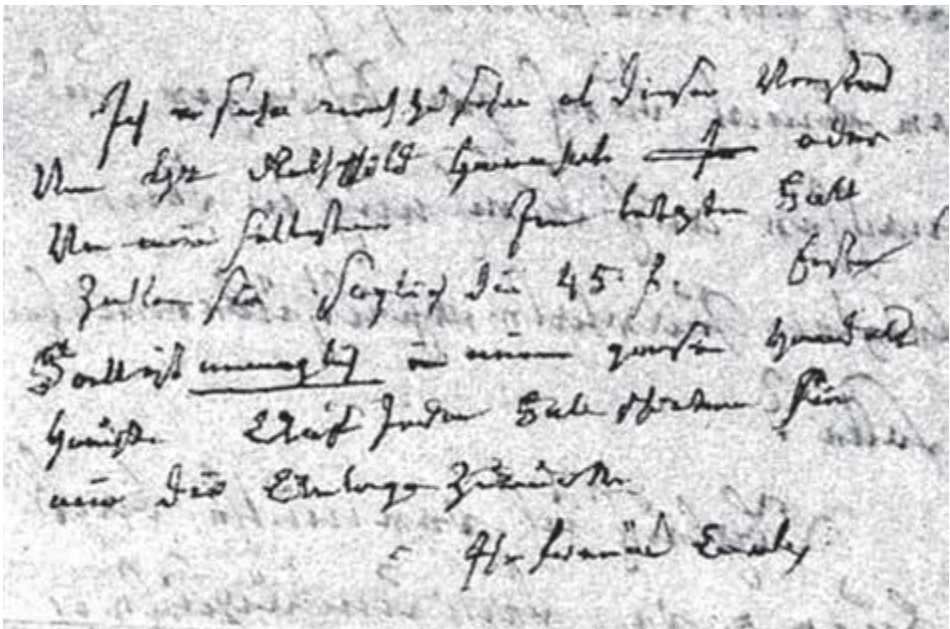


Abb. 15: Schrift Dalbergs vom 14. Dezember 1814, Hauptstaatsarchiv München, Dalberg 17, S. 119f.

rungswürdige Freundin, hat Balsam auf mein Herz gegeben, das grausam verletzt wurde durch Feindschaft und Undankbarkeit und neuerdings durch Verleumdung. Im weiteren Verlauf lässt er der Träumerei freien Lauf, den Problemen einfach zu entfliehen: Vielleicht werde ich meine Tage in Abgeschiedenheit, irgendwo angenehm in den Bergen des Golf von Genua gelegen, beenden, umgeben von Orangen- und Zitronenbäumen, mit schöner Aussicht, und mir einbilden, dass da die Perle unseres Geschlechts geboren wurde, deren Reiz, Empfindsamkeit, Herzens- und Geistesigenschaften soviel Anmut über alle Personen verbreitete, aus der meine Familie besteht und mich die Feindschaft und die Undankbarkeiten vergessen lassen, um mir einen Zufluchtsort für die letzte Zeit meines Lebens zu schaffen!<sup>96</sup>

## FAZIT

Die Auswertung der verschiedenen Dokumente ergibt eine gesicherte Aufenthaltsdauer von Carl Theodor von Dalberg in Meersburg vom 18. September 1814 bis 3. Januar 1815. Trotz seines hohen Alters und der Einsetzung Wessenbergs als Generalvikar und Bistumsverweser nahm Dalberg die Aufgaben im Bistum sehr ernst. Die unsicheren Zeiten, die nötige Neuregelung der Bistümer und Liturgieverordnungen sowie die prekäre finanzielle Situation des Bischofs waren Grund genug, sich am Bodensee aufzuhalten.

Auch nach der Säkularisation des Hochstifts Konstanz wurde in Meersburg Geschichte geschrieben. Die Rolle Dalbergs mag zwar nicht mehr ganz so glänzend gewesen sein, ist aber für die weitere Kirchengeschichte nicht uninteressant und – wie heißt

es so schön – seiner Zeit voraus. Verschiedene offizielle Briefe und Verordnungen verdeutlichen die Zeit des Umbruchs, der nicht nur die politische Landschaft Deutschlands veränderte, sondern auch die Kirche. Besonders die katholische Kirche, war von den Veränderungen nicht unberührt geblieben und musste über neue Verwaltungsstrukturen nachdenken. So alt Dalberg auch war, in seinen Ansichten der Schaffung einer deutschen Nationalkirche und dem Gedanken, die Gläubigen mehr an den Gottesdiensten teilhaben zu lassen und daher mehr in deutscher Sprache zuzulassen, ist heute selbstverständlich.

Dennoch ist Dalbergs Zeit in Meersburg ein Abgesang auf das Alte Reich. Seine positive Haltung zu Napoleon, auch nachdem sich dessen Machtverfall abzeichnete, brachte ihm den Titel des Vaterlandsverrätters ein, unter dem seine Leistungen (soziales Engagement) und Bemühungen (Reformen in der Verwaltung, Kirchenstruktur und Finanzen) zu Unrecht untergingen. Mit seinem Tod am 10. Februar 1817 trat einer der mächtigsten und herausragenden Vertreter des Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation ab, der einzige geistliche Fürst, der die Säkularisation im politischen und kirchenpolitischen Sinne nahezu unbeschadet überstanden hatte. An die mildtätige Seite Dalbergs erinnerte Wessenberg in seinem Nachruf vom 4. März 1817: »Unsern verehrten Oberhirten Carl Theodor, den zärtlichen Vater und Freund seiner Gehülfen im Hirtenamte, den hilfreichen Tröster der Bedürftigen, hat: nach vollbrachtem Tagewerk der Herr der Aerndte zu sich berufen. Mit wehmüthiger Trauer blicken wir dem Verklärten nach, Ihm, der bis an sein Ende uns in Lehre und Wandel die Liebe Gottes und der Mit-



**Abb. 16:** Dalberg auf dem Totenbett, Druckgrafik aus Krämer, August: Carl Theodor Reichsfürst von Dalberg, vormaliger Großherzog von Frankfurt. Fürst-Primas und Erzbischof, Regensburg 1817.





Abb. 17: Porträt Ignaz Heinrich von Wessenberg, (Stadt Meersburg).

menschen predigte, der, reich an christlicher Milde und Wohlthätigkeit, keine höhere Wonne kannte, als die; Gutes zu stiften, menschliches Elend zu lindern, und das Reich der Wahrheit und Tugend zu erweitern.«<sup>97</sup>

Vermutlich erst nach seinem Tod traute man sich, die Einheitskirche endgültig zu begraben. Bereits vier Monate später, am 5. Juni 1817 schloss Bayern das erste Länderkonkordat ab. Bald darauf wurde auch das Bistum Konstanz, eines der ältesten und größten Bistümer Deutschlands, endgültig aufgelöst. Sein enger Freund Ignaz Heinrich von Wessenberg machte sich mit seinen Reformgedanken bei der römischen Kurie keine Freunde, so dass er ohne Dal-

bergs Protektion die vorgesehenen Aufgaben nicht ausfüllen konnte. Rom verhinderte, dass aus Wessenbergs Koadjutorstelle von Konstanz je ein Bischofsamt wurde; die Bulle »Provida solersque« vom 16. August 1821 erklärte das Bistum Konstanz für aufgelöst. Dennoch blieb Wessenberg unter dem Schutz Badens Bistumsverweser bis 1827. Erst nach langem politischen Ringen zwischen Baden und dem Vatikan konnte 1827 das Erzbistum Freiburg neu gegründet werden, für das zwar Wessenberg ebenfalls benannt, jedoch von Rom nie bestätigt wurde.<sup>98</sup>

Für eine kurze Zeit war Meersburg erneut die Bühne der regionalen, deutschen und europäischen Politik, die sich in der Person Dalbergs konzentrierte. Dazu gehörten die Abspaltung der »Schweizer Quart« sowie das fehlgeschlagene Ringen um die Einheitskirche Deutschlands beim Wiener Kongress. Das päpstliche Breve, das in Meersburg eintraf, läutete das Ende des Bistums Konstanz ein.

Anschrift der Verfasser:

Heinrich Frey, Droste-Hülshoff-Weg 25, D-88709 Meersburg, post@oedenstein.de

Brigitte Rieger-Benkel, Pfingstweider Str. 3/2, D-88074 Meckenbeuren, rieger-benkel@arcor.de



## ANMERKUNGEN

1 Dalberg an Franz Joseph Martin Freiherr von Albini (\* 1748 in Sankt Goar; † 6. Januar 1816 bei Hanau), seit 1790 kurfürstlicher Hofkanzler und Minister von Mainz, später Vorsitzender des Großherzogtums Frankfurt und Statthalter von Regensburg, vom 23. November 1813; zitiert nach GERLACH, Alois: Briefe Karl Theodors von Dalberg an Franz Joseph von Albini (Geschichtliche Landeskunde 7), Wiesbaden 1972, S. 134.

2 Ignaz Heinrich Karl Joseph Thaddäus Fidel Dismas von Wessenberg-Ampringen (\* Dresden 4. November 1774, † Konstanz 9. August 1860) studierte u. a. in Dillingen und Wien Theologie. 1801 wurde er von Fürstbischof Dalberg zum Generalvikar des Bistums Konstanz ernannt; er empfing aber erst 1812 die Priesterweihe. Auf dem Wiener Kongress bemühte er sich um die Herstellung einer deutsch-katholischen Nationalkirche und verfasste insgesamt rund 470 überwiegend aufklärerische Publikationen. Wegen seiner Reformpolitik versagte der Papst sowohl seiner Wahl zum Koadjutor 1814 wie zum Bistumsverweser 1817 die Bestätigung. Bis zur Auflösung des Bistums Konstanz 1821/1827 schützte ihn der Großherzog von Baden in der Ausübung seines Amtes. Als Erzbischof von Freiburg wurde er ebenfalls vom Papst abgelehnt und lebte danach in Konstanz als Privatmann. Vgl. weiter: OETTINGER, Klaus: Aufrecht und tapfer. Ignaz Heinrich von Wessenberg – ein katholischer Aufklärer (Kleine Schriftenreihe des Stadtarchivs Konstanz, 18) Konstanz 2017.

3 Johann Heinrich Nepomuk Schreiber (\* Freiburg i. Br. 14. Juli 1793 – † 29. November 1872 ebenda) war einer der erster Lokalhistoriker Freiburgs. Neben dem Studium der Theologie interessierte sich Schreiber für Philosophie, Geschichte und Literatur. Nach Absolvierung des Priesterseminars in Meersburg mit der Priesterweihe im September 1815 nahm er eine Lehrerstelle am Freiburger *Gymnasium academicum* an, wechselte aber 1819 als Kustos an die Universitätsbibliothek. 1821/22 erlangte er die Promotion und Habilitation, bekam aber keine ordentliche Professur und nahm die ihm angebotene Stelle eines Präfekten am *Gymnasium* an. 1826 erhielt Schreiber doch noch den Ruf auf den Lehrstuhl für Moraltheologie, wurde aber 1836 auf den unbedeutenden Lehrstuhl für historische Hilfswissenschaften versetzt und 1846 durch Versetzung in den einstweiligen Ruhe-

stand von der Universität verwiesen. Schreiber wird wie Wessenberg unter die Spätaufklärer gezählt und veröffentlichte zahlreiche lokalhistorischen Untersuchungen und Publikationen.

4 Heute Droste-Hülshoff-Gymnasium.

5 BEAULIEU-MARCONNAY, Karl von: Karl von Dalberg und seine Zeit. Weimar 1879, Bd. 2.

6 HÖMIG, Herbert: Karl-Theodor von Dalberg. Staatsmann und Kirchenfürst im Schatten Napoleons, Paderborn 2011, S. 537.

7 In erster Linie ist dabei BISCHOF, Franz Xaver: Das Ende des Bistums Konstanz, Stuttgart 1989 zu nennen, der sich auch eingehend mit der Auflösung des Hochstifts und des Bistums auseinandersetzt, ohne allerdings den Regionalaspekt Meersburg näher zu berücksichtigen.

8 SPIES, Hans-Bernd: Dalbergs letzte Reise von Aschaffenburg nach Regensburg 1813–1814, in: SPIES, Hans-Bernd: Carl von Dalberg 1744–1817. Beiträge zu seiner Biographie. Aschaffenburg 1994, S. 227–250.

9 Maximilian Augustinus Christoph von Rodt (\* 10. Dezember 1717 Kehl, † 17. Januar 1800 Meersburg) wurde Domherr in Konstanz (1739), Augsburg (1733) und Würzburg (Domizellar 1736–42). In Augsburg war er 1770–75 Domdekan, in Konstanz wurde er 1760 Archidiakon und 1771 Dompropst. Nach dem Tod seines Bruders Franz Konrad 1775 wurde er u. a. wegen dessen Vermögen zum Bischof gewählt. Die Kirchenpolitik Kaisers Josephs II. verschärfte die Finanzlage des Hochstifts und gefährdete den Fortbestand der Diözese. Im Juni 1788 wurde Karl Theodor v. Dalberg zum Koadjutor bestellt und wegen der bevorstehenden Säkularisation, die das Bistum erneut bedrohten, zu Verhandlungen nach Wien gesandt. M. setzte das Hochstift Konstanz zum Universal-erben ein. Seine Sammlung von Naturalien, insbesondere die Muschelsammlung, war überregional bekannt.

10 BISCHOF (wie Anm. 7) S. 69–72.

11 SPIES (wie Anm. 5) S. 122, Fußnote 11 mit Bezug auf die »Privilegierte Kur-Mainzische Landes-Zeitung« 1802, Nr. 92, Anhang vom 3. August, S. 1.

12 Dalberg an Albini vom 31. Januar 1814 zitiert nach GERLACH (wie Anmerkung 1) S. 137.

13 Franz Anton Mesmer (\* 23. Mai 1734 in Iznang; † 5. März 1815 in Meersburg) war zunächst Arzt in

Wien, später in Paris und führte in beiden Metropolen »magnetische« Kuren durch und begründete den »Animalischen Magnetismus«, auch »Mesmerismus« genannt. Er stieg zum Modearzt des französischen Adels auf und kehrte nach den Wirren der französischen Revolution letztlich nach Deutschland, genauer gesagt Meersburg, zurück, wo er Verwandtschaft hatte.

14 RIECKE, Robert William: Heinrich Schreiber (1793–1872), (Beiträge zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 9), Freiburg i. Br. 1956 S. 18–25.

15 Das Tagebuch, welches im Stadtarchiv Freiburg unter der Signatur K1–27/1, S. 77–79 aufbewahrt wird, wird auf etwa 1850 datiert. Heinrich Schreiber schreibt in der dritten Person von sich.

16 DALBERG, Carl Theodor von: Betrachtungen über das Universum, Erfurt 1777.

17 DALBERG, Carl Theodor von: Pericles: über den Einfluß der schönen Künste auf das öffentliche Glück. Regensburg 1806.

18 Stadtarchiv Freiburg unter der Signatur K1–27/1, S. 80 f.

19 Das frühere Aufeinandertreffen Dalbergs und Mesmers muss um 1800/1802 gewesen sein, da Dalberg nicht Koadjutor sondern als Bischof von Konstanz genannt wird. Nimmt man die Ankündigung im Schwäbischen Landboten, gedruckt übrigens bei Herder in Meersburg 1802 (UB Heidelberg), hinzu, dürfte das Treffen im Jahr 1802 erfolgt sein.

20 Stadtarchiv Freiburg K1–27/1 9, S. 81–94.

21 Laut KRÄMER, August: Carl Theodor Reichsfreyherr von Dalberg, vormaliger Großherzog von Frankfurt. Fürst-Primas und Erzbischof, Regensburg 1817, S. 51 interessierte sich Dalberg für den Tierischen Magnetismus.

22 Stadtarchiv Freiburg, K1–27/2: Beilagen. Tagebuchblätter aus der Seminarzeit. Besuche bei Dr. Mesmer, S. 18/19. Diese Passage ist datiert mit 11. Febr. 1815.

23 Karl Christian Wolfart (\* 2. Mai 1778 in Hanau; † 17. Mai 1832 in Berlin) studierte seit 1794 Medizin in Göttingen, danach in Marburg (Promotion 1797). Ab 1801 arbeitete er als Brunnenarzt in Wilhelmsbad sowie ab 1804 als Arzt in Berlin und Warschau. Von 1805 bis 1807 war er Kommissar zur Abwehr des Gelbfiebers an der österreichischen Grenze. Im Jahr 1810 habilitierte sich Wolfart in Berlin und gab ab 1811 das medizinisch-chirurgische Wochenblatt »Asklepieion« heraus. Im Jahr 1812 reiste er im Auftrag

der Preußischen Kommission zur Untersuchung des Magnetismus zu dem Arzt und Heiler Franz Anton Mesmer in Frauenfeld und dokumentierte im Werk »Mesmerismus das Denkgebäude Mesmers ...«. Ab 1813 war er Oberarzt in Berlin und vier Jahre später wurde er zum Professor für Heilkunde an der Berliner Universität ernannt.

24 REINHARDT, Rudolf: Carl Theodor Anton Maria von Dalberg, 1800–1817, in: Helvetia Sacra Abt. 1 Bd. 2 Erster Teil Das Bistum Konstanz, Das Bistum Mainz, Das Bistum St. Gallen, Basel/Frankfurt a. M. 1993, S. 464–478.

25 Urban Stephan von Müller (1760–1815) war Dalbergs Kabinettssekretär und Geheimer Archivar in Aschaffenburg. Durch die Verleihung des Kommandeurkreuzes des Konkordienordens wurde er 1813 in den Adelstand erhoben.

26 HUBER, Heinrich: Aus den Nachlaßakten des Fürstprimas Karl von Dalberg, Regensburg 1926 und DERS.: Der Nachlaß des Fürstprimas Karl von Dalberg (Aschaffener Jahrbuch für Geschichte, Landeskunde und Kunst des Untermaingebietes) 1955, S. 271–276.

27 Besonders die Mesmerliteratur irrt meist wegen des Aufenthaltsorts von Dalberg, allen voran BENZ, Ernst: Franz Anton Mesmer und die philosophischen Grundlagen des animalischen Magnetismus (Ausgabe 4 von Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Abhandlungen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse) Mainz 1977 und HAENSEL, Carl: Franz Anton Mesmer. Leben und Lehre, Berlin 1940. Einzig WOHLER, Joseph Ludolph: Franz Anton Mesmer, Karlsruhe 1939, S. 109–119 ist einer der wenigen, der den Schreiber'schen Texten folgt und somit das Priesterseminar als Wohnort Dalbergs übermittelt.

28 FLOREY, Ernst: Ars Magnetica: Franz Anton Mesmer 1734–1815 Magier vom Bodensee, Konstanz 1995.

29 ALAND, Kurt (Hg.): Ignaz Heinrich von Wessenberg: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. Band 1: Autobiographische Aufzeichnungen. Freiburg 1968, S. 53.

30 Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) 209/42.

31 Stadtarchiv Freiburg, K1–27/1 Tagebuch. Hier nennt Schreiber im Fließtext das Datum 03.12.1814. Stadtarchiv Freiburg, K1–27/2: Beilagen. Tagebuchblätter aus der Seminarzeit. Besuche bei Dr. Mesmer, S. 18. Diese Passage ist fälschlicherweise mit 11. Febr. 1815 datiert.

- 32 Brief Mesmers an Wolfart vom 26.12.1814 zitiert nach BITTEL, Karl: *Der berühmte Herr Doctor Mesmer 1734–1815*, Friedrichshafen 1940 S. 96/97. Das Original ist zusammen mit dem Nachlass Wolfarts verloren gegangen. Ein Schüler Wolfarts, Dr. Simon Prausnitz, soll lt. Justinus Kerner den Nachlass bearbeitet haben, jedoch führt keine Spur zu dem Arzt. Bisher konnten nur die Dissertation und eine Akte an der Berliner Universität ermittelt werden. Doch was mit seinem und Wolfarts Nachlass passierte, ist unbekannt. Die Berliner Charité und die Universität verfügen über keinerlei Hinweise dazu. Freundliche Auskunft per E-Mail von Ende Sept. 2013 von Dr. Winfried Schultze.
- 33 Stadtarchiv Freiburg unter der Signatur K1–27/1, S. 82.
- 34 Im Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) unter der Signatur 209/666 hat sich ein Brief Dalbergs an den Markgraf von Baden vom 16.01.1814 erhalten. Er bittet darin um die Quartalszahlung von 5000,- fl. In Ergänzung dazu Hauptstaatsarchiv München Dalberg-Nachlass 6, Dalbergs Brief vom 24.06.1814 an Herrn von Senckendorf, in dem er davon berichtet, dass die Großherzogliche Domänenverwaltung in Meersburg kein Geld hat, die Zahlung an den Bischof zu leisten.
- 35 Beide Zitate von Heinrich Schreiber, Stadtarchiv Freiburg K1–27/1, S. 77/78.
- 36 Hauptstaatsarchiv München, Dalberg-Nachlass 9, Silber-Effektenaufstellung von Dalbergs Besitz in Regensburg: Vermerk auf der Rückseite Regensburg, den 03.10.1814.
- 37 Stadtarchiv Konstanz X XVII (Nachlass Wessenberg) Nr. 219, Brief vom 08.06.1814 aus Regensburg, in dem Dalberg u. a. auch die Ankunft in Meersburg mitteilt.
- 38 Hauptstaatsarchiv München, Nachlass Dalberg 17, Brief an Geheimrat Müller vom 3. Mai 1814. Vgl. dazu auch HUBER 1926 (wie Anm. Nr. 26) S. 4 f.
- 39 Hauptstaatsarchiv München, Nachlass Dalberg 17, Brief an Geheimrat Müller vom 8. Februar 1814. Vgl. dazu auch HUBER 1926 (wie Anm. Nr. 26) S. 4.
- 40 Zu dieser Zeit waren die Kapläne Dr. Bertsche und Feßler im Seminar tätig, die zugleich auch die Pfarrgemeinde Meersburg betreuten, die dem Seminar seit Gründung inkorporiert wurde.
- 41 Hauptstaatsarchiv München, Nachlass Dalberg 119–128 »Reisehofhaltung«. 1. Dezember 1813 bis 1816.
- 42 Fürstbischof Johann Franz Schenk von Stauffenberg (\* 18. Feb. 1658 in Lautlingen; † 12. Juni 1740 in Meßkirch) absolvierte sein Studium 1675 in Dillingen an der Donau, ehe er 1667 die Domherrenpfründe in Konstanz erhielt. 1682 erhielt er eine weitere Domherrenpfründe in Augsburg. Seit 1694 war er Koadjutor des Konstanzer Bischofs Marquard Rudolf von Rodt, der am 10. Juni 1704 verstarb. Am 21. Juli 1704 wurde er zum Bischof von Konstanz gewählt. Zehn Jahre später schließlich wählte das Augsburger Domkapitel ihn zum Koadjutor. Mit dem Bau des Neuen Schlosses und des Priesterseminars gab er der Stadtsilhouette Meersburgs ein barockes Gepräge.
- 43 Stadtarchiv Konstanz Bestand 419, Dokument 278 vom 01.01.1816. Ferner befindet sich in einem Verzeichnis ein Hinweis auf ein Dokument, in dem Dalberg dem Meersburger Priesterseminar 20.000 Gulden hinterlassen wollte, jedoch nur 10.000 fl. übrig waren. Das Schriftstück konnte aber bisher nicht eingesehen werden.
- 44 Hauptstaatsarchiv München, Dalberg-Nachlass 17, Dokument 67, S. 108.
- 45 Stadtarchiv Freiburg, K1–27/1, S. 65/66.
- 46 Peter Keller wurde am 18. Oktober 1763 in Hechingen geboren. Am 7. April 1787 erhielt er die Priesterweihe und stand danach ständig in der aktiven Seelsorge, als Vikar in Wilflingen (Hohenzollern), als Benefiziat in Bermatingen, als Pfarrer in Einhart bei Ostrach (1795–1802); dann wurde er in Leutkirch investiert, wo Wessenberg ihn 1808 zum bischöflichen Deputaten des Kapitels Linzgau und die Regierung 1810 zum provisorischen landesherrlichen Dekan ernannte. Von 1811–1817 leitete er das Meersburger Priesterseminar.
- 47 KELLER, Erwin: *Das Priesterseminar Meersburg zur Zeit Wessenbergs (1801–1827)*, 2. Teil, (FDA Bd. 98) 1978, S. 400–417.
- 48 Möglicherweise war der Pfarrer von Hagnau, der ehemalige Seminarvorsteher Dr. Krapf, der Verfasser des Schriftstücks. Vgl. KELLER (wie Anm. 47) S. 407.
- 49 GLA 209/42 vom 29. Dezember 1814.
- 50 Pius VII. (\* 14. August 1742 in Cesena; † 20. August 1823 in Rom), ziviler Name Luigi Barnaba Graf Chiaramonti, war als benediktinischer Theologieprofessor tätig, bevor ihn sein Vorgänger Pius VI. 1782 zum Bischof von Imola und am 04.02.1785 zum Kardinal ernannt hatte. Mit einer Predigt sorgte er 1797 für Aufsehen, da er die Demokratie für vereinbar mit der katholischen Religion hielt. Auf der Laguneninsel S.Gregorio Maggiore bei Venedig wurde er am

14.03.1800 zum Papst gewählt. Um Übereinstimmung mit Napoleon Bonaparte bemüht, unterschrieb er 1801 ein französisches Konkordat und salbte 1804 Napoleon zum Kaiser. Nach der Besetzung des Kirchenstaates 1809 wurde der Papst gefangen genommen und zum Verzicht auf das *Patrimonium Petri* gezwungen, widerrief aber alsbald seine Unterschrift. Nicht zuletzt durch die Gefangenschaft erlangte er große Popularität, so dass auf dem Wiener Kongress eine Restauration des Kirchenstaates möglich wurde.

51 **BISCHOF, Franz Xaver:** Wir fanden ein äußerst schönes, fruchtbares Land und gar manches weit besser, als wir es erwartet hatten ... Das Ende von Hochstift und Bistum Konstanz und der rechtsrheinischen Teile der Hochstift Basel und Straßburg, in: RUDOLF, Hans Ulrich (Hg.): *Alte Klöster Neue Herren. Die Säkularisation im Deutschen Südwesten* 1803, Bd. 2.1, Ostfildern 2003, S. 356.

52 **ALAND** (wie Anmerkung 29) S. 55 f.

53 Der italienische Kardinalstaatssekretär (\* 8. Juni 1757 in Rom; † 24. Januar 1824 ebenda) verhandelte mit Napoleon Bonaparte das Konkordat für Frankreich von 1801 und nahm 1814 als Chefdiplomat des Vatikans am Wiener Kongress teil.

54 Päpstlicher Diplomat und italienischer Kurienkardinal der römisch-katholischen Kirche (\* 25. Dezember 1756 in Benevento; † 19. April 1844 in Rom).

55 Vgl. RUCK, Erwin: *Die römische Kurie und die deutsche Kirchenfrage auf dem Wiener Kongress*, Basel 1917. S. 26 f. u. S. 87 f.

56 RUCK (wie Anmerkung 54) S. 28/29 vom 21. September 1814, ausgestellt in Meersburg. Der Entwurf zu diesem Schreiben vom 10.09.1814 befindet sich in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Heidelberg unter der Signatur Heid. HS. 695, S. 98.

57 RUCK (wie Anm. 54) S. 27 f.

58 **ALAND** (wie Anm. 29) S. 66 f.

59 RUCK (wie Anm. 54) S. 30 ff.

60 Beglaubigte Abschriften im Erzbischöflichen Archiv Freiburg, Konstanz *Generalia* 43 bzw. Archivio Segreto Vatikan, *Nunziatura* 323. Kompletter Text bei **BISCHOF** (wie Anmerkung 7), S. 548–550; deutsche Übersetzung, S. 399–401.

61 Dalberg an Consalvi, Meersburg Anfang Nov. 1814, zitiert nach RUCK (wie Anm. 54) S. 31

62 RUCK (wie Anm. 54) S. 32.

63 Ernst Maria Ferdinand Freiherr v. Bissingen-Nippenburg (\* Konstanz 16.07.1750 – † 13.03.1820 in

Ungarn) wurde am 26.04.1778 zum Priester geweiht, 1774 ins Domkapitel eingeführt und 1789 zum Domdechanten gewählt. 1777–1802 leitete er als Generalvikar die Geistliche Regierung, die er unter Dalberg an Wessenberg abtreten musste. Übernahm danach die Stelle eines Weihbischofs in Konstanz und wurde zum Titularbischof von Jasus ernannt. Nach Ernennung zum Großpropst in Waizen (Vác, Ungarn) trat er am 24.04.1813 von allen Konstanzer Ämtern zurück.

64 Hauptstaatsarchiv München, Abt. V. Nachlässe, Dalberg 17, Dokument 34, S. 113 vom 29.09.1814.

65 Stadtarchiv Konstanz XVII (Nachlass Wessenberg) Dokument 227: Brief an Wessenberg vom 18.10.1814 aus Meersburg.

66 Stadtarchiv Konstanz XVII (Nachlass Wessenberg) Dokument 220: Brief an Wessenberg aus Regensburg vom 21. Juni 1814.

67 Stadtarchiv Konstanz XVII (Nachlass Wessenberg) Dokument 228: Brief an Wessenberg aus Meersburg vom 27. Oktober 1814.

68 Stadtarchiv Konstanz XVII (Nachlass Wessenberg) Dokument 229: Brief an Wessenberg aus Meersburg vom 28. Oktober 1814.

69 **BISCHOF, Franz-Xaver:** »Die Einheit der Nationalkirche schien mir zunächst das Wesentliche, wenn ich das religiös-kirchliche Leben unseres Volkes heben und gedeihlich entwickeln soll«. Wessenberg auf dem Wiener Kongress, in: DUCHHARDT, Heinz und WISCHWEYER, Johannes (Hg.): *Der Wiener Kongress – eine kirchenpolitische Zäsur?* (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz Beiheft 97) 2013, S. 101.

70 Autobiographische Notizen Wessenbergs, zitiert nach **ALAND** (wie Anm. 28) S. 55.

71 Eine Auflistung der Denkschriften vgl. **BURKARD, Dominik:** *Der Wiener Kongress – Zäsur oder nur Zwischenspiel? Vorstellungen, Konzeptionen und Bemühungen zur Reorganisation der »deutschen Kirche« vor, während und nach dem europäischen Konzert*, in: DUCHHARDT/WISCHWEYER (Hgg.) (wie Anm. 69) S. 62 f.

72 **ALAND** (wie Anm. 29) S. 55.

73 **BURKARD** (wie Anm. 71) S. 43–98.

74 **REINHARDT** (wie Anm. 24) S. 471.

75 Johann Anton Reininger (30. August 1753 in Schwarzhofen – 3. März 1820 in Konstanz) war Pfarrer in Espasingen und Liggeringen, bevor er 1805 in die geistliche Regierung berufen wurde. Er war Fiskal, Sigillifer und lange Zeit als Provikar »die rechte

Hand« Wessenbergs und 1808–1810 Vorsteher des Meersburger Priesterseminars.

76 Johann Nepomuk Freiherr von Roll zu Bernau (1. September 1761 in Bernau – 19. August 1832 in Konstanz). Der studierte Rechtswissenschaftler trat 1798 ins Konstanzer Domkapitel ein. Dalberg ernannte ihn zum Nachfolger Wessenbergs. Da er die Resignation Wessenbergs zur Bedingung machte, trat er die Stelle nie an. Er hinterließ eine Stiftung von 20.000 fl zur Einrichtung von »Arbeitsanstalten« in der Mädchenschule Zoffingen, wofür ihm die Ehrenbürgerwürde der Stadt Konstanz verliehen wurde.

77 Stadtarchiv Konstanz Bestand 419 Dokument 248.

78 ALAND (wie Anm. 29) S. 73.

79 GRÖBER, Konrad: Heinrich Ignaz Freiherr v. Wessenberg, II. Teil (Freiburger Diözesan-Archiv Nr. 56) 1928, S. 326–333 und 343–347. Der Verfasser merkt mehrfach die Wankelmütigkeit Dalbergs an.

80 Hauptstaatsarchiv München, Dalberg-Nachlass 9: Bereits am 27. Dezember 1814 wurde für den 5. Januar 1815 ein Stellplatz für die beiden Kutschen des Bischofs in Regensburg gesucht.

81 Stadtarchiv Konstanz X XVII (Nachlass Wessenberg) Dokument 247a: Brief an Wessenberg aus Regensburg vom 10.01.1815.

82 Vgl. HÖMIG (wie Anm. 6) S. 539 f.

83 Begriff Wessenbergs aus seinen »Erlebnissen«. Vgl. ALAND (wie Anm. 28) S. 65.

84 Stadtarchiv Konstanz X XVII (Nachlass Wessenberg) Dokument 247a.

85 Übersetzung der lat. Passage nach BISCHOF (wie Anm. 7) S. 400.

86 Hauptstaatsarchiv München Bestand 17, Dokument 38, S. 111: Brief Müllers an Dalberg vom 29.09.1814: *Höchstverehrliches Schreiben aus Mörsburg vom 18. Sept. habe ich erhalten. Ich hätte sogleich geantwortet, wenn ich nicht von Regensburg die Nachricht erhalten hätte, daß Höchstdieselbe vor Ende des Sept. dahin zurückreisen. Heute sagte mir aber Hr Weihbischof, daß Euer P. noch länger in Mörsburg blieben.*

87 Nur WEITLAUFF, Manfred: Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860), in: Die Bischöfe von Kon-

stanz, Band 1, Friedrichshafen 1989, S. 429 deutet an, dass das Breve des Papstes vom 02.11.1814 nach Regensburg gesendet worden sein könnte. Testaferrata selbst soll das Schreiben versendet haben.

88 BISCHOF (wie Anm. 7) S. 399.

89 Fabrizio Scerberras Testaferrata (\* 1. April 1757 in Valletta, Malta; † 3. August 1843 in Senigallia) wurde 1802 zum Priester geweiht und zum Titularerzbischof von Berytus ernannt sowie Ende dieses Jahres durch Giuseppe Maria Kardinal Doria Pamphilj zum Bischof geweiht. Er gehörte zur päpstlichen Diplomatie, war Mitglied der römischen Kurie, seit 1803 Nuntius in der Schweiz und 1815 Sekretär in der Kongregation für die Bischöfe (Konsistorialkongregation). Papst Pius VII. ernannte ihn in pectore am 8. März 1816 zum Kardinal und am 6. April 1818 zum Bischof von Senigallia.

90 BISCHOF (wie Anm. 7) S. 390 f.

91 ALAND (wie Anm. 29) S. 65.

92 Hauptstaatsarchiv Stuttgart Dokument E 70 v Bü 15 vom 15. Febr. 1815.

93 Stadtarchiv Konstanz Bestand 419: Dokument 239: Manuskript aus Meersburg vom 26.12.1814. Ein fast identisches Schriftstück befindet sich im GLA 209/42 vom 29.12.1814.

94 Universitätsbibliothek Heidelberg: Heid.Hs 695 Blatt 154 vom 22. August 1815.

95 Stadtarchiv Worms, Bestand 159 – Herrnsheimer Dalberg-Archiv. Klassifikationsgruppe: 2.05. Carl Theodor Anton Kämmerer von Worms Frhr. von Dalberg (Fürstprimas; 1744–1817) 2.05.03. Korrespondenzen Nr. 0573: Brief Dalbergs an Neffe Emmerich vom 19. August 1814, Übersetzung aus dem Französischen durch Amei Rothweiler, Meersburg.

96 Stadtarchiv Worms, Bestand 159–2.05.03. Nr. 0573: Brief Dalbergs an Nichte vom 2. Dez. 1814, die sich längere Zeit in Italien aufhielt. Übersetzung aus dem Französischen durch Amei Rothweiler, Meersburg.

97 Zitiert nach KRÄMER (wie Anm. 21) S. 87 f.

98 GRÖBER (wie Anm. 79) S. 359 ff.



*Uwe Jens Wandel / Gudrun Emberger*

# DAS DAMPFBOOT VON JOHANN CASPAR BODMER

Ein neuer Blick auf Leben und Wirken des Erfinders  
und Industriellen

Rund um den Bodensee kennt man Johann Caspar Bodmer (1776–1827) mehr oder weniger bloß als gescheiterten Vorläufer der erfolgreichen Dampfschiffahrts-Pioniere, über den sich der Volksmund lustig gemacht habe. Häufig wird er mit seinem Bruder Johann Georg Bodmer verwechselt, bisweilen wird sogar Johann Caspar Bodmer, der 1827 gestorben ist, ein photographisches Porträt des alten Johann Georg Bodmer zugewiesen. In Wirklichkeit ist von Johann Caspar kein Bild bekannt. Immerhin finden sich Modelle seines Dampfboots im Rosgarten-Museum Konstanz, im Seemuseum Kreuzlingen und neuerdings auch in Lindau, für ein dort geplantes Eisenbahn- und Schifffahrtsmuseum. Alle weiteren Angaben zu Bodmers Biographie in der einschlägigen, fast nur populären Literatur und in verschiedenen Artikeln in Zeitungen und Zeitschriften bleiben vage und unbelegt – am Ende seines Lebens sei er mit einem Eisenbahnprojekt in Ungarn beschäftigt gewesen, heißt es lediglich.

## FORSCHUNGSSTAND UND QUELLENLAGE

Die Autoren Philipp Ruppert (1842–1900) und Eberhard Graf von Zeppelin (1842–1906)<sup>1</sup> haben offenbar aus mündlicher Überlieferung geschöpft, die Darstellung im Standardwerk von Friedrich Pernwerth von Bärnstein ist von beiden abhängig.<sup>2</sup> Archivalische Quellen haben Fritz Stucki und Hermann Schmid ausgewertet, publizistische Max Ruh.<sup>3</sup> Wenig Neues über Bodmer bringen die meisten anderen Verfasser.<sup>4</sup> In Budapest, dank dem dortigen Magyar Műszaki és Közlekedési Múzeum (Ungarisches Verkehrs- und Technikmuseum), ist über Bodmers Eisenbahn-Projekt genaues bekannt und wird er als erster Eisenbahnbauer Ungarns gewürdigt, aber das sonstige Wirken Bodmers ist dort, verständlicherweise, nicht dargestellt.

So liegt es nahe, hier einmal nicht nur das gescheiterte Dampfboot-Projekt, sondern Bodmers weiteres Leben und Wirken sowie sein familiäres Umfeld zu beleuchten. Dabei gilt es, an längst bekannte Quellen neue Fragestellungen heranzutragen, vor allem

aber, andere, neue oder bisher zum Teil unbeachtet gebliebene ungedruckte und gedruckte Quellen mitheranzuziehen, in Archiven,<sup>5</sup> in Bibliotheken und im Internet. Der Übersichtlichkeit halber gliedert sich der vorliegende Beitrag in zwei Teile. Im ersten Teil findet sich ein Überblick über Johann Caspar Bodmers merkwürdiges Schicksal als Erfinder und Industrieller – allerdings unter Ausklammerung seines Dampfboot-Projekts für den Bodensee. Dieses wird im zweiten Teil, zusammen mit seinen erstaunlicherweise zur gleichen Zeit ablaufenden Aktivitäten im Auftrag der württembergischen Regierung,<sup>6</sup> ausführlich gewürdigt.

## 1. BODMERS FAMILIE

### BODMERS LEBEN

Johann (oder Hans) Caspar Bodmer wurde am 4. April 1776 in Zürich getauft, ist also wenige Tage davor zur Welt gekommen. Er war das zweite Kind dieses Namens (das erste war 1772 wenige Tage nach der Geburt gestorben) und der älteste Sohn des Tuchscherers Hans Heinrich Bodmer (1747–1805)<sup>7</sup> und seiner Ehefrau Anna Catharina Weiss (1746–1822), Tochter des Zunftmeisters Hans Caspar Weiss und der Anna Magdalena geb. Kilchsperger. Von den neun Kindern des Ehepaares erreichten immerhin sieben das Erwachsenenalter. Johann Caspars Familie, die Bodmer »aus dem goldenen Ring«, im Unterschied zu anderen Bodmer-Familien in Zürich so benannt, stammte ursprünglich aus der Walsersiedlung Alagna im oberen Valsesia. An Berufen waren die Tuchscherer häufig vertreten.<sup>8</sup>

Am 10. Juni 1798 heiratete Johann Caspar Bodmer in Zürich Anna Elisabeth Werndli, Tochter des Schneiders und Schuldenboten Caspar Werndli und der Anna Catharina Hegner. Anna Elisabeth Bodmer war am 7. Februar 1776 getauft worden und starb am 21. Januar 1838 in Zürich »in kümmerlichen Verhältnissen«. Die gemeinsamen acht Kinder waren:<sup>9</sup>

1. Carolina Henrica Barbara, geboren und gestorben 1799; Taufpate war Heinrich XV. Prinz Reuß (1751–1825), k. k. Generalfeldmarschall;
2. Francisca Carolina Henrica, genannt Henriette, geboren 1802, gestorben um 1873; sie heiratete (Franz?) Claus, k. u. k. Beamter in Egerstein (Böhmen), dann in Wien;
3. Franz Eduard, geboren und gestorben 1804;
4. Maximilian Joseph, geboren 1806 in Polling (Oberbayern), gestorben 1879 in Konstanz;<sup>10</sup> Taufpate war König Maximilian I. Joseph von Bayern (1756–1825, reg. seit 1799); technischer Leiter einer Firma in Piedemonte bei Neapel, Inhaber einer Spinnerei in Baden;
5. Anna Dorothea Amalia, geboren 1810, gestorben 1838 in Hainburg an der Donau;
6. Carl Friedrich Eduard, geboren 1811 in St. Blasien, gestorben 1874 in Drenowatz (Slawonien);<sup>11</sup> Ingenieur, Inhaber einer Sesselfabrik in Drenowatz;

7. Maria Magdalena Maximiliana Ida, geboren 1815 in Konstanz, gestorben 1834;  
 8. Ludwig Wilhelm, geboren 1818 in Konstanz, 1821 als verstorben genannt.

Von Johann Caspar Bodmers Geschwistern war Johann Georg Bodmer (1786–1864)<sup>12</sup> sicherlich der bedeutendste; mit ihm wird er, wie gesagt, in der Literatur oft verwechselt.<sup>13</sup> Johann Georg Bodmer war ein noch heute zumindest in Fachkreisen bekannter Ingenieur, der besonders in England wirkte und im Laufe seines Lebens eine Vielzahl von Patenten, aber keinen Reichtum erwarb.<sup>14</sup> Nach England ging auch der Bruder Hans Heinrich Bodmer (1782–1856).<sup>15</sup> Von Haus aus Tuchscherer, wurde er Offizier in englischen Diensten.

Johann Kaspar Bodmers beide Söhne Maximilian Joseph<sup>16</sup> und Carl Friedrich Eduard hatten zwar Söhne, diese starben aber vor ihren Vätern. Johann Georg Bodmers Sohn Georg Rudolf, geboren in St. Blasien 1815, gestorben 1888 in Tunbridge Wells,<sup>17</sup> hatte einen einzigen, gleichnamigen Sohn, Georg Rudolf Bodmer (1853–1902);<sup>18</sup> dieser hatte drei Töchter, aber keinen Sohn. Daher erloschen diese beiden Linien, also die Johann Caspars und Johann Georgs, im Mannesstamm.<sup>19</sup>

Dagegen blüht der Zweig der Familie eines weiteren Bruders Johann Caspars, Jacob Christoph Bodmer (1784–1850), bis heute in England.<sup>20</sup> Er hatte sechs Söhne,<sup>21</sup> von denen sich drei, Johann Jacob, Johann Georg und Ludwig Rudolf, in Großbritannien niederließen, Gottlieb in die USA auswanderte und David in der Schweiz verblieb. Johann Jacob Bodmer (1819–1897) hatte einen (einzigsten) Sohn, Richard (1856–1926),<sup>22</sup> der als Chemiker in England tätig war. Dessen Sohn Harold Siemens Bodmer (1876–1930)<sup>23</sup> lebte in der Schweiz, in Britisch Kolumbien, studierte in Cambridge und wurde 1911 Professor für Französisch am Rhodes University College in Grahamstown (Südafrika); er hatte drei Söhne, die alle in Grahamstown geboren wurden. Unter diesen war Ronald William (geb. 1916),<sup>24</sup> der nach dem Ersten Weltkrieg nach Rhodesien, dem heutigen Simbabwe, zog. Sein Sohn Harold kehrte ins Mutterland zurück und ist heute Executive Director der Adult Social Services des Norfolk County Council in Norwich.<sup>25</sup>

Es gibt mehrere Namensvettern von Johann Caspar Bodmer.<sup>26</sup> Zu nennen wäre ein Freihauptmann in Zürich, der 1798–1799 die Einquartierung der französischen Truppen in Stadt und Umland zu besorgen hatte, sich nach deren Abzug den österreichischen Truppen zur Verfügung stellte und schließlich sich dem in englischem Solde stehenden Emigrantencorps Roverea anschloß.<sup>27</sup> Ferner wäre da ein Hans Caspar Bodmer aus Stäfa bei Zürich, der 1809 in Eßlingen am Neckar eine Handschuhfabrik gründete.<sup>28</sup>

## BODMERS ERSTE JAHRE

Johann Caspar Bodmer erlernte das Handwerk des Tuchscherers wie sein Vater. Mit technischen Fächern aller Art oder Schiffbau hatte er, soweit bekannt, keine Berührung. Er trat zuerst in niederländische Kriegsdienste, von wo er 1797 als Fähnrich nach

Zürich zurückkehrte. Von 1800 bis 1802 betrieb er dort eine Papiermühle und versuchte sein Glück mit der Torfkohlenbrennerei. Mit beiden Unternehmungen hatte er Misserfolg – der Direktor des Seekreises und Staatsrat in Konstanz, Johann Baptist (von) Hofer (1759–1838), sein zeitweiliger Förderer bei dem Dampfschiffs-Projekt, meinte 1818, Bodmer habe sein Vermögen bei der Torfverkohlung *Entreprise* [...] durch Unglücksfälle, welche die Schweizer Revolution herbeiführte, eingebüßt.<sup>29</sup> Nun ging er nach Rußland und brachte es im Heer des Zaren bis zum Rittmeister.<sup>30</sup> Die dort angeknüpften Beziehungen suchte sein Bruder Johann Georg Bodmer für die Einführung der von ihm erfundenen Hinterlader-Kanone zu nutzen – wobei ihm sein Bruder Jacob Christoph Bodmer, Tuchscherer, Ölmüller und russischer Gardehauptmann, half; doch sie blieben ohne Erfolg.<sup>31</sup>

Johann Caspar Bodmer wird spätestens 1806, wenn nicht schon 1805, aus Rußland zurückgekommen sein, und zwar nach Polling in Oberbayern, wo am 16. November 1806 sein Sohn Maximilian Joseph zur Welt kam.<sup>32</sup> Das Klostergut Polling war 1804 durch Kauf an den Seidenbandfabrikanten, Kartographen, Mäzen, Philanthropen und Revolutionär Johann Rudolf Meyer Vater (1739–1813) aus Aarau gekommen, der dort von 1805 an mit einer Kolonie von 300 Schweizern eine Seidenbandfabrik errichten wollte, was an der Abwerbung der Fachkräfte durch die Konkurrenz in Basel scheiterte.<sup>33</sup> 1805–1807 verwaltete Johann Rudolf Meyer Sohn (1768–1825)<sup>34</sup> das Gut, das 1812 an seinen Bruder Hieronymus gen. Jérôme Meyer (1769–1844) ging, der 1814 für seine Verdienste um die Landwirtschaft in Bayern in den erblichen Adelsstand erhoben wurde. Johann Rudolf Meyer Sohn übernahm um der Familienehre willen die Schulden seines Vaters und suchte schließlich seine Zuflucht zur Falschmünzerei, weswegen ihn 1822 das badische Hofgericht zu drei Jahren Zuchthaus verurteilte – eine Tatsache, die bis 2011 in Aarau totgeschwiegen wurde. Johann Caspar Bodmer ist vermutlich wegen der Seidenbandweberei nach Polling gegangen. Da diese Unternehmung scheiterte, wird seines Bleibens dort wohl nicht allzu lange gewesen sein.

Auch die badische Regierung bemühte sich um die Verwertung aufgehobener Klöster, darunter das große Benediktinerkloster St. Blasien im Südschwarzwald.<sup>35</sup> Auf Vorschlag des großherzoglichen Baudirektors Friedrich Weinbrenner und mit Zustimmung der Pfarrer im Umkreis sollten die Klostergebäude zugunsten einer *gemeinnützigen Manufaktur* verkauft werden. Johann Caspar Bodmer gab anfangs des Jahres 1809 ein Angebot ab, und am 9. Mai 1809 wurde der Entwurf eines Vertrages zwischen seinem Bruder Johann Georg Bodmer – der der eigentliche Unternehmer war – und der Regierung in Karlsruhe aufgesetzt: zur Errichtung einer Fabrik für Baumwollspinn- und -webmaschinen in den Klostergebäuden, wofür er verschiedene Privilegien erhielt. Am 20. Juli 1809 zog Johann Georg Bodmer in St. Blasien ein und stellte schon zum 1. August Arbeiter an, vor allem Einheimische. Seine Verbesserungen der englischen Maschinen wurden hochgelobt, aber die Fabrik geriet schon 1810 in finanzielle Schwierigkeiten. Zu den Gläubigern gehörte der aus Polling bekannte Johann Rudolf Meyer (wohl der Sohn).<sup>36</sup> Immerhin beteiligte sich der Karlsruher Hofbankier David Seligmann (1775–1850; seit 1815

Baron von Eichthal) mit einem großen Kapital an dem Unternehmen, das er später noch aufstockte, und ein Pachtvertrag über die Klostergebäude konnte 1811 endlich abgeschlossen werden. 1812 waren in der Maschinenfabrik 154 Personen tätig, 36 Lehrlinge standen in Ausbildung. Außerdem gab es eine mechanische Spinnerei mit zunächst 40, später bis zu 300 Beschäftigten, meist Kindern.<sup>37</sup> 1816 waren insgesamt 809 Arbeiter vorhanden. Die ebenfalls 1809, von dem Schweizer Henry Düggli aus Zürich, gegründete Gewehrfabrik war von Johann Georg Bodmer wiederbelebt worden, der bei der Herstellung das Prinzip der Austauschbarkeit der Einzelteile einführte.<sup>38</sup> Für das zahlreiche Personal richtete Bodmer eine Kantine ein, bei der die Speisen auf Schienenwagen verteilt wurden, auch konstruierte er eine Geschirrspülmaschine.<sup>39</sup> In der Spinnerei erhielten die Gesellen durchschnittlich 1 Gulden Taglohn, Meister konnten bis zu 3 Gulden verdienen, in der Gewehrfabrik kamen die Arbeiter auf einen Taglohn von 1 ½ bis 2 ½ Gulden, was nach den Maßstäben der Zeit keine schlechte Bezahlung war. Die Kinder, allerdings bei freier Kost und Wohnung, erreichten nur 14–16 Kreuzer am Tag.<sup>40</sup>

Wie so viele Erfinder war Johann Georg Bodmer nicht auch gleichzeitig ein guter Kaufmann:<sup>41</sup> Unablässig arbeitete er an der Verbesserung seiner Maschinen – die Rendite war ihm nicht wichtig, wohl aber dem Bankier Seligmann. Es kam zu Konflikten, so dass Bodmer schließlich aus der Gesellschaft ausstieg und in den badischen Staatsdienst übertrat: Kapitän des Artilleriecorps mit Oberleitung der Gewehrfabrik, Leitung der staatlichen Eisenwerke in Albbruck und Wehr, Inspektion über die Zucht- und Korrektionshäuser in Baden. Merkwürdigerweise hatte Johann Georg Bodmer, damals in Albbruck, im Dezember 1819 mit dem oben schon genannten Konstanzer Kreisdirektor Johann Baptist Hofer zu tun, dem vormaligen Förderer seines Bruders Johann Caspar Bodmer.<sup>42</sup> Die andauernde Überlastung und bürokratische Hemmnisse ließen Georg Bodmer 1822 um seine Entlassung einkommen. Er ging zuerst in die Schweiz und schließlich, wie erwähnt, nach England.

Johann Caspar Bodmer hatte in St. Blasien von Anfang an mitgewirkt (zeitweilig auch der Bruder Jacob Christoph). Er war zusammen mit Johann Georg Bodmer bei der Firmengründung aufgetreten, er beaufsichtigte die Fabrik bei dessen Abwesenheit – er war aber auch auf seinen eigenen Vorteil bedacht, was sich darin zeigt, dass er gleich 1809 versuchte, Kupfer vom Dach der Klosterkirche auf eigene Rechnung zu verkaufen.<sup>43</sup> Ihm war ein schlechter Ruf vorausgeeilt: Er gelte als schändlicher Bankrottier, habe wegen Betrugs im Zuchthaus gesessen, sei entflohen – sein Name prange in Zürich deswegen am Schandpfahl.<sup>44</sup>

1812 verließ Johann Caspar Bodmer St. Blasien, er »riss [...] mit sechs Arbeitern aus«<sup>45</sup> und ließ sich in Konstanz nieder, um mit seinem Compagnon Konrad Brüchli eine Baumwollspinnerei zu betreiben.<sup>46</sup> Am 12. August 1812 bat der Maschinist Bodmer den Konstanzer Magistrat um Anweisung einer Lokalität, um die gefertigten Spinnmaschinen darin aufstellen zu können, und am 29. August schloß Schiltknecht Bodmer & Companie mit dem städtischen Säckelamt einen Vertrag über die Verpachtung der grossen Zunfstube zum Ro-



sengarten für seine Fabrication vom 21. September an.<sup>47</sup> Bodmer erhielt auch das Gebäude zur Katze für seine Baumwoll-Spinnmaschinen eingeräumt<sup>48</sup> Außerdem erwarb er von den Gantgläubigern des Johann Georg Krösser das Haus Nr. 421 auf dem Rindermarkt, das spätere Militärspital.<sup>49</sup> Es ist auch vom Haus Nr. 717 als Haus Bodmers die Rede, wobei zwei Schuldposten des Krösser auf den Kaufschilling angewiesen worden waren.<sup>50</sup> Laut Hofer (1823) hat Bodmer seine kleine BaumwollMaschinenSpinnerey durch eine von ihm verfertigte Dampfmaschine mittels Actien in Gang gesetzt.<sup>51</sup> Von Konstanz aus hatte er sich auch mit dem Schaffhauser Kaufmann Johann Michael Forster zusammengetan, um dessen Papiermühle in eine Baumwollspinnerei umwandeln zu helfen.<sup>52</sup>

Dieser Bemühungen ungeachtet zeigten sich schon im Jahre 1814 erste Probleme. Verschiedene Gläubiger begannen ihre Forderungen anzumelden, die auf das Haus Nr. 421 vorgemerkt wurden – sogar die eigene Ehefrau Elisabeth Bodmer geb. Werndli.<sup>53</sup> Ein Joseph Nenning, Hausknecht bei Bodmer vom 1. Februar 1813 bis 13. April 1814, ein früherer Hütejunge in Schwaben, und sein Komplize Joseph Fink, beide aus Krumbuch im Landgericht Bezau, hatten Bodmer eine große Anzahl von Werkzeugen und andere Gegenstände gestohlen und mit Hilfe einer Hehlerin, Elisabeth Sparg, abgesetzt. Sie verkaufte dem Fabrikanten Ludwig/Louis Herosé (1786–1864) aus Aarau<sup>54</sup> ein Gewehr; er hatte zwar eines bei Bodmer bestellt, er werde es aber nicht bekommen, sagte sie.

Nenning redete sich beim Verhör heraus, dass es allgemein geheissen hat, beym Bodmer gehe alles verlohren, man werde ihm die Fabrik schließen, und daher habe er gefürchtet, um seinen Lohn zu kommen. Das war vielleicht nicht eine bloße Schutzbehauptung, denn Bodmers Associé Lieutenant Frey<sup>55</sup> mußte zugeben, er habe einmal alle meine Gläubiger nicht augenblicklich befriedigen können.<sup>56</sup> In der Augsburgerischen Ordinari Postzeitung Nr. 191 vom 11. August 1814 erschien ein Gläubigeraufruf des Bezirksamts Konstanz wegen des Gesuchs von Bodmer und Frey um ein Moratorium.<sup>57</sup>

An weiteren Mitarbeitern Bodmers werden in den Verhörprotokollen ein Mechaniker Friedrich Heldmann, ein Commis Conrad Harder und Bodmers Magd Catharina Schupp aus Wangen genannt.

In den Verhörprotokollen ist nebenbei zu erfahren, dass Bodmer schon damals, 1814, Dampfmaschinen baute, und sein Mechaniker und Zeichner Friz lieferte gerade eine Wassermaschine nach Schaffhausen – wohl eine Spinnmaschine, wie sie der Engländer Richard Arkwright erfunden hatte. Von einer Dampfmaschine erfuhr das Großherzogliche Finanzministerium unter dem 28. Januar 1817 von Kreisdirektor Hofer, der gleichzeitig in günstigem Sinne über Bodmers Dampfboot-Projekt berichtete, wovon im zweiten Teil dieses Beitrags ausführlich die Rede sein wird.

Bodmers Produktpalette war aber noch größer. Verschiedene Zünfte beschwerten sich 1814 und 1816 über seine Pfscherey.<sup>58</sup> Thomas Hug im Namen der Schlosser über den Gesellen Balbach, der Bodmer einen Glocken-Aufzug machte, und über Bodmersche Arbeiter, die Bügeleisen herstellten. Der Büchsenmacher Anton Baumann klagte, Bodmers Geselle Klaviter mache trotz Verbot Büchsenmacherarbeiten (wie schon anklang). Die

Drechsler gaben an, ein Drechsler Bodmers habe in der Vorstadt eine eigene Drechselbank. Laut den Schreibern arbeitete ein Geselle Bodmers, genannt der *Stuttgarter*, für einen Schmiedemeister. 1816 zeigten Schlosser und Schreiner an, Bodmer fertige Möbel, und ein Geselle Bodmers habe eine Buchdruckerpresse repariert.

Zur gleichen Zeit aber, von 1816 an, gingen weitere Schuldforderungen gegen Bodmer ein, dessen Haus Nr. 421 den Gläubigern *ingeantwortet* wurde, andere Posten wurden auf Bodmers Dampfmaschine vorgemerkt, Bodmer war 1816 bereits vergantet – ein Vorgang, der sich noch bis 1822 hinzog.<sup>59</sup> Das Haus wurde schließlich 1818 an Johann Rudolf Meyer verkauft,<sup>60</sup> der Sohn bzw. Enkel der oben erwähnten gleichnamigen; er hatte auf sein Bürgerrecht in Aarau verzichtet, um auswärts eine Halbschwester seiner Mutter heiraten zu können, was in Aarau nicht erlaubt war, und sich 1817 in Konstanz niedergelassen.<sup>61</sup>

Zu den Gäubigern Bodmers gehörten 1816 Alois Birkenmaier und 1817 als Gäubiger-Anwalt Heinrich Uhl, die beide bei Bodmers Dampfschiffsprojekt eine bedeutende Rolle spielten.<sup>62</sup> Der schon erwähnte Konstanzer Kreisdirektor Johann Baptist Hofer benannte laut dem *Stuttgarter Innenminister* 1818 Bodmers Schulden in Konstanz so: *Rückstände an seine Arbeiter, einen Rest an seinen Associé Birkenmaier in Betreff der Dampfkuichen und endlich einige geborgte 100 f [Gulden] auf eine Dampfmaschine von 5 PferdeKraft, die für eine Gesellschaft nach St. Gallen verfertigt, dem Bodmer aber nicht abgenommen worden sey, weil die Gesellschaft ihre Geschäfte eingestellt habe.*<sup>63</sup> Mit den Dampfkuichen werden Bodmers Dampfsparherde gemeint sein, mit denen er sich später in Stuttgart weiter beschäftigte, ohne jedoch damit Erfolg zu haben (dazu unten mehr).

## BODMER IN BRUCHSAL, PARIS, WIEN, LONDON

Bodmer entwich, nachdem er mit seiner Fabrik für Dampfsparherde auf der Solitude bei Stuttgart gescheitert und seine Stellung in Württemberg unhaltbar geworden war, wohl im Spätjahr 1819 oder im Frühjahr 1820 aus dem Lande. Vermutlich wurde er alsbald *MaschinenBaumeister* zu Ludwigshall bei Wimpfen (das zum Großherzogtum Hessen-Darmstadt gehörte) – die Saline war, nach erfolgreicher Bohrung durch den mit Goethe bekannten Salinisten Carl Glenck (1779–1845) aus Schwäbisch Hall 1818, erst 1819 gegründet worden.<sup>64</sup> Am 21. Februar 1821 war aber zwischen Johann Caspar von Bodmer<sup>65</sup> und dem Eigentümer der Salinen in Bruchsal und Mosbach, Johann Andreas von Traitteur (1752–1825), ein *Bohr-Contract* abgeschlossen worden. Hofer vermutete 1823, Bodmer habe schon zuvor, als sich Schwierigkeiten mit der württembergischen Regierung abzeichneten, mit Traitteur verhandelt, um ihm, der seine Pumpwerke und Gradierhäuser mit einer Dampfmaschine zu betreiben beabsichtigte, dazu die eigentlich für Württemberg bestimmte Maschine zu verschaffen.<sup>66</sup> Einen Beweis blieb Hofer aber schuldig. Besagter *Contract* und die *Direction des Herrn von Bodmer über sämtliche Bohrgeschäfte* waren am

10. März 1822 ausgelaufen.<sup>67</sup> Seither hatte Bodmer die Geschäfte der Saline Bruchsal geführt und wurde mit Urkunde vom 28. Mai 1822 zum Salinendirektor nach der Großherzoglich Badischen Diener-Pragmatik von 1819 §§ 1, 3 ernannt. Strittiger Punkt waren Bodmers Gehaltsforderungen. Sein Anwalt Sommerschu bestand auf der Übernahme Bodmers in den Staatsdienst laut einem Vertrag der Regierung mit von Traitteur.



Abb. 1: Unterschrift von Johann Caspar Bodmer, 1824. Hauptstaatsarchiv Stuttgart, E 143 Bü 1188.

Traitteur war eine vielseitige Persönlichkeit:<sup>68</sup> Genieoffizier (k. k. Oberstleutnant, 1794 Wirklicher Ingenieur-Major), 1784–1803 Professor an der Universität Heidelberg (1791 Rektor), Konstrukteur von Montgolfieren 1784, gescheiterter Erbauer einer Wasserleitung von Rohrbach nach Mannheim 1791–1798; 1790 geadelt. Als Architekt baute er u. a. in Oppenweiler (Rems-Murr-Kreis) die alte Wasserburg der Herren von Sturmfeder von 1783 an in ein achteckiges Schloß um (seit 1939 Rathaus).<sup>69</sup> Zuerst hatte er die Saline in Bruchsal in Pacht, die in Mosbach als Erblehen innegehabt, 1807 hatte er die Saline in Mosbach, 1812 die in Bruchsal vom badischen Staat erworben; beide mußten 1824 wegen Unrentabilität ihren Betrieb einstellen.

Es ging nun um die Pension Bodmers, der wieder einmal vergantet war und sich zu sanieren, d. h. seine Gläubiger zu befriedigen hoffte. Im Februar 1826 wurde ihm von der Regierung schließlich eine *Gnadenpension* von 1200 Gulden jährlich zugebilligt.

Bodmer war wie immer rastlos tätig. Im November 1824 bat er über die württembergische Gesandtschaft in Karlsruhe um ein Patent für die von ihm erfundene *Betrieb-Maschine*, die Wasserkraft über weite Entfernungen zum Antrieb von Mahlmühlen, Hammerwerken u. a. übertragen sollte.<sup>70</sup> In seinem Gesuch an König Wilhelm, unterzeichnet mit *Bodmer Sal. Director* (Abb. 1), verstieg er sich zu der Behauptung, seine Erfindung könne Dampfmaschinen überflüssig machen; er fügte ein Gutachten des Karlsruher Professors der Angewandten Mathematik und Physik Gustav Friedrich Wucherer (1770–1843)<sup>71</sup> bei, dem ein von Bodmer gefertigtes Modell der Maschine vorgelegen hatte. In gleicher Angelegenheit hielt sich Bodmer, wie der württembergische Gesandte in Karlsruhe, Friedrich Wilhelm Graf von Bismark (1783–1860),<sup>72</sup> berichtete, zur selben Zeit in Paris auf.<sup>73</sup> Für seine Reisekosten leistete ihm der Karlsruher Hofbankier Salomon Haber (1764–1831)<sup>74</sup> Vorschüsse und hatte sich dafür eine Generalvollmacht für alle Zahlungen der Staatskasse an Bodmer erteilen lassen.<sup>75</sup> Bodmer war auch nach London – vielleicht aus demselben Grunde – gereist und sandte von dort im Februar 1826 seinem Anwalt Weisungen.

Es scheint aber, dass Bodmer in dieser Zeit vor allem in Wien geweiht und dort verschiedene Patente erworben hat. Er wird in Wien stets als großherzoglich-badischer

Salinendirektor bezeichnet, als Adresse wird 1825 Leopoldstadt Nr. 607 angegeben, 1827 aber Landstraße Nr. 52.

Die vier Patente Bodmers waren:

- 1) vom 20. Dezember 1825 mittelst der von ihm erfundenen pneumatischen Maschine, statt mit Pferden, beladene und unbeladene Schiffe auf den Flüssen zu befördern. – Derselbe erfand auch eine Maschine, mittels welcher man eine entfernte Wasserkraft benutzen kann, um damit Wasser an was immer für einen Platz zu heben und damit Maschinen zu treiben.<sup>76</sup> Eine merkwürdige Meldung findet sich im Polytechnischen Journal von 1826:<sup>77</sup> Bodmer, J. G. zu Paris, rue Coquillière, Nr. 52, am 13. Januar, B. I. [Brevet d'invention] auf eine Triebkraft, die er aus Wasser erhält, welches er nach Belieben anhäuft oder vertheilt, und welche zur Bewegung von Maschinen aller Art geeignet ist .... Ob hier eine Verwechslung mit Bodmers Bruder Johann Georg vorliegt, der seit 1824 schon in England tätig war?<sup>78</sup> – es ist wohl eher die oben erwähnte Betrieb-Maschine gemeint, für die sich Johann Caspar Bodmer in Paris um ein Patent bemüht hatte.
- 2) vom 13. Januar 1826 auf die Entdeckung, mittels des Druckes der atmosphärischen Luft alle Maschinen zu treiben, Lasten zu heben und fortzubringen, sowie Pressung hervorzubringen.<sup>79</sup> Die beiden österreichischen Patente wurden wegen unterlassener Berichtigung der Taxen 1832 – Bodmer hatte also die Gebühren nicht gezahlt und war schon 1827 gestorben – aufgehoben.<sup>80</sup>
- 3) vom 4. Januar 1827 Dem Johann Caspar von Bodmer, großherzoglich Baaden'schen Salinendirektor in Wien (Landstraße Nr. 52), und Bollinger & Compagnie, in Wien (Leopoldstadt Nr. 607), auf die Verbesserung der Palmer'schen schwebenden Einschienenbahn ...<sup>81</sup> Mit Palmer ist Henry Robinson Palmer (1795–1844) gemeint, der 1821 ein solches Patent erworben hatte.<sup>82</sup> 1825 wurde in Cheshunt (Hertfordshire), nördlich von London, die erste Einschienenbahn eröffnet und beförderte dabei Personen, eigentlich war sie zum Transport von Backsteinen gedacht. Diese Bahnen wurden nicht von Lokomotiven, sondern von Pferden betrieben. Samuel Bollinger, geboren 1791 im Kanton Aargau, war 1815 nach Wien gekommen und hatte 1817 (oder 1819) in der Leopoldstadt, Franzens-Brücken-Allee 607, die Firma Gebrüder Bollinger, Maschinenfabrik, Metall- und Eisengießerei, gegründet, die ein umfangreiches Fertigungsprogramm (Dampfmaschinen, Dampfkessel, Werkzeugmaschinen usw.) entwickelte.<sup>83</sup> Für das Technische Museum Wien fertigte Bollinger Modelle, die zum Teil erhalten sind.<sup>84</sup>
- 4) vom 22. Mai 1827 Dem Johann Caspar von Bodmer [...] auf die Erfindung einer Einschienen- und einer Holzbahn [...], welche alle Vortheile der Palmer'schen Einschienenbahn gewährt ...<sup>85</sup> Bodmer soll 1826 eine Einschienenbahn in Wien vorgeführt haben.<sup>86</sup> Eine erste Versuchsstrecke der Einschienenbahn nach Palmers Patent in Deutschland baute 1826 der bekannte Industrielle Friedrich Harkort (1793–1880)<sup>87</sup> bei seiner Burg Wetter an der Ruhr,<sup>88</sup> eine zweite im gleichen Jahr in Elberfeld (heute Wuppertal, die Stadt der Schwebebahn),<sup>89</sup> doch ohne weiteren Erfolg.

## BODMERS EINSCHIENENBAHN-PROJEKT

Kurze Zeit später konnte Johann Caspar Bodmer in Pest<sup>90</sup> eine eigene Versuchsstrecke bauen nach dem von ihm verbesserten Palmerschen Patent. Es war dies die erste Eisenbahn im damaligen Ungarn, 13 Jahre vor der Pferdeisenbahn von Preßburg (Pozsony, Bratislava) nach St. Georgen und fast 20 Jahre vor der ersten Schienenstrecke von Pest nach Waitzen (Vác) 1846. Da von der Pferdeisenbahn Linz-Budweis erst am 30. September 1828 eine Teilstrecke dem Verkehr übergeben<sup>91</sup> wurde, war die Bodmer-sche Einschienebahn die erste Eisenbahn in Österreich-Ungarn – ja wohl gar die erste Eisenbahn auf dem europäischen Festland!<sup>92</sup> Das Projekt beruhte auf einem Beschluß der ungarischen Nationalversammlung zur Verbesserung der Infrastruktur. Der Bericht der vom Landtag eingesetzten Verkehrskommission in der Amtssprache Latein *De utilibus operibus per societates vel privatos struendis* befürwortete schon *ductus ferreos* (Eisenbahnen).<sup>93</sup>

Bodmer hatte weitreichende Pläne. Zusammen mit Bollinger stellte er einen Finanzplan für eine Strecke Pest-Szolnok auf, sein Projekt umfaßte für ganz Ungarn ein Streckennetz von 900 km,<sup>94</sup> das er meinte in fünf Jahren verwirklichen zu können und bei der er eine Rendite von 40% [!] in Aussicht stellte. Bodmer konnte den Statthalter Ungarns, den Erzherzog Palatin Josef Anton (1776–1847),<sup>95</sup> der für technischen Fortschritt aufgeschlossen war, für sich gewinnen. Finanziert wurde der Bau durch Aktien, wovon 513 abgesetzt werden konnten – 460 gingen an adelige Großgrundbesitzer, nur 53 an Kaufleute. Auf Rat des Palatins wurde zunächst nur eine Probekahn errichtet. Sie führte auf 7,6 km von der Hatvaner Linienmaut in Pest, in der Nähe des heutigen Ostbahnhofes (Keleti pályudvar), in fast gerader Linie zu den Weinbergen im Stadtteil Kőbánya (= Steinbruch) und sollte von zwei Steinbrüchen Steine in die Stadt transportieren. Für den Bau wurde ein Komitee unter Baron József Wenckstein, dem Obergespan des Arader Komitats, eingesetzt,<sup>96</sup> Bodmer zum Bauleiter ernannt. Die Konstruktion der Einschienebahn begann am 27. April 1827. Der Palatin setzte dabei sogar Soldaten ein. Die feierliche Eröffnung der Strecke fand schon am 20. August 1827 statt, bei der der Erzherzog höchstselbst samt seiner Begleitung mit einem Zug aus vier Wagen fuhr.<sup>97</sup>

Leider bewährte sich die Versuchsstrecke nicht, sie war nicht stabil genug gebaut, die Fahrzeuge erwiesen sich als reparaturanfällig. Die Steinbruchfirma benutzte daher weiterhin Pferdefuhrwerke für ihre Transporte. Stattdessen wurden Holz und, ganz modern: Touristen befördert. Doch die Ausgaben überstiegen die Einnahmen, das Unternehmen ging bankrott, am 20. März 1828 wurde Stilllegung und Abbruch der Bahn beschlossen. Immerhin ist von ihr eine schöne kolorierte Lithographie von János Hofbauer erhalten geblieben (Abb. 2),<sup>98</sup> und im Ungarischen Verkehrs- und Technikmuseum in Budapest wurde der Bahn und Bodmers Pionierleistung mit einem Teilnachbau ein Denkmal gesetzt.<sup>99</sup>

Auch eine von Bodmer in Ödenburg (Sopron) errichtete Bahn scheiterte.<sup>100</sup>





**Abb. 2:** Ansicht vom Felde Rákos auf Pest und Ofen, nebst der dort zur Probe erbaut gewordenen Eisenbahn. Farbige Lithographie von Eduard Gurk nach János Hofbauer. Magyar Műszaki és Közlekedési Múzeum, Budapest.

Noch am 6. Mai 1827 hatte Bodmer den Aktionären der Pester Strecke eine genaue Kostenberechnung vorgelegt.

Wenige Tage später jedoch, am 18. Mai 1827, starb Bodmer in Pest.<sup>101</sup> Für seine Beerdigung kamen die Aktionäre auf, die auch, in menschenfreundlicher Weise, für die Familie die Kosten der Reise nach Pest trugen.<sup>102</sup> Die Regierung in Karlsruhe dagegen lehnte das Gesuch der Witwe Bodmers, die in ihre Heimat Zürich zurückgekehrt war, um das übliche Gnadenquartal ab. Sie hatte geklagt, ihr Mann sei in rastloser Tätigkeit mitten in der Unternehmung in Oesterreich-Ungarn Eisenbahnen anzulegen [...] plötzlich durch den Tod davon hinweg und aus dem Schooße seiner zahlreichen Familie gerissen worden.

## II. BODMERS DAMPFBOOT

### DAS UNTERNEHMEN

Im Jahr 1814 faßte Mechanikus Bodmer [...] den Entschluß, ein Dampfschiff mittelst 26 oder 30 Actien, wenn ich mich recht entsinne, zu bauen – so schilderte der schon mehrfach genannte Direktor des Seekreises zu Konstanz Johann Baptist Hofer 1823 dem württembergischen Finanzminister Ferdinand Heinrich August Weckherlin (1767–1828)<sup>103</sup> den Beginn von Bodmers Projekt, in der Tat nur aus der Erinnerung, denn die Akten hatte damals Hofgerichtsassessor Heinrich Uhl bei sich, der als Deputierter der badischen Zweiten Kammer in Karlsruhe weilte.<sup>104</sup> Was für Bodmers Projekt den Anstoß gegeben hatte, ist unklar: Zeitungsberichte oder -bilder, Nachrichten über Robert Fultons Bemühungen um die

Einführung der Dampfschiffahrt auf der Donau 1809, die Sichtung eines Dampfschiffs im Ärmelkanal bei einer Geschäftsreise nach England,<sup>105</sup> oder was auch immer.

Doch lag die Idee eines Dampfschiffs sozusagen in der Luft, einerseits nach dem Ende der Napoleonischen Herrschaft über Europa, andererseits nach den Erfolgen der ersten brauchbaren Dampfschiffe Robert Fultons (1765–1815) von 1807 an in den USA oder der »Comet« des Henry Bell (1767–1830) 1812 auf dem Clyde in Schottland.<sup>106</sup> In seinem *Plan und Aktien-Eröffnung* vom 1. Januar 1817<sup>107</sup> wies Bodmer darauf hin, dass nunmehr auch Rußland, Preußen und Frankreich deren Beispiel gefolgt seien.<sup>108</sup> Englische Schiffe hatten deutsche Ströme befahren: 1816 »The Defiance« den Rhein bis Köln, die »Caledonia« 1817 bis Koblenz, 1816 »The Lady of the Lake« die Elbe bis Hamburg. Im Deutschen Bund waren schon vor Bodmer 1816/17 drei Dampfschiffe vom Stapel gelaufen, zwei in Spandau, erbaut von zwei Engländern, Vater und Sohn John und John Barnett Humphreys, die »Prinzessin Charlotte von Preußen« und die »Courier« (»Kurier«), in Bremen »Die Weser«.<sup>109</sup>

Projekte für Dampfschiffe auf deutschen Flüssen hatte es freilich schon zuvor gegeben: 1813 für Deutschland und insbesondere den Neckar von dem vielseitigen Professor und Hüttendirektor Johann Carl Friedrich Hauff (1766–1846) aus Stuttgart,<sup>110</sup> von dem unsteten (Bodmer nicht unähnlichen) Abenteurer und USA-Emigranten Justus Erich Bollmann (1769–1821)<sup>111</sup> für Elbe, Weser, Havel, von Hauff und Bollmann für die Donau – aber alles ohne Erfolg.

Bodmer dagegen hat offenbar im Spätjahr 1816 angefangen, sein Projekt in die Tat umzusetzen, denn das vielgelesene Wochenblatt *Der aufrichtige und wohlverfahrene Schweizer-Bote* des aus Magdeburg stammenden Aargauers Heinrich Zschokke (1771–1848) vom 17. Dezember 1816<sup>112</sup> berichtete bereits detailliert über das Projekt eines 90 Schuh langen Dampfschiffs: Es sei zur Unterbringung von 60 Reisenden eingerichtet, mit drei Zimmern, einem Saal, einer Küche und einer Gallerie rund um das Schiff. Bodmer hatte also wohl, wie man heute sagen würde, gute Pressearbeit geleistet. Außerdem verfaßte er einen einladenden Aufsatz und trug ihn in der Schweiz, Bayern und Baden umher, wie Hofer sich ausdrückte, gemeint ist wohl der schon genannte Prospekt *Plan und Aktien-Eröffnung*. Er stellte darin den Nutzen eines mit Dampf betriebenen *Paquetboots*, eines Fahrgastschiffs, heraus, das auch als *Rek-oder Bougssierschiff* (am Bodensee *Vorschiff* genannt), also als Schlepper, dienen und die Fahrt von Schaffhausen bis Lindau in 20 Stunden zurücklegen könnte. Mit »Recken« oder auch »Rossen« ist Treideln gemeint, was wegen der starken Strömung des Rheins zwischen Schaffhausen und Stein erforderlich war.<sup>113</sup> *Dieses Dampfboot würde ganz nach englischer Art erbaut und für bequeme Unterbringung von 60 Reisenden gesorgt, drei mit Fenstern versehen[e], gut und bequem moblierte Zimmer, nämlich ein Saal, ein Frauenzimmer-Appartement und ein ordinare Zimmer, welche zu Winterszeit mittelst des Dampfes angenehm geheizt werden können,<sup>114</sup> würden im Schiffe angebracht, über diesen Zimmern, nämlich auf dem Verdecke, fänden die Reisenden hinreichenden Raum zum spazieren, oder um auf den dort befindlichen Sitzen das Freye geniessen zu können.*

Bodmer rechnet vor, dass das Schiff auf 1000 Louisd'or (11 000 Gulden) käme, die durch 20 Aktien zu je 50 Louisd'or (550 Gulden) gedeckt werden könnten, und dass – die Unkosten, u. a. Löhne für den Kapitän, den *Conducteur*, gleichzeitig *Maschinenaufseher*, 2 Matrosen und 2 Schiffsjungen, Aufwendungen für täglich 12 Zentner Steinkohlen, abgerechnet – jährlich ein Überschuß von 8800 Gulden erwirtschaftet werden könnte, der dann an die Aktionäre verteilt würde. Die *Prager Zeitung* vom 13. Januar 1817<sup>115</sup> wußte, dass die Steinkohle zur Feuerung des Dampfkessels aus den Gruben von Egelshofen (heute zur Stadt Kreuzlingen gehörend) im Kanton Thurgau kommen werde. Der Regierungsrat Johann Conrad Freyenmuth (1775–1843) ließ die Kohlevorkommen gerade zu der Zeit auf Rentabilität untersuchen, wie er in seinem Tagebuch für den 31. Juli 1817 vermerkte; das Flöz erwies sich offenbar als nicht ergiebig genug.<sup>116</sup>

In dem Kreisdirektor Johann Baptist Hofer fand Bodmer einen Gönner. Hofer berichtete am 28. Januar 1817 an das Finanzministerium in Karlsruhe,<sup>117</sup> dass der *Mechanicus Bodmer* dahier, Bruder des *Mechanicus Bodmer* in St. Blasien, eine Dampfmaschine in dem Spinnhause zur Kaze dahier mit entsprechenden Erfolge erbaut habe und um Erlaß von 538 Gulden 29 Kreuzer für Eisen aus dem Eisenwerk Albrück bitte, was Hofer unterstützte, zumal bei den bedrängten Vermögensumständen Bodmers, und da die *Actiengesellschaft der Spinnerey* in der Kaze mangels Mitteln die Maschine nicht abgenommen habe. Zum anderen bitte Bodmer um ein *Privilegium exclusivum* für die Erbauung eines Dampfschiffs. Die geplante Aktiengesellschaft für das Dampfschiff werde die Kommunikation an Bodensee und Rhein entscheidend verbessern – dazu werde Bodmer nach England reisen, um seine entsprechenden Kenntnisse zu vervollkommen. Doch das Ministerium reagierte kühl: Die Dampfmaschine sei, laut dem Gutachten des Kreisrats Josef Edler von Chrismar, noch der Verbesserung fähig, wenn Bodmer aus England zurück sei, werde man weitersehen, und für das Privileg sei das Innenministerium zuständig.<sup>118</sup> Von einem Privileg war danach nie wieder die Rede.

Gleichzeitig wandte sich Bodmer in einer Supplik vom 15. Februar 1817 an Großherzog Carl: Er habe ihm schon mündlich sein Dampfschiffprojekt vortragen dürfen, und er habe für ihn und die Großherzogin je eine Aktie reserviert, auch bitte er um die Genehmigung, das Dampfschiff nach der Großherzogin »Stephanie« zu benennen. Geschickt wie er war, verwies er ferner darauf, dass Prinz Eugène Beauharnais, Herzog von Leuchtenberg (1781–1824) und dessen Schwester Hortense (1783–1837), Herzogin von St. Leu, Ex-Königin von Holland und Tante der Großherzogin, sowie die Regierungen der Kantone St. Gallen, Thurgau und Schaffhausen bereits Anteil *genommen* hätten – nur stimmte das im Fall der Kantone eben nicht. Auch das Kaufmännische Direktorium in Schaffhausen wies Bodmer ab.<sup>119</sup> Dass der Prinz und die Ex-Königin Aktien erworben hätten, wußte schon die *Prager Zeitung* vom 12. Februar 1817 zu berichten.<sup>120</sup> Schließlich entschloß sich der Großherzog am 1. Mai 1817, eine Aktie zu erwerben, die aus der Handkasse bezahlt wurde.<sup>121</sup>

Die in der Literatur zu findende Erzählung, die Ex-Königin habe zusammen mit »anderen Magnaten aus Konstanz und dem Thurgau« 1816 die Dampfschiffahrtsgesellschaft gegründet und den »Mechaniker« Bodmer mit dem Bau eines Dampfschiffs beauftragt,<sup>122</sup> lässt sich in amtlichen Unterlagen nicht belegen. Vielmehr deutet nichts darauf hin, Bodmer sei eine Art technischer Angestellter der Gesellschaft gewesen oder gar Hortenses Strohmann – es ging dabei vielleicht um eine Geldanlage, zu der David Macaire, ihr und ihres Bruders Eugen Bankier, zugeraten haben könnte. Bodmer wird in den Akten in der Regel als *Mechanicus* bezeichnet, was nach heutigen Begriffen nicht mit Mechaniker, sondern eher mit Ingenieur gleichzusetzen ist.

Im Frühjahr 1817 ist offenbar die Aktiengesellschaft ins Leben getreten, nachdem alle 20 Aktien schon

Ende Februar abgesetzt worden sein sollen.<sup>123</sup> Auch wenn Hofer später behauptete, es habe unter den Aktionären *weder von Anfang an eine gemeinschaftliche Verabredung noch späterhin ein wirklicher Gesellschaftsvertrag* stattgefunden, vielmehr habe nur jeder Aktionär einzeln mit Bodmer kontrahiert,<sup>124</sup> so wurden doch immerhin 1817 zwei Aktionärsversammlungen abgehalten, am 27. Mai und am 10. November. Die Mehrzahl der Aktionäre nahmen teil oder ließen sich vertreten (vor allem durch Hofer), es wurden Beschlüsse gefasst, und die Protokolle wurden den Aktionären übersandt.<sup>125</sup>

Bevor davon die Rede ist, sollen die Aktionäre mit der Anzahl ihrer Aktien vorgestellt werden, in der Reihenfolge des Protokolls der Versammlung vom 27. Mai 1817 (Abb. 3):

- 1 Max Laur, Stadtschreiber in Markdorf; Herausgeber eines Kinder-Schauspiels *Die Ostereyer* 1819:<sup>126</sup> 2 Aktien
- 2 Professor Karl Friedrich Rinck (1786–1851), Prinzenerzieher, von 1818 an Bibliothekar in Karlsruhe, und Consorten (wohl sein Bruder Wilhelm Ludwig):<sup>127</sup> 2 Aktien
- 3 Großherzog Carl (1786–1818, reg. seit 1811) und Großherzogin Stephanie Beauharnais (1789–1860): 2 Aktien (November 1817: 4)

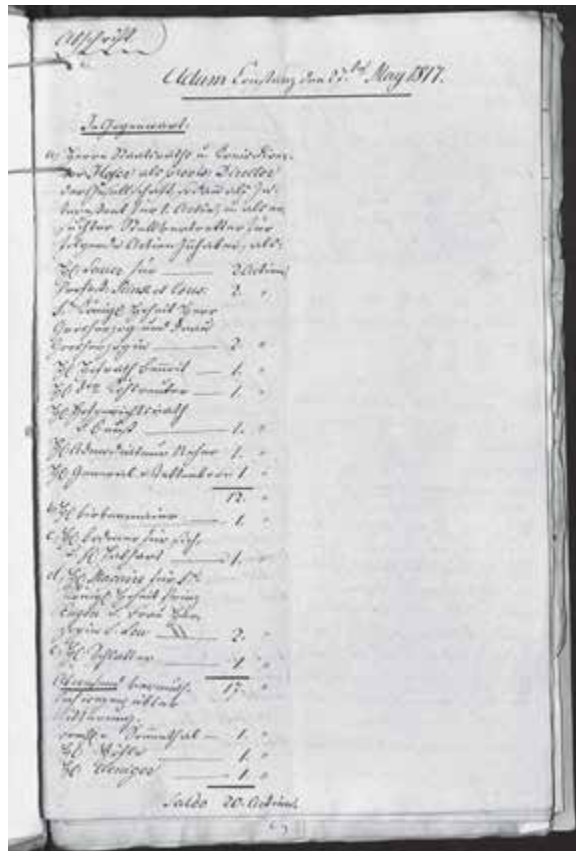


Abb. 3: Liste von Bodmers Aktionären im Mai 1817. Generallandesarchiv Karlsruhe, 60/1219.

- 4 Cosmus Benoit, Geheimer Hofrat in Karlsruhe:<sup>128</sup> 1 Aktie
- 5 Dr. Wilhelm Ludwig Kölreuter (1784–1848), Amtsarzt in Karlsruhe; er erwarb zusammen mit Hofer 1823 ein Patent zur Goldscheidung aus Silber und anderen Metallen:<sup>129</sup> 1 Aktie (November 1817: ½ Aktie)
- 6 Carl von Beust (1777–1842), Hofgerichtsrat in Mannheim:<sup>130</sup> 1 Aktie
- 7 Johann Georg Neher (1788–1858), Admodiateur in Saulgau, Gründer der Eisenwerke in Laufen am Rheinfall 1810:<sup>131</sup> 1 Aktie
- 8 Friedrich Carl von Tettenborn (1788–1845), Mannheim; russischer Kavalleriegeneral aus Baden, Befreier Hamburgs und Bremens 1813, Hamburger Ehrenbürger, ab 1819 badischer Gesandter in Wien:<sup>132</sup> 1 Aktie
- 9 Alois Birkenmaier (Birkenmayer), Bierbrauer, seit 1810 Pächter der von Nikolaus Matt 1795 gegründeten Brauerei zur »Sonne« in Konstanz:<sup>133</sup> 1 Aktie
- 10 Bodmer für sich und seinen Compagnon Labhart in Islikon (Kanton Thurgau):<sup>134</sup> 1 Aktie
- 11 David Macaire (1774–1845), Fabrikant und Bankier in Konstanz; später Initiant einer Dampfschiffahrtsgesellschaft in Konstanz 1824 und wieder 1830 (auch deren Präsident),<sup>135</sup> für Prinz Eugène, München (der an Macaires Bank beteiligt war), und Hortense Herzogin von St. Leu, Augsburg, seit 1815 in Konstanz, 1817 Eigentümerin von Schloß Arenenberg; sie beteiligte sich auch an Macaires Dampfschiffahrtsgesellschaft 1830: 2 Aktien (November 1817: 5 Aktien)
- 12 Georg Walter Schlatter (1780–1842), Schiffmeister und Gastgeber zum »Lamm«, Obmann der Schifferzunft in Lindau:<sup>136</sup> 1 Aktie
- 13 Johann Baptist Freiherr von Sonnenthal, Hofgerichtsrat in Meersburg, zuvor Waldburg-Wolfegg'scher Geheimer Rat und Hofkanzler, dann württembergischer Oberamtmann in Stockach:<sup>137</sup> 1 Aktie (November 1817: 0)
- 14 Josef Höfle, Apotheker in Markdorf, Sohn des letzten bischöflichen Amtmanns in Markdorf, Joseph Höfle (gest. 1812):<sup>138</sup> 1 Aktie (November 1817: 0)
- 15 Michael Weniger (1763–1836), Industrieller in St. Gallen, 1810/11 Gründer einer Baumwollspinnerei, 1815 des Firmenkonglomerats Michael Weniger & Comp. und in der Folge weiterer Unternehmen;<sup>139</sup> er beteiligte sich 1830 an der von Macaire neugegründeten Gesellschaft: 1 Aktie
- 16 Johann Baptist (seit 1819 von) Hofer (1759–1838), Direktor des Seekreises, Staatsrat, provisorischer Direktor der Aktiengesellschaft, Konstanz:<sup>140</sup> 1 Aktie
- 17 Heinrich Uhl (1807–1849), Hofgerichtsadvokat in Konstanz; 1821 Hofgerichtsassessor,<sup>141</sup> Kassier der Gesellschaft; für General Prinz Emil (Aemilianus Maximilian Leopold) von Hessen (1790–1856): 1 Aktie

Von angeblichen Aktionären in Wien und einem thurgauischen Regierungsrat<sup>142</sup> ist in den Protokollen nicht die Rede. Ebenso wenig erscheint der Name des englisch-belgischen Industriellen John Cockerill (1790–1840) in den archivalischen Quellen.<sup>143</sup> Es gibt nur eine spätere Verbindung von Cockerill zur Bodensee-Dampfschiffahrt: 1825/26



wurde ein Heinrich Göhring aus Stuttgart, Schlosser bei dem württembergischen Maschinenbaumeister Friedrich Grundler, zu Cockerill zwecks Ausbildung als Maschinist des Friedrichshafener Dampfschiffs »Wilhelm« entsandt.<sup>144</sup>

Zusammen waren es im Mai 20 Aktien, im November – die Gründe werden noch genannt – 23 ½ Aktien, 2 ½ Aktien konnten nicht abgesetzt werden.

Bei der ersten Versammlung, am 27. Mai 1817, wurden Hofer als Direktor und Uhl als Kassier bestätigt, Uhl und Birkenmaier legten als Mitglieder einer provisorischen Aufsichtskommission ihren Bericht über den Stand der Dinge vor. Es wurde ferner entschieden, für ca. 700 Louisd'or in England die Dampfmaschine zu bestellen. Bodmer hatte außerdem zugesagt, den übrigen Apparat in 3 bis 3 ½ Monaten in seiner Werkstätte fertigmachen – daher wurde beschlossen, die Aktionäre zur Bezahlung des Aktienbetrags aufzufordern, nämlich der besagten 11 Louisd'or oder 550 Gulden je Aktie. Da Bodmer in Aussicht gestellt hatte, das Dampfschiff in 3 bis 3 ½ Monaten in Tätigkeit zu setzen, wurde eine weitere Kommission ernannt in Gestalt der Herren Macaire, Weniger und Schlatter, die Gutachten über den künftigen Betrieb des Schiffes verfassen sollten. Bodmer zeigte den Anwesenden ein Modell des Schiffes vor.<sup>145</sup> Gleichzeitig beantragte er schriftlich bei der Versammlung,<sup>146</sup> gemäß der in England gewonnenen Erfahrung und Überzeugung sei es besser, das Schiff größer, d. h. für 120 Passagiere (statt für 60) und 200 Zentner Fracht, zu bauen, entsprechend habe er die Maschine bestellt, was die Kosten für das Schiff, die auf 1000 Louisd'or angesetzt waren, um 300 Louisd'or erhöhe – deswegen die Zahl der Aktien auf 26 anzuheben. Eine Entscheidung hierüber wurde auf die nächste Versammlung im November vertagt.

Die *Prager Zeitung* vom 24. Mai 1817<sup>147</sup> hatte schon berichtet, dass Bodmer in Konstanz zurück und seine Bestellung in England unterwegs sei, das Schiff werde auf der Insel Reichenau erbaut, Baumaterialien würden vorbereitet. In Wirklichkeit diente der Schiffmacherplatz beim ehemaligen Kloster Petershausen als Werft (Abb. 4). Hofer zufolge baute Bodmer den Dampfkessel selbst, das Schwungrad und weitere Eisenware bezog er aus dem württembergischen Hüttenwerk Wasseralfingen.<sup>148</sup> Ein Nachweis in den Jahresrechnungen des Hüttenwerks Wasseralfingen<sup>149</sup> ist nicht möglich, da dort Namen nicht angegeben und die Rechnungsbeilagen verloren sind, dagegen liegt in Hofers Nachlaß<sup>150</sup> eine Mahnung aus Wasseralfingen vom 2. Dezember 1819 für gelieferte *Gußwaren*. Zum anderen verlangte 1828 die Hüttenverwaltung Albrück von Hofer die Bezahlung von Eisenwaren, die 1816 für den Bau des Dampfschiffs geliefert worden waren, Hofer bat um Nachlaß der Forderung, da er schon *ein baares Opfer von 2554 fl gebracht habe*, und erreichte, dass der Großherzog die Forderung niederschlug.<sup>151</sup> Das Holz kam aus staatlichen Wäldern; die Oberforstkommision mahnte 1825 wegen eines ausstehenden Rechnungsbetrags. Dieser wurde Bodmer, da er vergantet war, von seiner Pension als Salinendirektor abgezogen.<sup>152</sup>

Über die Arbeit am Schiff ist wenig bekannt, Bodmer wird seine vielseitigen und bewährten eigenen Kräfte dazu angestellt haben. Von englischen Arbeitern, die in der



**Abb. 4:** Der Schiffmacherplatz beim ehemaligen Kloster Petershausen. Ölgemälde von Nikolaus Hug, 1840. Rosgartenmuseum Konstanz, Inv.-Nr. T 703.

Literatur hie und da erwähnt werden,<sup>153</sup> fehlen Nachweise. Hofer sagt dazu nichts, es ist auch sehr die Frage, ob Bodmer sich solche hätte leisten können. Dagegen wird ein einheimischer Schiffbauer Joseph Kramer (gest. 1828, 78 Jahre alt)<sup>154</sup> in Konstanz genannt, der dann im Jahre 1823, weil er an dem Bodmerschen Schiff beteiligt gewesen war, mit dem schon erwähnten württembergischen Maschinenbaumeister Friedrich Grundler (1788–1869)<sup>155</sup> nach Genf zur Besichtigung des dort von dem US-Konsul Church erbauten Dampfschiffs mitreisen durfte.<sup>156</sup>

Hofer drängte auf baldige Entrichtung der Aktienbeträge, da Hofbankier Samuel Haber alsbald Zahlungen nach London zu leisten habe, wo die bestellten Artikel zur Absendung bereitstünden.<sup>157</sup> Die Zahlungen gingen allerdings nicht unmittelbar an den Hersteller der Dampfmaschine, die Firma Hague & Topham, sondern an das Handelshaus Wilson, Agassiz & Co. in London. Dieses war die Gründung eines Welschschweizers, Louis Agassiz 1769; in dem leider nur fragmentarisch erhaltenen (von mir in London eingesehenen) Firmenarchiv ist wenigstens der Name Habers als Geschäftspartner überliefert, was tatsächlich auf Habers Zahlung hindeutet.<sup>158</sup>

Die nächste Aktionärsversammlung fand am 10. November 1817 statt.<sup>159</sup> Dabei gab es eine gute und eine schlechte Nachricht. Die gute war, dass das Dampfschiff am 30. September vom Stapel gelaufen und nur noch der Innenausbau zu erledigen sei. Der Stapellauf war ein festliches Ereignis gewesen, mit türkischer Musik und dem Abfeuern mehrerer Kanonen, so die Thurgauer Zeitung vom 4. Oktober 1817.<sup>160</sup> Hofer habe das mit Blumen umwundene Seil eigenhändig mit der Axt durchschlagen.<sup>161</sup> Die Thurgauer Zeitung berichtete ferner, dass zwei Tage zuvor König Wilhelm von Württemberg und seine Gemahlin Ka-

tharina das Schiff besichtigt hätten. Vielleicht hat der König hier schon Anregungen zu seinem späteren Engagement für die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee empfangen.

Die schlechte Nachricht war, dass weiteres Geld benötigt wurde. Das Aktionärskomitee rechnete vor, dass von den 26 Aktien  $3\frac{1}{2}$  nicht verkauft bzw. nicht bezahlt seien, eingegangen seien von den Aktionären insgesamt 12 375 Gulden. Ausgegeben seien durch Haber für die Dampfmaschine nach England 3575 Gulden, für Eisenblech u. a. nach Straßburg 1472 Gulden, Herrn Neher in Laufen mittelst Abschreibung auf seinen Aktienbetrag 550 Gulden, Herrn Bodmer für Arbeiter und Materialien 6765 Gulden 30 Kreuzer – somit seien noch 12 Gulden und 30 Kreuzer in der Kasse. Es bestehe aber dringender Bedarf: 4600 Gulden seien fällig für die in Rotterdam bereits eingetroffenen Maschinenteile, die dort bei dem Handlungshaus Kuyper van Dam & Smeer<sup>162</sup> lägen, dazu für die Fracht ca. 1000 Gulden (zusammen also 5600 Gulden), weitere Schulden betrügen 980 Gulden 40 Kreuzer, und 1700 Gulden seien für den Innenausbau des Schiffes und den Einbau der Maschine zu veranschlagen – zusammen 8280 Gulden 40 Kreuzer, abzüglich die noch zu bezahlenden Aktien von 1925 Gulden. Das Defizit betrage demnach 6355 Gulden 40 Kreuzer.

Bodmer gestand ein, er habe anfangs den Kostenvoranschlag zu niedrig angesetzt, das Schiff sei ja größer gebaut worden bei einer Länge von 74 statt 50 Schuh. Wie bekannt, seien 1816 – dem »Jahr ohne Sommer« als Folge eines Ausbruchs des Vulkans Tambora auf der indonesischen Insel Sumbawa im April 1815, was damals niemand wusste<sup>163</sup> – die Lebensmittel auf einen ungeheuren Preis gestiegen, und der Schiffmacherplatz sei mehrere Monate, d. h. im Sommer 1817, unter Wasser gestanden. Sogar die Marktstätte in Konstanz war überflutet – der Konstanzer Künstler Nikolaus Hug (1771–1852) schuf zwei Bilder von der Überschwemmung.<sup>164</sup> Diese Umstände hätten Arbeitslöhne und andere Ausgaben in die Höhe getrieben. Von den Folgen des Tambora-Ausbruchs war auch Kreisdirektor Johann Baptist Hofer insofern betroffen, als er sich öffentlich gegen Verläumdungen zur Wehr setzen mußte, im Herbst/Winter 1816 trotz Verbot fortwährend Kartoffeln zum Schnapsbrennen, sein Geld zum Kornwucher verwendet zu haben und daher Mitverursacher des Steigens der Lebensmittelpreise zu sein.<sup>165</sup>

Das Komitee – und Hofer noch 1823<sup>166</sup> – erkannten die Begründung Bodmers an und kamen zu dem Schluß, die Aktionäre müßten einen Nachschuß von 23 Louisd'or je Aktie leisten, wodurch von den 26 Aktien die Summe von 6578 Gulden zusammenkäme. Die Aktionäre sollten schleunigst ihren Betrag entrichten, an Bankier Heinrich Vierordt in Karlsruhe bzw. Advokat Uhl in Konstanz, da das Schiff bald fertiggestellt sein, die Schifffahrt auf dem Rhein, also der Transport der Maschine bald gehemmt würde, und die Eisenteile leiden könnten. Daher solle sogleich ein Handlungshaus in Karlsruhe (also wohl Vierordt) für deren Beförderung sorgen, gegen Anweisung besagter 5600 Gulden. Hofer erstattete Benoit im Sinne Bodmers unter Übersendung des Protokolls am 23. November Bericht, es dauerte aber bis 31. Januar 1818, bis der Betrag aus der großherzoglichen Handkasse angewiesen, und bis Juli 1818, bis er tatsächlich bezahlt wurde.<sup>167</sup> Von

den anderen Aktionären zahlten laut Hofer nicht alle den Nachschuß, und die nach Bodmers Vorschlag neu kreierte vier Aktien konnten nicht alle abgesetzt werden.

Im Januar 1818 war die »Stephanie« soweit fertiggestellt, dass Bodmer im Konstanzer Intelligenz-Blatt eine auch von der Thurgauer Zeitung vom 31. Januar abgedruckte Bekanntmachung einrücken konnte: *Bey günstiger Witterung fährt nächsten Montag den 2ten Februar das Dampfschiff mit Musik auf Meersburg. Liebhaber zum mitfahren belieben sich um 12 Uhr auf dem Damm einzufinden. Zu Bestreitung der nöthigen Unkosten wird in den Zimmern 24 kr., auf dem Verdek 12 kr., bezahlt.* Diese großartige Ankündigung war wohl etwas voreilig: Die Thurgauer Zeitung vom 7. Februar 1818 teilte ihren Lesern mit: *Laut der in Nro. 9 des Konstanzer Intelligenz-Blatts sich befindenden, das Dampfschiff betreffenden Bekanntmachung, welche ich in mein vorachtägiges Blatt aufgenommen, hätte alle Welt glauben sollen – das Dampfboot wäre fix und fertig. – Allein ich weis nun aus zuverlässiger Quelle, dass man wohl bey gänzlich Wind-stiller Witterung mit demselben fahren kann, die merkwürdigen eisernen Ruder aber – welche durch die Kraft des Dampfes in Bewegung gesetzt werden sollten – einstweilen durch Menschenhände getrieben werden, bis die Ventille, Rohre etc., aus England angelangt. Erst dann kommt auch der in Konstanz verfertigte und sehr solide Kessel auf das Schiff.*<sup>168</sup> Mit den Rudern sind die beiden Schaufelräder gemeint. Auch Hofer erzählt – aus dem Gedächtnis etwas vage – über diese Probefahrt, er nennt kein Datum, gibt aber an, dass die Fahrt mit Nachhilfe von Menschenhänden am Schwungrad vonstatten gegangen sei.<sup>169</sup> Es gibt, wohl ebenso aus der Erinnerung, eine weitere Erwähnung dieser merkwürdigen Fahrt, nämlich von dem Lehrer und Heimatforscher Franz Xaver Staiger (1807–1883) in seiner Handschrift von ca. 1878 im Stadtarchiv Konstanz.<sup>170</sup>

Bodmer entschloß sich, da dem Dampfschiff der wichtigste Bestandteil, die in England hergestellte, aber in Rotterdam festgehaltene Dampfmaschine fehlte, eine kleine, von ihm verfertigte Dampfmaschine aus seiner Spinnerei in das Schiff einzubauen und eine Jungfernfahrt von Konstanz nach Meersburg zu unternehmen. Zu dieser Jungfernfahrt gibt es in der späteren Literatur genauere Angaben: als Datum den 29. April 1818 und als Fahrzeit für die Entfernung Konstanz-Meersburg vier Stunden.<sup>171</sup> Der erwähnte Staiger spricht in seiner Handschrift von 12 Ruderern, die für die Rückfahrt benötigt worden seien. Es heißt auch, Fahrgäste, darunter Konstanzer Stadträte, hätten selbst Hand anlegen müssen.<sup>172</sup> Dagegen berichtete die zeitgenössische Zürcher Zeitung etwas vieldeutig, die Geschwindigkeit sei der Kraft der Maschine angemessen gewesen, die Fahrt habe die Erwartungen der Sachkundigen befriedigt, und jetzt sei die Darlegung ganz entsprechender Resultate auf die Ankunft der großen Maschine verschoben.<sup>173</sup>

Woher diese Erzählungen letztlich stammen, möge auf sich beruhen: vielleicht aus mündlicher Überlieferung. Ebenso stellt sich die Frage nach dem sog. Volksmund oder Volkswitz, der das Wortspiel »Steh-fahr-nie« aufgebracht haben soll. In der Literatur kommt »Steh-fahr-nie« wohl erstmals 1885 vor.<sup>174</sup>

## DAS SCHIFF

Nun wäre es an der Zeit, einen Blick auf das Schiff zu werfen, doch leider haben sich von der »Stephanie«, soweit bekannt, keine zeitgenössischen Bilder erhalten, falls solche je existierten. Wohl aber gab es einst in der Sammlung des Geheimen Regierungsrats Prof. Dr. August Gruber in Freiburg im Breisgau präzise Risse des Schiffes, die wohl 1915 erstmals veröffentlicht wurden.<sup>175</sup> Leider sind die Originale verschollen, sie sind jedenfalls im Nachlaß Gruber im Stadtarchiv Lindau nicht vorhanden,<sup>176</sup> auch nicht im Stadtarchiv Schaffhausen,<sup>177</sup> wie schon behauptet wurde. Immerhin gibt es eine alte photographische Aufnahme der Risse in der Sammlung Wolf im Stadtarchiv Konstanz (Abb. 5).<sup>178</sup> Sie werden von manchen, wohl unzutreffend, dem schon genannten Konstanzer Künstler Nikolaus Hug zugeschrieben, der für seine Veduten bekannt ist.<sup>179</sup>

Von den Rissen dürfte in unserer Zeit der Konstanzer Graphiker Erich Hofmann inspiriert worden sein, der seine Darstellung in einer Serie im *Südkurier*,<sup>180</sup> als Postkartensatz, in der Zeitschrift *Merian*<sup>181</sup> und in einem Buch<sup>182</sup> veröffentlichte. Ferner gibt es von dem Schweizer Schifffahrtshistoriker Erich Liechti eine weitere rekonstruierte bildliche Darstellung.<sup>183</sup> Auch die Modelle der »Stephanie« im Rosgartenmuseum Konstanz, im

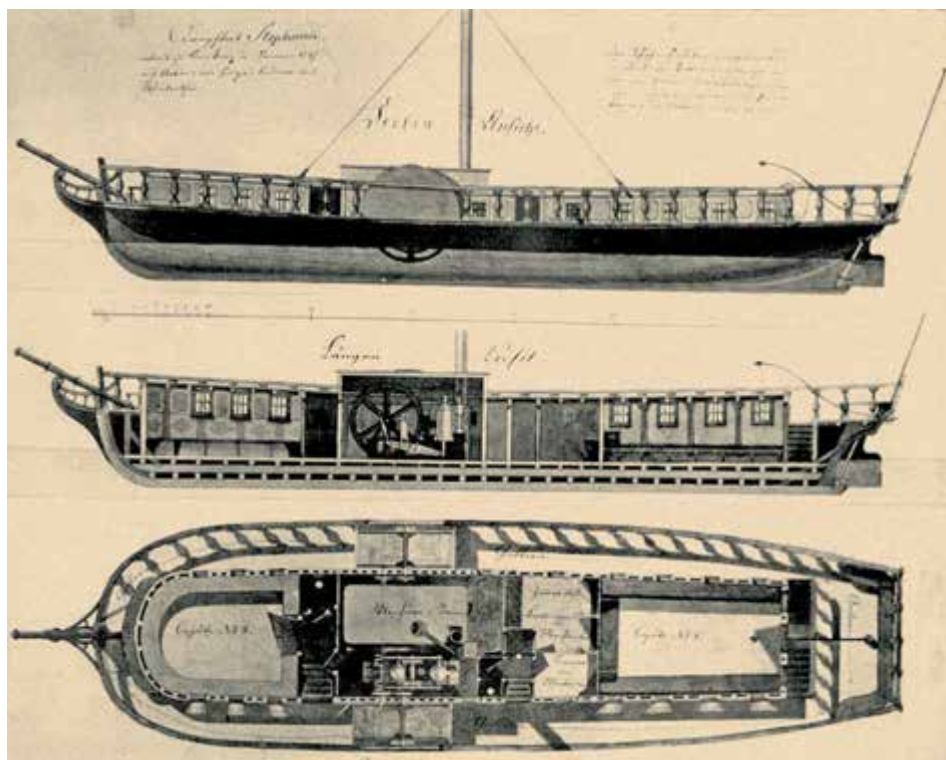


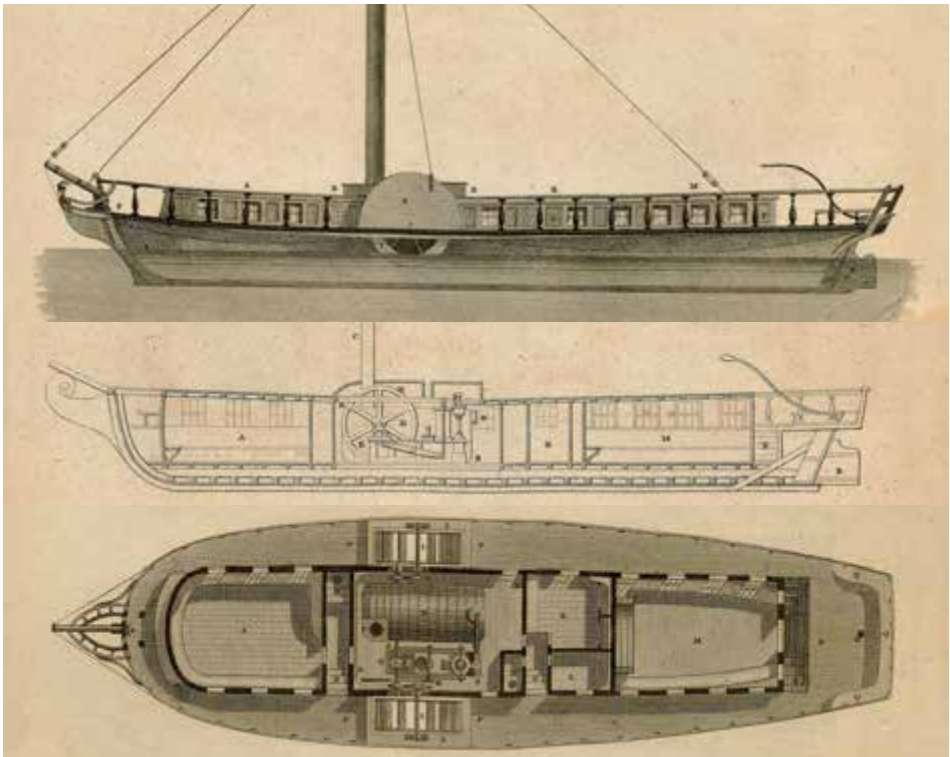
Abb. 5: Alte Photographie der Risse des Dampfschiffs »Stephanie«. Stadtarchiv Konstanz ZI Sammlung Wolf H 37/1347.



Seemuseum Kreuzlingen<sup>184</sup> und neuestens für ein künftiges Museum in Lindau<sup>185</sup> basieren auf den Rissen.

Diese dürfen wohl als authentisch gelten, es ist wenig wahrscheinlich, dass es sich um eine Fälschung oder Mystifikation handelt – welchem Zwecke hätte dies dienen sollen? Im folgenden wird also die Echtheit vorausgesetzt. Der Text auf den Rissen stammt sicherlich nicht von Bodmers, sondern von einer späteren Hand, denn er stimmt in Einzelheiten nicht. Die Beschriftung lautet folgendermaßen: *Seiten-Ansicht – Längen-Profil – Dampfboot Stephanie/ erbaut zu Konstanz im Sommer 1817/ auf Actien, von Caspar Bodmer aus/ Winterthur und: Das Schiff erhielt keine Dampfmaschine/ sie soll blos bis Rotterdam gelangt und/ dann nach England zurückgebracht worden/ seyn: weshalb es eingieng und nach Jahr und/ Tag auf den Abbruch verkauft ward.*« Die Draufsicht enthält als Erläuterungen vom Bug bis zum Heck: *Gallerie. Cajüte N<sup>o</sup> 2. Maschinen-Raum. Zimmer des Bootsmanns und Maschinisten. Kammer der Matrosen. Cajüte N<sup>o</sup> 1. Gallerie.* Diese Gallerie ist ein charakteristisches Merkmal dieses Schiffstyps.<sup>186</sup> Es handelt sich um einen sog. Glatdeckdampfer, also ohne Aufbauten auf dem Deck, abgesehen von den Radkästen.

In der Annahme, dass auf den Rissen tatsächlich die »Stephanie« dargestellt ist, ob nun von Bodmer selbst, von Hug oder sonst, ist zu fragen: nach welchem Vorbild? Es



**Abb. 6:** Risse des Dampfschiffs »Duke of Argyle«.

Aus: Robertson Buchanan: A Practical Treatise on Propelling Vessels by Steam.  
Glasgow und London 1816. Plates IV–VI.

Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Abteilung Historische Drucke, Sign.: Hz 33766.

scheint bis jetzt niemandem aufgefallen zu sein, dass die Bilder mit ganz geringen Abweichungen einer zeitgenössischen (farbigen) Illustration entsprechen, nämlich in Friedrich Justin Bertuch: *Bilderbuch für Kinder*, Band 9, Weimar 1816, Tafel Vermischte Gegenstände CCXXIV.<sup>187</sup> Und diese Abbildung gibt genau die Plates IV–VI wieder, wie sie der schottische Ingenieur Robertson Buchanan (1770–1816)<sup>188</sup> in seinem Buch *A Practical Treatise on Propelling Vessels by Steam*, Glasgow und London 1816, veröffentlicht hat (Abb. 6).<sup>189</sup> Darin wird das Schiff zuerst bloß mit dem Buchstaben E bezeichnet, doch wird das Geheimnis am Ende gelüftet:<sup>190</sup> Es handelt sich um das Dampfschiff »Duke of Argyle«.<sup>191</sup> Die »Duke of Argyle« wurde 1814 auf der Werft von Alexander Martin in Port-Glasgow gebaut, die Maschine stammte von James Cook in Tradeston.<sup>192</sup> 1815 fuhr die »Duke of Argyle« über See nach London und wurde dort umbenannt in »Thames«, um auf dem gleichnamigen Flusse Dienst zu tun.<sup>193</sup> Vielleicht hat Bodmer das Schiff dort gesehen und hat es sich zum Vorbild genommen.

Die »Duke of Argyle« scheint auch bei dem zweiten in Deutschland, am 30. Dezember 1816, vom Stapel gelaufenen Dampfschiff, »Die Weser«<sup>194</sup> in Bremen, Pate gestanden zu haben. Aufgefallen ist dies dem Bremer Schriftsteller und Dichter Carl Jakob Ludwig Iken (1789–1841),<sup>195</sup> der von Buchanans Traktat eine Teil-Übersetzung anfertigte: *Ueber die Erfindungen, durch Dampf und andre neue Mittel Schiffe in Bewegung zu setzen*, Bremen 1817. Zu dem (seitenverkehrt wiedergegebenen) Kupferstich nach Buchanan<sup>196</sup> bemerkte Iken: NB Da das Bremer Dampfschiff am meisten Aehnlichkeit mit dem Schiff E Fig. II hat, und das Schiff E am verständlichsten geschildert ist, so haben wir nur von diesem ein Kupfer gegeben.<sup>197</sup> Iken sandte ein Exemplar seiner Übersetzung an Goethe, der sich bekanntlich für Eisenbahnen und Dampfschiffe lebhaft interessierte.<sup>198</sup> Ein Mitglied von Goethes Freundeskreis in Weimar, der Engländer Charles Gore (1726–1807), wird übrigens bei Buchanan<sup>199</sup> mit seinen Versuchen zum Wasserwiderstand zitiert.

Die Frage, wie Bodmer zu einem Bauplan für sein Schiff gekommen ist, da die Bauart der Bodensee-Segelschiffe für ein Dampfschiff nicht tauglich war und da Bodmer nicht, und sonst wohl auch niemand am Bodensee, über Fachkenntnisse verfügte, dürfte damit geklärt sein: Er hat die Pläne bei Buchanan übernommen und selbst abgezeichnet oder abzeichnen lassen.<sup>200</sup> Bodmer sprach ja selbst davon, sein Schiff *nach englischer Art* zu erbauen. Vermutlich hat er sich noch weitere Pläne mit den erforderlichen präzisen Maßangaben verschafft, womöglich, was nicht ganz unüblich war, beim Hersteller der Maschine, so wie das auch beim Schwesterschiff »Die Weser« der Fall war.<sup>201</sup> Es wird schwierig genug gewesen sein, die »Stephanie« von Leuten fertigen zu lassen, die noch nie mit einem Dampfschiff zu tun gehabt hatten, und sicherlich wäre es nicht einfach gewesen, die Maschine mit ihren verschiedenen Einzelteilen in die »Stephanie« einzubauen. Der württembergische Finanzminister Weckherlin äußerte sich 1823, dem Bericht des Hafendirektors in Friedrichshafen folgend, es werde in der dortigen Gegend sich niemand vorfinden, dem der Bau eines Dampfschiffs anvertraut werden könnte, Bodmers Schiffbauer verdienten bei den bekannten Fehlern seines Schiffes noch weniger Vertrauen –

der erwähnte Kramer war wohl eine Ausnahme. Es müßten demnach Schiffbauer aus dem Ausland geholt werden,<sup>202</sup> wie es denn später bei der »Wilhelm«, dem ersten erfolgreichen Dampfschiff auf dem Bodensee, auch geschah.

Die Länge der »Stephanie« betrug nach dem Stand vom 10. November 1817,<sup>203</sup> wohl der Rumpf ohne Bugspriet gemessen, 74 Nürnberger Schuh (rund 22,53 m), die Breite über alles ca. 20 Schuh (rund 6 m), die Gesamthöhe vom Kiel bis zum Verdeck (nach dem Stand vom 27. Mai 1817) 10 Schuh; der Tiefgang soll angeblich 5 Fuß (rund 1,4 m) betragen haben.<sup>204</sup> Gesteuert wurde das Schiff nicht mit einem Rad, sondern, wie aus den Rissen klar erkennbar, mit einer Ruderpinne. Die Bauart der Maschine für die »Stephanie« nach dem Vorbild der »Duke of Argyle« ist folgendermaßen zu beschreiben: eine einzylindrige Niederdruck-Seitenhebel- (oder Seitenbalancier-)maschine der Bauart Cook mit Schwungrad.<sup>205</sup> Bei dem Schwesterschiff »Die Weser« betrug der Zylinderdurchmesser 0,55 m, der Kolbenhub 0,61 m, die Leistung etwa 14 nominelle PS. Den Dampf erzeugte ein Rauchrohrkessel, der seitlich der Maschine angeordnet war, wie im Riß deutlich zu erkennen. Der sehr lange Schornstein konnte, jedenfalls bei Buchanan,<sup>206</sup> auch als Segelmast dienen. Für die Durchfahrt unter den niedrigen Brücken in Konstanz, Stein und Dießenhofen mußte er umklappbar sein, wie den Aktionären im Mai 1817 mitgeteilt wurde.<sup>207</sup>

Erbauer der Maschine war, was aus den Schreiben des Handelshauses Kuyper van Dam & Smeer zu erfahren ist und was bisher unbekannt war, die Londoner Firma Hague & Topham.<sup>208</sup> Das Unternehmen scheint nicht sehr bekannt zu sein. Es wird in Adreßbüchern erstmals für 1813 genannt, und zog wohl erst 1817 in die Grey Eagle Street im Londoner Stadtteil Spitalfields. Die Gründer, die sich 1822 trennten, waren von Haus aus Mühlenbauer (millwrights), betätigten sich aber auch auf dem Gebiet des Maschinenbaus.<sup>209</sup> Sie lieferten 1816 die zwei ersten Dampfmaschinen in Wallonien, 1817 die erste Betriebsdampfmaschine Österreich-Ungarns (Tuchfabrik Johann Heinrich Offermann in Brünn), 1817 eine Schiffsdampfmaschine nach Neapel, 1820 eine Dampfmaschine für eine Pumpstation in der Grafschaft Norfolk, wohl im selben Jahr eine Kautschuk-Zerkleinerungsmaschine; 1822 explodierte eine Maschine zum Sieden von Zucker mittels Dampf auf dem Firmengelände, was ein Grund für die Trennung von John Hague (gestorben 1848) und Ovid Topham (gestorben 1857), zuvor Chefingenieur des türkischen Sultans, gewesen sein mag.

Nach der mißlungenen Jungfernfahrt und wegen des Mangels an weiteren Mitteln, um das Projekt doch noch zu einem glücklichen Ende zu führen, wurde die Lage für Bodmer bedrohlich. Hofer resümierte im Rückblick 1823: *Die Actionärs hatten durch das unzuverlässige Benehmen des Bodmers alles Zutrauen auf denselben verlohren und wollten von einem weiteren Zuschuße nichts mehr wissen. Sie betrachteten die ganze Entreprise um so mehr für mißlungen, als die allgemein eingetretene Stokung in dem Handelsverkehr kaum mehr erwarten ließ, dass, wenn auch das Dampfschiff mit nochmaligen Aufopferungen zur Dienstleistung völlig hergestellt wäre, sich die kurrenten Unkosten zu deßen Erhaltung und Führung herauschlagen würden.*<sup>210</sup> Sie wollten,

wie man so sagt, kein gutes Geld schlechtem hinterdrein werfen. Bodmer wurde laut Hofer immer mehr von Gläubigern bedrängt.

Sein Abgang von Konstanz wird in der Literatur<sup>211</sup> zum Teil dramatisch geschildert. Er habe seine Familie nach Württemberg vorausgeschickt, dann habe er verschiedene Handwerker (oder seine Arbeiter), angeblich um ihre Forderungen zu befriedigen, in das Wirtshaus zum »Sternen« eingeladen, sei dann aber heimlich, unter Zurücklassung seiner Mütze, davongeschlichen – die Gläubiger hätten ihn aber eingeholt und verprügelt. Wann genau er Konstanz verlassen hat, ist nicht sicher, jedenfalls hielt er sich schon im Mai 1818 in Stuttgart auf.<sup>212</sup>

Nun gingen Forderungen bei Hofer, als dem Direktor der Dampfschiffsgesellschaft, ein, die ihn, wie schon erwähnt, bis ins Jahr 1828 verfolgen sollten. Im März 1819 hoffte er vielleicht noch, das Unternehmen retten zu können, es hieß, er wolle nach Stuttgart reisen, sich nach Bodmers Verhältnissen erkundigen und sich mit diesem wegen Vollendung des Projekts ins Benehmen setzen.<sup>213</sup> Dies führte aber zu nichts. Am 23. Oktober 1819 wandte sich Hofer an das Bezirksamt Konstanz und schilderte die Lage der Gesellschaft.<sup>214</sup> Nach der Abreise Bodmers sei das Projekt ins Stocken geraten, und Bodmer habe nichts mehr von sich hören lassen. Er, Hofer, habe durch Rundschreiben vom 19. Juli 1819 die Aktionäre vor die Wahl gestellt, entweder Mittel zur Verfügung zu stellen oder sonst Rat zu schaffen – oder dem Beschluß der Direktion ausdrücklich oder stillschweigend beizutreten, das Schiff öffentlich versteigern zu lassen. Die Aktionäre stimmten zu, und nun bat Hofer das Bezirksamt, das Schiff *aldgelläig verfeilen* zu lassen.

Die Versteigerung der »Stephanie« dürfte am 29. März 1820 stattgefunden haben.<sup>215</sup> Das Schiff wurde offenbar von dem Konstanzer Zinngießer Sebastian Speth (gest. 1848)<sup>216</sup> erworben, der es dann dem württembergischen Finanzministerium zum Kauf anbot. Dieses lehnte allerdings ab, wie es am 22. September 1820 dem Innenministerium mitteilte.<sup>217</sup> Damit war das Schicksal des ersten Dampfschiffs auf dem Bodensee besiegelt. Die noch brauchbaren Teile wurden verkauft, der Rumpf wohl sich selbst überlassen. In der Beilage zu einem Bericht der badischen Oberpostdirektion zur Frage der Erbauung eines Dampfschiffs auf dem Bodensee vom 29. September 1823 – der Verfasser beruft sich auf eine Reise an den Bodensee im Herbst zuvor – heißt es zu Bodmers Projekt: ... *der Versuch und der Bau mislang, und das Dampfboot steht noch bey Constanz im Rhein und verfault.*<sup>218</sup> Ähnlich erzählt der Konstanzer Lithograph, Porträtmaler und Kunstschriftsteller Friedrich Pecht (1814–1903) in seinen Erinnerungen, er habe *noch das erste Dampf-schiff am Rhein verfaulen* sehen.<sup>219</sup>

Die »Stephanie« hatte wohl auch technische Mängel gehabt. Der Hafendirektor von Friedrichshafen, Johann Jakob Steffelin, berichtete 1823, die »Stephanie« habe einen für die Hafen- und Landeverhältnisse am Bodensee viel zu großen Tiefgang aufgewiesen, nämlich unbeladen schon 5 Fuß.<sup>220</sup> Und das Schiff sei nicht solide gebaut gewesen: *Ich habe gemeldtes Dampfboth bestiegen, aber auch im ersten Anblik wahrgenommen, dass es von keiner*

*Dauer seyn könne, weil die Wände nur mit einfachen Nägeln zusammen geheftet und nicht einmal mit Schrauben versehen waren, was man doch bei jedem größern Schiff am Bodensee nie vermißt.*<sup>221</sup>

## BODMER UND WÜRTTEMBERG

Dass Bodmer nach seinem Fehlschlag nach Württemberg entwich, kam nicht von ungefähr. Er hatte schon zuvor Geschäftsbeziehungen mit der württembergischen Regierung angeknüpft und galt dort offenbar als Fachmann für Dampfmaschinen und bald auch für Salinen. Nach einem Bericht Weckherlins an König Wilhelm vom 7. Dezember 1822 hatte Bodmer schon im Februar 1817 – also zur gleichen Zeit, da er in Konstanz seine Aktiengesellschaft organisierte – den Auftrag und die Summe von 120 Guineas erhalten, in England Requisiten zu Dampfbojen, Dampfmaschinen und Gasbeleuchtungseinrichtungen einzukaufen. Im November 1817 bekam er 100 Louisd'or für französisches Blech zur Verfertigung eines Dampfkessels.<sup>222</sup> Im März 1820 hieß es, Bodmer sei mit der Erfindung einer noch zweckmäßigeren und wohlfeilern Verfertigungsart von Salzpflanzen beschäftigt, die aber für die württembergische Saline Friedrichshall vorerst nicht in Betracht komme.<sup>223</sup>

Aus einem Bericht des damaligen Finanzministers Christian Friedrich von Otto (1758–1836) im August 1817 geht hervor, dass es um eine von Bodmer zu konstruierende Dampfmaschine für das Salzwerk in Kochendorf (Friedrichshall) ging und um die Frage, welche Art von Blechen für den Dampfkessel, geschmiedetes aus dem Königlichen Werk in Bärental oder gewalztes aus dem Ausland, zu beziehen seien und woher: König Wilhelm entschied für gewalztes.<sup>224</sup> Der König dekretierte ferner am 13. Mai 1818, Bodmer, der sich in Stuttgart aufhalte, eine Entschädigung und Belohnung wegen der für Kochendorf bestellten Dampfmaschine alsbald zu erledigen und ihn damit abzufertigen.<sup>225</sup> Weckherlin urteilte 1822, dass schon aus der Zeichnung der bestellten und von Bodmer angeblich in Constanz gefertigten Dampfmaschine die Unbrauchbarkeit derselben sich ergeben habe.<sup>226</sup>

Zur gleichen Zeit, am 20. Mai 1818, stellte Bodmer ein Gesuch um ein Lokal zu Errichtung seiner Fabrik von Dampf-, Koch- und Waschmaschinen, er schlug dazu ein Nebengebäude des Schlosses Solitude bei Stuttgart vor<sup>227</sup> und erhielt tatsächlich den sogenannten Kavaliersbau eingeräumt. Er bat ferner um ein *Privilegium exclusivum* für die von ihm entwickelten *Dampfsparherde*.<sup>228</sup> Bodmer hatte einen solchen Herd für die Kaserne der Garde zu Fuß in Stuttgart geliefert. Der nunmehrige Innenminister von Otto betrachtete zum einen, gestützt auf Informationen Hofers, die Person Bodmer kritisch, zum anderen urteilte er, Bodmers Herd sei weniger gut als der eines gewissen Dengler, ein Privileg würde Bodmer ein Monopol verschaffen, und das bei dem hohen Preis für ein übliches Modell seines Herdes von 15 Louisd'or, außerdem sei Bodmers Herd zugegebenermaßen die Nachahmung einer englischen Erfindung. Also wurde sein Gesuch abgelehnt, zumal er durch die Überlassung von Räumen für seine Familie und seine Werkstatt schon begünstigt worden sei. Auf der Solitude gefiel es Bodmer schon bald nicht mehr, im August



1819 wollte er, da er *auf der Solitude mit seinem Gewerbe nicht fortzukommen im Stande ist*, stattdessen den Jägerhof in Ludwigsburg erhalten.<sup>229</sup>

Es gab aber auch finanzielle Probleme: Am 9. Juli und 5. November 1819 wurde Bodmer vom Gerichtshof für den Neckarkreis in Eßlingen zur Bezahlung von Wechselforderungen verurteilt; im ersten Fall war sein Prozeßgegner der Oberjustizprokurator Heinrich August Georgii (1795–1855) in Eßlingen, im anderen derselbe, aber in seiner Eigenschaft als Indossator des Grafen Karl von Fugger-Blumenthal (1789–1855).<sup>230</sup> Über den Grafen – der wegen seiner Verbindung zu einem Anführer der Partei des *guten alten Rechts*, Graf Georg von Waldeck, unter Beobachtung seitens der württembergischen Behörden stand<sup>231</sup> – beklagte sich Bodmer bitter bei dem württembergischen Oberfinanzrat Julius Simon Nördlinger (1771–1860)<sup>232</sup> am 29. Juni 1819: Dieser *habe zwei Actien genommen und den Transport versprach [er] zu besorgen*, beantworte aber keinen Brief des Direktoriums der Aktiengesellschaft und habe noch keinen Heller an seinen Aktien bezahlt.<sup>233</sup> Danach könnte es den Anschein haben, als hätte Bodmer den Versuch unternommen, sein Dampfschiff-Projekt zu retten, und noch zwei Aktien abgesetzt.

Im selben Schreiben behauptete Bodmer, er habe vom Direktorium den Auftrag erhalten, *da die Aussichten für den Handel höchst ungünstig seyen, auch die Speculation mit Anlegung von Dampfschiffen im Norden von Deutschland nicht reussirt*,<sup>234</sup> die Schiffsdampfmaschine dem König für Jagstfeld (d. h. die Saline Friedrichshall) anzubieten. Dieser Dampfmaschine seien nach Angabe Bodmers, so Weckherlins Bericht vom 30. Dezember 1819, diejenigen von ihm im Auftrag der württembergischen Regierung für 120 Guineas, vielmehr für 212 £ angekauften Dampfmaschinenteile beige packt gewesen, lägen aber jetzt in Rotterdam, da die Aktiengesellschaft den fehlenden Betrag für ihre Maschine nicht aufbringen könne.<sup>235</sup>

Das Handelshaus Kuyper van Dam & Smeer hatte, wie schon im September 1817, am 19. März 1819 gemahnt, dass sie *ohne Authorisation der Herren Wilson Agassiz & Co die bewuste Dampfmaschine nicht können verabfolgen lassen*, die aber durch die lange Verwahrung leide, sprich: Rost ansetze.<sup>236</sup> Gemäß Übereinkunft mit der Aktiengesellschaft, d. h. mit Hofer, wurde das württembergische Finanzministerium am 19. August 1820 ermächtigt, die neun Kisten mit Dampfmaschinenteilen in Rotterdam durch den württembergischen Geschäftsträger im Haag, August von Wächter, auslösen zu lassen. Dieser müsse genau Buch führen, da *eine Abrechnung mit der Dampfschiffbau-Gesellschaft wegen Vergütung ihres Antheils an den Kisten Statt finden muß*.<sup>237</sup>

In den darauffolgenden Berichten von Wächters geht es um die Abwicklung der Zahlungen und um zollfreie Durchfuhr durch die Niederlande (Rheinzölle mußten in der Folge allerdings entrichtet werden). Er erhielt auch die Anweisung, vor Absendung der Kisten diese zu öffnen und die Zylinder auf Rostbefall zu untersuchen – das Schreiben traf aber zu spät ein.<sup>238</sup> Der Geschäftsträger hatte schon im Februar 1820 von Kuyper van Dam & Smeer erfahren, dass immer nur von einer Dampfmaschine die Rede gewesen sei (dies wurde von Wilson Agassiz & Co bestätigt), und diese hätten sie im August 1817 er-

halten.<sup>239</sup> Am Transport waren außer dem genannten Handelshaus mehrere Firmen beteiligt: Das Konossement wurde eingeschickt durch Penley & Crosley, laut Ordre von Hague & Topham und auf Rechnung von Wilson Agassiz & Co. Der Transport ging in der zweiten Novemberwoche 1820 von Rotterdam ab, zuerst durch den Schiffer P. C. Pasche nach Köln zu Händen der alteingesessenen Speditionsfirma und Wechselbank Johann Wolter de Beche,<sup>240</sup> die Wächter den Erhalt am 13. Dezember bestätigte. Durch die Schifferin-Witwe Wilkert wurde die Sendung weiterbefördert an Heinrich Ackermann Sohn in Mainz, der sie am 21. Dezember erhielt und durch Schiffer Diedrich Witwe an die Gebrüder Keßler in Mannheim weiterexpedierte. Dort kam das Schiff einige Tage später an, konnte aber wegen Eisgangs des Neckars nicht in den Fluß einfahren und mußte entladen werden. Die Firma Keßler avisierte dem Handelshaus Georg Friedrich Rund in Heilbronn<sup>241</sup> den Transport und fragte an, ob dieser liegen bleiben oder über Land gehen solle.<sup>242</sup> Im Februar 1821 schließlich gelangten die neun Kisten nach Heilbronn und wurden im dortigen königlichen Palais, dem früheren Waisenhaus und der späteren Essig- und Bleiweißfabrik, eingelagert.<sup>243</sup>

Sogleich wurden die neun Kisten im Beisein des Maschinenmeisters Friedrich Grundler und zweier Urkundspersonen ausgepackt. Die Untersuchung ergab, dass Bodmers Behauptung, er habe der größeren, für die »Stephanie« bestimmten Dampfmaschine die von ihm für württembergische Rechnung angeblich erworbene kleine Maschine sowie Gerätschaften zur Gasbeleuchtung beige packt, *eine völlige Unwahrheit und Bodmer daher ohne Zweifel ein Betrüger ist*. Zu der größeren Maschine, fügte Weckherlin hinzu, fehlten noch sehr viele *Hauptbestandteile*. Kurz darauf wurde Bodmer aufgefordert, Auskunft zu erteilen, er war aber erst einmal unauffindbar, schließlich kam heraus, er halte sich in Bruchsal auf, wurde wieder geladen – im Oktober 1821 teilte er mit, er habe keine Zeit. Weitere Aufforderungen blieben fruchtlos. Über sein Vermögen auf der Solitude brach der Gant aus, der mit einem Vergleich, mit großen Verlusten für die Gläubiger, beendet wurde. Bodmer wurde beim badischen Oberamt Bruchsal angezeigt und der Antrag gestellt, ihn entweder zur Erstattung der ihm zur Verfügung gestellten Summe von 2630 Gulden 15 Kreuzer anzuhalten oder ihn zu verhaften und auszuliefern. Das Oberamt Bruchsal verwies aber bloß kühl auf den Klageweg. Da bei Bodmer nichts zu holen sein und bei einem Zivilprozeß nur Kosten anfallen würden, schlug Weckherlin vor, auf weitere Verfolgung der Ansprüche zu verzichten.

Der König hatte noch im November 1822, als es um die Frage eines württembergischen Dampfschiffs ging, wissen wollen, ob die von Bodmer in England beschaffte Dampfmaschine vollständig und verwendbar sein könnte, oder ob, so Weckherlin in einem Bericht an den König, die für die »Stephanie« bestimmte Maschine um billigen Preis erworben werden könnte.<sup>244</sup> Hofer sprach sich, aus naheliegenden Gründen, lebhaft dafür aus, denn Weckherlin wollte, so in seinem Bericht an den König, von der – allerdings jetzt aufgelösten – Dampfbootgesellschaft, also von Hofer, die Auslagen der Regierung ersetzt haben.<sup>245</sup>

Was aus Bodmers englischer Dampfmaschine geworden ist, bleibt letztlich unklar. Jedenfalls wurde sie nicht, wie vermutet wurde,<sup>246</sup> 1824 in das württembergische Dampfschiff »Wilhelm« eingebaut. Wie aus den Akten klar hervorgeht, wurde dessen Maschine in Liverpool beschafft, d. h. bei William Fawcett.<sup>247</sup>

## RESÜMEE

Der neue, erweiterte Blick auf altbekannte und neue Quellen brachte viele zusätzliche Details zu Johann Caspars Bodmers Leben und familiärem Umfeld und ermöglichte so die Darstellung eines (fast) lückenlosen Lebenslaufs dieses kreativen, manchmal am Rande des Legalen handelnden, rastlos von neuen Plänen umgetriebenen und häufig letztlich scheiternden Mechanikus. Bodmers Dampfboot-Projekt betreffend fand sich Neues: Es konnte nachgewiesen werden, dass er die Baupläne offensichtlich aus einem einschlägigen Werk des schottischen Ingenieurs Robertson Buchanan übernommen hat. Bekannt ist nun auch die Erbauer-Firma der Dampfmaschine, die Londoner Firma Hague & Topham. Deutlich geworden ist, wie vielseitig seine Talente waren, dass er sich nicht nur als Dampfschiffahrts-Pionier einen Namen gemacht hat.

Und doch stellen sich noch immer Fragen, wenn man Johann Caspar Bodmers erstaunliches, aber unstetes Leben und Wirken – in Zürich, den Niederlanden, Rußland, in Polling, St. Blasien, Konstanz, Stuttgart, Ludwigshalle, Bruchsal, Wien, Paris, London, Wien, Pest – im ganzen überschaubar.

War Bodmer seiner Zeit voraus, in der Frühzeit der Industrialisierung Südwestdeutschlands? Oder griff er nur auf, was ohnehin im Schwange war? Hat er eigene Ideen entwickelt oder nur die anderer benutzt oder, angeblich, verbessert? Hat er bei seinem rastlosen Tun nicht allzu viele Erfindungen und Unternehmungen zu verwirklichen gesucht – Torfkohlenbrennerei, Spinnmaschinen, Dampfmaschinen, Dampfschiff, Dampfsparherd, Salinen, Einschienenbahn –, statt sich auf eine gewinnbringende Sparte zu konzentrieren?<sup>248</sup>

War er ein genialer Unternehmer oder ein Schwindler? Was ist ihm bei seinem vielfachen Scheitern in die Quere gekommen: die Zeitumstände (Tambora!), die Stagnation in Konstanz,<sup>249</sup> die *Knauserei der Aktionäre*<sup>250</sup> oder aber eigenes Fehlverhalten, Mangel an Ausbildung oder gar betrügerisches Handeln?

Mit der Wahrheit hat er es offenbar nicht immer genau genommen, er hat großartige Renditen versprochen, die Interessenten wohl blendeten, die aber nicht realisiert werden konnten. Sein Finanzgebaren war dem Anschein nach eher zweifelhaft. Vielleicht war er, wie sein Bruder, bloß Erfinder, aber kein Kaufmann. Er ging mehrfach in Konkurs und begann wieder von neuem mit Projekten und starb am Schluß in Armut.

Wie hat die Familie, wie haben Frau und Kinder das unruhige Dasein, die häufigen Wohnungswechsel, die vielen Schulden Bodmers, den Mangel an Geld verkraftet? Darü-

ber erfahren wir leider nichts – außer dass seine Witwe in »kümmerlichen Verhältnissen« gestorben sei, da ihr Ehemann ihr kaum etwas hinterlassen haben wird.

Viele Fragen lassen sich nicht eindeutig beantworten.

Sicherlich aber steckte hinter Bodmer mehr als nur der am Dampfboot gescheiterte Spinner, dessen Projekt bislang nur eine hübsche Arabeske in der Geschichte der Bodenseeschifffahrt darstellte. Bodmer muß über bestimmte, erfolgreiche Talente verfügt haben. Denn tatsächlich hat er es immer wieder verstanden, vermutlich dank einer ungewöhnlichen Rednergabe,<sup>251</sup> hochgestellte und seriöse Gönner und Geldgeber für sich zu gewinnen, angefangen von Taufpaten seiner Kinder über die Aktionäre seiner Dampfschiffsgesellschaft bis zum Förderer seines Eisenbahnprojekts.

Immerhin gibt es Stimmen, die Bodmer verteidigen, seinen Wagemut als Pionier der Bodensee-Dampfschifffahrt herausstreichen oder wenigstens seine Bemühungen ernstnehmen,<sup>252</sup> so wie der Konstanzer Lehrer und Heimatforscher Franz Xaver Staiger mit seiner Feststellung: [...] *der Ruhm des ersten Dampfschiffes auf dem Bodensee gehört der Stadt Konstanz*. Er hat damit Johann Caspar Bodmer zu Recht einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Dampfschifffahrt auf dem europäischen Festland zuerkannt.

*Anschrift der Verfasser:*

Dr. Uwe Jens Wandel und Dr. Gudrun Emberger, Schlichtenstr. 42a, D-99867 Gotha,  
gudrun.emberger@t-online.de

## ANMERKUNGEN

1 RUPPERT, Philipp: Das erste Dampfschiff auf dem Bodensee, in: DERS.: Konstanzer Geschichtliche Beiträge, Heft 2, Konstanz 1890, S. 11f. ZEPPELIN, Eberhard Graf: Geschichte der Dampfschifffahrt auf dem Bodensee 1824–1884, in: Schrr VG Bodensee 14 (1885) S. 39–79, hier S. 39f.

2 PERNWERTH VON BÄRNSTEIN, Friedrich: Die Dampfschifffahrt auf dem Bodensee und ihre geschichtliche Entwicklung während ihrer ersten Hauptperiode (1824–1847) (Wirtschafts- und Verwaltungsstudien, Band 21) Leipzig 1905, S. 76–78. Ebenso verhält es sich bei dem Aufsatz von ECKERT, Ferdinand: Aus der Vorgeschichte der Dampfboot-Aktien-Gesellschaft in Lindau, in: Bodensee-Heimatschau 16 (1935) S. 61f. Eine Kopie verdanke ich dem Stadtarchiv Lindau, dessen Leiter, Herr Heiner Stauder M. A., mir auch sonst vielerlei wertvolle Hinweise gab.

3 STUCKI, Fritz: Geschichte der Familie Bodmer von Zürich 1543–1943, Zürich 1942, S. 110f. SCHMID, Her-

mann: Das Überlinger Schiffsrecht in badischer Zeit (1802–1855), in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 150 (2002) S. 309–342, hier S. 332f. RUH, Max: Die ersten Dampfschiffe auf Untersee und Rhein, in: Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen 21 (1969) S. 47–78, hier S. 49–52.

4 DEPPERT, Werner: Mit Dampfmaschine und Schaufelrad. Die Dampfschifffahrt auf dem Bodensee 1817–1967, Konstanz 1975, S. 8–11. MESSERSCHMID, Max: Das Dampfboot »Wilhelm« 1824–1848. Beginn der Dampfschifffahrt auf dem Bodensee, in: Schrr VG Bodensee 93 (1975) S. 119–147, hier S. 120. FRITZ, Karl F.: Abenteuer Dampfschifffahrt auf dem Bodensee, Meersburg 1989, S. 8–11 (und andere Veröffentlichungen des Autors). OELLERS, Jürgen: »Schnelle Communication«: Der Übergang von der Segel- zur Dampfschifffahrt in Friedrichshafen, in: Friedrichshafener Jahrbuch für Geschichte und Kultur 1 (2007) S. 96–127, hier S. 104, 107. BÖNKE, Dietmar: Schau-

felrad und Flügelrad. Die Schifffahrt der Eisenbahn auf dem Bodensee, München 2013, S. 10f., 195. Ferner: FISCHER, Bernhard: Johann Friedrich Cotta. Verleger – Entrepreneur – Politiker, Göttingen 2014, S. 635. DOBRAS, Werner/KURZ, Andreas: Die Geschichte der Bodenseeschifffahrt auf dem Obersee bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Jahrbuch des Landkreises Lindau 4 (1989) S. 11–41, hier S. 16f. – Das Manuskript zu dem nie erschienenen Band 1 des vom Verlag Eisenbahn in Villigen (AG) auf vier Bände geplanten Werkes Schifffahrt auf dem Bodensee von einer Autorengemeinschaft bringt nichts Neues. Dem Gründer und vormaligen Direktor des Seemuseums in Kreuzlingen, meinem lieben Freund Dr. Hans-Ueli Wepfer, danke ich für die Erlaubnis zur Einsichtnahme. – Im Ausstellungskatalog Schifffahrt am Bodensee. Vom Einbaum zum Katamaran. Herausgegeben vom Vorarlberger Landesmuseum, Steißlingen 2005, S. 85, wird Bodmer der Vorname Karl verpaßt (der richtige steht S. 147). Die Ausführungen in der Beschreibung des Landkreises Konstanz, Band 1, Konstanz 1968, S. 389, sind nicht immer korrekt.

5 Generallandesarchiv Karlsruhe (GLAK), Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStASt), Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL), Stadtarchiv Konstanz (StadtAK), London Metropolitan Archives (LMA). – Den allzeit hilfsbereiten und geduligen Kolleginnen und Kollegen danke ich auch hier herzlich, besonders Herrn Michael Kuthe vom Stadtarchiv Konstanz. Mein Dank gilt auch Archiven, Bibliotheken und Museen rund um den Bodensee und darüber hinaus, bis nach Glasgow und Budapest, die meine Anfragen bereitwillig beantworteten (Ausnahmen waren nur die Museen in Romanshorn, Rorschach und Überlingen, die Stadtarchive Friedrichshafen und Budapest sowie das Stadt- und Landesarchiv Wien).

6 Die Abläufe sind ineinander verwoben und schwierig aufzulösen, was in dem Beitrag OELLERS (wie Anm. 4) S. 107 Anm. 18 nicht recht gelungen ist.

7 STUCKI (wie Anm. 3) S. 98f., 104f., 503 Nr. 66.

8 STUCKI (wie Anm. 3) S. 95–98. FUCHS, Thomas: Artikel Johann Caspar Bodmer, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Band 2, Basel 2003, S. 531f.

SCHOCH-BODMER, Paul: Artikel Johann Georg Bodmer, in: Neue Deutsche Biographie (NDB), Band 2, Berlin 1955, S. 361f.

9 STUCKI (wie Anm. 3) S. 112, 504f. Auskünfte des StadtAK an Thomas Fuchs (s. Anm. 8).

10 STUCKI (wie Anm. 3) S. 507f. Nr. 89.

11 STUCKI (wie Anm. 3) S. 508 Nr. 90.

12 STUCKI (wie Anm. 3) S. 505f. Nr. 79. MARTI-WEISENBACH, Karin: Artikel Johann Georg Bodmer, in: HLS (wie Anm. 8) S. 532. KARMARSCH, Karl: Artikel Johann Georg Bodmer, in: Allgemeine Deutsche Biographie (ADB), Band 3, Leipzig 1876, S. 18f.

13 Beispiele: ZEPPELIN (wie Anm. 1). ROLLMANN, Wilhelm: Entwicklung der Dampfschifffahrt auf dem Bodensee, in: Jahrbuch der Schiffbautechnischen Gesellschaft 16 (1915) S. 204–229, hier S. 204f. SZYMANSKI, Hans: Die alte Dampfschifffahrt in Niedersachsen (Veröffentlichungen des Niedersächsischen Amtes für Landesplanung und Statistik, Reihe A Band 67) Hannover 1958, S. 13f. BOELCKE, Willi A.: Friedrichshafens industrieller Aufstieg, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte (1988) S. 457–494, hier S. 462. – Vgl. aber SCHMID (wie Anm. 3) S. 332f.

14 STUCKI (wie Anm. 3) S. 126–152 (Autoren: Helen und Paul SCHOCH-BODMER). LANG, Norbert: Johann Georg Bodmer (1786–1864). Maschinenbauer und Erfinder (Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik, Nr. 45) Zürich 1987. SPUR, Günter: Vom Wandel der industriellen Welt durch Werkzeugmaschinen. Eine kulturgeschichtliche Betrachtung der Fertigungstechnik, München-Wien 1991, S. 189–192. MATSCHOSS, Conrad: Die Entwicklung der Dampfmaschine, 2 Bände, Berlin 1908 (ND Moers 1983f.), Band 1, S. 722–726. – Zahlreiche Einträge in allgemeinen Lexika, bis zur Brockhaus-Enzyklopädie, 17. Auflage, Band 3, Wiesbaden 1967, S. 66. – Erinnerungsblätter an die Gedenkfeier der Wiederkehr des fünfundsiebzigsten Todestages mit der Enthüllung einer Gedenktafel von Johann Georg Bodmer, Zürich 1939 (vgl. STUCKI S. 151f.). Sonderbriefmarke der Schweizer Post 1964.

15 STUCKI (wie Anm. 3) S. 505 Nr. 77.

16 Ebenda, S. 507f. Nr. 89 und 90.

17 Ebenda, S. 509 Nr. 99.

18 Ebenda, S. 512f. Nr. 120.

19 Ebenda, S. 112, 150f.

20 Ebenda, S. 505 Nr. 78.

21 Ebenda, S. 123f., 508f. Nr. 94–98.

22 Ebenda, S. 124, 512 Nr. 118.

23 Ebenda, S. 124f., 515f. Nr. 138.

24 Ebenda, S. 519 Nr. 161.

25 Ich stieß auf Harold Bodmer durch Berichte über ihn in der Lokalzeitung »Eastern Daily Press«, Norwich (Hauptstadt der Grafschaft Norfolk in Ost-England), vom 5. und 17. Mai 2016. Von seinem Sohn Joel Bodmer stammen genealogische Informationen,



für die ich ihm auch an dieser Stelle herzlich danke.

– Harold Siemens Bodmers Bruder Jacques Noël Bodmer (geboren 1887) war schon Staatsangestellter in Lowestoft, Grafschaft Norfolk, gewesen, laut STUCKI (wie Anm. 3) S. 516 Nr. 139.

26 STUCKI (wie Anm. 3) S. 502f. Nr. 63 (1739–1818), S. 504 Nr. 71 (1756–1839), S. 507 Nr. 86 (1782–1809) und Nr. 87 (1784–1832).

27 Verwechslung mit dem hier behandelten bei STUCKI (wie Anm. 3) S. 106–108, 504 – vermutlich identisch mit dem S. 230–236, 504 Nr. 71 erwähnten; vgl. FUCHS (wie Anm. 7).

28 Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Band 3, S. 571. Stadtarchiv Eßlingen, Zeit-  
tafel zur Stadtgeschichte, im Netz: <http://stadtarchiv.esslingen.de/Lde/start/Geschichte/Stadtgeschichte.html> (07.01.2017).

29 HStASt E 10 Bü 151.

30 STUCKI (wie Anm. 3) S. 475 Anm. 42: »Er wird später sehr oft kaiserlich russischer Rittmeister genannt«.

31 Frau Dr. Elena Ries, Berlin, danke ich bestens für die Übersetzung eines Aufsatzes von Frau Dr. Anastasija Wladimirowna Tichonowa, Dozentin an der Universität Smolensk, und von Konstantin Georgiewitsch IGOSCHIN: Verlangter Preis wurde als unrechtmäßig empfunden, In: Militärgeschichtliche Zeitschrift Nr. 11/2012, S. 36 – über Schweizer im russischen Wehrdienst, insbesondere Johann Georg Bodmer. Im Netz: <http://history.milportal.ru/2015/09/shvejcarsyna-rossijskoj-voennoj-sluzhbe/> (07.01.2017). STUCKI (wie Anm. 3) S. 129.

32 IGOSCHIN (wie Anm. 3) S. 36: 1806. STUCKI (wie Anm. 3) S. 110 schreibt »Balingen in Bayern«. Dort gibt es kein Balingen, im württembergischen Balingen ist laut freundlicher Auskunft des Stadtarchivs Balingen (Herr Dr. Hans Schimpf-Reinhardt) Bodmer nicht nachweisbar.

33 GENNER, Peter: Nach dem Ende der Klosterherrschaft – Schweizer Revolutionäre im Pfaffenwinkel, in: Jahrbuch des Historischen Vereins Schongau – Stadt und Land 13 (2013), S. 69–192. S. 113 wird für 1805 ein Bodmer genannt, der aber wohl mit dem politischen Flüchtling Johann Jakob Bodmer (1767–1822) aus Uerikon (Kanton Basel) oder aber mit dem Lehrer Jacob Bodmer (1768–1821) aus Zürich identisch sein wird. Über diesen TURTUR, Ludwig – BÜHLER, Anna Lore: Geschichte des protestantischen Dekanats und Pfarramtes München. Ein Beitrag zur bayerischen Religionspolitik des 19. Jahrhunderts

(Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Bayerns, 48) S. 122–125. – Meyers Pollinger Episode wird nicht erwähnt in den Artikeln über ihn: IMHOF, Viola in: NDB, Band 17, Berlin 1994, S. 354f.; WYSS, Georg v. in: ADB, Band 21, Leipzig 1885, S. 587–591; SCHERER, Sarah Brian in: HLS, Band 8, Basel 2007, S. 540f. – Herrn Peter Genner danke ich für liebenswürdige Auskünfte.

34 GENNER. Peter: Johann Rudolf Meyer Sohn (1768–1825) und die Familie Meyer, im Netz: [http://www.meyerschestollen.ch/pdf/150914\\_genner-text\\_j\\_r\\_meyer\\_sohn\\_&fam\\_meyer.pdf](http://www.meyerschestollen.ch/pdf/150914_genner-text_j_r_meyer_sohn_&fam_meyer.pdf) (07.01.2017).

35 Das Folgende im wesentlichen nach Aufsätzen in: St. Blasien. Festschrift aus Anlaß des 200jährigen Bestehens der Kloster- und Pfarrkirche. Herausgegeben von Heinrich HEIDEGGER und Hugo OTT, München-Zürich 1983: FISCHER, Wolfram: Die Anfänge der Fabrik von St. Blasien (1809–1848), S. 330–345, bes. S. 331–340; ferner STEINERT, Bernhard: Das nachklösterliche St. Blasien im 19. Jahrhundert, S. 315–329, bes. S. 316f.; SUTTER, Konrad: Glocken – Begleiter durch die Klostergeschichte, S. 275–285, bes. S. 280; HEIDEGGER, Heinrich: Die Geschichte der katholischen Pfarrgemeinde nach der Aufhebung des Klosters, S. 346–365, bes. S. 358f. – FISCHER, Wolfram: Die Anfänge der Fabrik von St. Blasien (1809–1848). Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Industrialisierung, in: Tradition. Zeitschrift für Firmengeschichte und Unternehmerbiographie 7 (1962) S. 59–78. Aufsätze im Ausstellungskatalog Alte Klöster neue Herren. Die Säkularisation im deutschen Südwesten. Aufsätze, Teil 1 und 2, Ostfildern 2003: HOHKAMP, Michaela: Zwischen Baden und Habsburg. Zur Säkularisation St. Blasien am Beginn des 19. Jahrhunderts, Band 1, S. 563–576, bes. S. 570f.; KOLLMER-VON OHEIMB-LOUP, Gert: Klöster als Manufakturen und Fabriken, Band 2, S. 1379–1394, bes. S. 1387f., 1393. LANG (wie Anm. 14) S. 20–31. STUCKI (wie Anm. 3) S. 129–134. SCHÄFER, Hermann: Der Beginn der Industrialisierung – erste Fabrikzentren in Mülhausen, Lörrach und St. Blasien, in: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons, Band 2: Aufsätze, Stuttgart 1987, S. 219–232.

36 STUCKI (wie Anm. 3) S. 130.

37 STEINERT (wie Anm. 35) S. 316.

38 Ebenda. FISCHER (wie Anm. 35) S. 339f.

39 STUCKI (wie Anm. 3) S. 132. SCHOCH-BODMER, Helen und Paul: Ein Tagebuch von Johann Georg Bodmer (1786–1864) aus den Jahren 1816/17 nebst

- biographischen Notizen. In: Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich 81 (1936) S. 1–26, hier S. 2.
- 40 STUCKI (wie Anm. 3) S. 337, 340.
- 41 FISCHER, in: Tradition (wie Anm. 35) S. 223f. und 243f.
- 42 GLAK 69/72.
- 43 LANG (wie Anm. 14) S. 23. Sutter (wie Anm. 35) S. 280. SCHÄFER (wie Anm. 35) S. 225, nach FISCHER in Tradition (wie Anm. 35) S. 217, 221.
- 44 FISCHER in Tradition (wie Anm. 35) S. 217.
- 45 STUCKI (wie Anm. 3) S. 110.
- 46 FUCHS (wie Anm. 8).
- 47 Jakob Schiltknecht, Weber (1782–1843): Konstanzer Zeitung vom 28. August 1843 (Personengeschichtliche Dokumentation im StadtAK), oder Joseph Schiltknecht (gestorben 1856): StadtAK, Inventarien und Teilungen Nr. 2623.
- 48 StadtAK, B I Band 367 S. 251, 259, 264, 270; R 157.
- 49 StadtAK, BI Band 367 S. 316, 347, vgl. A I Band 30 – Marmor's Häuserbuch Nr. 421; A I Band 23 – STAI-GER, Franz Xaver Conrad: Ausführliche Geologisch-hydrographisch-naturgeschichtliche Beschreibung des Bodensee's und seiner Umgebung mit ihrer Geschichte [um 1878]. § 23. – Heute Bodanplatz 2; das Haus ist nicht erhalten.
- 50 StadtAK, B I Band 368 S. 125.
- 51 HStAst E 221 I Bü 4263 Bl. 19–27.
- 52 RUH (wie Anm. 3) S. 50.
- 53 StadtAK, B I Band 368 S. 24, 32.
- 54 125 Jahre Gabriel Herosé 1812–1937, Konstanz 1937, S. 19, 24. Vorhanden im StadtAK.
- 55 Über ihn war nichts in Erfahrung zu bringen.
- 56 Alles nach StadtAK, H XII Fasz. 395 und 400.
- 57 Im Netz: [http://digital.bib-bvb.de/view/bvbmets/viewer.o.5.jsp?folder\\_id=o&dvs=1483796395029~4&pid=3824728&locale=de&usePid1=true&usePid2=true#](http://digital.bib-bvb.de/view/bvbmets/viewer.o.5.jsp?folder_id=o&dvs=1483796395029~4&pid=3824728&locale=de&usePid1=true&usePid2=true#) (07.01.2017).
- 58 StadtAK, D I Fasz. 114 und 211.
- 59 StadtAK, B I Band 369 S. 104, 109, 175, 217, 223, 280; Band 370 S. 199; Band 371 S. 283; Band 372 S. 28.
- 60 StadtAK, B I Band 370 S. 123.
- 61 GENNER (wie Anm. 34).
- 62 StadtAK, B I Band 369 S. 175, 208.
- 63 HStAst E 10 Bü 151.
- 64 KONNERTH, Michael: Die Rappenaue Saline und ihre Geschichte, Bad Rappenaue 1990, S. 53. WUN-  
DER, Gerd: Die Bürger von Hall. Sozialgeschichte einer Reichsstadt 1216–1802, Sigmaringen 1980, S. 44.
- 65 Bodmer führte selbst diesen Namen nie – STUCKI (wie Anm. 3) S. 111.
- 66 HStAst E 221 I Bü 4263 Bl. 19–27.
- 67 Dies und das folgende nach GLAK 133/175 Bl. 6, 26–32, 40f., 44.
- 68 DRÜLL, Dagmar: Heidelberger Gelehrtenlexikon 1652–1802, Berlin usw. 1991, S. 156–158. Internetseite des Heidelberger Geschichtsvereins im Netz: <http://www.s197410804.online.de/Personen/Traitteur-JA.htm> (07.01.2017).
- 69 SCHAHL, Adolf: Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises, Band 1 (Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg) München-Berlin 1983, S. 701–706.
- 70 HStAst E 143 Bü 1188 L1–3.
- 71 CANTOR, Moritz: Artikel Gustav Friedrich Wucherer in: ADB, Band 44, Leipzig 1898, S. 261–263.
- 72 »Gestatten, Exzellenzen.« Die württembergische Gesandtschaft in Berlin. Bearbeitet von Nicole BICKHOFF, Stuttgart 2014, S. 88–90. – Bismark als Lehensherr über ein Rebgut am Gebhardsberg: StadtAK, Inventarien und Teilungen Nr. 2377.
- 73 HStAst E 40/56 Bü 450.
- 74 SCHNEE, Heinrich: Artikel Salomon (v.) Haber in: NDB, Band 7, Berlin 1966, S. 389. Als Lebensdaten werden auch 1763 bzw. 1839 angegeben.
- 75 GLAK 133/175 Nr. 19, 40, 41.
- 76 Sammlung der Gesetze für das Erzherzogthum Oesterreich unter der Ens, Teil 7: 1825, Wien 1828, Nr. 933. Zweites Zitat nach: Beschreibung in: Systematische Darstellung der neuesten Fortschritte in den Gewerben und Manufacturen und des gegenwärtigen Zustands derselben. Hg. von Stephan RITTER VON KEESS und W. C. W. BLUMENBACH, Band 2, Wien 1830, S. 606f. Beides im Netz: <http://opacplus.bsb-muenchen.de/title/6673187/ft/bsb10012002?page=767> (07.01.2017). [http://reader.digitale-sammlungen.de/dfs1/object/display/bsb10305098\\_00618.html](http://reader.digitale-sammlungen.de/dfs1/object/display/bsb10305098_00618.html) (07.01.2017).
- 77 Polytechnisches Journal, 1826, herausgegeben von Johann Gottfried DINGLER, S. 497. Vgl. Anm. 76.
- 78 STUCKI (wie Anm. 3) S. 136.
- 79 Systematische Darstellung (wie Anm. 76) S. 603. Der Wanderer auf das Jahr 1826, Nr. 132 vom 12. Mai 1826.
- 80 Jahrbücher des kaiserlichen königlichen polytechnischen Instituts in Wien, 17 (1832), Nr. 899 und 909.

- 81 Sammlung (wie Anm. 76) Teil 9: 1827, Wien 1831, Nr. 1137. Ausführliche Beschreibung in: *Polytechnisches Journal* (wie Anm. 77) 29 (1828), S. 248–252. STRACH, Hermann: Geschichte der Eisenbahnen Oesterreich-Ungarns von den Anfängen bis zum Jahre 1867, In: *Geschichte der Eisenbahnen der oesterreichisch-ungarischen Monarchie*, Band 1, 1. Hg. von Hermann STRACH, Wien-Teschen-Leipzig 1898, S. 121.
- 82 The Monorail Society, im Netz: <http://www.monorails.org/tMspages/History.html> (07.01.2017). KRETTEK, Otmar: Rollen. Schweben. Gleiten. Unkonventionelle Verkehrsmittel gestern – heute – morgen im spurgebundenen Verkehr, Düsseldorf 1975, S. 34–47.
- 83 Liebenswürdige Auskunft von Herrn DI Wolfgang Stritzinger vom Technischen Museum Wien, dem ich sehr zu Dank verbunden bin.
- 84 100 Jahre Technisches Museum Wien, herausgegeben von Helmut LACKNER, Katharina JESSWEIN, Gabriele ZUNA-KRATKY, Wien 2009, S. 42, 44, 45.
- 85 Sammlung (wie Anm. 76) Teil 9: 1827, Nr. 1189.
- 86 STRACH (wie Anm. 81) S. 122.
- 87 KÖLLMANN, Wolfgang: Artikel Friedrich Harkort in: NDB, Band 7, Berlin 1966, S. 675–677. SCHELL, Otto: Artikel Friedrich Harkort in: ADB, Band 50, Leipzig 1905, S. 1–6.
- 88 Ausstellungskatalog Industriebilder aus Westfalen, Münster 1979, S. 56 Nr. 30.
- 89 BELZ, Karl-Wilhelm: Eisenbahnen in der Industriellen Revolution: Ein frühes Wuppertaler Projekt (Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde des Wuppertals, Band 27) Wuppertal 1979, S. 30f., 34, Abbildung: S. 37. Eine Kopie des Aufsatzes verdanke ich meinem lieben Freund Dr. Uwe Eckardt, früherer Direktor des Stadtarchivs Wuppertal. Eine zeitgenössische Lithographie in: HARKORT, Friedrich: Die Eisenbahn von Minden nach Cöln, Hagen 1833 (Faksimile: Hagen <sup>2</sup>1961; Schriftenreihe der Harkortgesellschaft, Abt. A, Band 1), Anlage, S. 9–11, Tafel VI. – Weitere archivalische Unterlagen zu Harkorts Bahn: Quellen zur Geschichte der Eisenbahn im nördlichen Rheinland, in Westfalen und Lippe von den Anfängen bis 1880, 2 Bände, bearbeitet von Thomas VÄHRMANN, Susanne BROCKFELD, Michael FUNK (Veröffentlichungen der Staatlichen Archive des Landes Nordrhein-Westfalen, Reihe C Band 42) Siegburg 1988, Band 1 S. 278; Band 2 S. 684, 1064.
- 90 Buda (alter deutscher Name: Ofen) und Pest wurden erst 1872 vereinigt.
- 91 STRACH (wie Anm. 81) S. 99. HEINERSDORFF, Richard: Die k. u. k privilegierten Eisenbahnen der österreichisch-ungarischen Monarchie 1828–1918, Wien-München-Zürich 1975, S. 20.
- 92 STRACH (wie Anm. 81) S. 120, 123, 125. CZÉRE, Béla: *Lebegő vasút és Kőbánya közt* (1827–28), in: *Városi Közlekedés* 1986/4, S. 220–226. Eine Kopie des Aufsatzes verdanke ich dem Ungarischen Verkehrs- und Technikmuseum Budapest (Herr Miklós Merczi). – Eine zeitgenössische panegyrische Quelle: »Gemeinnützige Blätter (zur vereinigten Ofner und Pesther Zeitung)« vom 26. August 1827: »Erste Eisenbahn in Ungarn« und weitere Berichte vom 30. August und vom 2. September 1827. Sörgyár és pincerendszer Kőbáyán, in unzulänglicher deutscher Übersetzung im Netz: <https://elismondom.wordpress.com/2012/12/03/sorgyar-es-pincerendszer-kobanyan/> (26. 11. 2015). Für Übersetzungen aus dem Ungarischen und ins Ungarische danke ich vielmals Frau Tamara Pataki (Freie Universität Berlin).
- 93 STRACH (wie Anm. 81) S. 120.
- 94 Aufstellung bei CZÉRE (wie Anm. 92) S. 222.
- 95 NIEDERHAUSER, Emil – SOÓS, István: Artikel Josef Anton, In: *Die Habsburger. Ein biographisches Lexikon*, herausgegeben von Brigitte HAMANN, Wien 1988, S. 190–193.
- 96 Namensliste in *Gemeinnützige Blätter* (wie Anm. 92) vom 26. August 1827 und bei CZÉRE (wie Anm. 92) S. 222.
- 97 Ausführlicher, überschwenglicher Bericht in: *Gemeinnützige Blätter* (wie Anm. 92) vom 26. August 1827.
- 98 Wiedergabe in Schwarz-weiß bei STRACH (wie Anm. 81) S. 125 und bei CZÉRE (wie Anm. 92) S. 233.
- 99 Abbildung bei CZÉRE (wie Anm. 92) S. 225.
- 100 STRACH (wie Anm. 81) S. 123.
- 101 Dies und das folgende nach GLAK 133/175 Bl. 48, 52–54, 55–57.
- 102 CZÉRE (wie Anm. 92) S. 223.
- 103 FISCHER, Erhard: *Lebensbilder aus Schorndorf. Eine personen- und familiengeschichtliche Dokumentation*, Schorndorf 1988, S. 154–157.
- 104 HStASt E 221 I Bü 4263 Bl. 19–27.
- 105 STUCKI (wie Anm. 3) S. 110 (Fulton). FRITZ (wie Anm. 4) S. 8 (Zeitungsbericht). FRITZ, Karl F.: *Vom Raddampfer zur weissen Flotte. Geschichte der Bodenseeschiffahrt*, Erfurt 2013, S. 8 (Ärmelkanal). NEWEKLOWSKY, Ernst: *Die Schifffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau*, 3 Bände, Linz 1952–1964, hier Band 3, S. 37f. (über Fulton).

- 106 JOBÉ, Joseph – PLUMMER, Russell A. – HILTON, George W.: Raddampfer auf Flüssen und Seen in Europa und Amerika, Lausanne 1976, S. 11–33. RADUNZ, Karl: 100 Jahre Dampfschiffahrt 1807–1907. Schilderungen und Skizzen aus der Entwicklungsgeschichte des Dampfschiffes, Rostock 1907 (ND Kassel 1983), S. 31–38, 43. RANSOM, P. J. G.: Bell's Comet. How a Paddle Steamer Changed the Course of History, Stroud (Gloucestershire) 2012. ROBINS, Nick: The Coming of the Comet. The Rise and Fall of the Paddle Steamer. Barnsley 2012.
- 107 GLAK 209/1239 Bl. 6–8.
- 108 ROBÉ usw. (wie Anm. 106) S. 30. RADUNZ (wie Anm. 106) S. 39–51. RANSOM (wie Anm. 106) S. 127f. JAEGER, Werner: Das Mittelrad-Dampfschiff PRINZESSIN CHARLOTTE VON PREUSSEN 1816 (Schriften des Deutschen Schifffahrtsmuseums, Band 7) Oldenburg i. O. 1977.
- 109 SZYMANSKI (wie Anm. 13) S. 5–10, 47. JAEGER (wie Anm. 108). WACHS, Reiner: Die Dampfer der ersten Dampfschiffahrtsgesellschaft auf Elbe und Havel, Rostock 1975. Klosterstraße 36. Sammeln, Ausstellen, Patentieren. Zu den Anfängen Preußens als Industriestaat (Ausstellung des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz) Berlin 2014, S. 156–158.– Sonderbriefmarken »Prinzessin Charlotte von Preußen« der Deutschen Bundespost Berlin 1975; »Die Weser« der Deutschen Post 2016, nach Farblithographie von Carl Justus Harmen Fedeler, abgebildet bei BENJA, Günter: Niederweser-Lustfahrten, Bremen 1983, S. 61.
- 110 CANTOR, Moritz: Artikel Johann Carl Friedrich Hauff in: ADB, Band 11, Leipzig 1880, S. 48. – HStAst E 5 Bü 6; E 13 Bü 210; E 221 I Bü 4243.
- 111 KAPP, Friedrich: Justus Erich Bollmann. Ein Lebensbild aus zwei Welttheilen, Berlin 1880, S. 386–397. SZYMANSKI (wie Anm. 13) S. 2f., 376f. NEWEKLOWSKY (wie Anm. 105) Band 1 S. 52, 56.
- 112 Nr. 51 S. 404f. Johann Jakob BÄBLER: Artikel Heinrich Zschokke in: ADB, Band 45, Leipzig 1900, S. 449–465. REINALTER, Helmut/KUHN, Axel/RUIZ, Alain: Biographisches Lexikon zur Geschichte der demokratischen und liberalen Bewegungen in Mitteleuropa, Band 1 (1770–1800) (Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle »Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850«, Band 7) Frankfurt am Main usw. 1992, S. 223f.
- 113 Offenbar noch 1845 üblich, da der Kanton Schaffhausen damals den Leinpfad (Rosser- oder Reckweg) für die *Bergrhinfahrt* verbessern wollte, laut GLAK 233/11091. – Lithographie eines Treidelzugs um 1830 von Johann Andreas Pecht bei SCHEFOLD, Max: Die Bodenseelandschaft. Alte Ansichten und Schilderungen, Konstanz usw. 1961, S. 115 Nr. 65.
- 114 BUCHANAN, Robertson: A Practical Treatise on Propelling Vessels by Steam, Glasgow und London 1816, S. 24. Danach JAEGER (wie Anm. 108) S. 105f., Anm. 40.
- 115 Im Netz: [https://books.google.de/books?id=oiZMAAAAcAAJ&printsec=frontcover&hl=de&source=gs\\_bse\\_summary\\_r&cad=0#v=onepage&q&f=false](https://books.google.de/books?id=oiZMAAAAcAAJ&printsec=frontcover&hl=de&source=gs_bse_summary_r&cad=0#v=onepage&q&f=false) (07.01.2017).
- 116 RUH (wie Anm. 3) S. 50. Ausführliche Auskünfte nebst Kopien von Herrn Lic. Erich Trösch vom Staatsarchiv Thurgau, dem herzlich gedankt sei; er wies hin auf die neue Edition von SOLAND, Rolf: Johann Conrad Freyenmuth (1775–1843) und seine Tagebücher, Frauenfeld 2011. SALATHÉ, André: Artikel Johann Conrad Freyenmuth in HLS-Online: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D5063.php> (07.01.2017).
- 117 GLAK 209/1239 Bl. 1–2.
- 118 Ebenda Bl. 3.
- 119 RUH (wie Anm. 3) S. 50.
- 120 Im Netz: [https://books.google.de/books?id=oiZMAAAAcAAJ&printsec=frontcover&hl=de&source=gs\\_bse\\_summary\\_r&cad=0#v=onepage&q&f=false](https://books.google.de/books?id=oiZMAAAAcAAJ&printsec=frontcover&hl=de&source=gs_bse_summary_r&cad=0#v=onepage&q&f=false) (07.01.2017).
- 121 GLAK 209/1219.
- 122 EGLI, Christina: Der französische Kaiser Napoleon III. Ein »Lausub vom Bodensee«, in: Schrr VG Bodensee 127 (2009) S. 113–138, hier S. 125. Ausführlicher GÜGEL, Dominik: Bonaparte am Bodensee, in: Bodensee. Reise-Lesebuch zu Wirtschaft, Kultur und Technik. Hg. von Leo SCHMID, Zürich 2005, S. 59–96, hier S. 72–74.
- 123 RUH (wie Anm. 3) S. 50.
- 124 HStAst E 221 I Bü 4263 Bl. 19–27.
- 125 GLAK 60/1219.
- 126 Im Netz: <https://books.google.de/books?id=8PZDAAAACAAJ&pg=PP854&lpq=PP854&dq=max+laur+die+ostereyer&source=bl&ots=KUyCeTRPc&sig=zjG3lslupjC3BSzKWCGbYXUfkk&hl=de&sa=X&ved=0ahUKEwip57GvbDRAhXIEYwKHRtLBosQ6AEIITAA#v=onepage&q=max%20laur%20die%20ostereyer&f=false> (07.01.2017) sowie freundliche Auskunft von Herrn Walter Hutter M. A., Stadtarchiv Markdorf.
- 127 Badische Biographien [!], herausgegeben von Friedrich von WEECH, Teil 2, Heidelberg 1875, S. 186–188. Eine Kopie der Einträge über die Gebrü-

der Rinck verdanke ich dem sehr hilfsbereiten Stadtarchiv Karlsruhe (Frau Angelika Herkert).

128 Erwähnt im Wegweiser für die Großherzogliche Residenzstadt Karlsruhe, 1818.

129 Badische Biographien [!] (wie Anm. 127) Teil 1 S. 473f. – Sammlung (wie Anm. 76) Teil 5: 1823, Wien 1826 Nr. 414.

130 DIEZINGER-VOGEL, Sabine: Carl von Beust: eine Beamtenlaufbahn am Ende des 18. Jahrhunderts, in: Bühler Heimatgeschichte 9 (1995) S. 12–22.

131 WIPF, Matthias: Artikel Johann Georg Neher, in: HLS-Online: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D42996.php> (07.01.2017). In Saulgau, laut Auskunft des dortigen Stadtarchivs (Frau Maria Margarete Gelder), nicht nachweisbar.

132 POTEN, Bernhard von: Artikel Friedrich Carl von Tettenborn in: ADB, Band 37, Leipzig 1894, S. 596–605. Lexikon der deutschen Geschichte. Ereignisse. Institutionen. Personen. Von den Anfängen bis zur Kapitulation 1945. Herausgegeben von Gerhard TADDEY, Stuttgart <sup>3</sup>1998, S. 1243.

133 Bodensee-Chronik 1932, S. 22 (StadtAK, Personengeschichtliche Dokumentation).

134 Er stand möglicherweise in Verbindung mit dem Islikoner Industriellen Bernhard Greuter (1745–1822). Dazu Auskünfte des Staatsarchivs Thurgau (wie Anm. 116) und Kopie aus HLS-Online. Vielleicht handelte es sich aber um ein Mitglied der Konstanzer Familie Labhard(t), etwa Michael Labhard, Schreinermeister, gestorben 1827, 72 Jahre alt: StadtAK, Inventarien und Teilungen Nr. 788, Konstanzer Politische Zeitung vom 8.6. 1827 (StadtAK, Personengeschichtliche Dokumentation).

135 Zu Macaire, Hortense und Eugène: ENGELSING, Tobias/BLEIBLER, Jürgen: Die Zeppelins. Lebensgeschichte einer Adelsfamilie, Konstanz 2013, S. 11f., 21, 26, 33, 37–39. Herrn Dr. Engelsing danke ich herzlich für seine Auskünfte und ein Exemplar des Buches. SEEHOLZER, Ernst: Die Genfer Kolonie in Konstanz, in: Schrr VG Bodensee 53 (1924) S. 175–300. – DEPPER (wie Anm. 4) S. 15–19. BÖNKE (wie Anm. 4) S. 22–24. SCHMID (wie Anm. 3) S. 333–337. – HUGENTOBLE, Jakob – MEYER, Bruno: Napoleonmuseum Arenenberg. Führer durch das Museum, 6. Aufl. 1972, S. 28–30, 46. Siehe auch Anm. 122. – Für seine reichhaltigen Hinweise auf Quellen zu Bodmer und sein Schiff danke ich vielmals dem jetzigen Direktor des Museums, Herrn Dominik Gügel.

136 Angaben beruhen auf reichhaltigen Informationen vom Leiter des Stadtarchivs Lindau (wie Anm. 4), dem ich auch hierfür herzlich danke.

137 HStAst E 5 Band 11 Nr. 2343 und 5501; E 40/11 Bü 989; E 157/1 Bü 682. Einen Hinweis darauf verdanke ich Frau Christine Johner, Abteilungsleiterin Kultur & Museum der Stadtverwaltung Meersburg.

138 Freundliche Auskunft des Stadtarchivs Markdorf (s. Anm. 126).

139 Eine Kopie von MÜLLER, Peter: Artikel Michael Weniger in: HLS-Online (<http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7407.php> (07.01.2017)), erhielt ich von Frau Dr. Dorothee Guggenheimer vom Stadtarchiv der Ortsbürgergemeinde St. Gallen, der vielmals gedankt sei.

140 HECHT, Winfried: Artikel Johann Baptist Hofer, in: HLS-Online: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D43978.php> (07.01.2017). Konstanzer Zeitung vom 25.1.1839 (StadtAK, Personengeschichtliche Dokumentation).

141 Auskunft von Herrn Michael Kuthe vom StadtAK, dem ich herzlich danke. Abgeordneter der badischen Zweiten Kammer 1822–1823 laut Beschreibung des Landkreises Konstanz, Band 2, S. 284.

142 RUH (wie Anm. 3) S. 50.

143 Dagegen ENGELSING (wie Anm. 135) S. 26.

144 HStAst E 10 Bü 113 L60.

145 Dies war nicht unüblich: RANSOM (wie Anm. 106) S. 22, 27, 33 54, Abb. 15. Der Maschinenbaumeister Friedrich Grundler schenkte dem württembergischen Kronprinzen ein Modell der »Wilhelm« zu Weihnachten 1823 (HStAst E 10 Bü 113 L26).

146 GLAK 60/1219.

147 Im Netz: <https://books.google.de/books?id=7iZMAAAAcAAJ&printsec=frontcover&hl=de#v=onepage&q&f=false> (07.01.2017).

148 HStAst E 221 I Bü 4263 Bl. 19–27.

149 StAL F 1/144 Band 16–18.

150 GLAK 69/72.

151 GLAK 209/1239 Bl. 35–38.

152 GLAK 133/175 Nr. 21.

153 RUPPERT (wie Anm. 1) S. 132, danach PERN-WERTH VON BÄRNSTEIN (wie Anm. 2) S. 77, DEPPER (wie Anm. 4) S. 8, DOBRAS – KURZ (wie Anm. 4) S. 16.

154 StadtAK, Inventarien und Teilungen Nr. 822; D I Zünfte Nr. 822: Knecht der Schiffmacherin Brunn; Konstanzer Politische Zeitung vom 9.1.1829 (StadtAK, Personengeschichtliche Dokumentation).

155 REINERT, Eugen: Friedrich Grundler. Maschinenbaumeister und Kreisbaurat 1788–1869, in: Schwä-



- bische Lebensbilder, herausgegeben von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte, Band 4, Stuttgart 1948, S. 32–42. HStASt E 40/51 Bü 437; E 40/59 Bü 381; E 146 Bü 4588.
- 156 MESSERSCHMID (wie Anm. 4) S. 125. Bonstettiana. Briefkorrespondenz Karl Viktor von BONSTETTENS und seines Kreises, Band 12 Teilband 2: 1821–1823, herausgegeben von Doris und Peter WALSER-WILHELM, Göttingen 2009, S. 1070–1072 (Verwechslung mit Johann Georg Bodmer); nach HStASt E 221 I Bü 4263 L25 1/2.
- 157 GLAK 60/1219.
- 158 LMA, CLC/B/006/MS 34929 – Heft »Germany«. Dem Archiv (C. Titley) danke ich vielmals für weiterführende Auskünfte und Kopien.
- 159 GLAK 60/1219.
- 160 Zitiert nach RUH (wie Anm. 3) S. 51.
- 161 PERNWERTH VON BÄRNSTEIN (wie Anm. 2) S. 77.
- 162 Gründung 1756, heute noch bestehend als Transportunternehmen, seit 1998 unter dem Namen KDS Cargo. Eine Anfrage nach dem Firmenarchiv blieb leider unbeantwortet.
- 163 BEHRINGER, Wolfgang: Tambora und das Jahr ohne Sommer. Wie ein Vulkan die Welt in die Krise stürzte, München 2016. Ausstellungskatalog Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons, Band 1.1, Stuttgart 1987, S. 477–499.
- 164 BEHRINGER (wie Anm. 163) S. 114f. und Abb. 5. ZANG, Gert: Konstanz in der Großherzoglichen Zeit, Band 1 (Geschichte der Stadt Konstanz, Band 4.1) Konstanz 1994, S. 27–30. SCHEFOLD (wie Anm. 113) S. 70 Nr. 15.
- 165 »Kundmachung« in: »Konstanzisches Intelligenzblatt« vom 7. November 1817, im Nachlaß Hofer: GLAK 69/7.
- 166 HStASt E 221 I Bü 4263 Bl. 19–27.
- 167 GLAK 60/1219.
- 168 Beide Zitate hat mein lieber Freund Dr. Hans-Ueli Wepfer (vgl. Anm. 4) für mich ermittelt und über die Kantonsbibliothek in Frauenfeld (Herr Emanuel Weissen) mir zukommen lassen – beiden herzlicher Dank!
- 169 HStASt E 221 I Bü 4263 Bl. 9–27.
- 170 STAIGER (wie Anm. 49).
- 171 RUPPERT (wie Anm. 1) S. 12. PERNWERTH VON BÄRNSTEIN (wie Anm. 2) S. 77. RUH (wie Anm. 3) S. 52. MESSERSCHMID (wie Anm. 4) S. 120. DEPPERT (wie Anm. 4) S. 11.
- 172 FRITZ (wie Anm. 4) S. 10. DEPPERT (wie Anm. 4) S. 11.
- 173 Zitiert nach RUH (wie Anm. 3) S. 52.
- 174 ZEPELIN (wie Anm. 1) S. 40. PERNWERTH VON BÄRNSTEIN (wie Anm. 2) S. 78.
- 175 ROLLMANN (wie Anm. 13) S. 205.
- 176 OELLERS (wie Anm. 4) S. 116 Anm. 38. Gruber hatte den städtischen Sammlungen Lindau 1927 zehn Bilder von Bodensee-Raddampfern geschenkt, laut JORDAN, Hans: Aus der Dampfschiffahrtsvergangenheit auf dem Bodensee, in: Bodensee-Heimatschau 23/1927, S. 92.
- 177 Laut freundlicher Auskunft von Frau Anne-Chantal Zimmermann vom Stadtarchiv Schaffhausen. – BÖNKE (wie Anm. 4) S. 20.
- 178 StadtAK, Fotosammlung Wolf, Sign.: H 37–137. Über die Sammlung: FROMM, Norbert: Die Familie Wolf, in: KLÖCKLER, Jürgen/FROMM, Norbert: Zwischen Mittelalter und Moderne. Konstanz in frühen Photographien: Bilder aus der Sammlung Wolf (1860–1930) (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, 38) Ostfildern 2003, S. 15–26. – Abbildungen bei ROLLMANN (wie Anm. 13) S. 205. RUH (wie Anm. 3) S. 51. DEPPERT (wie Anm. 4) S. 10. OELLERS (wie Anm. 4) S. 104. BÖNKE (wie Anm. 4) S. 20.
- 179 FRITZ (wie Anm. 4) S. 9. – SCHEFOLD (wie Anm. 113), S. 30, 68 Nr. 13, 70 Nr. 15 und 16, S. 78f. Nr. 23 und 24, S. 97 Nr. 45, S. 133 Nr. 86. HOFMANN, Erich/HOFMANN, Andrea: Bilder vom Bodensee. Die Darstellung einer Landschaft von der Buchmalerei bis zur Postkarte, Konstanz 1987, S. 88, 91, 160, 162. – Das Museum Rosegg in Kreuzlingen hatte 2013 eine Ausstellung über Hug veranstaltet. Auf meine Anfrage an das Museum erhielt ich vom Seemuseum Kreuzlingen (Frau Frauke Dammert M. A.) die Antwort, es sei nicht sicher, dass Hug der Urheber der Risse sei.
- 180 Südkurier vom 8. November 1969.
- 181 »Merian« Heft 1/XXXII/ Januar 1979 S. 124f.: Beitrag von HOLZNER, Michael: Mit Dampf über den See.
- 182 DEPPERT (wie Anm. 4) S. 9.
- 183 Etwas klein geratene Abbildung in der »Dampferzeitung« Nr. 183/ Dezember 2015 S. 28.
- 184 Abbildung in: Schifffahrt am Bodensee (wie Anm. 4) S. 76. Das Modell stammt von dem Konstanzer Modellbauer Bach, laut freundlicher Mitteilung des Seemuseums Kreuzlingen (Frau Frauke Dammert M. A.).
- 185 Dem Stadtarchiv Lindau und besonders Herrn Stefan Stern, Vorstand des Vereins Eisenbahn- und Schifffahrtsmuseum Lindau (Bodensee) e. V., danke ich für Informationen, die er mir auf Bitten von Herrn

Reiner Fügen, dem Erbauer des Modells, zukommen lieÙ.

**186** So SZYMANSKI (wie Anm. 13) S. 384. Er spricht von »Laufgang«, BUCHANAN (wie Anm. 114) von »gang-way«.

**187** Eingesehen wurde das Exemplar der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek Weimar, Sign.: 246637. Abbildung bei JAEGER (wie Anm. 108) S. 108 Abb. 25, mit Hinweis auf Buchanan.

**188** MATSCHOSS, Conrad: Männer der Technik. Ein biographisches Handbuch, Berlin 1925 (ND Düsseldorf 1985), S. 343. – In: Schifffahrt am Bodensee (wie Anm. 4) S. 136, wird Buchanan, auch Erfinder beweglicher Schaufeln für Raddampfer – vgl. BODY, Geoffrey: British Paddle Steamers, Newton Abbot 1971, S. 141 –, zum Amerikaner gemacht; er war jedoch Schotte.

**189** S. Anm. 114. Exemplar der Staatsbibliothek zu Berlin PK, Sign.: Hz 33766.

**190** BUCHANAN (wie Anm. 114) S. 19, 23f., 63, 165, 173.

**191** So der richtige Name, laut Informationen von Frau Emily Malcolm von Glasgow Museums Enquiry, der ich herzlich danke. In der Literatur findet sich auch der Name »Argyle«.

**192** Genaue Beschreibung auch bei RANSOM (wie Anm. 106) S. 70f. Cook auch erwähnt bei WAGENBRETH, Otfried/DÜNTZSCH, Helmut/GIESELER, Albert: Die Geschichte der Dampfmaschine. Historische Entwicklung. Industriegeschichte. Technische Denkmale, Münster/Westfalen 2002, S. 298.

**193** BUCHANAN (wie Anm. 114) S. 173.

**194** SZYMANSKI (wie Anm. 13) S. 10–13, 43–53, 382–386, Tafeln 2 und 3. RASCHEN, Hermann: Die Weser, das erste deutsche Dampfschiff und seine Erbauer. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Schifffahrt und des deutschen Schiffbaus, Sonderdruck aus: Jahrbuch der Schiffbautechnischen Gesellschaft 8 (1907; ND Bremen 1987).

**195** BURSIAN, Conrad: Artikel Karl Iken, in: ADB 14, Leipzig 1881, S. 14. Bremische Biographie des 19. Jahrhunderts, herausgeben von der Historischen Gesellschaft des Künstlervereins, Bremen 1912, S. 237–239. SCHULZ, Günter: Carl Ludwig Iken's Briefe an Goethe (1817–1830), in: Jahrbuch der Witttheit zu Bremen 15 (1971), S. 105–207, hier S. 112, 114, 116. Beide Aufsätze verdanke ich meinem bewährten Freund Dr. Christian Ostersehle, Schifffahrtshistoriker in Bremen.

**196** Iken Tafel I. Ausgewertet wurde das Exemplar in der Bibliothek des Deutschen Technikmuseums Berlin, Sign.: Meereskunde K VI (49).

**197** Iken S. 39.

**198** Goethes Bibliothek, Katalog, bearbeitet von Hans RUPPERT, Weimar 1958, S. 766 Nr. 5354.

**199** BUCHANAN (wie Anm. 114) S. 133, 187.

**200** Laut RUPPERT (wie Anm. 1), S. 12, und STUCKI (wie Anm. 3) S. 110 konnte Bodmer nicht zeichnen.

**201** SZYMANSKI (wie Anm. 13) S. 46f. RASCHEN (wie Anm. 194) S. 35–45. Vgl. JAEGER (wie Anm. 108) S. 34–66.

**202** HStAst E 10 Bü 113 Bl. 12.

**203** GLAK 60/1219.

**204** HStAst E 10 Bü 113 Bl. 11. 1 württembergischer Fuß= 28,649 cm. 1 Nürnberger Schuh= 30,4396 cm.

**205** BUCHANAN (wie Anm. 114) S. 165. SZYMANSKI (wie Anm. 13) S. 35. WAGENBRETH usw. (wie Anm. 192) S. 306 Nr. 2. ROBINS (wie Anm. 106) S. 47, 52.

**206** BUCHANAN (wie Anm. 114) S. 28.

**207** GLAK 60/1219.

**208** Für prompte und ausführliche Informationen über die Firma bin ich zwei Londoner Institutionen sehr zu Dank verpflichtet: den Tower Hamlets Local History Library and Archives (Frau Debbie Smith) und der Guildhall Library (Frau Valerie Hart).

**209** GIESELER, Albert im Netz: [http://www.albert-gieseler.de/dampf\\_de/firmen5/firmadet51755.shtml](http://www.albert-gieseler.de/dampf_de/firmen5/firmadet51755.shtml) (07.01.2017). Graces Guide im Netz: [http://www.gracesguide.co.uk/Hague\\_and\\_Topham](http://www.gracesguide.co.uk/Hague_and_Topham) (07.01.2017).

**210** HStAst E 221 I Bü 4263 Bl. 19–27.

**211** RUPPERT (wie Anm. 1) S. 12, danach PERNWERTH VON BÄRNSTEIN (wie Anm. 2) S. 77f. DEPPER (wie Anm. 4) S. 11.

**212** HStAst E 14 Bü 1893 Bl. 15.

**213** GLAK 209/1239 Bl. 10<sup>1</sup>.

**214** GLAK 69/72 (Nachlaß Hofer).

**215** STAIGER (wie Anm. 49). StadtAK, A I Band 29: »Marmors Fortsetzung der Bickelschen Chronick« [wohl nach 1853], S. 45. SCHMID (wie Anm. 3) S. 333 hat den 29. Februar 1820. Die in der Literatur genannten Daten für 1821 können, wie im folgenden zu sehen, nicht stimmen.

**216** StadtAK, Inventarien und Teilungen Nr. 2237.

**217** StAL E 166 Bü 4910.

**218** GLAK 209/1239 Bl. 19.

**219** PECHT, Friedrich: Aus meiner Zeit, Band 1, 1894, S. 45. – BRINGMANN, Michael: Friedrich Pecht (1814–

- 1903). Maßstäbe der deutschen Kunstkritik zwischen 1850 und 1900, Berlin 1982.
- 220 HStAst E 10 Bü 113 Bl. 11.
- 221 MESSERSCHMID (wie Anm. 4) S. 124 nach HStAst E 221 I Bü 4263. In der Literatur ist aber bei den Segelschiffen des Bodensees nur von langen Eisennägeln die Rede: HAKELBERG, Dietrich: Das Kippenhorn bei Immenstaad (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg, Heft 56) Stuttgart 2003, S. 161, 175. LEIDENFROST, Johannes: Die Lastsegelschiffe des Bodensees. Ein Beitrag zur Schifffahrtsgeschichte (Bodensee-Bibliothek, Band 11) Sigmaringen 1975, S. 10.
- 222 HStAst E 10 Bü 113 Bl. 5.
- 223 HStAst E 221 I Bü 2211.
- 224 HStAst E 14 Bü 1893 Bl. 8.
- 225 HStAst E 5 Band 11 Nr. 4620; E 14 Bü 1893 Bl. 5. – Weckerlin sagt, wohl versehentlich, Bodmer habe am 3. Juni 1818 eine solche Bestellung erhalten, s. ebenda Bl. 15. Unklare Angaben bei OELLERS (wie Anm. 4) S. 107 Anm. 18. – Herr Dr. Albrecht Ernst vom HStAst danke ich sehr für seine vielen außerordentlich nützlichen Hinweise.
- 226 HStAst E 10 Bü 113 Bl. 5.
- 227 HStAst E 5 Band 11 Nr. 4255 und 4620; E 10 Bü 113 Bl. 5. STUCKI (wie Anm. 3) S. 111: »Als seinen Wohnsitz gab er [...] anlässlich seiner Bürgerrechts-erneuerung in Zürich im Jahre 1818 das königliche Lustschloss Solitude bei Stuttgart an«.
- 228 HStAst E 10 Bü 151.
- 229 HStAst E 221 I Bü 1181.
- 230 Staats- und Regierungsblatt 1819, S. 476 und 918. Die entsprechenden Akten des Gerichts im Bestand StAL E 313 sind nicht erhalten. – Georgii war einer der Mitgründer der Maschinenfabrik Eßlingen: [KESSLER, Ludwig:] Emil Keßler. Leben und Werk, [Eßlingen am Neckar 1938], S. 22, 26.
- 231 Mehrere Berichte in HStAst E 10 Bü 151. Waldeck: GRUBE, Walter: Der Stuttgarter Landtag 1457–1957. Von den Landständen zum demokratischen Parlament, Stuttgart 1957, S. 492, 494f., 497.
- 232 HESS, Richard: Artikel Julius Simon Nördlinger, in: ADB, Band 24, Leipzig 1887, S. 11–14.
- 233 HStAst E 40/56 Bü 450 Nr. 33.
- 234 Vermutlich eine Anspielung auf den Mißerfolg der Humphreys in Preußen – JAEGER (wie Anm. 108) S. 32, Klosterstraße 36 (wie Anm. 109) S. 157f., vielleicht auch auf das Verlustgeschäft des Reeders des Dampfschiffs »Die Weser« – SZYMANSKI (wie Anm. 13), S. 51.
- 235 HStAst E 40/56 Bü 450 Nr. 32.
- 236 HStAst E 70e Bü 175.
- 237 HStAst 40/56 Bü 450 Nr. 25, vgl. E 10 Bü 113 Bl. 5. PERNWERTH VON BÄRNSTEIN (wie Anm. 2) S. 78 Anm. – Wächter war 1824 Aktionär der württembergischen Bodensee-Dampfschiffahrtsgesellschaft.
- 238 HStAst E 40/56 Bü 450.
- 239 Dies und das folgende nach HStAst E 70e Bü 175.
- 240 Gegründet 1636.
- 241 Rund als Gründer einer Bleiweiß-Fabrik: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons (wie Anm. 163) Band 2 S. 186. GYSIN, Jürgen: Fabriken und Manufakturen in Württemberg während des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts (Beiträge zur südwestdeutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Band 11) St. Katharinen 1989, S. 100.
- 242 Das Schreiben ist undatiert, bei Wächter am 2. Januar 1821 eingegangen.
- 243 Dies und das folgende nach Weckerlins Bericht an den König, HStAst E 10 Bü 113 Bl. 5. – Das Palais: Beschreibung des Oberamts Heilbronn, herausgegeben vom K. statistisch-topographischen Bureau, Stuttgart 1865, S. 193. Beschreibung des Oberamts Heilbronn, Teil 1, Stuttgart 1901, S. 224.
- 244 HStAst E 10 Bü 113 Bl. 5; E 221 I Bü 4263 Bl. 6–9.
- 245 HStAst E 221 I Bü 4263 Bl. 75–77.
- 246 QUENZER, W.: Vom ersten Dampfschiff auf dem Bodensee, in: Oberländer Chronik, Beilage des »Südkurier«, Nr 26/ 1950. Eine Kopie verdanke ich Herrn Michael Kuthe vom StadtAK.
- 247 HStAst E 221 I Bü 4263. MESSERSCHMID (wie Anm. 4) S. 132, 134. DEPPER (wie Anm. 4) S. 12. BÖNKE (wie Anm. 4) S. 196. – Im Firmenarchiv von Fawcett ist die Maschine für die »Wilhelm« nicht nachweisbar, da das Kundenregister für Dampfmaschinen erst von 1845 an erhalten ist, laut Auskunft von Herrn John Moore M. A. vom Merseyside Maritime Museum, Liverpool, dem ich für seine Auskünfte sehr dankbar bin.
- 248 Vgl. STUCKI (wie Anm. 3) S. 112.
- 249 ZANG (wie Anm. 164) S. 33.
- 250 STAIGER (wie Anm. 49).
- 251 Ebenda. Ruppert (wie Anm. 1) S. 11.
- 252 RUPPERT (wie Anm. 1). PERNWERTH VON BÄRNSTEIN (wie Anm. 2) S. 78. QUENZER (wie Anm. 246). SIGG, Hermann: Die Schifffahrt auf dem Bodensee im Wandel der Jahrhunderte, in: Konstanzer Almanach 1960, S. 64–72, hier S. 65f. RUH (wie Anm. 3) S. 52. FRITZ (wie Anm. 4) S. 11. KLOSER, Rein-

hard E. – FRITZ, Karl F.: Das Dampfschiff Hohentwiel  
...wieder in Fahrt auf dem Bodensee, Konstanz 1992,  
S. 9. PEMSEL, Helmut: Weltgeschichte der Seefahrt. 7  
Bände. Wien-Graz 2000–2006, hier Band 3: Ge-

schichte der zivilen Schifffahrt von 1800 bis 2002. Die  
Zeit der Dampf- und Motorschifffahrt, Wien-Graz  
2002, S. 904.





Rolf Schlenker

## DER GERMANIST UND SAMMLER JOSEPH VON LASSBERG

Verfügte der Meersburger Schlossbesitzer über  
Kontakte zu Richard Wagner?

Im umfangreichen Schrifttum über Joseph von Laßberg (1770–1855), der 1837 Eigentümer des Alten Schlosses in Meersburg geworden war, gibt es keinerlei Hinweise auf irgendwelche Beziehungen oder Kontakte zu Richard Wagner (1813–1883). Man hätte solche durchaus erwarten können, da sich die Interessen des Altertumsforschers und des Komponisten in vielen Bereichen ähnelten oder gar identisch waren, so z. B. an der germanischen Altertumskunde, an den dazugehörigen Mythen und Sagen, an Minnesängern und nicht zuletzt am Nibelungenlied. Beim Nibelungenlied geht Joachim Heinzle<sup>1</sup> allerdings davon aus, das die Nibelungen Wagners auf skandinavische Quellen und nicht auf mitteleuropäische Publikationen zurückzuführen sind. Schon allein die Lebensdaten Joseph von Laßbergs und Richard Wagners lassen jedoch prinzipiell Kontakte zwischen 1840 und 1855 durchaus zu.

Im umfangreichen publizierten Briefwechsel Laßbergs mit seinen Zeitgenossen sucht man den Namen Wagners vergebens (z. B. bei Martin Harris)<sup>2</sup> und auch eine Anfrage im Richard-Wagner-Archiv in Bayreuth verlief ergebnislos.

Es gibt aber eine Reihe von Indizien, die Kontakte zwischen Wagner und Laßberg möglich erscheinen lassen. So schreibt Wagner in seiner Autobiographie (Wagner 1914)<sup>3</sup> von vielerlei Besuchen im Bodenseeraum, insbesondere im Thurgau und von seinen Reisen nach Zürich und Luzern, wo er zwischen 1866 und 1872 wohnte. Über das Wirken und Nachwirken Wagners im Thurgau berichtete Erich Schneider ausführlich.<sup>4</sup>

Vermutlich war Wagner an den Publikationen Laßbergs interessiert, wie ein Angebot im Antiquariatshandel zeigt. Auf der Buchauktion von Zisska & Kistner (1989)<sup>5</sup> wurde unter Los 1470 Laßbergs »Lieder-Saal« von 1820–1825 in vier Bänden<sup>6</sup> als »Prachtstück aus der Bibliothek Richard Wagners« angeboten. Über den Verbleib dieses Exemplars konnte leider nichts in Erfahrung gebracht werden. In die gleiche Richtung weist auch ein neues Angebot im Antiquariatshandel aus dem Jahr 2015. Diesmal wurde der seltene Privatdruck Laßbergs angeboten, sein »Nibelungeliet«, Eppishausen 1821 (siehe Abbil-

derung des Titelblattes). Hierbei handelte es sich um eine Titelausgabe des vierten Bandes des Lieder-Saals, die lediglich um zwei neu gesetzte Blätter in rot und schwarz, Titel und Widmung für die Fürstin Elisabeth zu Fürstenberg, vom Lieder-Saal abweicht. Auf dem Titelblatt steht verso »Frankfurt a. M. gedruckt bei Andreä«<sup>7</sup> (s. auch Lübbecke 1948)<sup>8</sup>. Der Buchblock mit 710 Seiten ist identisch mit dem des vierten Bandes des Lieder-Saals. Der Band stammt aus der Bibliothek von Dr. Otto Eiser (1834–1898), Frankfurt, dem Leibarzt Richard Wagners (siehe Abbildung seines Exlibris von Hans Thoma). Eiser war vielseitig kulturell interessiert, Gründer eines Wagner-Vereins sowie Freund und Mäzen von Hans Thoma (1839–1924). In seinem Haus verkehrten unter anderem Cosima Wagner (1837–1930), Friedrich Nietzsche (1844–1900) und Henry Thode (1857–1920) der Direktor des Städel'schen Kunstinstituts in Frankfurt am Main. Ein Porträt Otto Eisers, gemalt von Hans Thoma, befindet sich in der Porträtsammlung der Senckenberg-Stiftung in Frankfurt. Laßbergs »Nibelungenliet« (1821) wurde vom Autor – meist (nur?) mit Widmung – an Freunde und Verwandte verschenkt, wie Klaus Gantert<sup>9</sup> nachgewiesen hat. Auf welchem Weg das hier vorgestellte Exemplar, welches keine Widmung hat, in die Sammlung Eisers gelangte, ist nicht bekannt. Diese Eppishausener Ausgabe von 1821 wurde in Frankfurt bei Andreä gedruckt, dem Wohnort Eisers. Möglicherweise hat Eiser



Abb. 1: Das »Nibelungenliet« von 1821 mit einem Exlibris von Otto Eiser.

dort den Titel erwerben können. Eiser begeisterte sich für germanische Mythen und Sagen und könnte deshalb seinem Freund Wagner die Werke Laßbergs zugänglich gemacht haben. Ein weiteres Exemplar dieser Titelausgabe vom Lieder-Saal wurde auf der Stuttgarter Antiquariatsmesse 2015 vom Antiquariat Fons Blavus aus Renningen angeboten und verkauft. Dieses Exemplar hatte eine Widmung Laßbergs für Werner Moritz von Haxthausen, zusätzlich ein (aus dem ersten Band des Liedersaals) und vier gefaltete lithographische Faksimiles. Dieser Band war bereits vom Antiquariat Trauzettel (2013)<sup>10</sup> genau beschrieben und als Titelausgabe eingestuft worden.

Zusammenfassend lässt sich vermuten, dass der im Bodenseeraum verwurzelte Joseph von Laßberg und dessen Editionen mittelalterlicher deutscher Dichtung thematisch Einfluss auf das Werk Richard Wagners hatten. Gewiss – eindeutige Beweise fehlen bislang.

Danksagung: Für vielerlei Hinweise möchte ich Frau Dr. Ute Obhof, den Herren Heinz Bothien, Dr. Dietrich Hakelberg, Dr. Franz Stephan Pelgen, Dr. Volker Schupp und dem Richard-Wagner-Archiv in Bayreuth danken.

*Anschrift des Verfassers:*

Rolf Schlenker, Finkenweg 1, D-78315 Radolfzell-Möggingen, schlenker@orn.mpg.de

#### ANMERKUNGEN

1 HEINZLE, Joachim: Die Rezeption in der Neuzeit, in: »Uns ist in alten Mären ...« – das Niebelungenlied und seine Welt [Ausstellung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe] Karlsruhe 2003, S. 163–181.

2 HARRIS, Martin: Joseph Maria Christoph Freiherr von Laßberg 1770–1855. Briefinventar und Prosopographie, Heidelberg 1991.

3 WAGNER, Richard: Mein Leben. Volksausgabe, München 1914.

4 SCHNEIDER, Erich: Wie wurden Richard Wagners Werke in der Provinz bekannt? Gezeigt am Beispiel des Bodenseeraumes, in: Schrr VG Bodensee 102 (1984) S. 175–183.

5 ZISSKA & KISTNER: Buchauktion 13/1 (1989). München 1989.

6 LASSBERG, Joseph von: Lieder-Saal, das ist: Sammlung altdeutscher Gedichte aus ungedruckten Quellen. 4 Bände, o. O. [Konstanz: Bannhard] 1820–1825.

7 LASSBERG, Joseph von: Daz ist der Nibelungenliet, Eppishausen (gedruckt bei Andrea, Frankfurt) 1821.

8 LÜBBECKE, Fried: Fünfhundert Jahre Buch und Druck in Frankfurt am Main, Frankfurt 1948.

9 GANTERT, Klaus: Joseph von Laßbergs »Liedersaal« in der Staatsbibliothek zu Berlin. Zur Provenienz zweier Bände des Berliner Altbestands, in: Mitteilungen der Staatsbibliothek zu Berlin NF 9 (2000) Heft 1, S. 155–166.

10 TRAUZZETTEL, Günther: Liste »Trauzettel Oktober 2013«, Stolberg 2013.



*Matthias Dudde*

# DIE FOTOGRAFIN ANNE WINTERER (1894–1938)

Von Düsseldorf an den Bodensee

Anne Winterer war in den 1930er Jahren zu einer maßgebenden Industriefotografin aufgestiegen. Ausgangspunkt war die Zusammenarbeit mit Erna Hehmke in Düsseldorf. Die beiden Frauen betrieben ein Atelier, das sie für eine kurze Zeit Lichtbildwerkstatt nannten. Winterer hatte eine enge Verbundenheit mit Konstanz und dem Bodenseeraum. Ihr fotografischer Nachlass umfasst vielschichtige Themen, zu denen neben Industrie und Handwerk auch die schwäbisch-alemannische Fastnacht und Bodensee-Impressionen gehören. Als Berufsfotografin gehört Winterer zu den ersten Frauen, die als Lichtbildnerin industrielle Frauenarbeitsplätze und die schwerindustriellen Arbeitsplätze der Männer dokumentierte. Eine größere Karriere blieb ihr verwehrt. An Krebs erkrankt, starb sie bereits 1938, nur wenige Wochen vor ihrem 44. Geburtstag.

## FAMILIE, AUSBILDUNG UND BERUFSERFAHRUNGEN IN DÜSSELDORF

Anna Emilia Winterer wurde am 21. September 1894 in Konstanz am Bodensee geboren. Anna, die sich zeitlebens Anne rufen ließ, war das dritte von fünf Kindern der Eheleute Heinrich und Anna Winterer. Die Familiengeschichte erzählt,<sup>1</sup> dass sich die beiden 1878 in Paris kennen gelernt hätten. Anna Rosina Reiser, die Tochter eines Schmiedemeisters in Stockach, war während der Weltausstellung als Krankenschwester in Paris und musste dort ihren 19. Geburtstag gefeiert haben. Der zwei Jahre ältere Heinrich Winterer stammte aus einer Gärtner-Familie aus Haslach im Kinzigtal. Beide katholischer Konfession heirateten zehn Jahre später am 9. Februar 1888 in Konstanz.<sup>2</sup> Dorthin war Heinrich 1885 übersiedelt und hatte auf dem Gelände an der Ecke Obere Laube und Döbelestraße bis zur Schützenstraße eine Kunst- und Handelsgärtnerei errichtet. Kunst- und Handelsgärtnereien waren Betriebe, die Blumen- und Pflanzen für die ästhetische Gestaltung von Gärten in Gewächshäusern züchteten. Nach der Hochzeit begann auch das Familienleben. Nach den Töchtern Emma, Maria Luise und Anna (Anne) folgten



Sohn Heinrich, der ebenfalls Gärtner wurde, und eine weitere Tochter – Hedwig Klara. 1903 zog die Familie in das ersteigerte Gut Rheineck in der Reichenaustraße 223 um. Dort hatte die Gärtnerei mehr Platz. Daneben bot das große Landhaus den Kindern Möglichkeiten zum Aufführen selbst erdachter Theaterstücke und das nahe Ufer des Seerheins versprach Bade- freuden.<sup>3</sup>

Nach der Schulzeit begann Anne Winterer am 1. Mai 1912 eine Lehre als Fotografin bei dem Hoffotografen Fr. Hübner in der Huetlinstraße 21 in Konstanz. Mit der Berufswahl Fotografin wählte sie einen Modeberuf für Frauen.<sup>4</sup> Der wachsende Markt der fotografischen Dienstleistungen war vor allem durch stetige Entwicklungsschritte in der Technik des Fotografierens geprägt: kleinere Apparate, kürzere Belichtungszeiten und billiger werdende chemische Entwicklung einzelner Fotos. Für die gesamte Bevölkerung wurde ein Familienfoto oder ein Personenfoto erschwinglich. Zugleich veränderte sich auch das Berufsfeld. So umfasste das technisch-wissenschaftliche Fotografieren auch Röntgen- Aufnahmen, nach dem Konrad Röntgen diese Möglichkeiten 1895 entdeckt hatte. Frauen gingen in diese neuen, sich schnell verändernden Berufe und drängten so in die männlich geprägte Arbeitswelt. Fotografieren, vor allem Porträtaufnahmen, scheint in der gesellschaftlichen Wahrnehmung der damaligen Zeit ähnlich wie die Arbeiten im Gesundheitswesen bewertet worden zu sein. Diese Berufe konnten im weiten Sinne dem umfassenden Lebensbereich ›Familie‹ zu geordnet werden, für den die Frauen die ihnen damals zugeschriebenen Kompetenzen von Mütterlichkeit und Fürsorge einbringen konnten. Die Frauen nutzen diese zugeschriebenen Eigenschaften selbstbewusst, auch mit dem Ziel, ihre Kompetenzen dann weiter auszubauen. 1913 trafen sich erstmals die deutschen Fotografinnen zu einer berufsständischen Konferenz, um die allgemeinen Herausforderungen der Frauenerwerbsarbeit zu beraten und vor allem über Gehalts- und Ausbildungsverbesserungen zu diskutieren.<sup>5</sup> Anne Winterers Gesellenprüfung am 14. April 1915 bestand aus zwei Kabinettaufnahmen, die mit *gut bis sehr gut* bewertet wurden. Die Note für Berufskunde war *gut* und für Geschäftskunde *ziemlich gut bis hinlänglich*.<sup>6</sup> Im direkten Anschluss begab sie sich nach Furtwangen. Im *Atelier für moderne Photographie! Alb. Ziegler* führte sie selbstständig das Geschäft für den im laufenden Krieg getöteten Geschäftsinhaber. Die Witwe betonte, dass Anne in allen Arbeiten *sehr peinlich u. sauber, sehr fleißig u. strebsam* war.<sup>7</sup> Schon Mitte August ging Winterer auf eigenen Wunsch nach Düsseldorf.



**Abb. 1:** Anne Winterer während ihrer Lehrzeit 1912–15 (Fotoatelier Hübner, Konstanz).

Vom 18. August 1915 bis zum 22. April 1916 war sie bei Emil Lichtenberg angestellt. Lichtenbergs Atelier für Photographische Bildnisse war auf technische, industrielle und Architektur-Aufnahmen spezialisiert. Winterer bewährte sich bei allen vorkommenden Arbeiten bestens. In der Zusammenarbeit lobte sie Lichtenberg für ihr *zuvorkommendes und bescheidenes Wesen*.<sup>8</sup> Vermutlich verbrachte sie das kommende halbe Jahr in ihrer Heimat in Konstanz. Möglich ist, dass der Krieg in diesem Jahr, das unter anderem von der Schlacht um Verdun geprägt war, die Familie erreichte. Vom 16. Oktober 1916 bis zum 31. Juli 1917 arbeitet sie wieder in Düsseldorf bei Lichtenberg, dem sie auch diesmal *eine recht gute, angenehme Mitarbeiterin war*, die er im Sommer 1917 nur sehr ungern scheiden sah. Anne Winterer ging auf eigenen Wunsch, *um sich in ihrer Heimat von der durch den Krieg hervorgerufenen knappen Großstadt-Verpflegung einmal gründlich zu erholen*.<sup>9</sup> Dieser Grund war anscheinend nur vorgeschoben, denn schon am nächsten Tag, den 1. August 1917, begann sie im Photographischen Atelier Constantin Luck ebenfalls in Düsseldorf. Dort spezialisierte sie sich auf Porträtaufnahmen, insbesondere von Kindern. Diese Aufgaben löste sie meisterhaft und mit einem künstlerischen Anspruch, so dass sie in diesem Bereich im Atelier und Laboratorium selbstständig tätig war. Sie verließ das Atelier Luck nach fast zwei Jahren am 15. Juli 1919.<sup>10</sup> Die Jahre nach dem Ersten Weltkrieg und dem Wechsel zur Republik waren von Massendemonstrationen und Straßenschlachten, dem Kapp-Putsch und der Inflation im Zuge der Besetzung des rheinisch-westfälischen Industriegebiets durch belgische und französische Truppen geprägt. Düsseldorf selbst war von 1921 bis 1925 fast viereinhalb Jahre lang von französischen Truppen besetzt. Anne Winterer war zumindest bis Mitte 1920 in Düsseldorf.<sup>11</sup> Über Anstellungen liegen keine Dokumente vor. Vermutlich hat sie in dieser Zeit die Meisterprüfung angestrebt und auch abgelegt. 1924 soll sie bei einem Ostsee-Aufenthalt die neunzehnjährige Erna Hehmke aus Breslau kennengelernt haben, mit der sie anschließend das Fotoatelier Hehmke-Winterer aufbaute.<sup>12</sup>

## DAS FOTOATELIER HEHMKE-WINTERER – EINE LICHTBILDWERKSTATT IN DÜSSELDORF

Der fotografische Markt profitierte von dem allgemeinen Trend der wachsenden Kommunikations- und Konsumgüterindustrie in den 1920er Jahren. Diese wirtschaftlichen Entwicklungen zusammen mit den politischen und gesellschaftlichen Umbrüchen, erleichterten auch für Frauen den Aufbau einer selbstständigen beruflichen Existenz. Fotoreporterinnen und -reporter fanden mit Zeitungen und vor allem mit vielen neuen Zeitschriften erweiterte und veränderte Arbeitsfelder vor. Exklusive Berichterstattungen ermöglichten ihnen gesellschaftliche und künstlerische Akzente zu setzen. Die Produktwerbung entwickelte sich von der grafischen Gestaltung hin zur fotografischen Darstellung. Dies fand Ausdruck in dem Konzept der ›Neuen Sachlichkeit‹ von Albert Renger-Patzsch und beflügelte Bereiche wie die Industriefotografie. Zu den bekanntes-

ten Frauen, denen eine Verbindung dieser kreativen Tätigkeit mit einer wirtschaftlichen Unabhängigkeit gelang, gehörten unter anderem Gisèle Freund, Lotte Jacobi und Lotte Errell.<sup>13</sup> Als privilegierte bürgerliche Frauen hatten sie eine vergleichsweise leichte berufliche Arbeit, im Gegensatz zu den Frauen, die in den unterschiedlichsten Fabriken arbeiteten. Einen Eindruck von diesen Arbeitsplätzen vermittelten die unten präsentierten Fotos von Anne Winterer. Eine Volks-, Berufs- und Betriebszählung von 1925 ergab, dass fast 11,5 Millionen Frauen erwerbstätig waren. Das entsprach gut 35 Prozent der berufstätigen Bevölkerung.<sup>14</sup>

In diesem beruflichen Umfeld war das Atelier Hehmke-Winterer tätig. Die Abiturientin Erna Hehmke zog nach zwei Semestern Fotochemie an der Universität Breslau im Laufe des Jahres 1925 nach Düsseldorf. Die beiden Frauen richteten ihr Atelier in der Bismarckstraße 53 ein. Hehmke war zunächst als Lehrling in dem gemeinsamen Unternehmen angestellt.<sup>15</sup> Die national wie international bedeutsame *Große Ausstellung Düsseldorf 1926 für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen* (GeSoLei) vom 8. Mai bis 15. Oktober nutzten die beiden Frauen, um sich in Düsseldorf als Fotografinnen bekannt zu machen. Sie waren Teil der *Arbeitsgemeinschaft Düsseldorfer Fotografen auf der Gesolei 1926*, die als Arbeitsgemeinschaft nicht individuell zu zuordnende Fotos zu einer Dokumentation beisteuerte. Schon hier zeigte sich eine Besonderheit: Außer Hehmke-Winterer werden alle anderen sechzehn Fotografen und Fotografinnen mit Vor- und Zunamen genannt.<sup>16</sup> Ein Außenstehender wird damals von einer Person Hehmke-Winterer ausgegangen sein, nicht wissend, ob es sich um eine Frau oder einen Mann handelte. Zum Ende der Ausstellung vergab ein Preisgericht der Gesolei zahlreiche Auszeichnungen. Die Preisgeber reichten vom Reich über das Land bis zur Stadt Düsseldorf, die ihre Auszeichnungen in vierzehn Kategorien vergaben. Bei dieser fast unübersichtlichen Vielzahl der Auszeichnungen betonte das Preisgericht, dass es immer nur eine Medaille gegeben und dabei abgewogen habe, welche Medaille den Ausgezeichneten mehr Nutzen brächte. Hehmke-Winterer fehlten in der Liste der Preisträger, die in der Gesolei Tageszeitung veröffentlicht wurde.<sup>17</sup> In den Akten der Gesolei findet sich jedoch der Hinweis *neu anzufertigende Diplome*, nach dem Hehmke-Winterer, die jetzt am Hindenburgwall ansässig waren, in der Kategorie W3a, das heißt als wissenschaftliche Aussteller mit einer goldenen Medaille der Stadt Düsseldorf, ausgezeichnet wurden.<sup>18</sup> Die Stadt Düsseldorf, wenn auch in der Kommunikation leicht verunglückt, gab den beiden Fotografinnen eine gute Starthilfe für ihre Unternehmung. Vor diesem Hintergrund zeigt sich, wie sehr die Biografen von Erna Hehmke Ende der 1980er Jahre versuchten, eine Legende zu konstruieren. Über Hehmke sagten sie, das sie nur selten »unter primär künstlerischen Gesichtspunkten« ausgestellt hätte, dann jedoch – wie 1926 – immer auch ausgezeichnet worden sei und schließlich führten sie »Gold- und Silbermedaillen der Gesolei 1926 (mit Anne Winterer)« auf.<sup>19</sup>

Über die fotografischen Arbeitsschwerpunkte der beiden Frauen in den 1920er Jahren liegen bisher nur wenige Informationen vor. Erna Hehmke war nach Ihrer Gesel-

lenprüfung mehrere Monate unterwegs. Zunächst nahm sie an einem Fotokurs im renommierten Lettehaus in Berlin teil und war dann 1927/28 bei dem noch jungen französischen Porträtfotografen Lucien Lorelle in Paris.<sup>20</sup> Theater- und Künstlerfotografie, wie ein Foto mit dem Maler Otto Dix und der Galeristin Johanna Ey zeigt<sup>21</sup>, war ein Tätigkeitsfeld von *Hehmke-Winterer*. Anne Winterer scheint in dieser Zeit in Düsseldorf gearbeitet zu haben. Dies muss erfolgreich gewesen sein, denn im Sommer 1929 legte sie die Führerscheinprüfung ab<sup>22</sup> und hat sich vermutlich anschließend ein Automobil gekauft. Als eine von wenigen Frauen der Zeit war sie damit auch für berufliche Aufträge sehr mobil. Fotografische Veröffentlichungen von *Hehmke-Winterer* konnten bisher erst ab dem Jahre 1930 ermittelt werden. Den beiden Frauen gelang es in zwei populären Büchern ein Foto unterzubringen. Das *Deutschland-Buch* zeigte das Land mit 296 Fotografien. Noch im Laufe des Jahres erreichte es die siebte Auflage mit insgesamt 90.000 Exemplaren. *Hehmke-Winterer* waren in diesen Auflagen und der Neuauflage 1938 mit einem regionalen Gebäudefoto Düsseldorf, Schloss Jägerhof vertreten.<sup>23</sup> Mit ihrem Schwerpunkt Porträtaufnahmen gelangten sie in das Buch *Menschen der Zeit. Hundert und ein Lichtbildnis wesentlicher Männer und Frauen aus der deutschen Gegenwart und jüngsten Vergangenheit*. Als Teil der Reihe *Die blauen Bücher* des Karl Robert Langewiesche Verlags erreichte die Publikation bis 1931 vier Auflagen mit insgesamt 42.000 Exemplaren. Aus dem *Atelier Hehmke-Winterer* stammt das Foto von Luise Dumont. Dumont ist eine von sechs Frauen in diesem Band. Ihr sind die Informationen beigelegt, dass sie die Gründerin und Leiterin des Düsseldorfer Schauspielhauses war und daher großen Einfluss auf die neue deutsche Schauspielkunst habe.<sup>24</sup> Neben diesen beiden Veröffentlichungen illustrierte auch ein *Hehmke-Winterer*-Foto das Titelblatt der Knaben-Zeitschrift *Der gute Kamerad*: ein Junge mit Fußball im Halbporträt und dem Titel *Der Meisterspieler*.<sup>25</sup>

Zu diesem Zeitpunkt Anfang der 1930er Jahre scheinen Erna Hehmke und Anne Winterer strategischer ihre berufliche Fortentwicklung geplant zu haben. Hehmke legte



**Abb. 2:** Text auf der Rückseite des Fotoabzugs: »Unser ›Renault‹ mit Nachnamen Hehmke-Winterer, 10.5.29« (Fotograf unbekannt).

1932 ihre Meisterprüfung ab, heiratete den Architekten Rudolf Wagner und führte danach privat den Namen Wagner-Hehmke.<sup>26</sup> Aus dieser Zeit liegen auch erste *Hehmke-Winterer*-Postkarten mit Kinder- und Tiermotiven vor, die auch in die Postkartenkalender der Verlage aufgenommen wurden.<sup>27</sup> Anne Winterer knüpfte nun verstärkt berufliche Kontakte in die alte badische Heimat. Die 1929 von dem Schweizer Martin Hürlimann gegründete länderkundlich-literarische Monatszeitschrift *Atlantis* mit dem Untertitel *Länder, Völker und Reisen* war dabei ein interessantes Projekt. 1932 illustrierten zwölf *Hehmke-Winterer*-Fotos den Beitrag des badischen Heimatautors und Volkskundlers Hermann Eris Busse *Fastnach in Elzach, Villingen und Überlingen*.<sup>28</sup>

Der nationalsozialistische Staat veränderte die Arbeitsbedingungen für Journalisten gravierend. Die Fotojournalisten wurden jetzt Bildberichterstatter genannt und mussten Mitglied im Reichsverband der Deutschen Presse werden. 1934 erfolgte die nationalsozialistische inhaltliche Lenkung der Presse nach dem Grundsatz, dass sich die Bildberichterstatter nicht mehr als Auftragnehmer eines Verlages oder Unternehmens, sondern als Diener des Staates und des Volkes betrachten sollten. Die Berufsausübung war auch an neue Voraussetzungen geknüpft, darunter der Nachweis einer sogenannten arischen Abstammung. Für viele Fotografen schränkten sich die beruflichen Möglichkeiten sehr ein und sie gingen, wie beispielsweise die genannten Fotografinnen Freund, Jacobi und Errell, ins Ausland und damit ins Exil.<sup>29</sup> Dagegen war das Fotografieren auch in der nationalsozialistischen Zeit für Frauen ein allgemein anerkannter Beruf. Wie sich die Arbeitsbedingungen für die beiden Fotografinnen mit dem Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft konkret veränderten, kann nicht abgeschätzt werden. Anne Winterer ließ sich im Mai 1933 eine Pressekarte vom Reichsverband Deutscher Bild-Berichterstatter ausstellen, die für 1934 verlängert wurde. Aus dieser Zeit liegt auch Winterers Handwerker-Karte der Rheinisch-Bergischen Photographen-Zwangsgesinnung, Düsseldorf, vor. Im August 1933 ließ sie sich einen Reisepass für den Geltungsbereich *das Inland und das gesamte Ausland* ausstellen.<sup>30</sup>

Ende 1933 erhielten die beiden Frauen zwei Düsseldorfer Fotoaufträge. Zum einen lieferten sie zum fotografischen Porträt des städtischen Lebens in Düsseldorf vierzehn der 40 Fotos. Das Buch war populär und 1936 erschien die zweite Auflage.<sup>31</sup> Zum anderen unterstützten sie das Buch *Kindertümliches Turnen an Mädchenschulen* mit Fotos von Schülerinnen der Hilfsschule an der Heerstraße in Düsseldorf.<sup>32</sup> Zugleich gelangen ihnen auch wichtige Veröffentlichungen im Bereich der Unternehmensfotografie. Wagner-Hehmke und Winterer hatten einen Kontakt zur Gutenhoffnungshütte (GHH) in Oberhausen aufgebaut. Anfang 1934 illustrierten in der Werkszeitung zehn Fotos insgesamt drei Artikel aus der GHH Kinder- und Bildungseinrichtung Stemmersberg.<sup>33</sup> Im August-Heft der *Atlantis* kam es wieder zu einer Zusammenarbeit mit Busse, dessen Artikel zum Tabakanbau im badischen Plankstadt sechs *Hehmke-Winterer*-Fotos beigelegt wurden.<sup>34</sup> Im darauf folgenden Septemberheft 1934 der *Atlantis* schloss sich die wichtigste Veröffentlichung an: ein Bildbericht über das Saargebiet. 26 Fotos illustrierten einen Artikel über *Industrie*



und *Handwerk an der Saar*<sup>35</sup> und weitere 24 Fotos im aufwendigeren Tiefdruckverfahren stellten eine eigenständige Veröffentlichung unter dem Titel *Typen- und Industriebilder* dar.<sup>36</sup> Vermutlich sind weitere fünfzehn Fotos ohne Fotografenhinweis in dem Heft *Hehmke-Winterer* zu zuordnen. Zwölf Fotos davon zeigen Grabmale in der Stiftskirche Sankt Arnual und der Pfarrkirche zu Sankt Wendel<sup>37</sup> und präsentieren damit ein neues Themenfeld. Wie noch auszuführen ist, begann vermutlich mit dieser Veröffentlichung das Ende der Zusammenarbeit zwischen den beiden Fotografinnen. *Hehmke-Winterer* veröffentlichte noch zwei Fotos in der *Atlantis: Stute mit Fohlen am Niederrhein* und *Bild einer alten Frau: St. Georgen im Schwarzwald*.<sup>38</sup>

## DIE AUFLÖSUNG DES FOTOATELIERS HEHMKE-WINTERER – WER IST URHEBERIN WELCHER FOTOS?

Das gesamte Septemberheft 1934 der *Atlantis* hatte das Saargebiet zum Schwerpunkt. Mit Blick auf die Abstimmung am 13. Januar 1935 zur Zukunft der Region betonte der Herausgeber Martin Hürlimann, dass die Zeitschrift mit dem Thema ihre unpolitische Haltung nicht durchbreche. Auch wenn der Schweizer Hürlimann keine offene Propaganda für die deutsche Seite bei der Volksabstimmung machte, so war das Heft doch eine politische Aussage, indem sich eine deutschsprachige Kultur-Zeitschrift von der Tagespolitik in ihrer Themenwahl beeinflussen ließ. Der Arbeitsalltag auch im Fotografenberuf war politisch. Für Anne Winterer liegen bisher keine Informationen über eine Mitgliedschaft in den nationalsozialistischen Organisationen vor<sup>39</sup>, trotzdem profitierten sie und Wagner-Hehmke von der neuen politischen Lage. Mit ihren Arbeiten kam es zu einem Kontakt zum Journalisten Josef Wünschuh, der zu diesem Zeitpunkt Leiter der Wirtschaftsredaktion der rechtskonservativen *Deutschen Allgemeinen Zeitung* in Berlin war und an seiner Publikation *Industrievolk an der Ruhr*, einer Werbeschrift für die nationalsozialistische betriebliche Sozialpolitik, arbeitete. Noch 1934 fertigten Wagner-Hehmke und Winterer zahlreiche Unternehmens- und Industriefotos an, die zu einem Fundus für die folgenden Jahre wurden. Unter dem Namen *Lichtbildwerkstatt Hehmke-Winterer* fanden 71 Fotos ihren Weg in das insgesamt 101 Abbildungen umfassende Wünschuh-Buch, das Anfang 1935 erschien.<sup>40</sup> Ein genehmigter Auszug aus dem Buch mit neun *Hehmke-Winterer*-Fotos erschien anschließend in der Monatsschrift der Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft.<sup>41</sup> Damit gab es eine weitere Publikationsmöglichkeit in einer Werkszeitung, die die beiden Frauen im selben Jahr noch zweimal nutzten.<sup>42</sup> Im März zierte ein Industriearbeiter von der Saar das Titelblatt der Werkszeitung der GHH.<sup>43</sup>

Vielleicht war es eine gezielte und abgesprochene Provokation Hürlimanns, als er einleitend im Septemberheft 1934 der *Atlantis* erläuterte, dass er mit dem Bildbericht aus dem Saargebiet *Hehmke-Winterer* als einen der hervorragendsten ständigen fotografi-

schen Mitarbeiter der Zeitschrift beauftragt habe.<sup>44</sup> Er suggerierte damit dem Leser einen einzelnen, männlichen Fotografen. Diese Aussage wird intern zwischen Erna Wagner-Hehmke und Anne Winterer diskutiert worden sein. Obwohl in dieser Zeit Fotografinnen etabliert waren und unter ihrem vollen Namen veröffentlichten, präsentierten die beiden Frauen ihre Fotos als Gemeinschaftsarbeit. Dies lässt die Vermutung zu, dass sie entweder ein sehr kooperatives Konzept der Zusammenarbeit oder ein Agenturmodell verfolgten. Letzteres wird unterstützt durch den Namen *Lichtbildwerkstatt Hehmke-Winterer*, wie er bisher nur in der Veröffentlichung von Wünschuh Anfang 1935 und bei der fotografisch dokumentierten Jubilarehrung 1934 der GHH zu finden ist.<sup>45</sup> Dies mutet als Kompromiss an, der letztlich nicht trug. Denn die einzelne Fotografin trat zugunsten des gemeinsamen Erfolgs zurück. Dieses Konzept erschwerte jedoch die öffentliche Anerken-

**Abb. 3-5:** Bei ihrer Fotoreise durch das Saarland 1934 besuchte Anne Winterer auch das Unternehmen Villeroy & Boch Kommanditgesellschaft in Mettlach.



nung der individuellen fotografischen Leistungen. In dieser Konstellation erschwerte sicherlich auch der Ehemann von Wagner-Hehmke die Kommunikation. Er könnte auch ein hemmender Faktor für überregionale Aufträge und Fotoreisen gewesen sein. Für Winterer ist festzustellen, dass ihre Reisen sie jetzt auch ins Ausland führten. So war sie vom 11. bis 22. März 1935 in Italien.<sup>46</sup> Vermutlich hat sie diese Reise schon im Rahmen der nationalsozialistischen Organisation *Kraft durch Freude* (KdF) durchgeführt. Sicher ist, dass sie bei dieser Gelegenheit Genua, Viareggio, Pisa, Rom, Aquila und Venedig besuchte. In der Rückschau sind damit vermutlich die wichtigen Motive genannt, mit denen Anne Winterer im Laufe des Jahres 1935 das gemeinsame Atelier und Düsseldorf verließ.

Das gemeinsame Fotoatelier aufzulösen führte auch zu einer Aufteilung des gemeinsamen fotografischen Bestandes. Im Nachlass von Anne Winterer finden sich keine direkten Hinweise auf die Kriterien der Bestandstrennung. Der Nachlass von Erna Wagner-Hehmke konnte bisher nicht eingesehen werden. Die von Anne Winterer überlieferten Abzüge und Negative zeigen, dass sie ihre urheberrechtlichen Fotos mitgenommen hat. So finden sich dort weitere unveröffentlichte Fotomotive zum Thema badische Fastnacht und Tabakanbau, so dass für diese beiden Atlantis-Beiträge Winterer allein als verantwortliche Fotografin benannt werden kann. Auch das Foto *Schloss Jägerhof, Düsseldorf* befindet sich im Nachlass, so dass diese erste bekannte wichtige Veröffentlichung im Deutschland-Buch 1930 vermutlich auf Anne Winterer zurückgeht. Für die beiden anderen Auftragsthemen Saarland und Industrie hat es sich um gemeinsame Fotoreisen gehandelt, sodass hier nur ein Teil der Fotomotive Winterer zugerechnet werden können. Dies verweist auf die Fragen, wie die beiden Frauen nach der Trennung beruflich weiter auftraten. Gab es auch in dieser Zeit gemeinsame wirtschaftliche Interessen, die eine strikte Aufteilung der Fotos gefährdet hätten? Sicher scheint zu sein, dass sich Winterer bei der Aufteilung auf die Fotomotive konzentrierte, mit denen sie besondere Situationen verband und von denen sie sich eine weitere Vermarktung der Motive versprach. Das Fotoatelier wird vermutlich viele lokale Kunden für Porträtaufnahmen oder Düsseldorfer Gebäudefotos gehabt haben. Hier deuten sich Bereiche an, wo Winterer-Fotos sinnvollerweise in Düsseldorf verblieben wären.

Erschwert wird die Zuordnung von Fotos auf eine der beiden Frauen durch die weitere berufliche Tätigkeit. Anne Winterer signierte ihre Fotos bis zur ihrem Tod 1938 unter ihrem vollen Namen. Erna Hehmke-Wagner veröffentlichte jedoch bis sie ihr Atelier 1986 schloss weiterhin mit dem Namen *Hehmke-Winterer*.<sup>47</sup> Präsentationen, wie *Die Lichtbildnerin Hehmke-Winterer* in den Hausmitteilungen 1953 der Agfa Aktiengesellschaft für Photofabrikation Leverkusen<sup>48</sup>, lässt vermuten, dass Wagner-Hehmke hier für sich einen Künstlernamen gefunden hatte. Eigenständig ist sie heute vor allem durch ihre Fotos von der Arbeit des Parlamentarischen Rates in Bonn 1948/49 bekannt.<sup>49</sup> Für die weiteren bekannten Fotoveröffentlichungen mit der Signatur *Hehmke-Winterer* in den Jahren 1935 bis 1938 ist die alleinige Urheberschaft von Wagner-Hehmke anzunehmen. Zu nennen ist

hier vor allem ihre Fotoveröffentlichung zum Xantener Dom<sup>50</sup>, die als Weiterentwicklung der Fotos von den Grabmalen der saarländischen Kirchen im Atlantis-Heft angesehen werden kann. Auch die Fotos in den Publikationen von Johannes Christian und Gertrud Maassen lagen im kirchlich-religiösen Bereich.<sup>51</sup> Als weitere Veröffentlichungen können ihr zu geordnet werden: Fotos im Buch der Jungen aus dem für die bündische Jugend wichtigen Verlag Günther Wolf, Plauen, und zum Thema Natur zwei Fotos für das Buch von Hans Elven.<sup>52</sup> Im Bereich der Zeitschriften könnte dies schon für das im Februar 1935 auf dem Titelblatt *Der Jugendonkel* erschienene Foto gelten.<sup>53</sup> Darüber hinaus vermarktete sie Düsseldorf-Fotos<sup>54</sup>. Im Bereich der Unternehmensdarstellung gelang es ihr, nur einen Auftrag zu erhalten.<sup>55</sup> Ab 1937 scheint sie, wie unten gezeigt wird, von Anne Winterer Fotoaufträge für Werkszeitungen übernommen zu haben.

Hilfreich bei der Bestimmung der Urheberin ist der überlieferte Nachlass von Anne Winterer, der circa 1.500 Abzüge und Negative, jedoch keine Dokumentation der fotografischen Tagesarbeit oder ein Veröffentlichungsverzeichnis umfasst. Teile des Nachlasses sind vom Industriemuseum Oberhausen des Landschaftsverbands Rheinland angekauft worden.<sup>56</sup> In Einzelfällen bleibt die Zuordnung trotzdem unsicher. Das Titelbild des schon erwähnten Atlantis-Septemberhefts 1934 stammte von *Hehmke-Winterer* und zeigt einen Arbeiter in der Steingutfabrik. Dieses Fotomotiv findet sich auch im Winterer-Nachlass. Ein Foto mit der gleichen Person in der gleichen Situation aber aus etwas andere Perspektive befindet sich 1943 auf dem Titelbild der nationalsozialistischen Arbeitsdienst-Publikation *Europa arbeitet in Deutschland*.<sup>57</sup> Möglich ist, dass beide Frauen gleichzeitig fotografierten. Möglich ist aber auch, dass der Herausgeber der Atlantis über die Nutzungsrechte an den Fotos verfügte, sie weiter gab und das Veröffentlichungshonorar an Wagner-Hehmke als Verwalterin der Interessen aus der gemeinsamen Atelierzeit weiterleitete. Handlungen Dritter sind auch bei einem weiteren Beispiel möglich: In der GHH-Werkszeitung erschien 1936 ein Foto mit der Bildunterschrift *Arbeite unfallsicher!* und der Signatur *Anne Winterer*; das gleiche Foto ist in einer Dortmunder Hüttenzeitung 1937 mit der Bildunterschrift *Gesundes Volk – frohe Arbeit* und der Signatur *Hehmke-Winterer* zu finden.<sup>58</sup> Daran wird deutlich, dass aus den vorliegenden Publikationen und dem Nachlass nur begrenzt Urheberschaft, Entstehungszusammenhänge und inhaltliche Intentionen zur Fotografie ermittelt werden können. Fehlen, wie bei Anne Winterer, Aufzeichnungen, in denen sie beispielsweise Aufnahmeort, -art, -anlass und -zeitpunkt hätte festhalten können, so sind die Zusammenhänge, aber auch die Zielsetzungen der Fotografen und ihre konkreten Arbeiten kaum zu rekonstruieren. Bis heute werden die Fotomotive unterschiedlich eingesetzt. Beispielsweise erschien in *Wenschuh* 1935 erstmals ein Foto mit acht duschenden Jungen und der Bildunterschrift *Nach der Arbeit in der Waschkau*. Dieses Fotomotiv hat die Berufsfotografin Winterer inszeniert und bewusst komponiert, um unter anderem auch das bergmännische Buckeln, das gegenseitige Waschen des Rückens, als Ausdruck des beruflichen Zusammenhalts zu zeigen. In der Harpener Werkszeitung erschien das Foto 1937 auf einer Doppelseite mit fünf weiteren Fo-

tos zum Thema *Schönheit der Arbeit*. Durch die weitere Publikation *Bergmännische Lehrzeit auf den Zechen der Harpener Bergbau AG* (1939) ist das Westfälische Industriemuseum auf das Motiv aufmerksam geworden und veröffentlichte es ohne Nennung der Fotografin 1999 im Museumskatalog zur Dortmunder Zeche Zollern II/IV als Blick durch ein Guckloch. Das Foto unterstützt die Ausstellungsaussagen und das didaktisch-museale Konzept: Junge Bergleute unter 18 Jahren hatten um 1939 eine eigene Waschkaue; das war eine Vorschrift seit 1900, um sittlichen Gefährdungen entgegenzutreten.<sup>59</sup> Zuletzt erschien das Foto auf dem Titelblatt einer Zeitschrift über Kultur im Bergbau, um auf einen Beitrag über Anne Winterer hinzuweisen.<sup>60</sup>

## DIE PHOTOWERKSTÄTTE ANNE WINTERER IN KONSTANZ

Anne Winterer folgte ihrer großen Heimatverbundenheit und siedelte sich in Konstanz an. Ihr neues Atelier eröffnete sie in Konstanz-Staad, Renkenweg 11. Am 18. Oktober 1935 wurde ihr neuer Fotografenbetrieb in die Handwerkerrolle eingetragen.<sup>61</sup> Ihre feste Mitarbeiterin im Atelier war Lydia Bleicher, die sie auch auf viele der folgenden Fotoreisen begleitete. Als Lehrling nahm sie ihre Nichte Elisabeth Vogel an, deren zweijährige Lehrzeit vermutlich im Mai 1936 begann. Vogel verwaltete nach dem Tod ihrer Tante



**Abb. 6:** Anne Winterer mit ihrer Rolleiflex-Kamera, um 1937 (Fotograf unbekannt).

den fotografischen Nachlass, legte später selbst die Meisterprüfung ab und hatte in Konstanz ihr eigenes Fotoatelier. Die Fotomotive und die spärlichen Hinweise auf den Rückseiten der Abzüge geben Auskunft über eine enorme und vermutlich auch begeisterte Reisetätigkeit. Sicherlich waren damit auch immer Aufträge und Veröffentlichungen verbunden, die jedoch bisher kaum ermittelt werden konnten. So liegen Hinweise über eine Ostseereise vor, bei der sie zumindest in Hamburg, Schleswig-Holstein, im dänischen Klampenborg, im schwedischen Landskrona und auf der Insel Görnitz war. Eine andere Reise führte sie in oberschlesische Städte und ins Eulengebirge. Die Niederrhein- und Eifel-Fotos könnten



noch aus ihrer Düsseldorfer Zeit stammen. Oberbayern, das Allgäu, der Schwarzwald, das österreichische Vorarlberg, die Schweiz und die Region rund um den Bodensee waren nahe liegende Ziele. Mit Datum vom 24. November 1936 erhielt sie eine zwei Jahre gültige Dauerbewilligung für den kleinen Grenzverkehr Baden-Schweiz.<sup>62</sup> Im September 1937 machte sie eine vierzehntägige Reise<sup>63</sup> ins italienische Südtirol und besuchte auch Cortina d'Ampezzo. Auf diesen Reisen machte Winterer Landschafts-, Architektur- und Fotos vom dörflichen und städtischen Leben. Im fotografischen Nachlass finden sich auch zahlreiche Tier- und Naturfotos, zu



**Abb. 7:** Text auf der Rückseite des Fotoabzugs:  
 »Frühstückspause im Grünen eines badischen Kleinbetriebes«. Die Angestellten der Photowerkstätte  
 Anne Winterer, von links Elisabeth Vogel,  
 Lydia Bleicher und vermutlich Elfriede Raeder.

denen jedoch bisher nur eine Veröffentlichung *Die Seele des Waldes* recherchiert werden konnte. Unter der Signatur *Aenne Winterer* [sic!] sind hier auch Hinweise zur Aufnahme aufgeführt: Rolleiflex 6x6, März, 14 Uhr, Regenwolken mit kurzen Sonnendurchblicken, Isopan-Film, Blende 5,6, 1/100 Sekunde.<sup>64</sup> Ein weiteres Themenfeld bot sich für Winterer mit dem aufkommenden, vom nationalsozialistischen Staat geförderten Tourismus. So begleitete sie KdF-Urlauber beim Wandern am Bodensee, durch den Schwarzwald, beim Ski-Kurs im Walsertal und beim Segel-Kurs am Ammersee. Im Oktober 1937 reiste sie mit badischen Arbeitern auf den KdF-Dampfern *Der Deutsche* und *Sierra Cordoba* entlang der italienischen Küste. Fotoabzüge berichten von den Stationen Venedig, Palermo, Neapel und der Insel Capri. Wenige Monate vor ihrem Tod nahm sie an der ersten Fahrt des KdF-Dampfers *Wilhelm Gustloff* nach Lissabon und Madeira im April und Mai 1938 teil.<sup>65</sup> Liegt für diese KdF-Fotos bisher nur ein Veröffentlichungshinweis mit vermutlich drei Fotos vor<sup>66</sup>, so ist dies für die Tourismusförderung in Konstanz anders. Ab 1936 und über ihren Tod hinaus erschienen in der Monatsschrift *Das schöne Konstanz am Bodensee und Rhein* Winterer-Fotos. Der Verantwortliche in der Schriftleitung, Ernst Höll, nahm Winterer-Fotos auch in sein Buch und in Werbebroschüren über Konstanz auf.<sup>67</sup> Acht Bodensee-Fotos gelangten 1939 in das Märzheft der *Atlantis* und zehn Fotos 1947 in das Buch *Bodensee Ahoi*.<sup>68</sup> Neben Winterer waren auch andere Frauen als Fotografinnen beruflich aktiv und konkurrierten um die Aufträge. Beispielsweise begleitete Liselotte Purper, nach zwei Heiraten Liselotte Orgel-Köhne, als Bildberichterstatlerin die Reisen der NS-Frauen-schaft. Oder Ruth Hallensleben, die sich 1934 selbstständig machte und sich auf die Industriefotografie spezialisierte. Ihr Einstieg gelang über die Betriebszeitung der Verei-

nigten Stahlwerke Aktiengesellschaft in Düsseldorf. Beide setzten ihre beruflichen Karrieren in der Bundesrepublik fort.<sup>69</sup> Wann bei Anne Winterer die Krebserkrankung diagnostiziert wurde, ist nicht bekannt. Sie starb am 17. August 1938 in einem Berliner Sanatorium.<sup>70</sup>

Für den Bereich der Industrie- und Unternehmensfotografie gibt es Hinweise auf gut 25 Betriebe, die Winterer in Baden, Bayern, der Pfalz, in Oberschlesien und in Württemberg besucht hat. In einem ersten Schritt nutzte sie die Zusammenarbeit mit Josef Winschuh. Der 1967 mit dem Großen Verdienstkreuz mit Stern der Bundesrepublik Deutschland geehrte Winschuh<sup>71</sup> war Mitinhaber des Tuchmacher-Unternehmens J. J. Marx in Lambrecht. Hier schrieb er den Text für die Festschrift zum 350jährigen Firmenjubiläum 1935 und beauftragte Winterer mit der Fotoherstellung.<sup>72</sup> 1936 besuchte Anne Winterer den sogenannten Kleinbergbau im südlichen Ruhrgebiet und schrieb den Artikel *Zwergenzechen an der Ruhr*. Mit fünf Fotos erschien er in der Dortmunder Zechen-Zeitung der Schachanlage Minister Stein und Fürst Hardenberg und ohne ihre Fotos in der Werkszeitung der GHH.<sup>73</sup> Mit dem ersten Beitrag hatte sie eine Verbindung zur Gelsenkirchener Bergwerks Aktiengesellschaft (GBAG), der mindestens ein veröffentlichtes Foto in der limitierten Publikation zur zehnjährigen Zugehörigkeit des Unternehmens zum Konzern der Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft folgte.<sup>74</sup> Mit dem zweiten Beitrag frischte sie ihre Verbindung zur GHH auf. Im November 1936 unterstützte ein Foto von Winterer die Mahnung *Arbeite unfallsicher!*<sup>75</sup> Dann erhielt sie den Auftrag die GHH-Jubilärfest 1936 fotografisch zu dokumentieren und sechs Aufnahmen mit Arbeitssituationen illustrierten einen weiteren Beitrag.<sup>76</sup> Im Februar 1937 ist ein Wechsel



**Abb. 8:** Die Fotoassistentin Lydia Bleicher und Rottweiler Narren, um 1936.

zu beobachten, der darauf schließen lässt, dass Anne Winterer und Erna Wagner-Hehmke sich weiterhin gegenseitig unterstützten. Winterer hatte mit dem Titelbild *Eisenbrecher* ein letztes Foto in der GHH Werkszeitung, zugleich konnte Wagner-Hehmke unter der Signatur *Hehmke-Winterer* in der Ausgabe ebenfalls ein Foto platzieren.<sup>77</sup> Danach hatte Wagner-Hehmke hier bis 1944 zahlreiche Veröffentlichungen. Bei der Werkszeitschrift der Harpener Bergbau Aktiengesellschaft Dortmund zeigt sich ein ähnliches Bild. Zwischen Januar 1937 und Juli 1939 druckte die Zeitschrift insgesamt neunzehn Winterer Fotos ab, davon acht Fotos auf dem Titelblatt. Fast zeitgleich gibt es auch zahlreiche *Hehmke-Winterer* Fotos. In mehreren Artikeln finden sich Fotos von beiden Fotografinnen.<sup>78</sup> Zwei Winterer-Bergbaufotos gelangten 1938 auch in den zehn Fotos umfassenden Beitrag *Im Bergwerk* der Monatszeitschrift *Volk und Welt*.<sup>79</sup> Bei vielen der Fotos wird deutlich, dass sie aus dem Kontext der Fotoreise 1934 für das *Wunschuh-Buch* stammten und nun weiter vermarktet wurden. Daraus ergeben sich wichtige Hinweise darauf, wem welche Fotos aus der gemeinsamen Atelierzeit zugeordnet werden können.

Auf dem zunehmend populär werdenden Markt der Unternehmensfestschriften war Anne Winterer erfolgreich. Interessant bleibt aber auch hier die Ebene der Motivverwendung durch Autoren und Herausgeber. Die veröffentlichten Fotos zeigen, wie sich die Unternehmen ins Bild setzten und welches Image sie etablieren wollten. Die Berufsfotografie hatte hierfür wiederkehrende Bildtypen entwickelt. Zu diesen Bildtypen gehörten der Unternehmensüberblick, die Gebäude, die Belegschaft, die Maschinen, die Arbeitsvorgänge, das Handwerk, das Lager, der Transport, die Werbung und das Soziale.<sup>80</sup> Bei Winterer finden sich diese Bildtypen wieder, sehr oft zeigen sie Frauen in verschiedenen Arbeitssituationen. Nach dem Tuchmacher-Unternehmen J.J. Marx in Lambrecht folgten für Winterer weitere Fotoaufträge aus dem südwestdeutschen Raum: 25 Jahre Aluminium-Walzwerk Singen (AWS), 50 Jahre M. Stromeyer Lagerhausgesellschaft Kon-



**Abb. 9:** Die gelieferten Aluminiumbarren bevor sie zum Elektro-Schmelzofen transportiert werden, Aluminium-Walzwerk Aktiengesellschaft, Singen 1937.



**Abb. 10:** Text auf der Rückseite des Fotoabzugs:  
»Rast auf einer Fahrt«, um 1936.

stanz und 50 Jahre Parkbrauerei in Pirmasens-Zweibrücken.<sup>81</sup> Im fotografischen Winterer-Nachlass finden sich zahlreiche Abzüge von unveröffentlichten Motiven, die bei den Unternehmensbesuchen entstanden. Die Fotoauswahl für diesen Beitrag stammt aus diesem Ausschnitt ihrer beruflichen Arbeit. Sie bieten heute einen weiteren einzigartigen Einblick in ein vergangenes Industrie- und Gewerbezeitalter und sind so ein Teil der Wirtschafts- und Sozialgeschichte auch des Bodenseeraums.

Nach dem Tod von Anne Winterer wurden, wie schon erwähnt, weiterhin Fotos von ihr veröffent-

licht. Zum einen hatten die Unternehmen und Organisationen die Nutzungsrechte an den Fotos und setzten sie in ihrer Kommunikation ein. Zum anderen versuchte die Familie die Fotos aus dem Nachlass weiter zu vermarkten. Im Bereich des Bergbaus ist die Veröffentlichung von sechs Lehrlingsfotos zu nennen.<sup>82</sup> Während des Krieges verstärkte sich die nationalsozialistische Propaganda und Winterer-Fotos erschienen in *Schönheit der Arbeit im Bergbau* und *Der Untermensch*.<sup>83</sup> In beiden Publikationen können die Fotos den genannten Fotografen nicht konkret zugeordnet werden. In dem Buch *Deutscher Osten*, das 1942 erschien und innerhalb kurzer Zeit eine Auflage von 345.000 Exemplaren erreichte, findet sich das Winterer-Foto *Dörfer verträumter Einsamkeit – Fichtig im Eulengebirge*.<sup>84</sup> Unpolitischer scheint der Kontext bei zwei Büchern zu sein, die die Fotografie betonen und in einem Fall Winterer-Landschaftsaufnahmen mit den Titeln *Vor dem Gewitter* und *Birken zeigen*.<sup>85</sup> Auch im Bereich der populären Postkarten erschienen unter anderem Bodensee-Motive.<sup>86</sup> Eine letzte, nicht historische Verwendung eines Winterer-Fotos liegt aus den 1950er Jahren vor. Ein Motiv aus der Bochumer Stahlindustrie fand Eingang in den Band *Land an Rhein und Ruhr* der populären Fotobuchreihe *Die deutschen Lande*.<sup>87</sup> Das gut zwanzig Jahre alte Foto erschien nun im Kontext einer Art fotografischer Identitätssuche in der jungen Bundesrepublik und dem neu gebildeten Bundesland Nordrhein-Westfalen.

Anschrift des Verfassers:

Matthias Dudde M. A., Huckarder Str. 10–12, D-44147 Dortmund,  
buero@matthias-dudde.de





**Abb. 11:** Text auf der Rückseite des Fotoabzugs:  
»Wäschebleichen am Bodensee«, um 1936.



**Abb. 12:** Näherinnen bei der Schiesser AG, um 1936.



**Abb. 13:** Konfektionsschneider im Warenhaus Breuninger in Stuttgart, um 1936.



**Abb. 14:** Arbeiterinnen in einem unbekanntem Unternehmen, um 1937.



**Abb. 15:** Zigarrenfabrik Reiners im damaligen Ratibor, Oberschlesien, um 1936.





**Abb. 16–19:** Verpackung und Versand der Süd-deutschen Zigarrenfabrik Kautz & Kompany an einem Unternehmensstandort im Hegau, um 1936.



## ANMERKUNGEN

- 1 Familiäre Einschätzungen und Informationen stammen aus vier Gesprächen des Autors mit Anne Winterers Nichten Elisabeth Vogel am 2. März u. 12. September 2001 sowie Magdalena Bischler am 25. August 2005 und 26. November 2008.
- 2 Großherzogtum Baden, Geburtsschein Nr. 337, Anna Emilia Winterer, Konstanz 3.9.1918 u. Nachweis arischer Abstammung der Anna Winterer, Erzbischöfliche Stadtpfarrämter Haslach v. 25.5.1934 u. Stockach v. 27.5.1934 sowie Standesamt Konstanz o. Datum, in: Landschaftsverband Rheinland (LVR), Industriemuseum, Oberhausen, Sammlung Anne Winterer.
- 3 BLECHNER, Gernot: Das Landhaus des Johann Baptist Delisle. Ein vergessenes Juwel am rechten Rheinufer, in: Das DelphinBuch. Konstanzer Beiträge zu Geschichte und Gegenwart, NF Bd. 5, Konstanz 1997, S. 12–42.
- 4 Vgl. FOTH, Heike: Fotografie als Frauenberuf (1840–1913), in: HERZ, Rudolf/BRUNS, Brigitte (Hgg.): Hof – Atelier Elvira 1887–1928. Ästhetik, Emanzen, Aristokraten, Ausstellungskatalog Münchener Stadtmuseum, München 1985, S. 154.
- 5 Erste Konferenz deutscher Photographinnen, in: Photographische Chronik 20 (1913) S. 567.
- 6 Handwerkskammer Konstanz, Lehrbrief für Anna Winterer Photographin von Konstanz, in: LVR-Industriemuseum (wie Anm. 2).
- 7 Frau Ziegler, Zeugnis, o. Datum, in: LVR-Industriemuseum (wie Anm. 2).
- 8 Emil Lichtenberg, Zeugnis vom 22.7.1916, in: LVR-Industriemuseum (wie Anm. 2).
- 9 Emil Lichtenberg, Zeugnis vom 31.7.1917, in: LVR-Industriemuseum (wie Anm. 2).
- 10 Constantin Luck, Zeugnis vom 15.7.1919, in: LVR-Industriemuseum (wie Anm. 2).
- 11 Polizeiverwaltung Düsseldorf, Quittungskarte Nr. 6 für Pflichtversicherung und Weiterversicherung vom 28.10.1920, in: LVR-Industriemuseum (wie Anm. 2).
- 12 MEISTER, Helga: Fotografie in Düsseldorf. Die Szene im Profil, Düsseldorf 1991, S. 149.
- 13 Vgl. ESKILDSEN, Ute: Die Kamera als Instrument der Selbstbestimmung, in: DIES. (Hg.): Fotografieren hieß teilnehmen. Fotografinnen der Weimarer Republik, Museum Folkwang Essen, Düsseldorf 1994, S. 13–25; HERMANN, Ulrich: Neue Perspektiven. Fotografie in den zwanziger und dreißiger Jahren, in: JACOB, Volker (Hg.): Lichtbilder auf Papier. Fotografien aus Westfalen 1860–1960, Münster 1999, S. 99–111.
- 14 GROSSMANN, Atina: Berufswahl – ein Privileg der bürgerlichen Frauen, in: ESKILDSEN, Ute (Hg.): Fotografieren hieß teilnehmen. Fotografinnen der Weimarer Republik, Museum Folkwang Essen, Düsseldorf 1994, S. 8–12.
- 15 MEISTER (wie Anm. 12) S. 149; Postkarte der Allgemeinen Ortskrankenkasse an Anne Winterer vom 11.12.1915, Bestätigung der Anmeldung von Erna Hehmke, in: LVR-Industriemuseum (wie Anm. 2).
- 16 KLAPHECK, Richard (Hg.): Dokument Deutscher Kunst Düsseldorf 1926, Anlagen, Bauten und Raumgestaltung der Gesolei, Große Ausstellung Düsseldorf 1926 für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen, Düsseldorf 1927.
- 17 Das Preisgericht hat gesprochen! in: Gesolei Tageszeitung Nr. 160 vom 15.10.1926 und Nr. 161 vom 16.10.1926.
- 18 Stadtarchiv Düsseldorf, XVIII 1649.
- 19 Erna Wagner-Hehmke. Industriefotografien der 30er bis 50er Jahre, Ausstellung Bahnhof Eller 8.–30.4.1989 veranst. v. Freundeskreis Kulturbahnhof Eller e. V., Konzept u. Katalog SCHÜLKE Ilsabe u. Gerolf, Düsseldorf o. J., S. 3 u. 27; übernommen in: MEISTER (wie Anm. 12) S. 150; SCHÜLKE, Ilsabe u. Gerolf: Düsseldorf und seine Fotografie. Bericht für das Kulturdezernat Düsseldorf, Düsseldorf 1994, S. B 29–1; HAUS DER GESCHICHTE DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND (Hg.): Frauenobjektiv. Fotografinnen 1940 bis 1950, Köln 2001.
- 20 MEISTER (wie Anm. 12) S. 149.
- 21 Vgl. Internetseite [www.remmertundbarth.de/presse.html](http://www.remmertundbarth.de/presse.html), abgerufen am 17.12.2016.
- 22 Führerschein Anna Winterer, Düsseldorf 10.9.1929, in: LVR-Industriemuseum (wie Anm. 2).
- 23 Das Deutschland-Buch, mit einer Einführung von Rudolf PRESBER, Berlin 1930, S. 49; OSTWALD, Hans (Hg.): Ein Buch der Heimat, Aufl. 91.–140.000, Berlin 1938, S. 184.
- 24 Menschen der Zeit. Hundert und ein Lichtbildnis wesentlicher Männer und Frauen aus der deutschen Gegenwart und jüngsten Vergangenheit, Königstein/Taunus u. Leipzig 1930, S. 64 (Foto) u. S. 109 (Biografische Informationen)

- 25 Der gute Kamerad. Illustrierte Knaben-Zeitschrift 45 (1930) Nr. 5.
- 26 MEISTER (wie Anm. 12) S. 149.
- 27 Vgl. Postkarten Hehmke-Winterer, Plitsche-Platsche u. Lockenköpfchen, aus der Reihe Sonnige Tage, Nr. 114 u. 123, Verlag Walter Flehsig, Dresden, o. J.; Sommerfreuden, Nr. 361, Verlag Rudolf Schneider, Markersdorf, o. J.; Sorgloses Dasein, Nr. 10114/4, Kunstverlag von Bischof & Klein, Lengerich (Westfalen), o. J.
- 28 BUSSE, Hermann Eris: Fastnacht in Elzach, Villingen und Überlingen, in: Atlantis 4 (1932) S. 75–84.
- 29 Vgl. ESKILDSEN (wie Anm. 13) S. 13–25 und HERMANN (wie Anm. 13) S. 99–111.
- 30 Reichsverband Deutscher Bild-Berichterstatter e. V., Düsseldorf, Pressekarte 1933 für Anne Winterer vom 24.5.1933; Verband der Düsseldorfer Innungen, Handwerker-Karte; Deutsches Reich, Reisepass Anna Winterer vom 26.8.1933, in: LVR-Industriemuseum (wie Anm. 2)
- 31 WÜLFING, Otto Ernst: Düsseldorf – wie wir es lieben! 40 Künftleraufnahmen nebst 10 Minuten Heimatkunde, Düsseldorf 1934 (2. Aufl., Düsseldorf 1936).
- 32 MÜLLER, Christine/SCHERER, Barbara (Hgg.): Kindertümliches Turnen an Mädchenschulen, Düsseldorf 1934.
- 33 Schülerinnen unserer Hauswirtschaftsschule Stemmersberg bei der Weihnachtsbäckerei; Unsere Kinderspeisung u. Titelblatt mit Foto aus dem GHH-Kindergarten Stemmersberg, in: GHH. Werkszeitung der Gutehoffnungshütte, 10 (1934) Nr. 1, S. 5; Nr. 2., S. 1,3f.; u. Nr. 4, S. 1.
- 34 BUSSE, Hermann Eris: Das »teuflich Kraut«, der »Qualm der Hölle«, Fotos von HEHMKE-WINTERER, Düsseldorf, in: Atlantis 6 (1934) S. 460–465.
- 35 NAGEL, Arnold: Industrie und Handwerk an der Saar, in: Atlantis 6 (1934) S. 514–528.
- 36 HEHMKE-WINTERER: Typen- und Industriebilder, in: Atlantis 6 (1934) S. 529–544.
- 37 ZIMMERMAN, Walther: St. Annual, in: Atlantis 6 (1934) S. 560–569.
- 38 Atlantis, 7 (1935) S. 224 und S. 739.
- 39 Schreiben des Bundesarchivs an Matthias Dudde vom 17.9.2001.
- 40 WINSCHUH, Josef: Industrievolk an der Ruhr. Aus der Werkstatt von Kohle und Eisen, Oldenburg u. Berlin 1935.
- 41 WINSCHUH, Josef: Industrievolk an der Ruhr, in: Das Werk. Monatsschrift der »Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft« 15 (1935) S. 7–16.
- 42 WOELKE, Oswald: Große Freude am kleinen Garten; HEHMKE-WINTERER: Stürmische Fahrt auf dem Niederrhein, in: Das Werk. Monatsschrift der »Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft« 15 (1935) S. 129 u. S. 167.
- 43 HEHMKE-WINTERER: Industriearbeiter von der Saar, in: GHH. Werkszeitung der Gutehoffnungshütte 11 (1935) Nr. 5, S. 1.
- 44 HÜRLIMANN, Martin: Beiträge über das Saarland. Einleitende Worte, in: Atlantis 6 (1934) S. 513.
- 45 Jubilarehrung 1934, in: GHH. Werkszeitung der Gutehoffnungshütte 11(1935) Nr. 2, S. 2–11.
- 46 Reisepass (wie Anm. 30).
- 47 SCHÜLKE (wie Anm. 19) S. 5.
- 48 LUCK, R.: Die Lichtbildnerin Hehmke-Winterer, in: Fortschritt und Leistung. Hausmitteilungen der Agfa für Berufslichtbildner und Industrielabors 9 (1953) H. 1, S. 16.f.
- 49 MEISTER (wie Anm. 12) S. 150.
- 50 WELZEL, Alfons: Die Welt des Xantener Doms. Eine Einführung in den Dom der Märtyrer mit neuen Aufnahmen von Hehmke-Winterer, Düsseldorf 1936 u. 2. Aufl. 1940.
- 51 CHRISTIAN, Johannes: Volk im Frühling. Ein Ruf an junge Menschen, die aus der Kleinheit zur Größe wollen, Wiesbaden 1935; MAASSEN, Gertrud: Vom tiefen Leben, Mönchengladbach 1935, weitere Aufl. 1936, 1939 u. mindestens fünf bis 1965.
- 52 ROTHKOPF, Karl (Hg.): Buch der Jungen, 1. Lieferung, Plauen 1935; ELVEN, Hans: Ein Buch vom sehen lernen, Düsseldorf 1936.
- 53 HEHMKE-WINTERER: Feine Faschingsmasken: »Schwarzer Adler« und »Bärentöter« auf dem Kriegspfad!, in: Der Jugendonkel. Zeitschrift der Kinder 11 (1935) Nr. 22.
- 54 GEMEINNÜTZIGE BERLINER AUSSTELLUNGS-, MESSE- UND FREMDENVERKEHRS-GMBH (Hg.): Amtlicher Führer. Deutschland Ausstellung Berlin 18. Juli – 16. August 1936. Ausstellungshallen am Funkturm, Berlin 1936, S. 44; Schnappschüsse! Leben und Treiben in den Straßen und Anlagen Düsseldorfs, in: Düsseldorf 1288–1938, in: Deutschland. Zeitschrift für Industrie, Handel und Schifffahrt, 6. Jg (1938) H. 3, S. 126f.; VERKEHRSAMT DER STADT DÜSSELDORF: Das schöne Düsseldorf. Die Modestadt des Westens, die Residenz der westdeutschen Industrie, o. J.; Gast-

- lichkeit im neuen Deutschland. Bearbeitet v. Franz TEPEL, Düsseldorf 1937.
- 55 VEREINIGTE STAHLWERKE AKTIENGESELLSCHAFT: La Houille, le Fer et l'Acier, Düsseldorf 1938.
- 56 DUDDE, Matthias: Eine vergessene Fotografin neu entdeckt. Der Nachlass von Anne Winterer (1894–1938), in: *Industrie-Kultur. Denkmalpflege, Landschaft, Sozial-, Umwelt- und Technikgeschichte* 13 (2007) H. 1, S. 38f.
- 57 DIDIER, Friedrich: Europa arbeitet in Deutschland. Sauckel mobilisiert die Leistungsreserven, Berlin 1943.
- 58 BRETSCHNEIDER: Beiträge und Leistungen der Betriebskrankenkasse, Werk Dortmund, in: *Hüttenzeitung des Dortmund-Hörder Hüttenverein Aktiengesellschaft u. der Dortmunder Union Brückenbau Aktiengesellschaft* 13 (1937) Nr. 7, S. 1.
- 59 KIFT, Dagmar: »Musterzeche« Zollern II/IV. Museum für Sozial- und Kulturgeschichte des Ruhrbergbaus, Museumsführer, Essen 1999, S. 23.
- 60 DUDDE, Matthias: Eine Fotografin im Bergbau – Anne Winterer (1894–1938), in: *Der Anschnitt. Zeitschrift für Kunst und Kultur im Bergbau* 68 (2016) S. 108–114.
- 61 Badische Handwerkskammer, Handwerkskarte vom 5.12.1936, in: *LVR-Industriemuseum* (wie Anm. 2).
- 62 PASSAMT BADISCHES BEZIRKSAMT KONSTANZ: Kleiner Grenzverkehr Baden – Schweiz, Dauerbewilligung vom 24.11.1936, in: *LVR-Industriemuseum* (wie Anm. 2).
- 63 Reisepass (wie Anm. 30).
- 64 FRANCK, Ludwig: Die Seele des Waldes. Ein Buch deutscher Baum-Charaktere, Harzburg 1937, S. 94 u. 125.
- 65 Hinweis nach HUMPERT, [Theodor]: Anne Winterer †, in: *Deutsche Bodensee Zeitung* Nr. 192 vom 19.8.1938.
- 66 AMT FÜR FACHZEITSCHRIFTEN UND FACHBLÄTTER DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT (Hg.): *Kalender der Deutschen Arbeit*, Berlin 1939.
- 67 WINTERER, Anne: diverse Fotos in: *Das schöne Konstanz am Bodensee und Rhein, die alte Stadt im deutschen Süden* 23 (1936) H. 5 bis 28 (1941) H. 9.; HÖLL, Ernst: *Konstanz und der Bodensee*, Lahr 1939; LANDESFREMDEVENKEHRSVERBAND BADEN (Hg.): *Konstanz – Bodensee*, 1939.
- 68 NEBELTHAU, Otto: Sturm über dem Bodensee und glückliche Fahrt, mit acht Aufnahmen von Anne Winterer, in: *Atlantis* 11 (1939) S. 121–128; BRAUMANN-HONSELL, Lilly: *Bodensee Ahoi!*, Konstanz 1947.
- 69 PROTTE, Katja: »Bildberichterstatteerin« im »Dritten Reich«. Fotografien aus den Jahren 1937 bis 1944 von Lieselotte Purpur, in: *Magazin. Mitteilungen des Deutschen Historischen Museums* 7 (1997) H. 20; RUHRLANDMUSEUM (Hg.): *Ruth Hallensleben. Industrie und Arbeit. Ausstellungskatalog*, Essen 1990.
- 70 HUMPERT (wie Anm. 65); Todesanzeige Anne Winterer, in: *Bodensee-Rundschau* Nr. 193 vom 19.8.1938.
- 71 BUNDESMINISTER DER JUSTIZ (Hg.): *Bundesanzeiger* 19 (1967) Nr. 116.
- 72 WINSCHUH, Josef: J. J. Marx, Lambrecht. 350 Jahre Tuchmacher, Lambrecht 1935.
- 73 Zwergenzechen an der Ruhr, in: *Zechen-Zeitung der Schachanlage Minister Stein und Fürst Hardenberg der GBAG* 13 (1936) Nr. 10, S. 1 und S. 3f. sowie GHH. *Werkszeitung der Gutehoffnungshütte*, 12 (1936) Nr. 18, S. 5.
- 74 GELSENKIRCHENER BERGWERKS-AKTIENGESELLSCHAFT: 10 Jahre Steinkohlenbergbau der Vereinigten Stahlwerke 1926–1936, o. O. o. J., S. 258.
- 75 SCHMIDT, Hildegard: Zuletzt ein Wort an dich, Arbeiterfrau!, in: *GHH. Werkszeitung der Gutehoffnungshütte* 12 (1936) Nr. 24, S. 13.
- 76 Unsere Jubilarfeier 1936, in: *GHH. Werkszeitung der Gutehoffnungshütte* 13 (1937) Nr. 1, S. 1–5, 7–9 u. 14; ECKHOLT, Paul: Die Brückenbauer loben ihren Stand! in: *GHH. Werkszeitung der Gutehoffnungshütte* 13 (1937) Nr. 2, S. 1–4.
- 77 *GHH. Werkszeitung der Gutehoffnungshütte*, Nr. 3 v. 6.2.1937, S. 1 u. 4.
- 78 Harpen. *Werkszeitschrift der Harpener Bergbau Aktiengesellschaft*, Dortmund 12 (1937).
- 79 Im Bergwerk, in: *Volk und Welt. Deutschlands Monatsbuch*, Mai 1938, S. 43 u. 49.
- 80 SACHSSE, Rolf: Mensch – Maschine – Material – Bild. Eine kleine Typologie der Industriefotografie, in: KOSOK, Lisa/RAHNER, Stefan (Hgg.): *Industrie und Fotografie. Sammlungen in Hamburger Unternehmensarchiven. Ausstellungskatalog des Museums der Arbeit*, Hamburg 1999, S. 85–93.
- 81 AWS 25 Jahre Aluminium-Walzwerk Singen 1912–1937, Konstanz 1937; M. Stromeyer Lagerhausgesellschaft 1887–1937. *Festschrift zum 50jährigen Bestehen*, Konstanz 1937; 50 Jahre Parkbrauerei 1888–1938, Pirmasens-Zweibrücken 1938.
- 82 BAUER, Walter: *Lehrlinge*, Recklinghausen o. J.

83 Schönheit der Arbeit im Bergbau, Bd. 16 der Fachschriftenreihe des Amtes »Schönheit der Arbeit«, Berlin o. J.; REICHSFÜHRER-SS (Hg.): Der Untermensch, Berlin o. J.

84 HOFFMANN, Heinrich (Hg.): Deutscher Osten. Land der Zukunft, Berlin 1942, S. 98.

85 HEERING, Walther (Hg.): Im Zauber des Lichts. Eine Folge des goldenen Buches der Rolleiflex, Harzburg 1940; NATHRATH, Paul: Die Landschaft. Erlebnis und Fotografie, Harzburg 1942, S. 20 f. u. 126.

86 Vgl. Postkarten WINTERER, Anne: Regatta, Walter Flechsig Verlag, Dresden, Nr. 2428; u. Rudolf Schneider Verlag, Reichenau/Sachsen, Nr. 50266.

87 Land an der Ruhr, zusammengestellt v. Harald BUSCH, Frankfurt am Main 1955, S. 14 u. 99 (Die deutschen Lande, Bd. 8: Nordrhein-Westfalen I); der Einzelband ging auf in: Nordrhein-Westfalen. Landschaft, Mensch, Kultur und Arbeit, zusammengestellt v. Harald BUSCH, Frankfurt am Main 1955, 2. Aufl. 1956; S. 22 u. 107.





Jürgen Leipold

## GRÜNDERJAHRE

### Zur Vor- und Frühgeschichte der Universität Konstanz

Die Geschichte der Universität Konstanz beginnt am 6. September 1959 bei einer Bauernversammlung in der Nähe von Singen und sie beginnt mit einem Zettel.<sup>1</sup> Den erhält der damalige Konstanzer Landrat vom damaligen Ministerpräsidenten Kurt Georg Kiesinger, der auf dem Zettel eine Idee notiert hat: *Ich habe vorhin (Stadtrat) den Gedankenfalls neue Universitätsgründungen notwendig werden- Konstanz für unser Land vorgeschlagen.*<sup>2</sup>

Eine Idee ist noch keine Geburt. Für das eigentliche Geburtsdatum kommen mehrere Ereignisse in Betracht:

- Im Dezember 1963 werden mit Landtagsbeschluss die Gründungsausschüsse für die geplanten neue Universität Konstanz und die Medizinische Hochschule Ulm berufen.
- Am 27. Februar 1964 beschließt der Landtag, in Konstanz und Ulm Hochschulen zu errichten.
- Am 28. Februar 1964 wird Gerhard Hess zum Gründungsrektor ernannt.
- Die ersten sieben Professoren erhalten am 26. März 1966 im Konstanzer Rathaus vom Ministerpräsidenten ihre Ernennungsurkunden. Es sind dies:  
Hans Aebli, Psychologie,  
Waldemar Besson, Politische Wissenschaft,  
Ralf Dahrendorf, Soziologie,  
Hans Robert Jauss, Romanistik,  
Franz Georg Maier, Alte Geschichte,  
Herbert Nesselhauf, Alte Geschichte,  
Wolfgang Preisendanz, Germanistik.

Auch die ersten Studenten kommen 1966. Viel spricht also für dieses Jahr und letztlich entscheidet sich die Universität für ihr Gründungsdatum für eine steingewordene Manifestation, die alle Zweifel, ob es je zu einer Universität Konstanz kommen sollte, unwiderruflich beseitigt: die Grundsteinlegung auf dem Gießberg am 21. Juni 1966.

Ich habe in dieser Einrichtung in 44 Jahren wesentliche Teile meines Lebens zugebracht, als Student sowie als angestelltes und beamtetes Mitglied der Universität. Mit der Matrikelnummer 58 kam ich hier am 6. März 1967 an, bin damit auch Teil der »Generation Insel«, benannt nach dem Insel-Hotel, von dem Teile erstes Domizil der jungen Universität waren. Im Frühjahr 1967 gehören dazu 20 Professoren, darunter auch zwei Na-

turwissenschaftler: Peter Hemmerich und Horst Sund, 37 wissenschaftliche Assistenten und Mitarbeiter, 70 Studierende. Rektor Hess geht in seinem ersten Rechenschaftsbericht,<sup>3</sup> nicht zufällig erstattet am 21. Juni 1967, auf den jeweiligen Frauenanteil nicht ein. Man kann daraus aber entnehmen: Es gibt keine einzige Professorin, unter den 37 Köpfen im akademischen Mittelbau sind sechs Frauen, die Anzahl von Studentinnen bleibt offen. Zur ersten Generation gehört auch der Kern der Universitätsverwaltung und der Universitätsbibliothek.

## ZUR GRÜNDUNGSGESCHICHTE

Gründungsdaten und Gründer der traditionellen baden-württembergischen Universitäten sind vergleichsweise einfach zu beschreiben:

Heidelberg 1386 von Kurfürst und Pfalzgraf beim Rhein Ruprecht I.,

Freiburg 1457 von Erzherzog Albrecht VI. von Österreich,

Tübingen 1477 vom württembergischen Grafen Eberhard im Bart.

Mit den Gründern ist auch die Namensgebung klar.

In einem demokratischen Staat ist das schwieriger. Kurt Georg Kiesinger als Gründungsvater und Namensgeber? Was brachte Kiesinger zu seinem Vorschlag? Die Frage führt zu einem kurzen, stark vereinfachten Blick auf die Bildungs- und Hochschulpolitik der 1950-er und 1960-er Jahre. In dieser Zeit steigen die Studierendenzahlen beständig an. Immer mehr junge Menschen drängen an die Hochschulen und bleiben dort immer länger. Die höheren Zahlen und die längere Studiendauer verweisen auf qualitative wie quantitative Probleme. Der Wissenschaftsrat, eine gemeinsame Einrichtung des Bundes und der Länder, legt dazu zwei umfangreiche Denkschriften vor: Empfehlungen zum Ausbau der wissenschaftlichen Hochschulen (1960)<sup>4</sup> und »Anregungen zur Gestalt neuer Hochschulen« (1962).<sup>5</sup> Beide werden große Bedeutung für die geplante Universität Konstanz haben.

Die bildungspolitische Diskussion intensiviert sich Mitte der 1960-er Jahre. Sie wird wesentlich geprägt von zwei Artikelserien und zwei Namen: 1964 erscheinen in der evangelischen Wochenzeitung »Christ und Welt« vier Artikel des Lehrers, Theologen und Erziehungswissenschaftlers Georg Picht, die er im selben Jahr in einem Buch mit dem Titel »Die deutsche Bildungskatastrophe«<sup>6</sup> zusammenfasst. Picht moniert die im Vergleich zu anderen Ländern geringe Abiturientenquote, ein großes Stadt-Land-Gefälle im Bildungswesen, fordert Reformen im Schulsystem. Es brauche mehr Geld für die Bildung, sonst droht der dritte Zusammenbruch der deutschen Geschichte in diesem Jahrhundert. Pichts Kernthese lautet: Bildungsnotstand heißt wirtschaftlicher Notstand.

Ralf Dahrendorf, mit 29 Jahren schon 1958 Professor, erst in Hamburg, dann in Tübingen, ist ein Shooting-Star nicht nur in der deutschen Soziologie und nicht nur in der akademischen Welt. Er veröffentlicht 1965 sechs Artikel in der Wochenzeitung »Die

ZEIT«. Der Titel des daraus entstandenen Buches signalisiert zugleich ein politisches Programm: »Bildung ist Bürgerrecht«. <sup>7</sup> Bildung wird als Grundrecht verstanden, die gleichberechtigte Teilnahmemöglichkeit aller Schichten am Bildungswesen und Strukturreformen werden als unumgänglich gefordert: *Kann ein Land reich sein und die Gesellschaft im Wohlstand erhalten, ohne seine Schulen und Universitäten weit zu öffnen und von Grund auf zu verändern?*

Die Vorschläge des Wissenschaftsrats, Pichts und Dahrendorfs Kritik und ihre programmatischen Forderungen bleiben nicht im akademischen Raum, sondern beeinflussen politische Diskussion und Praxis, aber auch die Studierenden. In einer Mitgliederversammlung des »Verbandes Deutscher Studentenschaften« diskutieren wir im März 1965 im Mainzer Schloss vier Tage und Nächte über die »Aktion 1. Juli«. Bundesweit soll an diesem Tag gegen den Bildungsnotstand und für Bildungsreformen demonstriert werden. Aber nicht die Bildungspolitik steht im Mittelpunkt der Mainzer Diskussionen, sondern die Frage des »Politischen Mandats«: Darf eine zwangsverfasste Studentenschaft sich überhaupt zu politischen Fragen äußern, muss sie sich nicht strikt auf die Hochschule beschränken? Exponent der Gegner des »politischen Mandats« ist ein gewisser Eberhard Diepgen, nachmals Regierender Bürgermeister in Berlin. Die rigide Beschränkung auf die Hochschule führt zu grotesken Verrenkungen. Wir haben damit in Tübingen einschlägige Erfahrungen: Ein ehemaliger Humboldt-Stipendiat an der Universität Tübingen, Neville Alexander, ein Kampfgefährte von Nelson Mandela, wird in Südafrika inhaftiert. Der Tübinger Rektor will eine Geldsammlung für ihn verhindern, genehmigt sie schließlich, solange sie eine reine Prozesskostenhilfe ohne jeden politischen Bezug sei.

Die VDS-Mitgliederversammlung stimmt schließlich mehrheitlich für die Aktion. Bundesweit gehen am 1. Juli 1965 Studierende massenweise zu Demonstrationen, geschätzte 100 000 (von 250 000). In Tübingen sind es 5000, ebenso in Heidelberg und Freiburg.

Dass Kiesinger eher von Picht als von Dahrendorf beeinflusst ist, zeigt seine Regierungserklärung im Juni 1964. <sup>8</sup> Er verweist auf die vom Wissenschaftsrat geforderte und vom Land vollzogene Erhöhung der Personal- und Sachmittel für die Hochschulen. Deren Förderung sei nicht alleine ein wirtschaftliches Problem: *Die Landesregierung misst den Überlegungen und Bemühungen zur Hochschulreform die größte Bedeutung bei.* Bei einem Vergleich des Abiturientenanteils zwischen Frankreich, Großbritannien, Niederlande, Schweden und der Bundesrepublik stehe diese an letzter Stelle. Trotz eines Bevölkerungsanteils von 46 Prozent liege der Anteil von Studierenden aus Arbeiterfamilien nur bei 6 Prozent. *Die Ausschöpfung der Begabungsreserven ist längst nicht mehr eine Forderung der sozialen Gerechtigkeit, sondern eine Lebensfrage für unser Volk, wenn es im Wettbewerb mit den übrigen Völkern Schritt halten will.* <sup>9</sup>

Nun wäre es gewiss verfehlt, anzunehmen, Kiesinger hätte all die Überlegungen zur Bildungs- und Hochschulreform bereits 1959 in sich getragen. Den Gedanken und

den Zweifel an der internationalen Wettbewerbsfähigkeit findet man bei ihm allerdings schon damals: *Wenn ich sehe, was in der Sowjetunion an akademischen Jungbürgern herangebildet wird, verglichen mit dem Ausbildungsstand der westlichen Welt, dann kann einem doch manchmal angst und bange werden angesichts unseres viel geringeren Nachwuchses*<sup>10</sup> (Landtag am 9. Dezember 1959). Aber man sollte nicht mehr in den berühmten Zettel interpretieren als darauf steht, nämlich: falls eine neue Universität nötig sein sollte, dann sollte diese in Konstanz stehen.

## WESHALB DER STANDORT KONSTANZ?

Warum aber Konstanz? Die Antwort findet sich – nicht nur aber wesentlich – in der sogenannten Baden-Frage. Zur Erinnerung: Im Dezember 1951 stimmt die Bevölkerung in den drei Ländern Württemberg-Baden, Württemberg-Hohenzollern und (Süd-)Baden über einen Zusammenschluss zum neuen Bundesland Baden-Württemberg ab. In (Süd-)Baden sind 62 Prozent der Wähler gegen den Zusammenschluss, die Stimmen in allen Ländern zusammengezählt ergibt eine Mehrheit für das neue Bundesland. In (Süd-)Baden bleiben Wut, und es bleibt eine schwärende Wunde: »Morbus badensis« nennt der badische Staatspräsident Leo Wohleb sie. Dass das Bundesverfassungsgericht die Zählmethode 1956 verwirft, führt zur Volksabstimmung im Juni 1970, die – diesmal demokratisch korrekt – den Zusammenschluss bestätigt.

Der Vorschlag einer Universität in Konstanz ist auch als Balsam für die wunde badische Seele gedacht, was so schlicht natürlich nicht gesagt werden darf. Kiesinger erklärt dem Landtag am 9. Dezember 1959 seinen Vorschlag so: *Wer wirklich baden-württembergisch denkt, der sieht Konstanz als das Zentrum einer Landschaft zwischen Iller und Schwarzwald, eines großen natürlich zusammengehörigen Raumes, des Bodenseeraumes, in dem nun wirklich ein Versäumnis von mehr als hundert Jahren gutzumachen ist.*<sup>11</sup>

Vom »Zettel« bis zur »Wiedergutmachung« ist es noch ein weiter, steiniger Weg.

Noch 1965, als eigentlich alles auf den Weg gebracht ist, äußert ein hörbar genervter Ministerpräsident im Landtag: *Dieses ewige Herumgemäkele an den Neugründungen ist nachgerade ermüdend.*<sup>12</sup> Wo die einen Wiedergutmachung beanspruchen, sorgen die anderen sich um künftige Benachteiligungen. Wenn in der Landtagsdebatte zum Gründungsbeschluss (Februar 1964) auch Öhringen und Crailsheim als mögliche Standorte für eine neue Universität genannt werden, dann ist das für sich gesehen kaum ernst zu nehmen, wohl aber ein deutlicher Ruf: »Wir sind auch noch da«, ein Ruf, den zu wiederholen auch die alten Hochschulen nicht müde werden.

Schon früh ist klar: Eine neue Hochschule mit dreitausend Studierenden wird nur bedingt andere entlasten. Sie braucht zu ihrer Rechtfertigung ein anderes Ziel: Sie muss eine Modell- und eine Reformuniversität werden. Sie wird politisch nur durchsetzbar



sein, wenn auch andere Landesteile Stuttgarter Wohltaten bekommen und wenn gleichzeitig die bestehenden Hochschulen gefördert werden.

Die Lösung findet Kiesinger zum einen in der steten Wiederholung des Versprechens: *Unter den Neugründungen sollen die bestehenden Hochschulen nicht leiden*<sup>13</sup>, zum anderen darin, ein Paket zu schnüren. Darin sind enthalten die Neugründungen Ulm und Konstanz und die zweite Medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg in Mannheim. Dies alles zusammenzubinden – und davon außer dem Landtag auch den Finanzminister zu überzeugen – ist Kiesingers Verdienst. Auch dies ist eine Antwort auf die Fragen nach der Vaterschaft. Die Frage nach der Namensgebung stellt sich die junge Universität bewusst und selbstbewusst nicht: Universität Konstanz reicht aus, gelegentliche nahe liegende Vorschläge – 1968 »Jan-Hus-Universität«, später »Friedrich-Hecker-Universität« bleiben erfolglos.

Verlassen wir jetzt die Bühne der Landespolitik und wenden uns den »Randleuten« zu. Randleute sind Leute, die in Randgebieten wohnen. Kiesinger meint damit den Bodenseeraum und dessen Bewohner, die sich als *vernachlässigte Randgebiete ihres Staates*<sup>14</sup> betrachteten. So deutlich sagt er das aber erst 1976, in den ersten Nach-Zettel-Jahren spricht er zurückhaltender davon, es gelte, den Raum aus einem Dornröschen-Schlaf<sup>15</sup> zu wecken. Den sprichwörtlichen Kuss des Prinzen sucht man freilich vergebens und die Randleute dürften auch eher einen Paukenschlag verspürt haben. Ihre Begeisterung ist jedenfalls kaum zu bremsen. Schon vier Wochen nach Kiesingers Auftritt in Singen begrüßt der Konstanzer Gemeinderat einstimmig *den Vorschlag des Herrn Ministerpräsidenten, im Bodenseeraum mit Schwerpunkt Konstanz eine Universität zu errichten*. Damit nicht genug fügt er auch gleich ein heiliges Gelöbnis dazu: *Die Stadt Konstanz wird ihrerseits alles tun, um dieses bedeutungsvolle Vorhaben in möglichst naher Zukunft zu verwirklichen*.<sup>16</sup> Später wird sich die Stadt mühen, den versprochenen Blankoscheck nicht einlösen zu müssen.

Vorerst aber ist kein Satz zu hochtrabend, die historische Dimension des Vorschlags gebührend zu unterstreichen, wie es der oberste Repräsentant der Stadt im Konstanzer Almanach 1960 tut: *Die Bürger der Stadt Konstanz betrachten die Verwirklichung des Universitätsgedankens als einen Anruf der Geschichte, um ihrer Stadt wieder ein wenig vom Glanz zurückzugeben, den sie in früheren Jahrhunderten besessen hat*.<sup>17</sup> Der »Anruf an die Geschichte« ist eher ein Ruf »Zurück in die Zukunft«, wird von Oberbürgermeister Bruno Helmle und anderen vielfach wiederholt und variiert, doch nie konkret unterfüttert. Es herrscht einfach Konsens, dass Konstanz eine große geschichtliche Vergangenheit habe, die es gelte, wiederzufinden. Das »vernachlässigte Randgebiet« sieht sich schon im Zentrum Europas: *Eine Universität Konstanz kann Mittelpunkt eines gesamteuropäischen Geistesschaffens werden*;<sup>18</sup> sie zu fördern sei nicht nur Aufgabe des Landes, sondern *müsste im Hinblick auf die Grenzsituation auch Aufgabe des Bundes sein*. Helmle verspricht, *das schönste Gelände rund um den Bodensee wird zur Verfügung gestellt und – in Fahrt gekommen – bezieht in das Angebot auch das Neue Schloss in Meersburg und (nicht näher bezeichnete) Räume auf der Insel Reichenau mit ein*.<sup>19</sup>

Es sind langwierige und schwierige Verhandlungen nötig, um die Grundstücke für den Bau der Universität zu sichern – über 200 Hektar auf dem Gießberg werden dafür benötigt. In einer Denkschrift des DGB-Ortskartells, initiiert vom DGB-Vorsitzenden und SPD-Stadtrat Erwin Reisacher, werden massive Bedenken formuliert. Reisacher datiert sie in seinen Erinnerungen<sup>20</sup> auf Herbst 1966, richtig ist wohl Herbst 1963. Die Bedenken: Die Stadt müsse, was sie nicht könne, 37 Millionen DM in bar erbringen, andere Gemeinschaftsausgaben seien gefährdet, die Stadt verliere ihren gesamten Wald, eine neue, eine »Bürgersteuer« drohe. Die Denkschrift, gewiss polemisch überhöht, erzeugt gewaltigen Wirbel, die Befürchtungen bleiben freilich, was sie sind: Befürchtungen.

Im Februar 1965 können schließlich die Grundstücksverträge unterschrieben werden. In einer komplizierten Mischung aus Ringtausch, Realersatz und Geld erhält Graf Bernadotte für die Hergabe seiner Grundstücke 150 Hektar Wald und 20 Hektar Naturschutzgebiet. Auch die Spitalstiftung profitiert, ebenso die Stadt, die die Landesmillionen in den Bau der Berchenschule steckt.

## KONSTANZ IN DEN 1960-ER JAHREN

Werfen wir nun einen Blick auf die künftige Universitätsstadt<sup>21</sup>: Konstanz hat 1960 etwa 53 000 Einwohner, 1967 schon 59 000 und Ende der 1960-er Jahre 62 000. Die Stadtspitze besteht aus Oberbürgermeister Dr. Bruno Helmle (seit 1959), katholisches CDU-Mitglied, Baubürgermeister Dr. Werner Dierks (seit 1962), evangelisches CDU-Mitglied. Die Konfession zu nennen, ist nicht unwichtig, spielte sie doch eine wesentliche Rolle bei den OB-Wahlen 1957/59, die durch Schlammschlachten und tiefe Verletzungen gekennzeichnet sind. Zur Stadtspitze gehört auch Willy Weilhard (SPD), zuständig für Finanzen und die Spitalstiftung. Sehr harmonisch ist das Zusammenspiel der drei Bürgermeister nicht: Beiden Bürgermeistern merkt man an, dass sie sich jeweils als die eigentliche Nr. 1 in der Stadt fühlen, eine Rolle, in der sich Helmle auch vom Landrat bedrängt fühlt: Nicht dem stehe für das Dienstfahrzeug das Autokennzeichen KN 1 zu. Helmle fordert wiederholt, Konstanz solle wieder kreisfreie, vom Landkreis unabhängige Stadt werden. Die Forderung wird nicht erhört, der Flurschaden im Kreis ist freilich beträchtlich.

Die Stadt ist nicht reich, liegt in ihrer Steuerkraft deutlich unter der vergleichbaren Städte, ist damit abhängig von den Zuweisungen des Landes, die über 30 Prozent der Gesamteinnahmen ausmachen. Ohne zusätzliche Kreditaufnahmen lässt sich der Haushalt nicht fahren. So steigt die Verschuldung innerhalb von zehn Jahren von 26,5 auf 73,2 Millionen DM.

Dem eingeschränkten Finanzrahmen zum Trotz denkt man in der Stadtplanung in großen Dimensionen, plant für eine Einwohnerzahl von 80 bis 90 000, redet über »städ-

tebauliche Dominanten« und meint damit Hochhäuser, diskutiert eine Brücke über den Bodensee und die Schiffbarmachung des Hochrheins mit einem Freihafen im Tägermoos. Und man diskutiert über »Heuwagen« – das Bild eines umgestürzten Heuwagens auf der einzigen Rheinbrücke ist das Symbol für die Notwendigkeit einer weiteren Brücke. Drei Möglichkeiten werden über Jahre hin und her gewendet: Eine Brücke ganz im Westen mit einer Straßenführung durchs Tägermoos, eine eigentlich für die Bahn freigehaltene Trasse im Zuge der heutigen Schänzlebrücke und eine Brücke von der Reichenaustraße zur Schottenstraße und das gerne auch vierspurig.

Der Einwohnerzuwachs ist zunächst nicht auf die Universität zurückzuführen, sondern auf die Industrie. Telefunken hat schon 1962 1800 Beschäftigte und wird lange Zeit groß bleiben, gestützt auf die Briefsortieranlagen (die erste voll funktionsfähige Anlage geht 1966 in Betrieb) und den Bau von Großrechnern. Die pharmazeutische Industrie – Byk Gulden – floriert, ebenso Degussa. Am Erfolg des Degussa-Spitzenprodukts, Methionin, kann häufig die ganze Stadt teilhaben, ein Gerucherlebnis, auf das man ebenso gerne verzichtet wie auf den Anblick eines von den Abwässern der Textilfirma Herosé farbenfroh aufgemischten Rheins. Mit Herosé geht es freilich bald bachab, schon 1970 sind von den ursprünglich 1100 Arbeitsplätzen nur noch 750 übrig. Nicht besser ergeht es der anderen renommierten Textilfirma Stromeyer, die 1973 schließlich Konkurs anmeldet.

Die Stadt verändert ihr Gesicht: Go West heißt die Devise in den 1960-er Jahren. Dort wächst die Stadt, während die Bedeutung des linksrheinischen Teils abnimmt. Hier wohnen nur noch 60 Prozent der Einwohner, zehn Jahre früher waren es noch fast 80 Prozent. Eine Soziologin der Universität analysiert städtebauliche Sanierungen in der Bundesrepublik, das Buch trägt den Titel »Rückständige Viertel«. <sup>22</sup> Eines dieser Viertel: Die Konstanzer Niederburg. Katrin Zapf sieht dort noch keine Anzeichen von Verslumung – noch nicht: *Noch verläuft die Degradierung der Altstadt langsam. Noch wäre sie aufzuhalten.* <sup>23</sup> Diesen Stadtteil, der zeitweise einen Ausländeranteil von bald 40 Prozent aufweist, preist übrigens heute ein bekanntes Immobilienunternehmen – neben dem Musikerviertel – als Ia-Wohnlage in Konstanz an.

Ab der Mitte des Jahrzehnts beschleunigt sich der Stadtausbau. Immer mehr Baugebiete entstehen. Rheingut, Pfeiferhölzle, Öhmdwiesen, Berchen, Schwaketengebiet sind einige Beispiele, nicht gerade mit großer stadtplanerischer Vision umgesetzt. Die Bebauung des Bettenbergs scheitert an der Anwesenheit des französischen Militärs, der Vorschlag des Baudezernenten, den Schwaketenwald zu überbauen, an massiven Protesten. Unglaublich zügig vollzieht sich der Bau der Universität.

## DER BAU DER UNIVERSITÄT

Wir erinnern uns: Der Landtagsbeschluss zur Errichtung der Universität fällt im Februar 1964. Im selben Jahr bereits wird für den Aufbau der Universitätsbibliothek eine Halle an der Bücklestraße angemietet. Im Frühjahr 1966 werden Teile des Inselhotels bezogen; in der Brotlaube 1 kommen die Bildungsforscher unter. Zur selben Zeit beginnen die Bauarbeiten auf dem Sonnenbühl. Hier sollen eine kleine Studentenstadt und Laborgebäude für die Naturwissenschaften entstehen. Diese zweite Vorstufe des Universitätsaufbaus hat eine wichtige Funktion für den Endausbau: Der Komplex, so Horst Linde, einflussreicher Leiter der Bauverwaltung des Landes, soll Nucleus für das entstehende Große sein; Lehre, Forschung, Zusammenleben werden dort, quasi unter Laborbedingungen geübt.<sup>24</sup>

Am 21. Juni 1966 wird der Grundstein für den großen Bau auf dem Gießberg gelegt – an einer Stelle, die den späteren Bau nicht behindern wird. Für den haben die Planer klare Grundsätze und Vorstellungen. Drei Leitfiguren seien hier genannt:

- der bereits erwähnte Paul Linde,
- Wenzeslaus Ritter von Mann, Leiter des Universitätsbauamts,
- Wilhelm von Wolff,<sup>25</sup> im Bauamt leitender Architekt.

Für sie ist wichtig: Eine Universität einer neuen Prägung ist nicht nur Ort für Lehre und Forschung, sie ist ein sozialer Ort. Schritt für Schritt entwickeln sie ihr Bild der neuen Universität. Dieses Bild, resümiert Linde, war geprägt von einem Kranz geistes- und naturwissenschaftlicher Disziplinen, die auf knappen Raum die im Schwerpunkt der Anlagen ruhenden Einrichtungen mit der Bibliothek so umlagern, dass eine eng verflochtene Stadt der Wissenschaft und der Lehre sich in einer Vielzahl menschlicher Lebensräume als geschlossene Einheit darstellt.<sup>26</sup> Bildhaft formuliert Wilhelm von Wolff: Die Menschen sollten durch die Universität wandern können wie in einer Altstadt, Plätze und Gassen sollte es geben für zwangloses Zusammenkommen, vielleicht Geheimnisvolles hier und dort, um Erwartungen zu wecken.<sup>27</sup> Man mag solche Vorstellungen für idealistisch überhöht halten, die Planer haben sie baulich genial umgesetzt. In der Praxis freilich haben die Studierenden mit dem Druck auf kürzere Studienzeiten und damit verbundenen Regulierungen zu kämpfen, die Wissenschaftler mit dem ständigen Karriere- und Profilierungsdruck. Vor allem aber: Es sind gebaute Vorstellungen für eine Reformuniversität mit maximal 3000 Studierenden.

Dennoch: In den fast vierzig Jahren, die ich in diesem Gebäude gearbeitet – im Sinne der Planer besser gesagt: gelebt habe – wurde mir dieses Gebäude nie langweilig, nie bedrückend; es ist wandlungsfähig, bei allen Erweiterungen nach wie vor als Gesamtkunstwerk in seiner ursprünglichen Gestalt erkennbar. Profaner zwar, aber mindestens genauso wichtig: Baubeginn Dezember 1969, Bezug bereits Ende 1972, Baukosten im Wesentlichen eingehalten. Die Planer geben sich dabei wenig präventiv. Nüchtern das Urteil von Horst Linde: Der Bau der Universität Konstanz ist beispielhaft für die Beherrschung der

Technik im Geist der Architektur. Im Zusammenwirken von Baumeister und Ingenieur sind wirtschaftliche und zeitsparende Konstruktionen einer menschlichen Arbeitswelt dienstbar gemacht.<sup>28</sup>

Seit 2012 ist der Universitätscampus mit seinen zwischen 1969 und 1983 entstandenen Bauten ein eingetragenes Kulturdenkmal. Dazu gehören die Bauten und die Landschaft. Wohl in Erinnerung an die Pläne der Stadt in den frühen 1970-er Jahren, eine vierspürige Verbindung zwischen Mainau- und Friedrichstraße zu schaffen, mahnt Linde 1979: Es sind vor allem präventive Ordnungsfunktionen im Raume zwischen Stadt und Universität zu erfüllen. Die Freihaltung des vorgelagerten Talraumes vom Durchgangsverkehr [...] darf hier als Beispiel angeführt werden.<sup>29</sup> Die immer wieder zu hörende Forderung nach einer Verbindung von der Mainaustraße zu den Uni-Parkplätzen wäre ein weiteres Beispiel.

Für das Bauwerk einer Universität sind Architekten, Ingenieure und die öffentlichen Geldverwalter zuständig. Die Innenarchitektur und -einrichtung muss von der Universität selbst gestaltet werden – zumindest, wenn es um eine Reformuniversität geht.

## DIE »INNENARCHITEKTUR« DER UNIVERSITÄT

Nach dem Landtagsbeschluss vom Februar beruft die Landesregierung im Frühjahr 1964 einen Gründungsausschuss, der Leitlinien für Struktur und Organisation der neuen Universität erarbeiten soll. Vorsitzender wird Gerhard Hess, ehemals Rektor der Universität Heidelberg, vormaliger Präsident der westdeutschen Rektorenkonferenz, Mitglied des Wissenschaftsrats, ebenso renommiert und bundesweit bekannt wie sein Stellvertreter Ralf Dahrendorf. Sekretär wird Günter Schlensag, bis dahin stellvertretender Generalsekretär des Wissenschaftsrats, später dann Leitender Verwaltungsbeamter der Universität. Hinzu kommen weitere angesehene Wissenschaftler, Ministerialbeamte, auch der Konstanzer Oberbürgermeister und die Leiter der Arbeitsstellen Bau und Bibliothek.

Der Bericht des Ausschusses wird im Sommer 1965 vorgelegt, ein halbes Jahr später von der Landesregierung genehmigt. Es gibt klare Leitlinien: Die neue Einrichtung soll Lehre und Forschung betreiben, Bildung statt bloßer Ausbildung vermitteln. Und es wird eine Obergrenze definiert: 3000 Studierende. In der Stellungnahme der Landesregierung bleibt freilich eine Tür für eine höhere Studentenzahl und mehr Fächer, insbesondere Rechtswissenschaft, offen.<sup>30</sup> Eine Hintertür halten sich Regierung und Landtag offen, nämlich die »einer Überprüfung der Vorschläge hinsichtlich des juristischen Studiums an der UK«. Mag sein, dass hier schon an eine Überschreitung der Obergrenze gedacht wird, mag auch sein, dass nach Auffassung der Juristen in Bürokratie und Parlament zu einer »richtigen« Universität auch die Rechtswissenschaft gehöre. Eine bewusste Beschränkung der Fächer wird ausdrücklich empfohlen: Theologien und Medizin wird es nicht geben, der Gedanke an ein »Mittelmeerzentrum« überlebt schon den Gründungsausschuss nicht.



Die einzelnen Disziplinen werden drei Fakultäten zugeordnet: der Philosophischen, der Sozialwissenschaftlichen und der Naturwissenschaftlichen Fakultät. Die Kompetenzen der Fakultäten bleiben faktisch begrenzt auf Vorschläge für die Besetzung von Lehrstühlen. Was es an der UK gar nicht gibt, sind Institute. Die Lehrstühle werden in kleinen Fächergruppen, Fachbereiche genannt, zusammengefasst, die als Einheiten der Lehre und der Forschung verstanden werden und die ihre Angelegenheiten, auch die Verwaltungsaufgaben weitgehend selbst regeln sollten und in denen Dozenten und Assistenten gleichberechtigt mit den Lehrstuhlinhabern zusammenwirken. Die Idee des Fachbereichs als Einheit für Forschung und Lehre wird schon im Januar 1967 aufgegeben, der Fachbereich ist nun also als Einheit der Lehre;<sup>31</sup> für die Forschung werden Zentren vorgesehen und die Möglichkeit für Wissenschaftler, sich Projektmittel durch den zentralen Forschungsausschuss zuweisen zu lassen, zur damaligen Zeit wohl eine singuläre Idee. Für die Lehre wird 1969 ebenfalls ein zentraler Ausschuss gebildet, dessen erster Vorsitzender: Hans Robert Jauß. Gänzlich neu ist auch die Zentralisierung der Dienste, namentlich der Bibliothek und der Technik. Die Universität gibt dafür ein erstes und richtungweisendes Beispiel in der Bundesrepublik. Das in Konstanz aufgegebene duale Prinzip des Nebeneinanders von Zentralbibliothek und Instituts- bzw. Seminarbibliotheken wird bald einer der Glanzpunkte der Universität führen – in den Semesterferien gerne auch genutzt von jungen Konstanzern, die an anderen Universitäten studieren. Ein weiterer Glanzpunkt: Die Verwaltung der jungen Universität. Leitender Gedanke: Wissenschaft und Wissenschaftler von Verwaltungsaufgaben zu entlasten, auch in den Fachbereichen. Der Gründungsbericht gibt Leitlinien vor, bleibt in manchen Bereichen vage. Zum Studium findet sich wenig.

Wenig findet sich auch zu den beiden Gruppen, die in den universitätsinternen Diskussionen zur Innenarchitektur neben den Professoren von besonderer Bedeutung sind: den Assistenten und den Studierenden, die sich in bis dahin nicht gekannter Intensität am Universitätsaufbau und der Entwicklung organisatorischer und inhaltlicher Reformkonzeptionen beteiligen.

Die wenigen Sätze im Gründungsbericht zu den Assistenten lassen nicht mehr erkennen, so Herbert Nesselhauf, Mitglied des Gründungsausschusses, *wie sehr dieses Thema den Gründungsausschuss beschäftigt hat, denn hier ging es tatsächlich um die Macht der Ordinarien*<sup>32</sup> oder, wie es die damaligen Assistenten und späteren Professoren Wolf Dieter Narr und Rudolf Hickel formulieren, *um die seltsam feudal handwerklichen Meister-Gesellen-Beziehung zwischen Ordinarius und Assistenten*.<sup>33</sup> Im Sommer 1966 formiert sich, zunächst eher locker, eine Vereinigung der Konstanzer Assistenten und diskutiert über Titelgebrauch und Titelverzicht. Allerdings, berichtet Narr, *es fiel vielen schwer, den Titelgebrauch ›Professor X‹ und ›Professor Y‹ selbst im Assistentengespräch zu unterlassen*.<sup>34</sup> Während man in Konstanz alte Zöpfe abschneiden will, gibt es anderswo völlig gegensätzliche Entwicklungen: So beschließt der Senat der Universität Tübingen noch im Frühjahr 1967, das Recht zum Tragen von Talaren auf außerplanmäßige und Honorarprofessoren auszuweiten, also nicht

nur Lehrstuhlinhabern einzuräumen. Im Herbst 1967 wird dazu in Hamburg ein Kontrapunkt gesetzt werden.

Unter den Studenten geht es, auch in Konstanz, damals noch recht förmlich zu: Man ist per Sie von Kommilitone zu Kommilitone, jedenfalls zunächst.

In Konstanz will man die persönliche Abhängigkeit der Assistenten von Ordinarien lockern bzw. lösen, die Assistentenzeit klar und zeitlich begrenzt strukturieren und eine hinreichende Mitbestimmung der Assistenten auf Fachbereichs-, Fakultäts- und Senatebene erreichen. Folgerichtig werden teilweise Assistentenstellen den Fachbereichen zugeordnet, nach vier Jahren befindet ein Personalausschuss des Fachbereichs über die Eignung eines Assistenten zur Habilitation, in den folgenden zwei Jahren soll der Assistent sich vorwiegend seiner Habilitationsschrift widmen.

Im Fachbereich Geschichte schaffen wir eine ganz dem Fachbereich zugeordnete Assistentenstelle für Zeitgeschichte; die Auswahl für diese Stelle liegt nicht bei einem Ordinarius, sondern beim Fachbereich. Aus dem Auswahlverfahren geht ein Nachwuchswissenschaftler namens Lothar Burchardt hervor – ein Gewinn für Universität und Stadt. Man kann ihn mit gutem Grund den ersten Juniorprofessor der Bundesrepublik nennen – eine Position, die förmlich in der Republik erst 2002 eingerichtet wird.

Zur Zeit der Berufung Lothar Burchardts bin ich Sprecher des Fachbereichs. Dass ein Student FB-Sprecher werden kann, steht nicht im Gründungsbericht, auch nicht in der »Vorläufigen Grundordnung«. Auch in Konstanz ist es so völlig selbstverständlich, dass eine solche Position Professoren vorbehalten ist, dass man das gar nicht regeln muss. Studenten und Assistenten der Geschichte nutzen die Regelungslücke, die Professoren respektieren das.

Ähnliches geschieht – freilich mit anderem Ausgang – im Januar 1968. Im Großen Senat geht es um die Wahl des Prorektors. Es kandidieren der Dekan der Naturwissenschaftlichen Fakultät, Prof. Horst Sund, und der Student Gerd Winter. Angesichts der Zusammensetzung des Großen Senats ist das Ergebnis vorhersehbar: 15 Stimmen für Sund, drei für Winter. Aber die Kandidatur eines Studenten, dieser Tabubruch wird von vielen Professoren nicht hingenommen. Es erhebt sich, wie es in einer studentischen Erklärung heißt, *lautstarker Protest*.<sup>35</sup> Vielleicht hat man aus dem Vorgang beim Fachbereich Geschichte gelernt: Die Studierenden werden jetzt auf die Observanz, das Gewohnheitsrecht verwiesen, was heißen soll: Was immer so war, gilt, auch wenn es nirgendwo kodifiziert ist. Damit nicht genug: Sie werden aufgefordert, ihr Verhalten zu begründen. Sie tun das: Das Amt des Prorektors sei nicht so sehr ein Ehren- und Repräsentationsamt, sondern ein hochschulpolitisches. Kandidaten müssten deshalb ein hochschulpolitisches Programm vorlegen. Sinnvoll wäre dies allerdings nur, wenn der Prorektor von einem Gremium gewählt würde, in dem alle Universitätsangehörigen angemessen repräsentiert wären. In einem Beitrag mit der Überschrift »Konstanzer Feuer« für die in Bratislava erscheinenden Studentenzeitung ECHO formulieren Wilfried Nagel und ich unseren Anspruch und

unser Verständnis so: *An der Universität Konstanz bedeutet Demokratisierung die Möglichkeit, an der Herrschaft, der man unterworfen ist, entscheidend beteiligt zu sein.*<sup>36</sup>

Dies zu regeln und zwar in einer neuen Grundordnung, die von der Universität selbst erarbeitet wird – die »Vorläufige Grundordnung« von 1966 war »im Benehmen« mit dem Gründungsausschuss von der Landesregierung erlassen worden –, musste spätestens erfolgen, wenn 30 Lehrstühle oder mindestens je acht in jeder Fakultät besetzt waren.

Die Diskussion über die endgültige Grundordnung wird die Reformuniversität jahrelang beschäftigen, sie fast zerreißen und bald fragen lassen, wie weit und wie lang der legendäre »Konstanzer Konsens«, auch als akademischer »Contrat social« bezeichnet, tragen würde. In der Anfangszeit beschließt man Spielregeln und Grundsätze selbst, notieren Jauss und Nesselhauf, und muss nur diejenigen überzeugen, die alte Privilegien freiwillig aufgaben, als sie nach Konstanz kamen, um an der Bildung dieser zugleich offenen und geschlossenen Gesellschaft teilzunehmen.<sup>37</sup> Nun kommen aber immer mehr Studierende und Professoren einfach an eine in Konstanz beheimatete Universität, das Bewusstsein, an eine besondere Universität zu kommen, an die Reformuniversität Konstanz gehen zu wollen, schwindet.

Der Konstanzer Grundordnungskonflikt und die anschließende Verfassungskrise sind selbst heute noch manchmal Gegenstände konträrer Diskussionen. Frühere sind ausführlich beschrieben und interpretiert im Sammelband mit dem Resignation verratenden Titel »Gebremste Reform. Ein Kapitel deutscher Hochschulgeschichte, Universität Konstanz 1966–1977«. Beschränken wir uns auf den Beschluss des Großen Senats vom März 1969, der seine künftige Zusammensetzung regeln soll. Auch wenn es immer so genannt wird: Die sogenannte Drittelparität – Professoren, akademischer Mittelbau, Studenten – ist keine, schon rechnerisch nicht. Dass grundordnungsrelevante Beschlüsse einer Zweidrittel-Mehrheit aller Mitglieder bedürfen, damit praktisch die Gruppe der Habilitierten – und nur diese Gruppe – alleine ein Veto einlegen kann, wird kaum beachtet. Der Beschluss geht dennoch einigen Professoren entschieden gegen den Strich, sie wenden sich, teils unter Umgehung des Dienstweges, an das Ministerium, das zögernd die Genehmigung nach über einem Jahr erteilt. Dagegen klagen die Professoren. Die Klage führt zum Erfolg. Das Urteil stützt sich ganz formaljuristisch darauf, dass das Ministerium genehmigt habe, es hätte zur Rechtswirksamkeit erlassen müssen. Für das Ministerium ist das ein willkommenes Einfallstor, eigene Vorstellungen durchzusetzen und Fehlentwicklungen zu beseitigen. Also wird nicht, was möglich gewesen wäre, der vom Verwaltungsgerichtshof gerügte formale Fehler korrigiert, sondern die Vorschläge der Universität zur Grundordnung werden abgelehnt, monatelange Bemühungen von Rektor Hess bleiben erfolglos, es folgt ein ministerieller Oktroi. Rektor und Prorektoren treten zurück, ein Staatskommissar, Theopont Diez, wird eingesetzt. Die Phase der in den 50-er und in den frühen 60-er Jahren praktizierte ist vorbei, notiert Horst Rabe.<sup>38</sup> Für die Universität Konstanz fallen bisher eingeräumte Experimentierklauseln weg, die eine eigene,

selbst bestimmte Entwicklung ermöglichen – kurz, Anfang der 1970-er Jahre wird die Infektionsgefahr für andere Hochschulen eingedämmt, die Universität Konstanz wird »normalisiert«: Ihre Frühgeschichte geht dem Ende entgegen. Es fehlt noch ein Blick auf die Studierenden der Reformuniversität.

## STUDENTEN IN KONSTANZ

Mein persönlicher Weg von Tübingen nach Konstanz führt über Bratislava. In Tübingen haben wir – ohne förmliche Billigung und unter misstrauischer Beobachtung durch das Rektorat – Kontakte zur Studierendenvertretung in Bratislava geknüpft.

Bratislava, nicht Prag, nach dem Motto: Lieber unter den ersten in Bratislava als 31. in Prag. Im Sommer 1966 erwarten wir eine Delegation aus Bratislava. Ich bitte Ralf Dahrendorf, der mich aus Tübingen kennt, um einen Termin. Wir besuchen ihn im Insel-Hotel. Danach steht für mich fest: Ich will an diese Uni, ich will nicht nur über Hochschulreformen diskutieren, sondern konkret daran mitwirken.

Als Student kommt man damals nur an die Universität, wenn dies ein Professor will. Im Gefolge von Horst Rabe, einem jungen Tübinger Historiker, schaffe ich die Hürde der Zulassung in Konstanz.

Wie sieht es mit der Willkommenskultur der Stadt im Jahr 1967 aus? Überwältigend ist die Resonanz auf meine Zimmersuch-Anzeige im Südkurier. Wir holen die Antworten im Südkurier am Fischmarkt ab, gehen um die Ecke in das Gasthaus »Burengeneral« und zählen die Angebote: Es sind 50. Ob diese Riesenzahl, unfassbar für Tübinger Verhältnisse, Ausdruck freudiger Wertschätzung ist, oder die Ursache darin findet, dass die Stadt der Universität wegen das Untermietverbot in städtischen und Wobak-Wohnungen aufgehoben hat, mag offen bleiben. Es ist wohl vor allem ein Ausweis der sozialen Lage vieler Konstanzer. Klar ist: Studentenbude heißt damals in aller Regel: Kleines Zimmer, Toilettenmitbenutzung, kein Bad. Erfahrene Vermieter, die bisher an FH-Studenten vermietet haben, runzeln die Stirn über den ganz anderen, wenig reglementierten Tageslauf der Uni-Studenten.

Wir sind im Insel-Hotel jetzt 70 Studierende, im nächsten Semester werden es schon 180 sein. Aus der besonderen Zulassungsvoraussetzung ergibt sich eine vergleichsweise untypische Zusammensetzung der Studentenschaft: Anfangssemester fehlen, es dominieren Studierende in Examensnähe und Doktoranden in der Vorbereitung auf die Promotion.

Man muss aufpassen, die Erinnerung an die Zeit im Insel-Hotel nicht zu romantisieren. Aber es gibt so etwas wie einen *genius loci* – oder, hängen wir es ein bisschen tiefer – ein besonderes Gemeinschaftserlebnis. Das beginnt schon mit dem einen Eingang für alle. Rechts neben dem Eingang ist der Empfang. Eine der beiden Damen ist Gaby, gerade mal 17 oder 18 Jahre alt. Gaby vermittelt Telefongespräche und kleidet sich

modisch. In der Verwaltung wird diskutiert, ob sich Miniröcke mit der Würde einer Universität vertragen.

Im Erdgeschoss, dem heutigen Festsaal, befinden sich die Arbeitsplätze für die Assistenten und die Studenten. Die Professorenzimmer und die Verwaltung sind in den oberen Stockwerken. Man sieht und trifft sich täglich, Privatheit ist schon räumlich nicht möglich. Fast alle Studenten sind gleichzeitig angestellte Hilfskräfte. Ich, Geschichte und Politik studierend, bin Hiwi bei den Anglisten, einem Assistenten untergeordnet. Dieser kreuzt in zahllosen Verlags- und Antiquariatskatalogen die Bücher an, die beschafft werden sollen. Ich übertrage die Kreuze auf Beschaffungsformulare für die Universitätsbibliothek und leiste so meinen Beitrag zum Aufbau dieser großartigen Einrichtung.

Würde es nach dem Gründungsbericht gehen, hätten Studierende auch an der Reformuniversität wenig zu melden. Dort heißt es, *das die Angelegenheiten, die die Universität im ganzen betreffen, grundsätzlich auch die Studenten angehen. Sogleich wird patriarchalisch eingeschränkt, dass sie an den Aufgaben mitarbeiten (sollen), die sie nach Alter und Ausbildungsstand beurteilen und lösen können.*<sup>39</sup> Auch in sehr heftigen und kontroversen Diskussionen wird uns dieser Satz nie vorgehalten, wenngleich das patriarchalische Denken durchaus spürbar ist. Horst Rabe wird später im Rückblick auf seine Prorektorenzeit und den Verfassungskonflikt resümieren: *Gewiss wären auch viele Professoren und Assistenten bereit gewesen, die Interessen der Studenten aufzunehmen und zur Geltung zu bringen aber warum sollten die Studenten das nicht selbst tun? An der erforderlichen Sachkunde und am Artikulationsvermögen [...] von Studenten bestand nach den Erfahrungen der vergangenen Jahre kein Zweifel.*<sup>40</sup> Wir selbst haben auch keine Zweifel an unserer Sachkunde und unserem Artikulationsvermögen.

Die Überlegungen zur Neugestaltung des Studiums – die Übernahme der Regeln und Nichtregeln traditioneller Universitäten verbieten sich von selbst – verdichten sich zu einem schon im Gründungsbericht angelegten Grobkonzept:

- nach vier Semestern gibt es eine Zwischenprüfung,
- nach weiteren vier Semestern folgt die Abschlussprüfung,
- für die Geeigneten gibt es dann ein viersemestriges Aufbaustudium, das mit dem Lizentiat oder der Promotion endet.

Um das Grobkonzept realisierbar zu machen, sollen Studienpläne erarbeitet werden, jeder Student im Grundstudium einen eigenen Tutor erhalten. Für das Verhältnis Lehrkörper zu Studenten wird eine Relation von 1:3 angestrebt. Die herkömmlichen Lehrveranstaltungsformen, namentlich die Frontalvorlesung, sind in einem so intensivierte Studium nicht sinnvoll. Unterricht in kleinen Gruppen heißt das Motto, darin wird der einsame Monolog des Professors durch die Diskussion zwischen Lehrenden und Lernenden zwangsläufig abgelöst. Wie das gemacht wird, dafür gibt es kein didaktisches Lehrbuch. *Im ersten Jahr ihres Bestehens, schreiben wir in unserem Beitrag für das ECHO in Bratislava, gleich die Universität einem Laboratorium, in dem jeder mit neuen Formen von*



Lehrveranstaltungen experimentiert.<sup>41</sup> Die Abkehr von der Vorlesung schmerzt manchen Professor, man findet stattdessen den Begriff Kurs, kurz und uneindeutig beschrieben als Mischung von Vorlesung und klassischem Seminar. Neu ist auch, dass viele Veranstaltungen nach Abschluss kritisch überprüft oder, im heutigen Sprachgebrauch: evaluiert werden. So gibt es zum Beispiel im Fachbereich Soziologie einen Fragebogen mit 26 Fragen. Die betreffen sowohl Dozenten wie Studierende.

Der Weg zum neuen Studium ist schwierig und langwierig. Der »Allgemeine Studentenausschuss« zieht nach vier Semestern eine Zwischenbilanz: *Noch weiß niemand, wie die ideale Lehrveranstaltung aussieht, nicht alle Studienpläne sind fertig, die Gefahren des ‚fachidiotischen‘ Studierens sind noch nicht gebannt; Lehrenden fällt es oft nicht leicht auf ihre traditionellen Vorrechte zu verzichten, Studenten haben nicht weniger Mühe, ihre neuen Rechte und Pflichten wirklich zu nutzen.*<sup>42</sup>

Wir wollen, dass die Universität sich nicht abschottet. Im Juli 1967 laden Nikolaus Westphal und ich im Auftrag des AStA Persönlichkeiten und Vertreter von Institutionen in Konstanz zu einem Sommerseminar ein. Der Tod des Studenten Benno Ohnesorg, getötet von einem Polizisten am 2. Juni 1967 durch einen Schuss in den Hinterkopf, hat uns auch in Konstanz tief getroffen. Wir fragen: Sind die Vorfälle in Berlin ein Beispiel für mögliche gesellschaftliche Tendenzen in Deutschland und stellen fünf Thesen zur Diskussion, darunter die:

- Demokratisierung der Öffentlichkeit und der Universität sind untrennbar (Demokratisierung wird verstanden als Abbau von autoritären Strukturen),
- Das Verständnis von Demokratie ist in den verschiedenen Generationen unterschiedlich.
- Irrationale Herrschaft erträgt es nicht, ihrer Mittel überführt zu werden.<sup>43</sup>

Das Seminar kommt zustande, kein Oberbürgermeister, kein Bürgermeister folgt der Einladung, wohl aber kommen Hermann Venedey und Hans Stather. Venedey, personifiziertes Sinnbild des »anderen« Konstanz, formuliert öffentlich *Revolution ist eine wunderbare Utopie* – was für ein Satz eines Direktors eines baden-württembergischen Gymnasiums!

Hans Stather ist der Konstanzer Polizeichef. Wir finden zunächst über das Seminar eine gemeinsame Gesprächsebene. Wir haben ein gemeinsames Ziel: Ein gewaltsames Zusammentreffen von Polizei und Studenten soll es nicht geben, nicht in Konstanz. Wir wissen, dass Hans Stather seinen Polizisten eine liberale Haltung zu vermitteln versucht. Und wir wissen, dass er sich damit bei Vorgesetzten wie Untergebenen nicht nur Freunde schafft.

Studieren, an der Reform mitarbeiten, politische Aktivitäten – all das geht, wenigstens bei den meisten. In dem Artikel im ECHO schätzen wir den Anteil der politisch interessierten Studenten republikweit auf 50 Prozent, den dieser Gruppe in Konstanz auf 70 bis 80 Prozent. Dafür haben wir empirische Belege, die wir bei jeder Demonstration oder anderen politischen Aktivitäten bestätigt sehen.

Studentenproteste in Konstanz: Mehr als nichts, aber auch nicht viel, urteilt auch sichtlich erfreut OB Helmle. In Konstanz, sagt Helmle wurde zwar auch in kleinem Rahmen schon demonstriert. Es handelte sich um Demonstrationen wegen stadtfremder Ereignisse wie Vietnam-Krieg und Notstandsgesetz. Immerhin: Demonstrationen gehören nun einmal im demokratischen Rechtsstaat zur legitimen Meinungsäußerung. Das Rechtsgut auf freie Meinungsäußerung ist ebenso hoch einzuschätzen wie das Rechtsgut auf Ruhe und Ordnung<sup>44</sup>.

Man wird selten Quellen finden, in denen in wenigen Sätzen sich die oberflächliche Beobachtung eines Älteren und Unterschiede zwischen den Generationen, zwischen Autoritäten und jüngeren Menschen so offenbaren. Der Vietnam-Krieg ist für uns kein stadtfremdes Ereignis, er lässt an einem Amerika zweifeln, das uns zu Zeiten John F. Kennedys noch als ein Land im Aufbruch zu mehr Freiheit und Demokratie galt. Wir sehen die engen Beziehungen der bundesdeutschen Politik zur Franco-Diktatur in Spanien, zu dem faschistischen Regime in Portugal und den griechischen Obristen in Griechenland – Portugal und Griechenland sind auch NATO-Verbündete. Bei der Diskussion über die Notstandsgesetze ist die Erinnerung an die Weimarer Republik und das »Dritte Reich« sehr wohl vorhanden. Autoritäre Strukturen sind in Gesellschaft und Politik längst nicht abgebaut. Bundeskanzler Ludwig Erhard, der kritische Schriftsteller durchaus mal »Pinscher« nennt, will eine »Formierte Gesellschaft« aufbauen. Bei Iring Fetscher in Frankfurt schreibe ich dazu ein Referat mit dem Titel »Rechtsradikale Tendenzen bei Ludwig Erhard«. Wir sehen an vielen Stellen den Widerspruch zwischen Verfassungsversprechen und Verfassungswirklichkeit. Wir sehen auch Konstanz. Die »Gammler am Hafen«, über die der Südkurier im Sommer 1968 schreibt, sind zwar einfach nur junge Leute, ihr Herumsitzen aber »ist ein Ärgernis nicht nur in den Augen der Spießbürger«. Das »Ärgernis« veranlasst die Stadtpolitik zum sofortigen Handeln. Triumphierende gedruckte Freude am nächsten Tag: Mit eilig gepflanzten Blumen werden die jungen Leute vom Zeppelin-Denkmal vertrieben. »Geranien gegen Gammler« titelt der Südkurier. »Gammler« bleiben ein Thema in Konstanz, bis es schließlich 1970 nach wochenlangen Kampagnen gegen die »Langhaarigen«, nach öffentlichen, von Helmles Sympathie begleiteten Rufen nach einer »Bürgerwehr« einen unpolitischen Lehrling trifft. Ein vom Leben benachteiligter, von dem Ruf nach Selbstjustiz beeindruckter Wirrkopf bringt ihn mit einem Hasentöter ums Leben.

An der Universität bilden sich bald politische Studentengruppen, die freilich, wir sind ja in einer Reformuniversität, sich eigene Namen geben. Die »Demokratische Aktion« steht der SPD nahe, die »Rationaldemokraten« der FDP. Die revolutionäre Linke bleibt traditionell, formiert sich auch in Konstanz als »SDS/Sozialistischer Deutscher Studentenbund«. Zur Gründung des RCDS (Ring christlich-demokratischer Studenten) ruft ein Plakat im November 1969 auf. Die bestehenden politischen Gruppen beschließen: Den RCDS übernehmen wir, treten massenweise in die Neugründung ein, besetzen den Vorstand paritätisch. Der Südkurier berichtet erfreut über die weitere Normalisierung des Lebens an der Universität Konstanz und berichtet über unsere erste Aktion als

RCDS: Seit Wochen fordern die Medien einer dubiosen Rentengeschichte wegen den Rücktritt des Bundestagspräsidenten Eugen Gerstenmaier. Wir schicken ihm ein Solidaritätstelegramm, das Ton und Stimmungslage der Konstanzer CDU genau trifft. Sie will nun vom Südkurier einen Widerruf, das der ablehnt, er habe schließlich wahrheitsgemäß berichtet. Studenten engagieren sich auch in den Konstanzer Parteien, vor allem in der FDP und der SPD.

Natürlich gibt es auch an der Universität Konstanz Demonstrationen, Go-Ins, Sit-Ins, einmal wird ein Professor in seinem Dienstzimmer eingesperrt, natürlich gibt es auch seelische Verletzungen. Aber wir sind an dieser Universität konsensorientiert, unbeirrbar rational und wollen uns den Glauben, dass wir alles mit dem Verstand klären können, nicht nehmen lassen, am wenigsten von uns selbst. Und so ist schließlich die eine Freiheitsberaubung, die das Einsperren wohl war, eigentlich allen peinlich; es gibt auch keine Strafanzeige.

Die kleine Zahl an Studenten verhindert keine Diskussionen, behindert sie auch nicht, fordert aber besondere Formen der Aktion, wenn sie denn beachtet werden sollen. Der Springer-Konzern, dessen Markt- und Meinungsmacht den Studentenprotest maßgeblich beeinflusst, lädt seine Grossisten zu einer Konferenz in das Lindauer Stadttheater ein. Wir leihen uns vom Stadttheater schwarze Umhänge und einen schwarzen Sarg, jeder von uns symbolisiert eine Zeitung des Konzerns, alle hängen an den Zügeln, die Axel Caesar Springer in den Händen hält. Unserem Zug folgt eine Gruppe mit dem schwarzen Sarg, auf dem Benno Ohnesorg steht. Es gibt bild- und wirkmächtige Fotos.

Eine erzkonservative Vortragsgemeinschaft, die »Bürgerrechtsgesellschaft« stellt die Frage »Was ist nur mit unseren Studenten los?« und lädt uns dazu in das Gasthaus Hecht ein. Wir wollen ihnen und uns eine Freude machen und spielen brave Studenten. Gaby (nicht die modisch gekleidete) und Hartmut sind sauer: Sie müssen die Bösen mimen. Wir werfen ihnen alles an den Kopf, was Politiker und Springer-Presse über die Studenten verbreiten, brüllen sie nieder und werfen sie schließlich aus dem Saal. Der Vorsitzende ermahnt uns milde. Ein angesehener Jurist freut sich, dass sich endlich mal die anständigen Studenten zu Wort melden, und unterstreicht seine Freude mit einem 50-Mark-Schein.

Wir besuchen die Veranstaltungen der Parteien. Im Landtagswahlkampf 1968 sollen Bundeskanzler Kiesinger und Ministerpräsident Filbinger ins Konzil kommen. Den Ablauf solcher Veranstaltungen kennen wir aus der Presse, es sind Kundgebungen, Diskussionen gibt es nicht. Wir beschließen: Wir erzwingen eine Diskussion und schreiben dafür ein Drehbuch. Wir sind gleich nach Saalöffnung da. Für die Konstanzer Bürger bleiben nur die Plätze ganz hinten. Filbinger kommt nicht, Kiesinger erheblich verspätet. Ein biederer Hopfenbauer aus Tettnang namens Adorno, nicht verwandt mit Theodor W. Adorno, hat es bis zum Staatssekretär im Verteidigungsministerium gebracht. Adorno macht als Pausenfüller alles falsch, was man in einer solchen Situation falsch machen

kann, und schafft es, dass der übervolle Konzilsaal seine Frage: »Wollen Sie die Bundeswehr abschaffen?« tausendfach bejaht.

Schließlich kommt Kiesinger, den wir als »König Silberzunge« begrüßen. Der Kanzler versucht es patriarchalisch: An solch »ungebärdigen Söhne« habe er bei der Gründung der Universität nicht gedacht. Wir rufen »Vati,Vati!« und erzwingen, was es auf der ganzen Wahlkampfreise nicht gab: eine Diskussion. Alles läuft nach Drehbuch und dann das.

Bernhard, nach seiner eigenen und unserer Meinung dafür am besten geeignet, soll die Diskussion eröffnen. Kiesinger fragt ihn nach seinem Namen, hört den Namen und sagt: »Ihr gefallener Vater war mein Kriegskamerad«. Das haut Bernhard emotional die Beine weg und Kiesinger demonstriert, weshalb er als einer der begnadetsten Rhetoriker im Deutschen Bundestag gilt. Die Diskussion endet mit einem Unentschieden, das wir als halben Sieg empfinden.

1966 hat der Konstanzer Gemeinderat Kurt Georg Kiesinger die Ehrenbürgerschaft angetragen, 1976 nimmt er sie an. Bei dieser Gelegenheit spreche ich ihn auf die Veranstaltung im Konzil an. Er will oder kann sich daran nicht erinnern. An anderer Stelle erzählt er gerne, welche Erinnerung ihm bei Konstanz als erstes einfallt: Bei seiner Hochzeitsreise an den Bodensee befindet sich auf einem Bodensee-Schiff eine Schulklasse aus Spaichingen. Ein Schüler seufzt: »Oh wenn doch bloß au Spaichingen am Bodensee liege tät«.

Auch die FDP lädt ins Konzil ein, freilich zu einer Podiumsdiskussion; Thema »Sind unsere Väter noch zu retten?« FDP-Politprominenz: Ralf Dahrendorf, Wolfgang Mischnick, Fraktionsvorsitzender, Wolfram Dorn, innenpolitischer Sprecher, diskutieren mit Vertretern der drei politischen Studentengruppen. Ich antworte auf die Frage, ob die Väter noch zu retten sei, am Schluss der Veranstaltung: »Ich weiß es auch nach diesem Abend nicht« – tosender Applaus.

Ein besonderes Verhältnis entwickeln wir zum lokalen NPD-Kandidaten. Wir besuchen regelmäßig seine Veranstaltungen und diskutieren dort mit und über die NPD, eine manchmal gefahrgeneigte Tätigkeit. Als Adolf von Thadden, der Bundesvorsitzende der NPD, im Konzil auftritt, stehe ich gemeinsam mit Polizeichef Hans Stather hinter einem Wandvorhang im oberen Konzilsaal. Stather achtet darauf, dass seine Polizisten sich streng rechtsstaatlich verhalten, d. h. uns demonstrieren und protestieren lassen. Ich achte darauf, dass wir uns so verhalten, dass sich die Polizei nicht gegen uns wenden muss. Für die NPD ist die Veranstaltung ein glatter Misserfolg. Nach einer halben Stunde bricht sie die Veranstaltung ab – aus »Furcht vor einer Diskussion« wie der Südkurier vermeldet.

Es bleibt nicht alles fröhlich, friedlich und gewaltlos. Auch in Konstanz gibt es im Sommer 1968 schließlich, was wir immer und unbedingt vermeiden wollten: Polizeiknüppel und Tränengas. Einsatzleiter der Polizei: Hans Stather, Einsatzort: die Markstätte.

Die große Zahl der studentischen Besucher bei der Kiesinger-Veranstaltung im Konzil wie auch bei der Protestaktion auf der Marktstätte haben eine einfache Erklärung: Die Teilnahme der gemeinhin als brav und unpolitisch geltenden Ingenieurstudenten. Ihre Sorge: Eine bevorstehende EWG-Regelung lässt sie befürchten, künftig nur noch als Techniker und nicht mehr als Ingenieure eingestuft zu werden. Die Politik findet darauf keine Antwort, obwohl die Proteste bundesweit immer weiter anschwellen. Von Kiesinger und von Filbinger zugesagte Gesprächstermine verzögern sich. Die FH-Studenten fühlen sich im Stich gelassen, auch vom damaligen Kultusminister Wilhelm Hahn. »Gebt dem Hahn ein Huhn, dann hat er was zu tun«, wird später ein beliebter Ruf bei studentischen Protestaktionen. Bei einer Demonstration von FH-Studenten auf der Marktstätte im Juni 1968 geht ein humoristisch gemeinter Beitrag gründlich schief: An einem Galgen hängt ein Hahn.

Weshalb es an diesem Abend zu Knüppelaktionen der Konstanzer Polizei, die bei Einsätzen in Freiburg schon einschlägige Erfahrungen gesammelt hat, und zum Einsatz von Tränengas und zu Verhaftungen kommt, wird nie richtig geklärt, auch nicht, was einen besonnenen Polizeiführer wie Stather zu einem Verhalten bringt, das ihn zur Negativfigur stempelt. Hat da ein Polizeichef einfach die Nerven verloren, wie in einem »Konstanzer Extrablatt« der Konstanzer Studenten gemutmaßt wird, oder sollte nur ein Exempel statuiert werden, um den im Herbst eintreffenden neuen Kommilitonen schon jetzt zu zeigen, woher der Wind in Konstanz weht?<sup>45</sup> Immerhin können wir noch in der Nacht mit Stather über die verhafteten Demonstranten reden; sie werden am frühen Morgen frei gelassen.

Die Vorfälle auf der Marktstätte signalisieren nicht nur einen Bruch in unserem Verhältnis zur Polizei, sie zeigen auch Veränderungen innerhalb der Studentenschaft auf. Noch im April 1968 fordert der stellvertretende Uni-ASTA-Vorsitzende Wulf Drexler vom Südkurier-Chefredakteur Oexle nach dem Attentat auf Rudi Dutschke, eine Stellungnahme ungekürzt zu veröffentlichen. Sie will die Bürger zur Diskussion einladen, da wir noch der Auffassung sind, dass in Konstanz mit Hilfe rationaler Argumentation und überlegter Aktionen Zustimmungen wie in anderen Städten vermieden werden können<sup>46</sup> – paradigmatischer Ausdruck der Überzeugung des reformistischen Teils der Konstanzer Studentenbewegung. Der radikalere Teil formuliert nach der Polizeiaktion auf der Marktstätte im »Konstanzer Extrablatt« Nr. 3: Eine Eskalation ist dann unausweichlich, wenn der Staat darauf besteht, seine autoritäre Machtstruktur zu erhalten. Am Montagabend haben wir einen Schritt dieser Eskalation der Macht und Gewalt gegenüber friedlich Versammelten erlebt. Die fragwürdige Diskussion über Gewalt gegen Sachen und Gewalt gegen Personen, über Gewalt und beanspruchte Legitimität der Gegengewalt wird nun auch in Konstanz geführt. Wie in der Universität insgesamt wird auch in der Studentenschaft der Konstanzer Konsens brüchig. Die Frühgeschichte der Universität nähert sich auch bei den Studierenden ihrem Ende; »Normalisierung« auch hier.



## SCHLUSS

Bleiben noch zwei Fragen: Muff an der Universität Konstanz? Fehlanzeige. Aber gab es doch wenigstens Talare? Hartnäckig hielt sich lange an der Universität ein Gerücht: Als der Großverleger Burda die ersten Konstanzer Professoren nach Offenburg einlädt (und dazu eigens einen Sonderwaggon nach Konstanz schickt), habe er den Wunsch geäußert, die Professoren mögen doch Talare tragen. Es gab sie wohl, zumindest bei denen, die schon an anderen Universitäten Professoren waren. Getragen wurden sie in Konstanz aber nie und auch nicht in Offenburg.

Und eine zweite Frage: was war da mit dem Kontrapunkt zu dem Tübinger Beschluss, das Talartragen auch Extraordinarien zu erlauben? Ort der Tat ist die Aula der Universität Hamburg, Anlass eine feierliche Rektoratsübergabe, Tatzeitpunkt der 9. November 1967 – niemand nimmt damals Anstoß an diesem Datum, auch nicht die Studierenden. Eine Verbindung zum »Dritten Reich« wird später nur einer herstellen, ein Professor für Islamkunde. Während die Professoren der Universität Hamburg in ihren Talaren feierlich in die Aula einziehen, setzen sich zwei Jurastudenten, ordentlich gewandt mit Anzug und Krawatte, an die Spitze des Zuges und entfalten ihr Transparent: »Unter den Talaren der Muff von tausend Jahren«. Kommentar des Islamwissenschaftlers: »Sie gehören alle ins Konzentrationslager«.

Das Foto mit dem Transparent und dem feierlichen Professorenzug wird zu einer Bildikone der Studentenbewegung. Mit dem Transparent, das heute im Hamburger Staatsarchiv lagert, wollen Detlev Albers und der gebürtige Schwabe Gert Hinnerk Behlmer, zwei Jurastudenten, auf überholte hierarchische Strukturen und Verkrustungen hinweisen. Die später und bis heute häufig wiederholte These, die »tausend Jahre« bezögen sich auf das »Tausendjährige Reich«, bestätigen die beiden nicht. Vielmehr sei es die Weiterentwicklung eines Spruchs auf einem Bauzaun auf dem Campus der Universität: »Es mieft in der Universität und das seit 100 Jahren«. <sup>47</sup>

Die schwarze Stoffbahn, auf der die Buchstaben mit Leukoplast festgeklebt sind, hat ihre eigene Geschichte. Sie ist Teil einer großen Bahn, die beim Trauerzug für Benno Ohnesorg in Berlin mitgetragen wurde. In Konstanz halten wir Totenwache am Insel-Hotel und auf der Marktstätte.

*Anschrift des Verfassers:*

Jürgen Leipold M. A., Tulengasse 5, D-78462 Konstanz, leipold-konstanz@t-online

## ANMERKUNGEN

- 1 Dem vorliegenden Text liegt ein Vortrag zugrunde, den der Verfasser im Frühjahr 2016 im Rosgartenmuseum Konstanz gehalten hat.
- 2 Der Zettel befindet sich im Archiv der Universität Konstanz.
- 3 Mitteilungen der Universität Konstanz Nr. 1/1967; hektografiert; Privatarchiv.
- 4 Empfehlungen des Wissenschaftsrats zum Ausbau der wissenschaftlichen Einrichtungen, Teil I: Hochschulen, Tübingen 1960.
- 5 Anregungen zur Gestalt neuer Hochschulen, Tübingen 1962.
- 6 PICHT, Georg: Die deutsche Bildungskatastrophe, Freiburg 1964.
- 7 DAHRENDORF, Ralf: Bildung ist Bürgerrecht, Hamburg 1965.
- 8 KIESINGER, Kurt Georg: Regierungserklärung vor dem Baden-Württembergischen Landtag am 25.6.1964. Abgedruckt in: DERS.: Stationen. 1949–1969, Tübingen 1969, S. 153.
- 9 Ebd., S. 154.
- 10 KIESINGER, Kurt Georg: Ausgewählte Reden von Kurt Georg Kiesinger zur Universität Konstanz, in: SUND, Horst und TIMMERMANN, Manfred: Auf den Weg gebracht. Idee und Wirklichkeit der Gründung der Universität Konstanz, Konstanz 1998, S. 3.
- 11 Ebd. S. 5.
- 12 SUND/TIMMERMANN (wie Anm. 10) S. XII.
- 13 KIESINGER (wie Anm. 10) S. 7.
- 14 Ebd., S. 12.
- 15 Ebd.
- 16 Zitiert in: BURCHARDT, Lothar: Konstanz. Zwischen Kriegsende und Universitätsgründung (Geschichte der Stadt Konstanz, 6) Konstanz 1996, S. 537.
- 17 HELMLE, Bruno: Zeugnisse aus bewegter Zeit, Sigmaringen 1979, S. 126.
- 18 Ebd., S. 127
- 19 Ebd., S. 126 f.
- 20 REISACHER, Erwin: Steinige Wege am See. Erinnerungen eines Gewerkschaftssekretärs und Kommunalpolitikers, Konstanz 1994, S. 160.
- 21 Diese Darstellung folgt der Stadtgeschichte von BURCHARDT (wie Anm. 16) und Erinnerungen des Verfassers.
- 22 ZAPF, Katrin: Rückständige Viertel. Eine soziologische Analyse der städtebaulichen Sanierung der Bundesrepublik, Frankfurt am Main 1969.
- 23 Ebd., S. 184.
- 24 LINDE, Horst: Struktur und Architektur einer Universität. Gedanken zur Planung der Universität Konstanz, in: SUND/TIMMERMANN (wie Anm. 10) S. 78.
- 25 WOLFF, Wilhelm von: Das unbekannte Gesamte. Zur Baugeschichte der Universität Konstanz, in: Schrr VG Bodensee 128 (2010) S. 181–212.
- 26 LINDE (wie Anm. 24) S. 79.
- 27 Zitiert nach Wikipedia/Universität Konstanz: [https://de.wikipedia.org/wiki/Universit%C3%A4t\\_Konstanz](https://de.wikipedia.org/wiki/Universit%C3%A4t_Konstanz) (Zugriff: 3. Januar 2017)
- 28 LINDE (wie Anm. 24) S. 80.
- 29 Ebd., S. 77.
- 30 PIAZOLO, Paul Harro: Zur Entstehung, Gestaltung und Auswirkung einer Reformuniversität, in: SUND/TIMMERMANN (wie Anm. 10) S. 88.
- 31 STRIEDTER, Jurij: Der Übergang von der Institutsstruktur zur Ordnung nach Fachbereichen, in: JAUSS, Hans Robert/NESSELHAUF, Herbert: Gebremste Reform. Ein Kapitel deutscher Hochschulgeschichte. 1966–1976, Konstanz 1998, S. 25.
- 32 NESSELHAUF, Herbert: Die Gründungsphase der Universität Konstanz, in: JAUSS/DERS. (wie Anm. 31) S. 25.
- 33 NARR, Wolf-Dieter/HICKEL, Rudolf: Konstanzer Assistenten – Der halbe Weg aus der halbverschuldeten Unmündigkeit, in: JAUSS/NESSELHAUF (wie Anm. 31) S. 98.
- 34 Ebd., S. 103.
- 35 Bericht und Erklärung zu der Sitzung des Großen Senats der Reformuniversität Konstanz vom 31.1.1966 zum Tagesordnungspunkt: Wahl des Prorektors: Vorwahlen. Flugblatt, Privatbesitz Leipold.
- 36 ECHO Bratislava, Dezember 1966.
- 37 JAUSS/NESSELHAUF (wie Anm. 31).
- 38 RABE, Horst: Die Grundordnung der Universität Konstanz, in: JAUSS/NESSELHAUF (wie Anm. 31) S. 32.
- 39 Zitiert bei NESSELHAUF (wie Anm. 32) S. 24.
- 40 RABE (wie Anm. 38) S. 32.
- 41 ECHO. Bratislava 1966.
- 42 Info-Blatt ASTA Uni Konstanz vom 1.7.1968. Hektografiert, Privatbesitz Leipold.
- 43 Info-Blatt ASTA Uni Konstanz vom 6.7.1968. Hektografiert, Privatbesitz Leipold.

44 HELMLE (wie Anm. 17) S. 133.

45 Konstanzer Extrablatt Nr. 3 vom 2.7.1968. Privatbesitz Leipold.

46 Brief AStA Uni Konstanz an Südkurier-Chefredakteur Oexle vom 14.4.1968. Privatbesitz Leipold.

47 Interview mit Behlmer. »Hamburger Abendblatt« vom 8.5.2008.

*Helmut Tiefenthaler*

## DAS MEHRERAUER BODENSEEUFER

Zur Landschaftsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts

Die »Bodenseelandschaft« der Tourismuswerbung suggeriert Vorstellungen von einer Kulturlandschaft mit den Merkmalen eines arkadischen Harmonierens von Natur und Kultur. Noch gibt es Restbestände solcher Uferbereiche mit nicht zu unterschätzenden Erinnerungen an eine lange zurückreichende naturnahe Kultivierung. In anderen Ufergebieten könnte hingegen die überspitzte Feststellung des Soziologen und Landschaftsexperten Lucius Burckhardt zu denken geben: »Kulturlandschaft ist die Landschaft, in die man zu spät kommt, deren Reiz darin besteht, dass man gerade noch lesen kann, wie es einmal war.«<sup>1</sup>

Wenn ein vorwiegend ästhetisch wahrgenommener Landschaftswandel thematisiert wird, dürfte eine überfachliche Sicht erwartet werden, für die im Bereich spezialisierter Wissenschaften jedoch niemand zuständig zu sein scheint. Was eine Landschaft für das subjektive Erleben reizvoll und liebenswert macht, lässt sich nur unter Teilaspekten objektivieren. Heute sind Untersuchungen mit fachspezifisch herangezogenen Indikatoren des Umweltschutzes und der Freizeitbedürfnisse unverzichtbar, sie stoßen aber bei Analysen der Landschaftswahrnehmung an Grenzen. Es zeigt sich, wie das subjektiv Ansprechende durch die Verschiedenartigkeiten der individuellen Interessen und Betrachtungsweisen sehr abweichend erlebt werden kann.

Die unterschiedlichen Werthaltungen machen die Notwendigkeit einer Raumplanung bewusst, die auch bei sich wandelnden Nutzungsinteressen auf Entwicklungsziele mit Blick auf »bleibende Werte« ausgerichtet ist. Dazu macht gegenwartsnahe Landschaftsgeschichte erkennbar, wie schwierig es sein kann, im Spannungsfeld konträrer Raumansprüche konsensfähige Lösungen zu finden.

Im Rückblick auf den innerhalb weniger Jahrzehnte vor sich gegangenen Landschaftswandel erscheint es nicht überflüssig, Fragen nach den Erfahrungen mit mehr oder weniger Verträglichem zu stellen. Inwieweit ist es im Widerstreit der konkurrierenden Flächenbeanspruchungen gelungen – oder auch nicht gelungen –, zu annehmbaren Kompromissen zu gelangen? Und wie lassen sich in sensiblen Uferlandschaften beim erreichten Entwicklungsstand neu hinzukommende wirtschaftliche und infrastrukturu-

relle Veränderungen mit einem nachhaltigen Bewahren der ökologischen und ästhetischen Landschaftswerte verbinden?

Fragen wie diese erfordern ein Eingehen auf möglichst konkrete Sachverhalte, was am ehesten kleinräumig möglich ist. Sie machen bewusst, wie gegenwartsnahe Landschaftsgeschichte in Zukunftsfragen der räumlichen Entwicklung mündet. Damit kann sich von selbst ein nahtloser Übergang von historischer zu raumplanerisch angewandter Geographie ergeben.

Ein näheres Befassen mit den im Bodenseeraum anzutreffenden Landschaftsräumen legt es nahe, bei möglichst verschiedenartigen Beispielen anzusetzen. Dazu eignen sich in Vorarlberg mehrere Uferlandschaften. Eine von diesen ist das Gebiet der Mehrerau zwischen der Bregenzer Seepromenade und den Flussauen der Bregenzerach. Hier treffen seit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts stark vermehrte Raumsprüche aufeinander, welche die Suche nach annehmbaren Lösungen zu einer ständigen Aufgabe machen.

Neben dem Facettenreichtum von Naturwerten und Formen des Naturerlebens spielt sich die am Ufersaum der Mehrerau vorherrschend gewordene Nutzung als Freizeitlandschaft im Umfeld eines jahrhundertealten Erbes monastisch geprägter Kultur ab. Wo zu den Wahrnehmungen des Landschaftscharakters zumindest Ahnungen von »Würde« dazugehören, ergeben sich von selbst auch Fragen nach den Verträglichkeiten des Nebeneinanders von modernen Sport- und Freizeitaktivitäten und der eher ruhebetonten Eigenart klösterlichen Lebens in der letzten lebenden Abtei am Bodensee.

## WENDEZEIT NACH SIEBEN JAHRHUNDERTEN BENEDIKTINERABTEI

Zur Kultivierung der Bodenseelandschaften haben seit dem Mittelalter mehrere Benediktinerklöster nachhaltig prägende Spuren hinterlassen. In Vorarlberg übernahm dazu das Kloster Mehrerau ab der Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert eine Vorreiterrolle. Dass dieses als Schwerpunkt seines Wirkens die Seenähe wählte, war keine von Anfang an ausgemachte Sache. Den von der Konstanzer Abtei Petershausen zwischen 1090 und 1094 auf der Suche nach geeignetem Gelände hierhergekommenen Mönchen wäre es vermutlich wie dem Bregenzer Grafen Ulrich X. am liebsten gewesen, das neue *monasterium Brigantiense* auf der Ölrainterrasse neben der Pfarrkirche St. Gallus zu bauen. Diese Standortwahl scheiterte jedoch am Einspruch des Grafen Ludwig von Pfullendorf, dem Mitbesitzer der Kirche.<sup>2</sup> Der Ausweichstandort für die Neugründung St. Peter in der Au – später Mehrerau (*Augia Maior* im Unterschied zum Prämonstratenserstift Minderau bzw. *Augia Minor* bei Ravensburg) – hatte immerhin den Vorteil einer guten Erreichbarkeit auf dem Seewege und der dadurch erleichterten Kommunikation mit anderen Bodenseeklöstern.





**Abb. 1:** Das Gebiet Rieden-Vorkloster im Rheinkartenwerk der k.k. Landesbaudirektion für Tirol und Vorarlberg von 1826 (Tiroler Landesarchiv, Kopie StAB)

Auf dem flachen Schwemmfächer der Bregenzerach stand ein ausgedehntes Umland für eine vielseitige Landwirtschaft zur Verfügung. Dabei erlaubten die noch erforderlichen Rodungen die Beschaffung von Bauholz in nächster Nähe. Im Laufe der Jahrhunderte entwickelte sich das Kloster der Benediktiner durch Grunderwerbungen in einem weiten Umkreis zum größten Grundbesitzer im Lande. Es erlangte damit zwar keinen mit der benachbarten Fürstabtei St. Gallen vergleichbaren Rang, war im 18. Jahrhundert aber wie diese darauf bedacht, mit einem Kirchenneubau barocke Prachtentfaltung zur Geltung zu bringen. Obschon man sich nicht dieselbe Größenordnung und Ausstattung leisten konnte, wurde die 1740–1743 erbaute Klosterkirche der größte Barockbau Vorarlbergs.

Zu dieser Zeit ließ sich der bereits bemerkbare Geist der Aufklärung noch leicht ignorieren. Umso mehr wurde er in den 1780er-Jahren unter Kaiser Joseph II. spürbar, als den aus seiner Sicht »unnützen« Ordensgemeinschaften auch in Vorarlberg die Existenzberechtigung entzogen wurde. Davon blieb Mehrerau damals noch verschont. Während der kurzzeitigen Zugehörigkeit Vorarlbergs zum Königreich Bayern folgte 1806 aber auch die Aufhebung dieser Benediktinerabtei. Schon zwei Jahre später blieb von der Barockkirche kein Stein auf dem anderen. Sie wurde zum Steinbruch für den Bau der Lindauer Hafenanlagen. Der Klostertrakt fand in den folgenden Jahrzehnten als Kaserne Verwendung.

Der in dieser Zeit allenthalben fortschreitende wirtschaftliche Wandel führte in den umfangreichen Mehrerauer Gütern zur Auflösung von altgewohnten Flur- und Nutzungsordnungen, verbunden mit Aufteilung der Allmenden.<sup>3</sup> Der damit eingeleitete Strukturwandel hatte aber noch lange nur wenige sichtbare Auswirkungen auf das Seeufer.

Die Versteigerung von landwirtschaftlich nutzbaren Böden erlaubte es vor allem auswärtigen Interessenten, im Ortsteil Vorkloster Fuß zu fassen. Die dort früher vom Kloster abhängige kleine Dienstleutesiedlung zog daraus wenig Gewinn. Sie lebte nach dem Verlust der früheren Dienstverhältnisse eher schlecht als recht von kleinbäuerlicher Landwirtschaft und Fischerei. Kreishauptmann Franz Anton von Daubrawa bezeichnete 1819 die Bewohner von Vorkloster als »äußerst arm«.<sup>4</sup> Die Gemeinde Rieden-Vorkloster konnte sich nicht einmal eine eigene Kirchgemeinde leisten, sondern blieb bis 1931 der Bregenzer Pfarrei St. Gallus zugehörig.

Das der Gemeinde Rieden zugehörige seenahe Talgebiet bestand 1825 aus dem Dörfchen Vorkloster mit 147 Bewohnern und den umliegenden Häusergruppen Baad, Reute und Schendlingen mit zusammen 94 Bewohnern.<sup>5</sup> In der damaligen Volks- und Häuserzählung ist vom Ortsteil Mehrerau mit dem aufgelassenen Benediktinerkloster nicht einmal mehr der Name erwähnt.

Angesichts des Mangels an Erwerbsmöglichkeiten kam es der Gemeinde sehr gelegen, als sich in Vorkloster die ersten kleinen Industriebetriebe niederließen. 1838 erwarb der Fußacher Fabrikant Konrad Gysi die ehemalige Klostermühle, um dort eine Rotfärberei und Stoffdruckerei einzurichten.<sup>6</sup> Kurz darauf wurde im ehemaligen Klosterareal eine »Zichorienfabrik« zur Herstellung von Kaffeeersatz aus Wegwartewurzeln in Betrieb genommen.

## DAS ZISTERZIENSERKLOSTER UND SEIN UMLAND

Für Vorkloster war es eine Folge der Aufhebung der Zisterzienserabtei Wettingen im Kanton Aargau, dass sich deren Abt Leopold Hoechle entschloss, die Möglichkeit einer Auswanderung an das Vorarlberger Bodenseeufer zu nützen. Nach der Genehmigung zur Niederlassung wurden die aus der Schweiz kommenden Mönche von den Einheimischen am 8. Juni 1854 anscheinend mit Freuden empfangen.<sup>7</sup>

Zu der auch von den Zisterziensern beachteten Verbindung von Beten und Arbeiten gehörte wie bei den Benediktinern eine auf möglichst großflächiges Agrarland gestützte Eigenversorgung. Dazu konnte sich der an Wettinger Großgrundbesitz gewöhnte Konvent mit dem in der Mehrerau erworbenen Kasernenareal noch nicht zufrieden geben. Hier wurden bereits die in nächster Nähe bestehenden Betriebe der Rotfärberei und Zichorienfabrik wie auch zwei nahe Badegasthöfe ohnehin als störend empfunden. Abt Hoechle beeilte sich, gleich nach dem Ankauf der Klosteranlage auch diese Liegenschaf-



Abb. 2: Klosterareal der Zisterzienserabtei Wettingen-Mehrerau (Flugaufnahme 2013, Archiv Kloster Mehrerau).

ten zu erwerben. Noch während des Baues einer neuen Stiftskirche riskierte der Konvent erhebliche Schulden, um in der Umgebung weitere Landwirtschaftsflächen und den Mehrerauer Wald aufzukaufen.

Die Liberalisierung des Bodenmarktes hatte für das Kloster zusammen mit den sich verstärkenden wirtschaftlichen und städtebaulichen Veränderungen zweischneidige Auswirkungen. Einerseits lockerten sich durch andere Erwerbsmöglichkeiten die bisherigen kleinbäuerlichen Abhängigkeiten von eigenem Grundbesitz, so dass immer mehr Landwirtschaftsflächen feilgeboten wurden. Andererseits kam es im Ortsteil Vorkloster zu einer rasch fortschreitenden Industrialisierung mit Gründung der Fabriken Benger (1885), Maggi (1887), Elektra (1893), Welz (1896) und Schoeller (1897). Das hatte für die Abtei besonders unter Abt Maurus Kalkum (1878–1893) beschleunigte Anstrengungen für zusätzlichen Grunderwerb zur Folge. Wichtig wurde für ihn »die Arrondierung der Klostergüter durch Ankauf von Häusern und Liegenschaften in der nächsten Nähe des Klosters, um auf diese Weise der drohenden Errichtung von Fabriken in der Klostersnachbarschaft vorzubeugen«. <sup>8</sup> Pater Maurus Kalkum hat daher in den 15 Jahren seiner Abtszeit mindestens 28 Kaufverträge abgeschlossen. <sup>9</sup> Der fünfte Mehrerauer Abt Augustin Stöckli (1895–1902) brachte es in sieben Jahren auf 33 Kaufverträge, wobei aber auch Grund in mehreren anderen Gemeinden erworben wurde. <sup>10</sup> Dabei sollten neben Zukäufen für die eigene Verwendung zugleich Möglichkeiten für Tauschzwecke genutzt werden. Die Bodenbeschaffung für den landwirtschaftlichen Großbetrieb diente neben der

Lebenshaltung des Klosters auch der Versorgung eines Internats mit wachsenden Schülerzahlen, später auch einer eigenen Krankenanstalt.

Mit der staatlichen Anerkennung der Klostergründung hatte die Abtei ebenso die Genehmigung zur Einrichtung einer privaten Lehr- und Erziehungsanstalt erhalten, die 1886 den Namen *Kollegium St. Bernardi* erhielt. 1919 kam neben dem Öffentlichkeitsrecht für ein achtklassiges Gymnasium eine Handels- und Fortbildungsschule, 1920 eine bis 1974 bestehende landwirtschaftliche Fachschule hinzu. 1923 wurde anstelle eines alten Schwefelbades das Sanatorium Mehrerau eröffnet.

Noch bevor die Gemeinde Rieden 1919 mit Bregenz vereinigt wurde, hatte die Stadt im Jahr 1900 die Aufgabe übernommen, für ihre Garnison einen Exerzierplatz bereitzustellen. Nun sah sich der Konvent zum Verkauf eines entsprechenden Geländes im Bereich der heutigen Rheinstraße genötigt. Nach dem Ersten Weltkrieg folgten im Stadtteil Vorkloster zur Milderung der Wohnungsnot mehrere Grundtauschgeschäfte und Verkäufe für Siedlungszwecke.

Zum hundertjährigen Bestandsjubiläum des Zisterzienserklosters verfügte dieses 1954 über einen Grundbesitz von insgesamt 192 Hektar. Davon befanden sich rund 110 Hektar im Gebiet der Mehrerau, etwa 60 Hektar auf Eichenberg, während der Rest auf die Katastralgemeinden Kennelbach, Wolfurt, Lauterach, Dornbirn und Bregenz-Fluh entfiel.<sup>11</sup>

Seither sah sich die Landeshauptstadt Bregenz vor allem in den nordwestlichen Randlagen des Siedlungsgebietes einer stark zunehmenden Nachfrage nach Baugrund für Betriebsansiedlungen oder -erweiterungen wie auch für den Wohnungsbau gegenüber. Wenn sich die Abtei dadurch immer wieder zu Grundverkäufen gedrängt fühlte, bot dies wenigstens die Möglichkeit, mit dem Erlös größere Um- und Neubauten im Klosterareal zu finanzieren oder auch Ersatzgrundstücke zu erwerben.

2016 verfügte das Kloster Mehrerau zwischen der Bregenzerach und dem Bregenzer Strandbad noch über insgesamt 85 Hektar Grundflächen, von denen 39 Hektar landwirtschaftlich genutzt und 3,7 Hektar für Sport- und Freizeitzwecke verwendet werden. 20 Hektar umfasst das Wasserschutzgebiet im Mehrerauer Wald.<sup>12</sup> In den vergangenen Jahrzehnten hat sich die Landwirtschaft des Klosters grundlegend gewandelt. Neben wachsendem Rationalisierungsdruck und baulichen Veränderungen hat dazu die personelle Situation beigetragen.<sup>13</sup> Durch das Fehlen von Mitbrüdern für die bäuerlichen Aufgabenbereiche ist die Landwirtschaft seit dem Jahre 2003 verpachtet. Dabei befindet sie sich mit verschiedenen offenen Fragen zu zukunftsweisenden Umstrukturierungen aber noch in einer Übergangsphase.



## NATURRÄUMLICHE KULTIVIERUNGSVORAUSSETZUNGEN

Die Schwemmlandebenen zwischen Bregenz und Hard sind aus dem seit der letzten Eiszeit beträchtlich angewachsenen Flussdelta der Bregenzerach hervorgegangen. Das Mehrerauer Ufergebiet war zur Römerzeit aber großteils noch nicht verlandet.<sup>14</sup> Die Uferlinie hat sich in den vergangenen 2000 Jahren zum Teil um mehr als 300 Meter seewärts verschoben.<sup>15</sup> Wie breit das mehrarmige Delta noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts war, wird sehr anschaulich in der von Blasius Hueber angefertigten Landeskarte *Provincia Arlbergica* von 1783 vor Augen geführt. Durch den bei so vielen Mündungsarmen und Rinnsalen zu erwartenden Wechsel der Strömungsverhältnisse veränderten sich auch wiederholt die Ablagerungen von gröberem und feinerem Geschiebe. Die Randbereiche des Deltas wurden seit Jahrtausenden immer wieder bei Hochwasser überflutet, wobei die Bregenzerach großflächig Schlamm absetzte. Gegen Bregenz hin war dies am häufigsten in den seenahen Riedlandschaften der Fall. Daher sind hier vorwiegend Böden aus feinem Schwemmmaterial anzutreffen, die landwirtschaftlich oft nur als Streuwiesen genutzt werden können. Andere Uferbereiche sind von Auwald gesäumt. Weichholzauen mit einem Überwiegen von Grauerle oder Silberweide sind für die bei Hochwasser zeitweise überfluteten Böden typisch. Der im 20. Jahrhundert erlangte Hochwasserschutz hatte auch Auswirkungen auf die Gehölzvegetation, die sich in einer Umwandlung in Hartholzauen mit einem Vorherrschen der Esche zu erkennen geben.

In größeren Uferabständen wie in der Umgebung des Klosters Mehrerau erlaubt der weniger oberflächennahe Grundwasserstand eine relativ intensive Grünlandnutzung. Für eine vielseitige Landwirtschaft eignen sich vor allem die Bodenverhältnisse zwischen der Mehrerauer Straße und dem Hangfuß des Riedersteins und der Ölrainter-



**Abb. 3:** Die seenahen Ebenen zwischen Bregenz und Hard verdanken ihre Entstehung den großflächigen Flussablagerungen der Bregenzerach (Foto H. Tiefenthaler).



rasse, wo der durchlässige Schotteruntergrund von braunem Auboden aus lehmigem Sand überdeckt ist. Hier besaß die Benediktinerabtei drei große »Braiggen« mit guten Voraussetzungen für die früher allgemein übliche Dreifelderwirtschaft.<sup>16</sup>

Die Flussablagerungen sind im vertikalen Aufbau und besonders randlich mit feinkörnigen, teils lehmigen Seesedimenten verzahnt. Diese wirken in mehreren Bereichen als Grundwasserstauer, denen einige Gießenbäche entspringen. Sie waren in der Vergangenheit wasser- und fischreich und konnten für verschiedenste Zwecke genutzt werden. Einzelne Bäche waren auch für den Betrieb von Mühlen und Sägen geeignet. Von diesen Wasserläufen ist heute nicht mehr viel zu sehen, da sich die Grundwasserverhältnisse als Folge der Schutzwasserbauten an der Bregenzerach und durch ein Trinkwasserpumpwerk verändert haben, manche Bäche auch verroht wurden.

Zum Schutz vor Hochwasser hatte man sich in Mehrerau lange mit behelfsmäßigen Wuhungen am östlichen Mündungsarm der Bregenzerach beholfen. Als deren Sohle im Laufe der Neuzeit aber durch vermehrte Geschiebeablagerungen immer höher zu liegen kam, musste man sich auf zunehmende Bedrohungen durch Hochwassergefahren einstellen und die Dämme wiederholt verstärken.

Die damaligen Dammbauten konnten nicht verhindern, dass sich Überschwemmungen wiederholten. So ist in einer vom Kreisamtskanzlisten Gebhard Roder verfassten Chronik zu lesen: *Vom 28. auf den 29. October 1824 trat der Achfluss nach einem vorausgegangenen eintägigen unausgesetzten warmen Regen der Art aus, dass die ganze Mehrerau unter Wasser kam und dass selbst das Achwasser in den Mühlgräben und auf dem Ried eindrang, so dass man sagen kann, das Achwasser habe den Kleinerischen Lohrstampf [heute im Bereich Weiherstrasse, Anm. d. Verf.] getrieben.*<sup>17</sup>

Die Hochwasser führende Bregenzerach hat die Mehrerau auch später noch wiederholt bedroht, ein wirksamer Schutz konnte erst im Rahmen der zwischen 1920 und 1935 erfolgten umfassenden Flussregulierung erreicht werden. Die damit verbundene Einengung des Achbetts hatte aber eine verstärkte Strömung und Erosion, damit auch Absenkungen des flussnahen Grundwasserstroms zur Folge. Inzwischen gelang durch den Einbau von Sohlschwellen eine Stabilisierung der Flusssohle. Die Dammbauten erlaubten es auch, den Siedlungsausbau bis zu den Achauen auszudehnen und diese mit Fußwegen für die Naherholung zugänglich zu machen.

## ANFÄNGE DER ERSCHLIESSUNG ALS BREGENZER ERHOLUNGSGEBIET

Die Neugründung des Zisterzienserkonvents fiel in die Zeit wegweisender wirtschaftlicher Aufbrüche. Dabei sah es so aus, als könne sich Bregenz nicht wie Dornbirn zu einer Industriestadt, auch nicht wie Feldkirch zu einer Schul- und Beamtenstadt entwickeln. Dafür wurde die Stadt in Vorarlberg zum meistbesuchten Anziehungspunkt für

Touristen. Zu dieser Entwicklung sind kräftige Impulse von der Eröffnung der Eisenbahnen ausgegangen, die schon in den 1850er-Jahren in Friedrichshafen, Lindau, Rorschach und Rheineck den Bodensee, 1872 endlich auch Bregenz erreichten. Die gleichzeitig aufkommende Dampfschiffahrt machte die Pforte des Rheintals mit den Aussichtspunkten Gebhardsberg und Pfänder für den Bodenseetourismus in besonderer Weise interessant.

Die zunehmenden Besuche aus den gehobenen Bevölkerungsschichten erforderten eine rasche Anpassung der Gastronomie an steigende Ansprüche. Nach der 1871 erfolgten Gründung eines Vereins für gemeinnützige Zwecke unternahm die Stadt in der nächsten Umgebung auch erhebliche Anstrengungen für Ortsverschönerungen und die Ausgestaltung attraktiver Spazier- und Wandermöglichkeiten. Zugleich wurde die Werbung für die inzwischen geschaffenen Freizeiteinrichtungen verstärkt, bei denen die Seebäder an der Straße nach Lindau zu den bevorzugten Zielen gehörten. Nach 1870 wurde ein Hauptaugenmerk auf die Neugestaltung des Bahnhofs- und Hafensareals gerichtet. 1884 konnte gleichzeitig mit der Fertigstellung der Arlbergbahn auch die Österreichische Bodenseeschiffahrt ihren Betrieb aufnehmen.

Der 1880 begonnene Bau von Ufermauern mit Aufschüttungen auf der Seeseite des Bahnhofs ermöglichte es 1887, die neu geschaffenen Seeanlagen für eine Landesausstellung zu nutzen. 1896 wurde in Vorkloster eine Radrennbahn eröffnet. Für die inzwischen aufgekommene Sportschiffahrt stand ab 1893 ein kleiner Gondelhafen zur Verfügung. Der 1895 gegründete Bregenzer Segelklub hatte um diese Zeit 62 Mitglieder mit sechs Segeljachten und zwei Motorbooten.<sup>18</sup> Fünf Jahre später erfolgte die Gründung des Rudervereins Wiking, dem das 1906 erbaute »Sporthaus« (heute »Wirtshaus am See«) als Klubheim diente.

Für die Anlage der stadtnahen Sport- und Freizeiteinrichtungen war das Mehrerauer Seeufer anfangs hauptsächlich für die Beschaffung von Schüttmaterial von Interesse. Vom Hafen führte im Verlauf der heutigen Mehrerauer Straße schon lange ein mit Alleebäumen bepflanztes Sträßchen zum Kloster und Schwefelbad Mehrerau. Es eignete sich für Spaziergänge und Kutschenfahrten. Da hier um die Jahrhundertwende touristisch außer beschaulicher Erholung noch lange »nichts los« war, fand dieser Bereich im städtischen Fremdenverkehrsangebot relativ wenig Beachtung. Noch um 1900 wurde er für Ausflüge weniger empfohlen als etwa die Straßen zu den Gasthöfen an der Lauteracher Achbrücke.<sup>19</sup> Offenbar wurde bei der Werbung besonders den Interessen der Gastwirtschaften Rechnung getragen, die in der Umgebung von Bregenz wohl nirgends so wenig einladend wirkten wie am Weg in die Mehrerau. Der als Ausflugsziel lange beliebte Badgasthof der Familie Bilgeri kam 1885 in den Besitz des Klosters, wurde jedoch bis zum Ersten Weltkrieg in eher bescheidenem Umfang weitergeführt. Motivierend für den Kauf war nicht zuletzt die Befürchtung des Konvents, dass der Gasthof von einem anderen Besitzer vergrößert werden könnte, wodurch die Ruhe des Klosters »später sehr gefährdet werden würde«.<sup>20</sup>

Es passte zum Ambiente erhol-samer Ruhe, dass Pater Dominikus Willi als Rektor des Collegiums um eine schattenspendende Bepflanzung des kahlen Klosterhofs mit Kastanien, Linden und einem Mammutbaum bemüht war und der Weg zum Seeufer als Eichenallee gestaltet wurde. 1883 konnte am See für die Ordensangehörigen auch ein eigenes auf Pfählen aufgeständertes Badehaus errichtet werden, das in dieser Ausführung bis 1967 bestand.<sup>21</sup>

Zur Frage, wie sich anstelle des bisherigen Badgasthauses eher unter sozialen als unter touristisch-wirtschaftlichen Aspekten eine zukunftsfähige Lösung finden lässt, fiel die Entscheidung zur Schaffung eines Heilbades und Sanatoriums. Der von Architekt Klemens Holzmeister geplante Bau wurde 1923 fertiggestellt.

Zu dieser Zeit mehrte sich in dem von der Industrialisierung voll erfassten Stadtteil Vorkloster das Interesse an Sport- und Freizeiteinrichtungen zum Ausgleich für die Fabrikarbeit. Zwischen den Bregenzer Seeanlagen und der klösterlichen Ruhezone wurden ab dem Beginn der 1920er-Jahre etliche kleine Uferbereiche für Badezwecke in Anspruch genommen. Gleichzeitig waren verschiedene Turn- und Freizeitvereine auf der Suche nach geeigneten Plätzen für ihre Aktivitäten, ohne dafür große Aufwendungen vorzusehen. Das waren oft nur unverbaute Restflächen zwischen Bahnanlagen, städtischem Schlachthof, Viehställen, Baracken, Müll- und Schuttablagen, die als Schrebergärten oder behelfsmäßig als Turn- und Fußballplätze verwendet werden konnten. Der Strandweg zur Bregenzerachmündung war zu dieser Zeit noch ein holpriger Karrenweg, der bei hohen Seewasserständen an mehreren Stellen überflutet wurde. Er vermittelte den Zugang zu kleinen Liegeplätzen von Fischerbooten. Verbesserungen des Strandwegs wurden zwar in den 1930er-Jahren zur Beschäftigung von Arbeitslosen angegangen, sie beschränkten sich jedoch auf die Behebung der gravierendsten Mängel.

Die Zahl der Segel- und Motorboote hielt sich anfangs in so bescheidenen Grenzen, dass es noch keines zusätzlichen Sporthafens bedurfte. Es war schon viel, dass einige Bootsbesitzer von Vorkloster in den 1920er-Jahren einen Anfang machten, an der Mündung des Suppersbachs ihre Boote unterzubringen und 1935 eine Interessenge-



**Abb. 4:** Anlegemöglichkeiten für Ruderboote, wie sie im Mündungsbereich des Bilgeribachs neben Badehütten schon in den 1930er-Jahren bestanden (Foto 1950, Stadtarchiv Bregenz).

meinschaft gründeten mit dem Zweck, »Anlagen zur Vertäuung von Booten im Suppersbach zu errichten.«<sup>22</sup>

Die Ausgestaltung und fortschreitende Erweiterung der Bregenzer Bahnhofs- und Seeanlagen hatte sich inzwischen auch am Seeufer unweit des Klosters durch Kiesabbau nicht sehr leise bemerkbar gemacht. Wie verschieden die Verträglichkeit von Baggerungen mit der Stille einer Erholungslandschaft verstanden werden kann, lässt sich exemplarisch in einem in der NS-Zeit herausgegebenen *Führer durch Bregenz und seine Umgebung* nachlesen: »Drunten, wo die Bregenzerach in den See mündet, zwischen Wald und Geröll, arbeiten draußen die Bagger und ihr eintöniges Geräusch paßt gut in die sonstige Stille dieser abgelegenen Einsamkeit.«<sup>23</sup>

Dieser Kiesabbau hatte zuvor schon mehr als ein halbes Jahrhundert dazu gedient, die Bregenzer Seeanlagen in Richtung Mehrerau zu erweitern. Als in den Jahren 1934/35 ein Strandbad gebaut wurde, bedurfte es beträchtlicher Mengen Aufschüttungsmaterial, das mit mehr als 400 Kiesschiffen von der Bregenzerachmündung beschafft werden musste.<sup>24</sup>

## KIESABBAU

Der Schwemmfächer der Bregenzerach besteht zu über 60 Prozent aus kalkreichem Kies.<sup>25</sup> Für die Bauwirtschaft hat dieser den Vorteil eines hohen Anteils von mittel- bis grobkörnigem Material, da das Geschiebe der Bregenzerach im Vergleich mit dem des Rheins schon wegen der viel kürzeren Transportwege weniger zerrieben ist. Das für Bauzwecke geeignetste Material ist nahe der Flussmündung zu finden, wo es bei der Sedimentation zuerst liegen bleibt, während die tonreichen Feinsedimente weiter in den See geschwemmt werden. So war es naheliegend, mit den Kiesbaggerungen vorrangig dort anzusetzen.

Ein Abbau in größerem Umfang begann mit dem Eisenbahnbau, vor allem für die in den 1880er-Jahren erfolgten Geländeaufschüttungen im Bahnhofs- und Hafenable und den dortigen Seeanlagen. Der Mehrerauer Prior Pater Dominikus Willi schrieb am 28. Januar 1884 in sein Tagebuch: »Man baut am See vom Bahnhof bis zur Aach eine Schotterbahn, um in der Aach Kies zur Erhöhung des Bahnhof-Terrains zu gewinnen.«<sup>26</sup> Am 23. Februar folgte die Eintragung: »Seit einigen Tagen ist die Schotter-Bahn von Bregenz an die Aach fertig. Täglich fahren viele Züge, mit zwei Lokomotiven bespannt, am Seeufer hin und zurück.«<sup>27</sup>

Nach Abschluss der bahnhofnahen Aufschotterungen konnte die Trasse der Betriebsbahn zum Teil für die Anlage des jetzigen Strandwegs verwendet werden. Als später Kies für den Bau des Strandbads zu beschaffen war, erfolgte der Transport bis zum Gütermolo mit Kiesschiffen und von dort mit gleisgebundenen Kippwagen ins Baugebiet.<sup>28</sup>

Die Nassbaggerungen hatten nach dem Ersten Weltkrieg auch für Bauführungen außerhalb des Landes beträchtlich zugenommen. Entsprechend der steigenden Kiesnachfrage kamen immer leistungsfähigere Bagger und Lastschiffe zum Einsatz. In den 1930er-Jahren wurde von der Bregenzerach – die Harder Seite inbegriffen – jährlich an die 500.000 Tonnen Kies und Sand abgeführt.<sup>29</sup> Zu dieser Zeit machten sich aber auch bereits aus Gründen des Natur- und Landschaftsschutzes Widerstände gegen Baggerungen in bislang verschonten Landschaftsteilen bemerkbar. So etwa wurde ein vom Bagge-  
runternehmen Lutz & Co 1936 im Riedgebiet Isel beantragter Kiesabbau im Umfang 100.000 bis 120.000 m<sup>3</sup> von der Landeshauptmannschaft abgelehnt. In der Begründung wurde erwähnt, »dass es am ganzen Bodensee wenige Uferstrecken von solcher Naturschönheit gibt, wie die in Frage stehende. Durch die geplante Baggerung würde das natürliche Bodenseeufer bei Bregenz in ärgster Weise geschädigt und das Landschaftsbild dauernd verunstaltet werden«. <sup>30</sup> Auch eine Berufung beim Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft hatte keinen Erfolg. Dies nicht zuletzt deshalb, weil nach dem damit verbundenen Verlust von Streuwiesen von der in Aussicht gestellten Rekultivierung keine Aufwertung der landwirtschaftlichen Nutzungseignung erwartet werden konnte.<sup>31</sup>

Zu dieser Zeit wurde aber in anderen Bereichen des Bregenzerach-Schwemmfächers eifrig gebaggert. 1931 hatte die Stadt Bregenz mit dem Schotterwerk Woche & Co. auf 25 Jahre einen Baggerungsvertrag abgeschlossen mit dem Ziel, den Kiesabbau mit der Anlage eines Hafens für den Kiesumschlag und zum Bau einer Verbindungsstraße zur Rheinstraße zu schaffen. 1943 berichtete der Bürgermeister dem Landratsamt, das Unternehmen habe sich an diese Vereinbarung nicht gehalten und sei »nur darauf bedacht, durch raubbaumäßige Weiterbaggerungen einen möglichst großen Geschäftsgewinn zu erzielen«. <sup>32</sup> Manche Abbaue erfolgten mit der Zusicherung, die »Baggerlöcher« nach der Kiesentnahme mit Aushubmaterial aufzufüllen und das Gelände wieder zu begrünen. Wo dies im Strandbereich unterlassen wurde, sah sich die Stadt Bregenz mitunter genötigt, solche Landschaftsschäden später auf eigene Kosten zu sanieren. Wenn Folgen dieser Art zu befürchten waren, hat sich die Stadt später gelegentlich gegen die Erteilung einer Abbaubewilligung ausgesprochen.<sup>33</sup>

Nach dem Zweiten Weltkrieg konzentrierte sich der Kiesabbau am



**Abb. 5:** Zu Beginn der 1970er-Jahre konzentrierte sich der Kiesabbau auf das Ufergebiet östlich der Bregenzerachmündung (Flugaufnahme Mai 1971, Stadtarchiv Bregenz)



Bregenzer Bodenseeufer neuerlich auf den Nahbereich der Bregenzerachmündung. Hier wurden die Baggerungen vom Schotterwerk Woche bis 1953 fortgesetzt.<sup>34</sup> So entstand der nach diesem Unternehmen benannte Wochehafen.

Der nach 1950 einsetzende Bauboom war mit einem entsprechend steigenden Kiesbedarf verbunden, so dass bald mehrere Unternehmen gleichzeitig die sich noch bietenden Abbaumöglichkeiten nutzten. In den 1970er-Jahren stieg die Nachfrage nach Baurohstoffen hauptsächlich durch den Bau der Rheintal-Autobahn und anderer Straßen. 1972 erhielt das Landesstraßenbauamt die wasserrechtliche Bewilligung, am westlichen Mehrerauer Seeufer im Laufe von 15 Jahren mit schwimmenden Baggeranlagen 1,2 Millionen Kubikmeter Kies abzubauen.<sup>35</sup> Dabei wurde die Zerstörung der dortigen Flachwasserzonen in Kauf genommen. Diese Veränderungen haben damals einen nicht zu überhörenden Unmut der Bregenzer Berufsfischer erregt.

## PROJEKTE FÜR EINEN HAFEN DER HOCHRHEINSCHIFFFAHRT UND EINE BAHNHOFVERLEGUNG

Die durch die Eisenbahnbauten beschleunigte industrielle Entwicklung ließ den Güterverkehr schon um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in einem Maße anwachsen, dass eine Verlagerung von Schwertransporten auf noch auszubauende Binnenschiffahrtslinien unumgänglich erschien. Erste Machbarkeitsuntersuchungen erweckten schon vor dem Ersten Weltkrieg den Eindruck, als sei es an der Zeit, auch die Schiffbarmachung des Hochrheins bis zum Bodensee vorzubereiten. 1914 waren sich der Vorarlberger Landtag und die Stadt Bregenz einig bei der Forderung: »Der Staat möge dem großzügigen Projekte der Rhein-Großschiffahrt und der Anlage eines Großhafens in Bregenz die gebührende Aufmerksamkeit zuwenden und in verkehrstechnischer wie handelspolitischer Hinsicht die nötigen Maßnahmen zur Durchführung des Projektes treffen«. <sup>36</sup> Damit begann auch in Vorarlberg die Suche nach dem geeignetsten Hafenplatz in Verbindung mit einem leistungsfähigen Verladebahnhof. Dafür schien das Ufer in der Umgebung der Bregenzerachmündung die günstigsten Voraussetzungen zu bieten. Eine im Jahre 1917 veröffentlichte Projektstudie zeigt auf der Harder Seite Hafenanlagen mit drei Becken für den Güterumschlag und einem Bahnanschluss über die Lauteracher Schleife. Dabei wurde vorausgesetzt, dass die ohnehin notwendige Regulierung der Bregenzerach rasch genug realisiert werden kann. Mitbedacht war auch der Flächenbedarf für Hafenerweiterungen, Industrieanlagen und Arbeitersiedlungen.<sup>37</sup>

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs fehlte es zwar nicht an fortgesetzten Bestrebungen zur Verwirklichung der Hochrheinschiffahrt, die Konkretisierungen des Vorarlberger Hafenprojektes erfolgten aber erst nach der Eingliederung Österreichs in das Deutsche Reich. Da inzwischen eine fortschreitende Verlandung der Harder Bucht zu

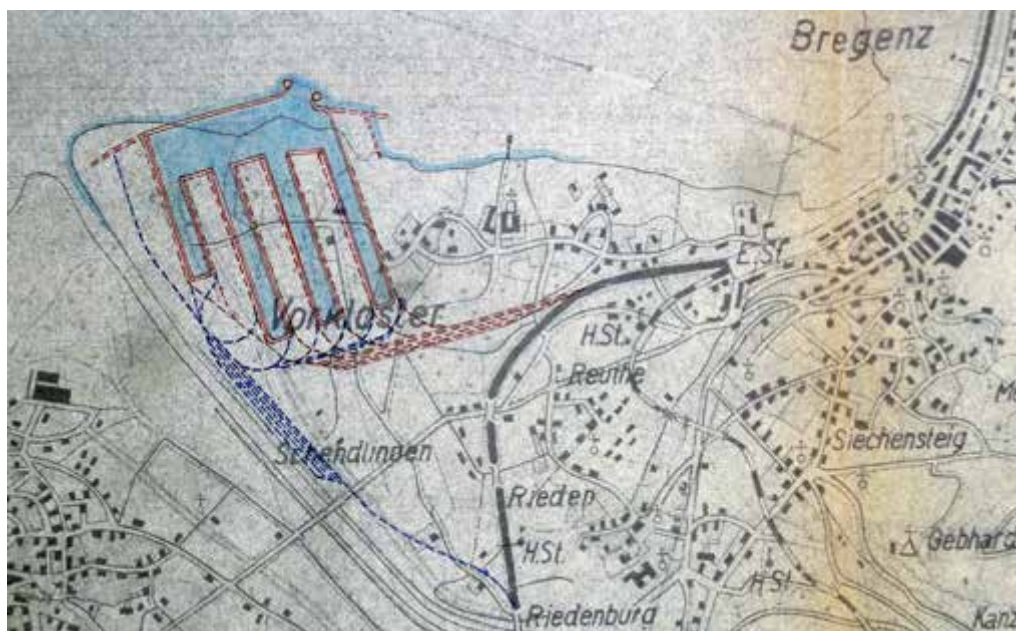


Abb. 6: Projektskizze von 1938 für den Bau eines der Hochrheinschifffahrt dienenden neuen Bregenzer Hafens mit Bahnanschlüssen (VLA).

beobachten war, schien Bregenz die besseren Voraussetzungen für einen neuen Großschifffahrtshafen zu bieten. Schon im Mai 1938 wurde von einem Proponenten der deutschen Verkehrswirtschaft die Forderung erhoben: »In Bregenz ist die Planung für einen großen Umschlags- und Industriehafen möglichst umgehend einzuleiten. Günstig gelegenes Gelände ist hier im Gegensatz zu manch anderer Hochrheinstadt auf deutscher Seite vorhanden.«<sup>38</sup>

Der vom neuen Landeshauptmann bestellte Bregenzer Bürgermeister Carl Solhardt präsentierte im Juni 1938 Vorstellungen von einer Stadtentwicklung mit Neutrasierung der Bahnanlagen und mit Verlegung des Güterumschlaghafens in den Uferbereich zwischen Achmündung und Kloster Mehrerau, »weil dort ausreichend wenig verbautes und landwirtschaftlich wenig genutztes Gebiet in ausreichendem Maße zur Verfügung steht.«<sup>39</sup> Für das Hafenprojekt lag zu dieser Zeit bereits eine vom damaligen Rheinbauleiter Felix Nesper ausgearbeitete Vorstudie vor.<sup>40</sup> Reichsstatthalter Franz Hofer setzte sich mit Nachdruck für dieses Projekt ein. Als er befürchtete, dass in Berlin einer Variante im Bereich Lindau-Reutin mehr Beachtung geschenkt werden könnte, betonte er in einem am 2. Januar 1941 an das Reichsverkehrsministerium gerichteten Schreiben: »Dass als Umschlaghafen des Einflußgebietes der Schifffahrtsstraße von Basel bis zum Bodensee in erster Linie und zwar als Endhafen der Rheinschifffahrt Bregenz in Frage kommt, wurde bisher von keiner Seite als fraglich angesehen.«<sup>41</sup>

Im Zusammenhang mit diesem Großprojekt hat die Stadt Bregenz Ende 1939 beim Berliner Stadtplanungsbüro von Architekt Hans Kamper eine Neuauflage des städ-

tischen Entwicklungsplans in Auftrag gegeben. In dem 1940 vorgelegten Entwurf standen zur Weiterführung der Verkehrsplanung verschiedene Varianten zur Diskussion.<sup>42</sup> Diese bezogen sich auch auf die Situierung eines neuen Güterbahnhofs, wobei von der Reichsbahndirektion Augsburg das Gebiet des Mehrerauer Walds bevorzugt wurde. Nach einer 1941 erfolgten Begutachtung wurde das Projekt 1941 vom Reichsverkehrsministerium genehmigt und die Baudurchführung unter die im Zehnjahresplan der Reichsregierung vorgesehenen Wasserbauten eingereiht.

Die zur Stadtplanung 1940–1941 eingelangten Stellungnahmen und die bereits durch den Bau der Südtirolersiedlungen erkennbaren Landschaftsveränderungen machten bald bewusst, dass die großflächig geplanten Bauvorhaben kaum noch Grünland für eine lebensfähige Landwirtschaft übrig lassen. Inzwischen ließ sich auch erahnen, dass vom geplanten Hafenneubau mit seinen hinzukommenden Flächenansprüchen und Umweltbelastungen nicht wenige unerwünschte Auswirkungen zu erwarten waren. Die anfängliche Entwicklungs- und Planungseuphorie stieß ohnehin auf immer mehr Widerstände durch einflussreiche Vertreter des Natur- und Heimatschutzes. So machte man auch in Bregenz Erfahrungen, zu denen Frank Uekötter ganz allgemein feststellt: »Der NS-Staat war geprägt von rivalisierenden Cliques, Organisationen, Ressorts – und der Natur- und Landschaftsschutz war da keine Ausnahme.«<sup>43</sup>

Bürgermeister Solhardt kam jedenfalls nicht umhin, an die Planungsbehörde des Reichsstatthalters in Innsbruck am 3. November 1943 ein Schreiben zu richten, in dem zum Hafenneubau entgegen der ursprünglichen Befürwortung »schwerste Bedenken« vorgebracht wurden. »Durch die Hafenanlage am rechten Ufer der Bregenzerach wird aber nicht nur eine letzte der Stadt Bregenz verbliebene Uferstrecke eine erhebliche Verunzierung erfahren, sondern die Auswirkungen des Hafenbetriebes auf die ganze Bregenzer Bucht, besonders auf den Badebetrieb wären für Bregenz als Fremdenverkehrstadt von weittragender, schädigender Bedeutung.«<sup>44</sup> Nun hatte Bregenz jedenfalls nichts mehr dagegen, dass in den im Jahr 1941 durchgeführten Untersuchungen auch andere Ufergebiete für einen Rheinschiffahrtshafen in Erwägung gezogen wurden.<sup>45</sup>

Nach Kriegsende veranlasste der Österreichische Rheinschiffahrtsverband eine neuerliche Prüfung von diskutablen Projektvarianten. Eine 1948 dazu bestellte Hafenkommision kam 1950 zum Schluss, dass für die Anlage eines österreichischen Rheinschiffahrtshafen nach Abwägung aller Vor- und Nachteile am ehesten die Gegend von Gaißau empfohlen werden könne.<sup>46</sup> Nach 1970 erübrigte es sich allerdings auch dort, das inzwischen konkretisierte Hafenprojekt weiterhin ernst zu nehmen, nachdem es nicht mehr schwer fiel, auf eine Schiffbarmachung des Hochrheins gänzlich zu verzichten. Die Zisterzienserabtei Mehrerau war immerhin schon bald nach ihrem Wiedererstehen im Jahre 1945 der Sorge enthoben, sie bekäme die unabsehbaren Störwirkungen eines neuen Güterumschlaghafens zu spüren. In einer von Architekt Kurt Klauudy 1948 publizierten Studie zur Bregenzer Stadtplanung wurden zwar Verlegungen der Bahnanlagen, doch ohne einen neuen Hafen am Mehrerauer Bodenseeufer vorgeschlagen.<sup>47</sup>

## ENGAGEMENT ZUM SCHUTZ DES BODENSEEUFRERS ZWISCHEN 1920 UND 1950

Zur Zeit der Hafenanplanungen der 1930er-Jahre bildete in Bregenz der Pfänder mit der 1927 eröffneten Kabinenbahn den touristischen Hauptanziehungspunkt. Hans Schwenkel, der Stuttgarter Pionier des Natur- und Heimatschutzes am Bodensee, hatte in Bregenz den Eindruck: »Landschaftlich sind in der Tat die Berge für den Fremden zur Hauptsache geworden und der See spielt nur als große Wasserfläche aus der Ferne oder für den Schiffsverkehr eine Rolle. Dementsprechend ist das Seeufer bei Bregenz abgesehen vom Hafengebiet auch vernachlässigt, gerade gut genug, um den Müll abzulagern oder die Abwässer ungeklärt aufzunehmen.«<sup>48</sup>

Schwenkel hatte nach dem Ersten Weltkrieg begonnen, sich gegen Landschaftsverunstaltungen durch störende Bauführungen am See einzusetzen und in jeder Hinsicht für die Belange des Heimatschutzes zu werben.<sup>49</sup> Da er ähnlich wie der Münchner Hochschullehrer und »Reichslandschaftsanwalt« Alwin Seifert<sup>50</sup> ein Verfechter der nationalsozialistischen Naturschutz-Ideologie war, fand sein Wirken sowohl bei der Berliner Reichsstelle für Naturschutz als auch bei den für das Bodenseegebiet zuständigen Gauleitern und Landräten Beachtung. Seine durch Informationsveranstaltungen und Presse zum Schutz des Seeufers in die Öffentlichkeit getragene Meinungsbildung fand in Vorarlberg in der NS-Zeit mehr Resonanz als die im Rheindelta schon seit den 1920er-Jahren vorausgegangenen Schutzbemühungen einheimischer Naturkenner.<sup>51</sup> Dabei hielt sich Schwenkel in Bezug auf Bregenz auch während des Krieges mit Kritik nicht zurück. Die Stadt mache, wie von ihm im Vorarlberger Tagblatt am 17. August 1940 zu lesen war, »gegen Westen und Süden einen sehr ungestaltet-quallenhaften Eindruck, mehr das Spiel des Zufalls als der Führung und zielbewusster Gestaltung. [...] Die Baubehörden müssen sich mit der Naturschutzbehörde und ihren Sachverständigen an einen Tisch setzen und gemeinsam nach Geländebesichtigungen beschließen, was zu tun ist. Sie müssen die Landschaft gegen das gebaute Gebiet setzen, den See und die wilde Bregenzerach so weit als irgend möglich zugänglich und im natürlichen Zustand erhalten [...], damit es großzügig den Zwecken der Erholung zugeführt, organisch an die Stadt angeschlossen und zur Auflockerung in diese hineingezogen werden kann.«<sup>52</sup> Mit solchen Äußerungen erregte Schwenkel anfangs zwar den Unmut von Bürgermeister Solhardt<sup>53</sup>, wahrscheinlich trugen sie in der Stadtvertretung aber dazu bei, von den Hafenanplanungen am Mehrerauer Ufer Abstand zu nehmen. Der erwähnte Aufsatz enthielt auch einen Hinweis, dass es im Eriskircher Ried bei Friedrichshafen auf der Grundlage des Reichsnaturschutzgesetzes bereits gelungen sei, für die Schaffung eines Naturschutzgebietes eine einstweilige Sicherstellung vorzunehmen, was am Vorarlberger Bodenseeufer ebenfalls zu wünschen wäre.

Im Unterschied zu den früheren naturschutzrechtlichen Regelungen des Landes bot das Reichsnaturschutzgesetz von 1935 im § 17 über eine »einstweilige Sicherstellung«

die Möglichkeit einer zielstrebig wirksamen Vorgangsweise.<sup>54</sup> Davon blieben Flächenansprüche für Verkehrsanlagen, einschließlich der See- und Binnenschifffahrt, unberührt. Zudem konnten »in besonderen Fällen« auf schnellem Wege Ausnahmegenehmigungen erteilt werden.

Für eine solche Regelung wurde auf Veranlassung von Reichsstatthalter Hofer 1941 zunächst das Rheindelta in Betracht gezogen, für dessen Schutz sich auch der in Bregenz wirkende Forstmeister Friedrich von Lürzer eingesetzt hatte.<sup>55</sup> Dank der Offenheit für Ausnahmeregelungen sah Hofer letztlich kein besonderes Problem, am 21. Dezember 1942 eine Anordnung zu treffen mit der Festlegung in § 1: *Sämtliche Seen des Gaues Tirol-Vorarlberg werden samt ihren Ufern in einer durchschnittlichen Tiefe von 500 Meter von den Seeufern, landeinwärts gerechnet, einstweilen sichergestellt.*<sup>56</sup> Im § 2 wurde verboten, *innerhalb dieser Landschaftsteile Änderungen vorzunehmen, die geeignet sind, die Natur und den Naturgenuß zu beeinträchtigen, das Landschaftsbild zu verunstalten, die Sicht auf die Seen und die Zugänglichkeit der Seeufer zu erschweren oder zu unterbinden.* Dazu gehörten detailliert aufgelistete Veränderungsverbote, die sich auch auf Kiesabbau, Abfalldeponien, Bauwerke aller Art, einschließlich Mauern und Zäunen sowie Sport- und Freizeitanlagen bezogen.

Nach Kriegsende wurde die Seeuferschutzverordnung mit einer Veröffentlichung im Amtsblatt für das Land Vorarlberg beibehalten<sup>57</sup> und 1973 als § 3 in das Vorarlberger Landschaftsschutzgesetz aufgenommen.<sup>58</sup> Dadurch resultierte in Vorarlberg als einzigem Anrainerland des Bodensees aus einer ursprünglich »einstweiligen Sicherstellung« die wichtigste rechtliche Voraussetzung für die Freihaltung des Bodenseeuferes von einer Beanspruchung für Wochenendhäuser und verschiedenste andere private Verwendungszwecke. Daneben ermöglichten Bestimmungen des Straßengesetzes über die Wegfreiheit am Bodensee die Erhaltung der Zugänglichkeit eines 10 Meter breiten Uferstreifens.<sup>59</sup>

## AUSBAU DER SPORT- UND FREIZEITANLAGEN NACH DEM ZWEITEN WELTKRIEG

Noch ehe in Bregenz die Ruinen des Zweiten Weltkriegs beseitigt waren, ließ sich ein kräftiger Drang erkennen, in der Freizeitlandschaft am See ermutigende Zeichen einer Zeitenwende zu setzen. Dazu hatte 1946 das erste im Gondelhaften aufgeführte »Spiel auf dem See« Signalwirkung. Im Gründungsjahr der Bregenzer Festspiele musste in Kauf genommen werden, dass die in Richtung Mehrerau angrenzenden Uferbereiche einen verwahrlosten Eindruck machten.

Die auch durch die französische Besatzung eingeschränkten Voraussetzungen für die Befriedigung der sportlichen und kulturellen Ausgleichsbedürfnisse hielten nicht davon ab, mit Vorrang die Möglichkeiten am seenahen Stadtrand zu nützen. So entstand hier 1946 eine neue Sporthalle und um 1950 das Bodenseestadion. Nun verfügten die



fünften Bregenzer Festspiele auch bereits über einen passenderen Standort für die See-  
bühne und eine große Zuschauertribüne.

Die nach wenigen Jahren einsetzende wirtschaftliche Prosperität war von einem  
rasch wachsenden Bedarf an weiteren zeitgemäßen Freizeitangeboten begleitet. Dazu  
wurde mit der 1953 erfolgten Gründung des Yacht Clubs Bregenz und der Schaffung ei-  
nes Jachthafens mit eigenem Clubhaus neben dem am Suppersbach bereits bestehenden  
kleinen Bootsanlegeplatz ein neuer Schwerpunkt gesetzt. Damit war der Bedarf an einem  
vielseitig ausgestatteten öffentlichen Wassersportzentrum aber noch nicht gedeckt. Die-  
ser erforderte die großzügige Umgestaltung der bisherigen kleinen Bootsvertäuungs-  
stelle beim Ansitz Schnabelburg zu einem Sport- und Motorboothafen, der 1970 mit den  
notigen Zusatzeinrichtungen eröffnet werden konnte.

Bei den im Bereich der Mehrerauer Uferzone hinzugekommenen drei Camping-  
plätzen wurde zwar auf eine Trennung vom eigentlichen Ufersaum geachtet, damit lie-  
ßen sich aber Tendenzen zu flächenaufwändigen Ausweitungen der Freizeitnutzungen  
nicht vermeiden.

In den 1960er-Jahren fehlte es bei den Freizeitangeboten nicht an Maximierungs-  
bestrebungen, bei denen sich auch die Gefahren von Abwertungen der landschaftlichen  
Erholungseignung erkennen ließen. Unter den Vorzeichen einer wenig rücksichtsvollen  
Entwicklungseuphorie war daran gedacht, die Seeuferzonen von Bregenz und Hard zu-  
sammenhängend zu einer überregional dominanten Freizeitregion zu entwickeln und  
dazu mit einer seenahen Straße zu verbinden. Der damals in Österreich maßgebliche  
Raumplanungsexperte Professor Rudolf Wurzer bekundete anlässlich einer am 18. und  
19. Juni 1965 in Bregenz stattgefundenen Arbeitstagung der Österreichischen Gesell-  
schaft für Raumforschung und Raumplanung die Überzeugung: »Dieser rd. 4,5 km lange

**Abb. 7:** Am Mehrerauer  
Ufer ist das Angebot  
an Boots- und Liege-  
plätzen seit  
langem auf den Bregenzer  
Sporthafen (im Bild)  
mit 391 Wasser- und  
86 Trockenliegeplätzen  
sowie die kleineren An-  
lagen des Yachthafens  
und am Suppersbach  
beschränkt  
(Foto H. Tiefenthaler).



Straßenzug ist unerlässlich, wenn hier das größte und attraktivste Erholungszentrum des Bodenseeraumes gestaltet werden soll«. <sup>60</sup> Zu diesem Entwicklungstrend passten auch andere zur selben Zeit lancierte Straßenplanungen, wie ein ebenfalls in Seenähe für »unerlässlich« gehaltener Autobahnbau.

## EINE UMSTRITTENE AUTOBAHNPLANUNG

Im Rahmen der 1940 ausgearbeiteten Stadtentwicklungsplanung wurde zur Neugestaltung des Verkehrswegenetzes erstmals eine Autobahnplanung mitbedacht. <sup>61</sup> In dieser war für eine von Wangen nach Feldkirch führende Reichsautobahn (RAB) für Anschlüsse im Raume von Bregenz sowohl eine seeseitige als auch eine bergseitige Trassenführung enthalten. Dabei wurde allerdings festgestellt: »Der Gedanke, die RAB am Seeufer zu führen, darf wohl nur theoretisch in Erwägung gezogen werden, denn praktisch bleibt die Verwirklichung dieses Gedankens undurchführbar, da eine RAB noch mehr wie die Reichsbahn die Stadt vom Seeufer abschnüren würde.« <sup>62</sup>

Bei den 1955 wieder aufgenommenen Diskussionen über die geeignetsten Trassierungsmöglichkeiten wurden dennoch neben einer Hangtrasse und Tunnellösungen auch Seevarianten zur Diskussion gestellt. Bei Subvarianten der Seetrasse wurde sowohl eine Anlage zwischen See und Kloster Mehrerau wie auch im Nahbereich des Mehrerauer Waldes erwogen. <sup>63</sup>

Gegen Ende der 1960er-Jahre näherten sich die Vorarlberger Landesregierung, die Landeshauptstadt Bregenz und die zuständigen Bundesministerien einer Entscheidung für eine Seetrasse mit teilweiser Verlegung der Bahnanlagen. 1967 kam auch ein Ausschuss für Straßenplanung des Landesraumordnungsbeirates »zum einstimmigen Ergebnis, daß die Unterflurvariante (Autobahn und Eisenbahn) mit Abstand die beste Lösung darstellt und ihr daher in jeder Hinsicht der Vorrang zu geben ist«. <sup>64</sup> Dass sich die unterirdische Strecke auf 1,5 Kilometer beschränkte und mit dem anschließenden offenen und erhöhten Trassenverlauf gravierende Nachteile verbunden gewesen wären, schien unvermeidbar zu sein.

Die sechsspurige Autobahn hätte sich dem Mehrerauer Seeufer auf einem Damm und mit einem Vollanschluss zwischen Abtei und Stadion genähert und wäre ab dem Hafen Bregenz dem Seeufer entlang in Richtung Lindau geführt worden. Dies hätte eine erhebliche Abwertung der dortigen Naherholungsbereiche zur Folge gehabt. Zur Problematik der Anlage unweit des Klosterareals habe Abt Heinrich Suso Groner dem Bregenzer Bürgermeister Karl Tizian zu bedenken gegeben: »Vor die Wahl gestellt, ob die Autobahn seeseitig verlaufen solle oder landseitig durch den Klostergarten, muß wohl oder übel die Landseite in Kauf genommen werden, um das Seeufer zu retten. An sich ist es aber kaum ein Unterschied, ob man aufgehängt oder erschossen wird. In beiden Fällen ist es ein Todesurteil«. <sup>65</sup>



**Abb. 8:** Autobahnplanung von 1969 im Bereich des Mehrerauer Bodenseeufers (Kartenausschnitt aus Bevölkerungsinformation der Vorarlberger Landesregierung)

Die sich von verschiedensten Seiten mehrenden Einwände veranlassten die Landesregierung, 1969 eine Informationsschrift herauszugeben, um für die Wahl der Seetrasse Verständnis zu wecken. Sie sollte »beweisen, daß Landeshauptmann, Landesregierung und Landtag im Einklang mit den Gesetzen und den Spielregeln der Demokratie gehandelt haben und daß sie bemüht gewesen sind, die für die Menschen des Bodenseeraumes und des Landes beste Lösung zu finden.«<sup>66</sup> Dennoch gelang es nicht, die Bevölkerung von der Richtigkeit dieser Entscheidung hinreichend zu überzeugen. Mehr Resonanz fand eine »Aktionsgemeinschaft Freies Bodenseeufer«, die es verstand, die zu erwartenden Probleme der Autobahnplanung publik zu machen. Eine 1969 vor allem von den »Vorarlberger Nachrichten« in Gang gebrachte öffentliche Meinungsbildung und deren Auswirkungen auf die 1970 stattgefundenen Wahlen zum Nationalrat und der Vorarlberger Gemeindevertretungen bewirkten für die Endphase der Autobahnplanung eine entscheidende Wende. Die Wahlen wurden zu einem Autobahnplebiszit, welches es unmöglich machte, das Projekt Seetrasse weiterhin zu verfolgen. Die nun einsetzende Prüfung von Alternativen führte 1974 zum Baubeginn und 1980 zur Eröffnung des Pfändertunnels.

Zur selben Zeit war der regionale Güterbahnhof Wolfurt in Bau. Durch die Fertigstellung im Jahr 1981 war es möglich, den Bregenzer Bahnhof mit einem Neubau auf die Erfordernisse des Personenverkehrs auszurichten und dadurch Platz für die Erweiterung der Seeanlagen zu gewinnen.

## AUFGABEN UND PROBLEME DER GEWÄSSERREINHALTUNG

Bis in die 1950er-Jahre war es in den meisten Gemeinden des Bodenseeeinzugsgebiets normal, kanalisierte Abwässer ungeklärt in die nächsten Bäche, Flüsse oder direkt in den See zu leiten. Das trug zusammen mit der vermehrten Ausbringung von Düngemitteln zu einer bis um 1979 rasch zunehmenden Eutrophierung des Seewassers bei.

Als für Bregenz 1940 ein Entwicklungsplan mit großflächigem Siedlungsausbau präsentiert wurde, gab das Wasserwirtschaftsamt zu bedenken, dass zu einer wünschenswerten Entwicklung auch eine zufriedenstellende Abwasserentsorgung gehöre. »Heute münden die kleinen Bregenzer Bäche, welche gleichzeitig die städtischen Abwässer abführen, direkt in den See; die Abwässer wären in eigenen Kanälen zu sammeln und erst nach entsprechender Verarbeitung in den See abzuführen.«<sup>67</sup>

Wie im ganzen Bodenseeraum wirkte ein Übereinkommen der 1959 gegründeten Internationalen Gewässerschutzkommission (IGKB) auch in Bregenz impulsgebend für einen mehr als bisher ernst zu nehmenden Umweltschutz. Für die notwendig gewordene Abwasserreinigung wurde 1966 in der Mehrerau eine mechanisch-biologische Kläranlage in Betrieb genommen. Die gereinigten Abwässer werden nahe einer als Bilgeriloch bezeichneten Kiesabbaubucht in 12 Metern Tiefe in den See geleitet.

Inzwischen hatte für Bregenz der Schutz des Grundwassers an Bedeutung gewonnen, seit der Trinkwasserbedarf nicht mehr mit Quellwasser der Pfänderhänge gedeckt werden kann. Nachdem 1943 im Mehrerauerwald ein erster und 1951 ein zweiter Trinkwasserbrunnen in Betrieb genommen worden waren, konzentrierte sich der Ausbau der Bregenzer Wasserversorgung auf das Mehrerauer Grundwasserfeld. Aus dem dortigen Wasserschutzgebiet werden pro Tag im Durchschnitt sieben Millionen Liter Trinkwasser aus bis zu 30 Metern Tiefe gepumpt, was einer Bedarfsdeckung von annähernd 95 Prozent der Landeshauptstadt entspricht.<sup>68</sup>

Durch die Versorgungsabhängigkeit von einem die Bregenzerach begleitenden Grundwasserstrom ergab sich von selbst die Aufgabe, hier jede Art von Beeinträchtigungen der Wasserqualität zu vermeiden. Ein Hauptaugenmerk galt fortan dem Minimieren von Risiken durch Schadstoffe. Das erforderte vordringlich eine Abkehr von der bisher den Gemeinden überlassenen Abfallbeseitigung. Bis in die 1980er-Jahre war es in Bregenz üblich, zum Deponieren von Abfällen vorwiegend aufgelassene Kiesgruben im Nahbereich des Mehrerauer Seeufers zu verwenden. Erst ein von der Vorarlberger Landesregierung 1987 beschlossenes Abfallkonzept wurde für eine regionale Entsorgung und so auch für die Auflassung bisheriger Mülldeponien wegweisend.<sup>69</sup> Verschiedene Aufgaben, wie etwa die Beseitigung von Gartenabfällen und Bauschutt, verblieben aber nach wie vor im eigenen Wirkungsbereich der Gemeinden.

Am Bregenzer Bodenseeufer war fortan ein Hauptaugenmerk auf die Erhaltung einer zufriedenstellenden Badewasserqualität sowie auf das Vermeiden oder Sammeln



von herumliegenden Abfällen zu richten. Häufig werden dem Ufer auch durch den Wellengang Abfälle und Schwemmholz zugeführt. Dadurch wurden jährliche Aktionen zur »Seeputzete« notwendig.

## NEUORIENTIERUNGEN DER RÄUMLICHEN ENTWICKLUNG

Eine wichtige Weichenstellung zum Schutz der Uferlandschaft geht auf die erwähnte Schutzverordnung für einen 500 Meter breiten Uferstreifen zurück, die in das 1973 in Kraft getretene Vorarlberger Landschaftsschutzgesetz integriert werden konnte.<sup>70</sup> Diese Bestimmung gehört zu den Grundvoraussetzungen, dass das Vorarlberger Bodenseeufer ohne bauliche Hindernisse durchgehend zugänglich erhalten werden konnte.

Wegleitend für die nötige Zurückhaltung im Umgang mit Natur und Landschaft wurden ab den 1970er-Jahren verschiedenste konzeptionelle Leitziele, mit denen sich Stadt und Land zu einer umweltschonenden Beanspruchung der Uferzone bekannten. Der 1979 beschlossene Flächenwidmungsplan bildete den Übergang zu einer »Qualitätsorientierung« in der Angebotsentwicklung für Kultur, Sport und Erholung, wie sie bald auch im Bodenseeleitbild der Internationalen Bodenseekonferenz (IBK) angesprochen wurde. Zur Konkretisierung gehörte eine umfassende Neugestaltung der stadtnahen Seeanlagen mit Festspiel- und Kongresshaus (1980), Strandbad und Seehallenbad (1983), Casino (1985) und ergänzenden Sportangeboten wie etwa einer 2004 beim Collegium



**Abb. 9:** Nachdem der Siedlungsausbau und die Flächennutzungen für Sport- und Freizeitzwecke nahe an das Grünland des Klosters Mehrerau herangerückt waren, gilt ein Hauptaugenmerk der Sicherung von noch erhaltenen Freiflächen (VoGIS).



Bernardi des Klosters Mehrerau gegründeten Fußballakademie. Hinzu kam die Komplettierung der Sportanlagen im Ortsteil Neuamerika.

Die meistfrequentierte Freizeitinfrastruktur sind die Strandwege für Fußgänger und Radfahrer. Sie dienen vorrangig der Naherholung, sind zugleich Bestandteil von internationalen Routen rund um den See. Darüber hinaus wurde der Bregenzer *Bodenseeweg* 1975 zu einer Teilstrecke der Europäischen Fernwanderwege E 4 und E 5, im Jahre 2005 auch zur Verbindung des *Münchner Jakobswegs* mit der Ostschweizer *Via Jacobi*.<sup>71</sup> Gleichzeitig vermittelt er als nördliche Anfangsstrecke des *Vorarlberger Rheintalwegs* weiterführende alpine Weitwanderrouen,<sup>72</sup> darunter auch über den Septimer vom Bodensee zum Comer See.<sup>73</sup>

Bei den neueren Angebotserweiterungen wurde darauf geachtet, Überbeanspruchungen der Uferzone durch Freizeitnutzungen zu vermeiden. Dem entspricht im Räumlichen Entwicklungskonzept der Stadt Bregenz von 2001 das Ziel: *Klare Siedlungsgrenze gegenüber dem Landschaftsraum Mehrerau halten bzw. schaffen*.<sup>74</sup>

Zum Umgang mit der unverbauten Landschaft enthält das Konzept Präzisierungen der in der »Stadtgrünzone Mehrerau« erforderlichen Schutz- und Pflegemaßnahmen. An diesen Maßnahmen beteiligte sich auch die Abtei, angefangen von der Einführung zeitgemäßer Umweltstandards bei eigenen Betriebsanlagen bis zur Mitwirkung von Schülern des Gymnasiums an der vom Bauhof der Stadt organisierten »Seeputzete«.

## LANDSCHAFTSSCHÄDEN UND NATURPARKIDEEN

Berufsfischer gehörten zu den ersten, die sich durch den nach 1970 intensivierten Kiesabbau und die damit verbundenen Zerstörungen von Laichplätzen geschädigt sahen. Bei diesen und anderen Negativwirkungen mussten damals jedoch besondere öffentliche Interessen an dieser Art von Baurohstoffbeschaffung mit zeitlichen Abbaubegrenzungen berücksichtigt werden. Daneben boten sich jedoch genügend Möglichkeiten, auf der Grundlage der 1973 in Kraft getretenen gesetzlichen Regelungen für Raumplanung und Landschaftsschutz auf eine wünschenswerte Gesamtentwicklung hinzuwirken.

Solange das Hauptaugenmerk der Stadtentwicklung auf Siedlungsausbau und Infrastrukturplanungen gerichtet war, erweckten die Uferlandschaften und Achauen in vielen Bereichen den Eindruck von nicht sonderlich schätzenswerten Restflächen. Wo sie für Freizeitaktivitäten genutzt wurden, waren Rücksichtslosigkeiten mit Camping, Feuerstellen, Eindringen in Schilfbereiche und zurückgelassenem Unrat nicht zu übersehen. Wiederholt hatte die Stadtverwaltung auch gegen unbewilligte Bauführungen einzuschreiten und das Abbrechen von Badehütten und Zigeunerbaracken zu veranlassen.<sup>75</sup>

Als sich der Kiesabbau in der Auslaufphase befand, wurden Teilgebiete der Achauen für das Deponieren von Aushubmaterial und Bauschutt verwendet und bis 1992 als militärisches Übungsgelände zur Verfügung gestellt. Am Seeufer hinterließen auch die

1964 hergestellte Mineralölleitung Genua-Ingolstadt und später hinzugekommene Leitungen unschöne Spuren.

Während im Flächenverbrauch für Bauzwecke bereits Zurückhaltung erkennbar wurde, erfolgten in den Grünräumen weiterhin Veränderungen der natürlichen Verhältnisse. Wenn am Seeufer »Geländeverbesserungen« vorgenommen wurden, geschah dies an vernässten Naturufeln wiederholt durch Aufschüttungen von lehmigem Aushubmaterial, nebenbei auch zur Anlage von Liegewiesen und Sportplätzen. Wo aufgelassene Kiesgruben als Abfalldeponien verwendet worden waren, waren solche Flächen für die Anlage von Parkplätzen und andere Nachnutzungen willkommen.

Vergleiche von Flugaufnahmen zwischen 1935 und 1975 lassen auf Landwirtschaftsflächen eine Nutzungsintensivierung mit Verlusten an Feucht- und Bachbiotopen erkennen.<sup>76</sup> Der fortschreitende Landschaftswandel war von einem Zurückdrängen und Verschwinden schutzwürdiger Pflanzen- und Tierarten begleitet. Eine Bestätigung für solche Nebenwirkungen ergab sich auch aus einer von Thomas Schähle 1980 zusammengestellten Florenliste.<sup>77</sup>

Am meisten Unbehagen weckten in der Öffentlichkeit störende Veränderungen der Landschaftsbilder. Um die erforderlichen Sanierungen mit erweiterten Möglichkeiten für Freizeitbetätigungen zu verbinden, kam in den 1970er-Jahren die Idee auf, einen »Naturpark Achmündung« und einen »Seeufer-Naturpark« zu schaffen. Dazu war an erweiterte Spazier-, Radfahr- und Bademöglichkeiten, zusätzliche Spiel- und Picknickplätze und Bereiche für die Hobbyfischerei sowie andere Zusatzangebote gedacht.

Dabei wurde anfangs wenig bedacht, welche Negativwirkungen davon für sensible Naturlebensräume voraussehbar waren.<sup>78</sup> In einem 1986 erarbeiteten Biotopinventar wurde vom Verfasser Georg Grabherr auf die schutzbedürftigen Naturwerte aufmerksam gemacht und von einer Intensivnutzung im angestrebten Umfang abgeraten: »Man darf das gesamte Gebiet nicht als Park oder gar Garten betrachten und sollte die Natur unbehelligt ›schalten und walten‹ lassen.«<sup>79</sup> Ebenso wurde auf die noch in höherem Maße störungsempfindlichen Ried- und Grenzzonenbiotope des Bodenseeuferes und die Probleme einer unbeschränkten Zugänglichkeit aufmerksam gemacht.<sup>80</sup>

Zu der von der Stadt Bregenz nun gewünschten Konkretisierung erarbeitete Grabherr 1989 einen Natur-Erhaltungsplan<sup>81</sup> und 1991 ergänzende Vorschläge zur Vermeidung einer Übererschließung und zur Sanierung von Landschaftsschäden.<sup>82</sup>

## UFERVERÄNDERUNGEN UND SANIERUNGSMASSNAHMEN AN BAGGERLÖCHERN

Das Biotopinventar und die Ergänzungsstudien ließen die Frage offen, wie die durch Sedimentumlagerungen gefährdeten Biotope des Mehrerauer Ufers wirksam geschützt werden können. Hier sind durch Tiefbaggerungen mehr als zwei Drittel der frü-



**Abb. 10:** Im Bereich der Baggerlöcher wurde 2002 mit umfangreichen Ufer-sanierungen begonnen (Fotoarchiv UMG).

heren Flachwasserzonen zerstört worden. Die Entnahme von über 1,5 Millionen Kubikmetern Kies zwischen 1930 und den späten 1980er-Jahren hat große Eintiefungen hinterlassen, deren Böschungen sich als instabil erwiesen.<sup>83</sup> Es zeigte sich bei verstärktem Wellengang, dass die Bremswirkung der Flachufer fehlte. Als Folge davon wurde Kies aus den Steilböschungen auf den flachen Ufersaum gespült. Die meterhohe und sich landeinwärts verlagernde Aufschüttung uferparalleler Kieswälle gefährdete die ohnehin verkleinerten Lebensräume seltener Pflanzenarten, vor allem der bedrohten Strandschmielen-Gesellschaft mit dem in Österreich einmaligen Vorkommen des Bodenseevergissmeinnicht.

Die nun dringend notwendig gewordenen Sanierungsmaßnahmen mussten durch fundierte Untersuchungen der Umlagerungsprozesse vorbereitet werden. Diese Vorarbeiten begannen mit Messungen der Uferprofile in den Jahren von 1990 bis 1998, ergänzt durch sedimentologische, geochemische und morphologische Untersuchungen durch das Institut für Seenforschung in Langenargen.<sup>84</sup>

Die Untersuchungen bildeten eine Grundvoraussetzung, um das Gebiet nicht nur mit einer gesetzlichen Verordnung unter Schutz zu stellen, sondern um im Rahmen einer von der EU geförderten Gesamtkonzeption mit der Bezeichnung LIFE-Natur-Projekt eine umfassende Verbesserung der natürlichen Verhältnisse zu erreichen.

Zur Erhaltung flacher Kiesufer in der Grenzzone zwischen winterlichem Niedrigwasser und sommerlichem Hochstand musste vordringlich das Andauern der rückschreitenden Erosion gestoppt werden. Dabei waren zur Böschungsstabilisierung auf Höhe des Niedrigwassers Bermen mit Grobschotter in den Seeboden einzulassen. Nun erst konnte darüber durch Abtragung der Kieswälle eine sanftere Böschungsneigung hergestellt werden. So wurde es hier möglich, sich in den Jahren 2002 bis 2005 um die

Wiederherstellung der Strandschmiele-Gesellschaft mit Bodensee-Vergissmeinnicht (*Myosotis rehsteineri*), Strandling (*Littorella uniflora*), Ufer-Hahnenfuß (*Ranunculus reptans*) und Strandschmiele (*Deschamsia littoralis*) zu bemühen. Ihr Lebensraum beschränkt sich in Österreich auf die flachen Kiesufer der Mehrerau im Schwankungsbereich von Hoch- und Niedrigwasser knapp unter der Mittelwasserlinie des Bodensees.

Die dauerhafte Erhaltung dieses höchst störungsempfindlichen Biotops setzt eine professionelle Vorgangsweise mit ständiger fachlicher Beratung und Beobachtung der Bestandsentwicklung voraus.<sup>85</sup> Das Ufergestaltungsprojekt konnte zwar 2005 vorläufig abgeschlossen werden, die Gebietsbetreuung erfordert jedoch ein fortgesetztes Monitoring, das sich über den Sanierungsbereich hinaus auch auf benachbarte Biotope erstreckt. Dazu gehört das Bodenseeried zwischen Wocherhafen und Kaltem Bach. Bei diesem waren zwar ebenfalls Uferstabilisierungen notwendig, im Riedgebiet konnte das Gelände aber fast unverändert belassen werden.<sup>86</sup> Für diesen Uferbereich bestätigte das 2008 aktualisierte Biotopinventar eine »außergewöhnlich reich durchmischte Seeuferzone«.<sup>87</sup> Hinzu kommen Beschreibungen von benachbarten Mehrerauer Biotopen.<sup>88</sup>

In den Jahresberichten zum fortgesetzten Monitoring wird auch auf Erfahrungen mit unerwünschten Veränderungen hingewiesen. Häufig entstehen am Naturufer Ablagerungen von Algenwatten oder Konkurrenzvegetation durch Schilf, Seggen oder Kriechendes Straußgras. Als Folge von starkem Wellengang kommt es örtlich zu gehäuften Anlandungen von Treibholz, mitunter auch zu neuerlichen Aufschüttungen von Kieswällen. Die eingesetzten Naturwächter berichten zudem über anhaltende Missachtungen von Betretungsverboten, illegale Feuerstellen, freies Laufenlassen von Hunden und verschiedene Formen von Vandalismus. Neben der Beseitigung von Unrat wurden auch zur Erhaltung der naturräumlichen Eigenart vielerlei Pflegemaßnahmen zur Open-End-Aufgabe.



**Abb. 11:** Auf den Kiesufern gehört das Bodensee-Vergissmeinnicht (*Myosotis rehsteineri*) zu den Raritäten der gefährdeten Pflanzengesellschaften. Mit den Ufersanierungen sollten deren Lebensbedingungen nachhaltig verbessert werden (Foto H. Tiefenthaler).



## DAS NATURSCHUTZGEBIET MEHRERAUER SEEUFER/ BREGENZERACHMÜNDUNG

Im Hinblick auf den Natur- und Landschaftsschutz ist die Mehrerauer Uferzone in engem Zusammenhang mit der Bregenzerachmündung und deren Auwald auf der Bregenzer und Harder Seite zu sehen. Im Unterschied zum Mehrerauer Ufer kann die weitere Entwicklung der Achmündung größtenteils der Natur überlassen bleiben. Durch die Einschwemmung von jährlich etwa 250.000 m<sup>3</sup> Sand und Schwebstoffen und 7.000 m<sup>3</sup> Kies ist hier die Ausbildung eines natürlichen Flussdeltas ein fortdauernder Entwicklungsprozess.<sup>89</sup> So entstehen mehr als bei anderen Bodenseezuflüssen ohne besonderes Zutun wieder Sandbänke, Schlickflächen und Kiesinseln mit Sukzessionen des Bewuchses von Pionierarten wie dem Kleinen Rohrkolben (*Typha minima*) über dichtes Schilfröhricht und Weidengebüsch bis zu hochwüchsigen Gehölzen der Weichholzaue.

Auf den vegetationsarmen Sedimenten finden verschiedene bedrohte Vogelarten Brutmöglichkeiten. Durch die Nähe verschiedenartiger Brutbiotope und als Rastplatz bedrohter Vogelarten ist das Gebiet zusammen mit dem Rheindelta ornithologisch von internationaler Bedeutung. Die Achaue sind kleinräumig wechselnd strukturiert, was auch durch vorausgegangene Nutzungen und Geländeänderungen bedingt ist.

Das insgesamt 118,3 Hektar umfassende Mündungsgebiet wurde zusammen mit dem Mehrerauer Seeufer 1991 mit Verordnung des Landes Vorarlberg zum Naturschutz-



Abb. 12: Abgrenzung des 1991 festgelegten Naturschutzgebietes (VoGIS).



gebiet erklärt.<sup>90</sup> Auf der Grundlage der Fauna-Flora-Habitatrichtlinie der EU erfolgte 2003 darüber hinaus die Ausweisung als Natura 2000-Gebiet.<sup>91</sup>

Zu den detaillierten Begründungen der Schutzwürdigkeit nach der FFH-Richtlinie enthält ein 2005 vorgelegter Managementplan folgende Zusammenfassung: »Aus ökologischer Sicht ist das Gebiet vor allem durch zwei Faktoren ausgezeichnet: Die enorme Landschaftsdynamik an der Mündung der Bregenzerach schafft eine überragende Lebensraumvitalität: Auf engem Raum konnten sich hier unterschiedliche Lebensraumtypen entwickeln, die für alpine Flüsse, für Flüsse des Tieflandes und für stehendes Gewässer charakteristisch sind. Kaum anderswo in Mitteleuropa sind ähnlich naturnahe Flussmündungen in vergleichbarer Größenordnung erhalten«.

In einem gewandelten Aufgabenverständnis des Naturschutzes beschränkt sich dieser nicht auf die Abgrenzung von Schutzgebieten mit bloßen Verboten von störenden Veränderungen. Ein 2005 erarbeitetes Kommunikationskonzept setzt mit einem Informations- und Leitsystem auch auf Öffentlichkeitsarbeit, um die Bedeutung der geschützten Naturwerte mehr als bisher bewusst zu machen. Im Unterschied zu früheren Erhebungen der Naturwerte und Schnellaktionen der behördlichen Unterschutzstellung hat der neu entwickelte Naturschutz einen Prozesscharakter mit einem langfristig konzipierten Monitoring, wie es in Vorarlberg bislang in keinem anderen Schutzgebiet der Fall war. Die Fortführung der Entwicklungsbeobachtungen dient neben wissenschaftlichen Forschungsabsichten als Grundvoraussetzung für möglichst gezielte Zustandsverbesserungen.

Beim Bewuchs der Kiesufer ließ sich erwartungsgemäß ein ständiger Wandel als Folge von Verdrängungswirkungen bestimmter Pflanzenarten als auch von Extremen im Wechsel von Niedrig- und Hochwasserständen erkennen. Lang anhaltende sommerliche Überschwemmungen können die Vegetationszeit des Bodenseevergissmeinnichts in einer Weise verkürzen, dass von dem zu Beginn des Monitorings 2007 ermittelten Bestand 2015 kaum noch ein Zehntel übrig geblieben ist.<sup>92</sup> Bedenklich ist der Schwund der akut

**Abb. 13:** Im Rahmen von Transektkartierungen werden in verschiedenartigen Beobachtungsbereichen Veränderungen der natürlichen Lebensräume laufend dokumentiert (Aufnahme UMG 8.4.2011).



vom Aussterben bedrohten Strandschmiele, so dass bei diesem Bodensee-Endemiten auch in anderen Uferbereichen gezielte Wiederansiedlungen in Erwägung gezogen werden.<sup>93</sup>

Im laufenden Monitoring werden Veränderungen der im Gebiet anzutreffenden Tierarten mitverfolgt. Zu deren Vermehrung hat die Anlage kleiner Amphibienlaichgewässer beigetragen. Unabhängig von planmäßigen Habitatsveränderungen ist an der Achmündung 2009 auch der Biber hinzugekommen.<sup>94</sup> Die Ausdehnung der Schlickflächen im Achmündungsbereich erhöhte ohne besonderes Zutun deren Bedeutung für Wasser- und Watvögel. Im Herbst 2011 waren sogar unerwartet große Rastbestände – im Maximum über 1.000 Große Brachvögel – festzustellen.<sup>95</sup>

Zum fortdauernden Monitoring gehören Dokumentationen, die für das Naturschutzgebiet Mehrerauer Seeufer/Bregenzerachmündung im Auftrag der Landeshauptstadt Bregenz und der Vorarlberger Landesregierung in Form von Jahresberichten vorgelegt werden.

Die fortgesetzten Untersuchungen machten auf verschiedenste Weise erkennbar, wie die natürlichen Verhältnisse ständigen Veränderungen unterworfen sind. Dabei folgt die Entwicklung der Achmündung mit ihren Geschiebeablagerungen einer Eigendynamik, die auf neu entstandenen Pionierflächen wertvolle Bereicherungen der Pflanzen- und Tierwelt erwarten lassen. Daneben fehlt es nicht an Möglichkeiten für weitergehende Renaturierungen durch Erweiterungen des Flussdeltas im Bereich der Achauen. Allein durch das natürliche Deltawachstum sind für die Zukunft Flächengewinne für das Naturschutzgebiet absehbar.

## WAHRNEHMUNGEN DER LANDSCHAFT ALS ETWAS »GANZES«

Im geschichtlichen Rückblick wird erkennbar, wie oft das Verfolgen sektoraler Planungsziele eine Landschaftsentwicklung gefährdet hat, die im Sinne raumplanerischer Interessenabwägung »dem Gesamtwohl der Bevölkerung am besten entspricht«.<sup>96</sup> Offenbar erwies es sich im Blick auf das »Ganze« der Landschaft letztlich aber als Gewinn, dass auf die Realisierung mancher früher als »unverzichtbar« eingeschätzter Infrastrukturprojekte verzichtet werden konnte.

Eine als Koordinationsaufgabe der Raumplanung verstandene Freiraumplanung sieht sich herausgefordert, Naturschutz und andere Bereiche des Umweltschutzes mit einer erstrebenswerten Gesamtentwicklung in Einklang zu bringen. Wenn dabei auch wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Bedürfnissen die nötige Beachtung zu schenken ist, stellen sich zugleich Fragen nach dem tatsächlichen und nachvollziehbar begründeten Bedarf. Dieser unterscheidet sich aus privatwirtschaftlicher Sicht sehr oft von den im Interesse der Allgemeinheit maßgeblichen Zielsetzungen.

Was als »maßgeblich« verstanden wird, bedarf im Laufe von sich ändernden Entwicklungen immer wieder eines kritischen Hinterfragens. Das zeigt sich am Mehrerauer Bodenseeufer etwa bei Vergleichen von Bedarfseinschätzungen für Sport- und Freizeitanlagen. Noch vor wenigen Jahrzehnten war in Kreisen von Touristikern zu hören, man begnüge sich hier bei Camping- und Wassersportanlagen zu sehr mit »mittelmäßigen« Angeboten. Anders sah es aus, wenn Mittelmaß zwischen einem Zuwenig und einem Zuviel als etwas beschränkten räumlichen Möglichkeiten Angemessenes verstanden wurde. Dann war zur Vermeidung einer Überbeanspruchung einer ökologisch und ästhetisch bereits schutzbedürftig gewordenen Uferlandschaft Zurückhaltung bei der Schaffung zusätzlicher Anziehungspunkte geboten. So enthielt bereits das Vorarlberger Fremdenverkehrskonzept von 1978 den allgemeinen Grundsatz: »Zur Vermeidung einer Übererschließung der Landschaft und zur Erhaltung vielfältiger Erholungsmöglichkeiten sind möglichst große Gebiete von einer Intensiverschließung frei zu halten. In diesen Freiräumen ist zudem auf die Bedürfnisse der Erholungsuchenden nach Ruhe erhöhte Rücksicht zu nehmen«.97

Umsichtig durchdachte Planungen können dabei durchaus ein Nebeneinander von überregional bedeutsamen Schwerpunkten von Kultur und Freizeitaktivitäten in Verbindung mit Ruhezonen und wirksam geschützter Natur realisierbar machen.

Obschon als Ergebnis keine »heile Welt« erwartet werden kann, wurde das Mehrerauer Bodenseeufer zum Beispiel einer Gesamtentwicklung mit Versöhnung scheinbarer Gegensätze. Das Ergebnis entspricht zwischen dem Bregenzer Hafen und dem Mehrerauer Yachthafen zusammen mit dem Festspielgelände sehr weitgehend den Erwartungen an eine zeitgemäß qualitätsorientierte Freizeitlandschaft. An diese grenzt

**Abb. 14:** Was am Wocherhafen Eindrücke von intakter Naturnähe erwecken könnte, ist aus der Sanierung einer Landschaftswunde des Kiesabbaus hervorgegangen. Hier fällt die ästhetische Aufwertung mehr ins Gewicht als die natürliche Ausstattung als Uferbiotop.



die klösterliche Kulturlandschaft der Zisterzienserabtei mit einem nahtlosen Übergang von vorübergehend Zeitgemäßem zu einer über den Zeitgeist hinausweisenden Geisteskultur. Sie bekennt sich unter den Leitgedanken des Maßhaltens zu einer heute als »nachhaltig« bezeichneten Entwicklungsorientierung.<sup>98</sup> Gemeint ist eine Schöpfungsverantwortung, wie sie außerhalb der Klostermauern im Naturschutzgebiet Mehrerauer Seeufer/Bregenzerachmündung konkretisiert werden konnte.

Es wäre ein Trugschluss, würde das erreichte Ergebnis der Landschaftsgeschichte bereits als etwas »Fertiges« verstanden. Die Entwicklung von Lebensräumen kann nie in etwas Abgeschlossenem enden. Erfahrungsgemäß macht die Erhaltung angestrebter Eigenart des Ganzen in einer Vielzahl von Teilaspekten ein hohes Maß an Umsicht und landschaftspflegerischem Engagement zur Open-End-Aufgabe.

*Anschrift des Verfassers:*

Dr. Helmut Tiefenthaler, Kummenweg 8, A-6900 Bregenz, [helmut.tiefenthaler@gmx.at](mailto:helmut.tiefenthaler@gmx.at)

#### ANMERKUNGEN

- 1 BURCKHARDT, Lucius: Warum ist Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft (Hg. Markus Ritter/ Martin Schmitz), Berlin 2006, S. 93.
- 2 NIEDERSTÄTTER, Alois: Mehrerau, in: *Germania Benedictina*, Bd. III/2: Die benediktinischen Mönchs- und Nonnenklöster in Österreich und Südtirol. (Hg. von Ulrich Faust und Waltraud Krassnig), München 2001, S. 492.
- 3 BILGERI, Benedikt: Rieden und Vorkloster. Eine siedlungsgeschichtliche Untersuchung, in: *Alemania* 1937, S. 123–140.
- 4 TIEFENTHALER, Meinrad: Die Berichte des Kreishauptmannes Ebner. Ein Zeitbild Vorarlbergs aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts (Schriften zur Vorarlberger Landeskunde, Bd. 2) Dornbirn 1950, S. 69.
- 5 Allgemeiner National-Kalender für Tirol und Vorarlberg für das gemeine Jahr 1825, Innsbruck, S. 42.
- 6 LAUTERER, Kassian: Von der Textilfabrik zur Heizzentrale, in: *Mehrerauer Grüße*, H. 71 (1995) S. 2–3.
- 7 GRONER, Heinrich: Kreuz und Stab, in: *100 Jahre Zisterzienser in Mehrerau 1854–1954*, *Mehrerauer Grüße Neue Folge* 1 (1954) S. 52.
- 8 ULMER, Andreas: Mehrerau Benediktiner-Kloster ca. 1097 bis 1806; Zisterzienser-Kloster seit 1854, bzw. 1227. Sonderdruck aus des Verfassers Abhandlung »Klöster und Ordensgemeinschaften in Vorarlberg einst und jetzt« (Veröffentlichungen des Vereins für christliche Kunst und Wissenschaft, 14/15 1925 und 1926), S. 20.
- 9 BRUNHART, Gerhard: Auf eigener Scholle, in: *100 Jahre Zisterzienser in Mehrerau 1854–1954*, *Mehrerauer Grüße*, Neue Folge 1 (1954) S. 191.
- 10 Ebenda S. 193.
- 11 Ebenda S. 194.
- 12 Auskunft des Klosters Mehrerau vom 20.6.2016.
- 13 HÄMMERLE, Markus W.: Die Au am See, in: *Den Weg heute gehen – 150 Jahre Zisterzienser in Mehrerau*, Hg. Abt Kassian Lauterer, Mehrerau 2004, S. 209–211.
- 14 KELLER, Oskar: Entstehung und Entwicklung des Bodensees – ein geologischer Lebenslauf, in: *Umweltwandel am Bodensee*. Hg. von Hans Maurer, St. Gallen 1994, S. 86.
- 15 PLANKEL, Anton: Die Untergrundverhältnisse im Raume Bregenz. Diplomarbeit am Institut für Grundbau, Geologie und Felsbau an der Technischen Universität Wien, Wien 1982, S. 1.
- 16 BILGERI (wie Anm. 3) S. 140–141.
- 17 RÖDER, Josef Gebhard: Bregenz vor 50 Jahren. Separatabdruck aus dem Vorarlberger Volksblatt, Bregenz 1902, S. 60.
- 18 MAYER, Josef: Der Bodensee im Wechsel der Zeiten, Friedrichshafen 1938, S. 336.

- 19 LUDWIG, Karl: Führer durch Bregenz und Umgebung, hg. vom Verein für gemeinnützige Zwecke, Bregenz 1900, S. 23–24.
- 20 LAUTERER, Kassian: Zur Vorgeschichte des Sanatoriums Bad Mehrerau, in: Mehrerauer Grüße, H. 69 (1992/1993) S. 3.
- 21 LAUTERER, Kassian: Das Bregenzer Bodenseeufer und das Kloster Mehrerau, in: Mehrerauer Grüße, H. 4 (2014/2015) S. 16.
- 22 GORBACH, Dietmar: 50 Jahre Interessengemeinschaft Suppersbach, in: Festschrift 50 Jahre Interessengemeinschaft Suppersbach, Bregenz, S. 5.
- 23 DEURING/LÄNGLE: Führer durch Bregenz und seine Umgebungen, Ravensburg o. J., S. 20.
- 24 LÄNGLE, Alfred: Die Vorgeschichte und der Bau des Bregenzer Standbades, in: Feierabend, Wochenbeilage zum »Vorarlberger Tagblatt«, 17. (1935) S. 212.
- 25 STARCK, Peter: Über die Grundwasserverhältnisse im Vorarlberger Bodenseerheintal, unter besonderer Berücksichtigung der Flusswasserinfiltration, in: Festband des Geologischen Instituts anlässlich der 300-Jahr-Feier der Universität Innsbruck, Innsbruck 1970, S. 452.
- 26 LAUTERER (wie Anm. 21) S. 16.
- 27 Ebenda.
- 28 LÄNGLE (wie Anm. 24) S. 212.
- 29 MOHR, Rolf: Die Baggereibetriebe am Bodensee (Beiträge zur alpenländischen Wirtschafts- und Sozialforschung Folge 55), Innsbruck 1969, S. 11.
- 30 Zit. bei UMG Umweltbüro Grabher: Geschichte des Naturschutzes in Vorarlberg. Eine Betrachtung aus ökologischer Sicht, Hard 2007, S. 108 f.
- 31 Ebenda, S. 109.
- 32 VLA, Landratsamt Bregenz, Sch. 118, 142/1/3-W1, Schr. Bgm. Solhardt 15.4.1943.
- 33 Beispiel: VLA, BH Bregenz, II. 3111/1978.
- 34 Stadtarchiv Bregenz, Stadtratprotokolle, 24.6.1931 und 7.7.1953.
- 35 BH Bregenz, I-3091/1970, Bescheid 16.2.1972.
- 36 »Die Wasserwirtschaft« 14 (1914), S. 308.
- 37 Vorarlberger Volksblatt, 15. Mai 1917, S. 9–11.
- 38 WEBER, Robert: Die verkehrspolitische Bedeutung des Hochrheins Basel-Bodensee für die Ostmark, insbesondere Vorarlberg und Tirol, München 1938, S. 21.
- 39 VLA Rep. 14–184, NL Rheinschiffahrtsverband, Sch. 6, Erläuterungsbericht zur Raumplanung für die Landeshauptstadt Bregenz, Juni 1938, S. 4 f.
- 40 VLA (wie Anm. 39), Technischer Bericht zum Vorentwurf für einen Großschiffahrtshafen in Bregenz, Juni 1938.
- 41 VLA (wie Anm. 39), Kopie des Schreibens von Reichsstatthalter Hofer vom 2.1.1941.
- 42 VLA, Landratsamt Bregenz, Sch. 206, 611/1/1.
- 43 RADKAU, Joachim/UEKÖTTER, Frank (Hg.): Naturschutz und Nationalsozialismus, Frankfurt/New York 2003, S. 15.
- 44 VLA (wie Anm. 42).
- 45 Österreichischer Rheinschiffahrtsverband: Vorschlag der Hafenkommision über die Anlage des österreichischen Rheinschiffahrtshafens am Bodensee, Bregenz 1950, S. 4–10.
- 46 Ebenda, S. 12–20.
- 47 KLAUDY, Kurt: Städtebauliche Fragen in Vorarlberg. Die Untertunnelung von Bregenz, in: Zeitschrift des Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereins, 93. Jg. H. 15/16 (1948) S. 114–118.
- 48 SCHWENKEL, Hans: Heimatschutz am Bodensee, in: Schwäbisches Heimatbuch 1932, Hg. vom Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern, Sonderdruck Stuttgart 1932, S. 7.
- 49 SCHWENKEL, Hans: Über den Schutz des Bodensees, in: Schrr VG Bodensee 54 (1926) S. 381–396.
- 50 SEIFERT, Alwin: Im Zeitalter des Lebendigen, Natur – Heimat – Technik, Dresden/Planegg 1941.
- 51 UMG (wie Anm. 30), S. 95–98.
- 52 SCHWENKEL, Hans: Bodenseeschutz in Vorarlberg, in: Vorarlberger Tagblatt, 17. August 1940, S. 4.
- 53 VLA, Reichsstatthalter in Tirol und Vorarlberg VI-282/1941, undatierte Abschriften von Schreiben an Prof. Dr. Hans Schwenkel und die Kreisleitung der NSDAP, Bregenz.
- 54 RGBL. 1935 I. S. 824.
- 55 VLA, Landratsamt Sch. 253, 133/1/3. LÜRZER, Friedrich von: Das Bodenseeufer zwischen der alten und neuen Rheinmündung in Vorarlberg, in: Blätter für Naturkunde und Naturschutz, 28. Jg., Februar 1941, S. 13–18.
- 56 Verordnungs- und Amtsblatt für den Reichsgau Tirol und Vorarlberg, 1943, Nr. 6 [40].
- 57 Amtsblatt für das Land Vorarlberg 4. Jg. (1949), Nr. 33, S. 1–2.
- 58 LGBL. Nr. 33/1973.
- 59 LGBL. Nr. 8/1969.
- 60 WURZER, Rudolf: Regionalplanung Rheintal. Ein Vorbericht, in: Berichte zur Raumforschung und Raumplanung, Heft 3 (1965), S. 281.



- 61 VLA, Landratsamt Bregenz, Sch. 206 611/1/1, darin: KAMPER, Hans: Bregenz – Erläuterungsbericht zur städtebaulichen Planung, Bregenz 1940.
- 62 Ebenda, S. 55.
- 63 BREUER, Othmar R.: Autobahn Bregenz. Eine Dokumentation zum Trassenproblem. Beiträge zur alpenländischen Wirtschafts- und Sozialforschung, Folge 103, Innsbruck 1970, S. 28–51.
- 64 Zit. bei BREUER (wie Anm. 63), S. 87.
- 65 Ebenda, S. 67.
- 66 Amt der Vorarlberger Landesregierung: Die Autobahn im Raume Bregenz. Warum die Entscheidung für das Unterflur-Projekt fiel. Bregenz 1969, S. 3.
- 67 VLA, Landratsamt Bregenz Sch. 206, 611/1/1, Stellungnahme vom 20.9.1940.
- 68 www.stadtwerke-bregenz.at (Zugriff vom 5.11.2015).
- 69 Amt der Vorarlberger Landesregierung: Abfallkonzept der Vorarlberger Landesregierung, Bregenz 1987.
- 70 § 3 Abs 1 LGBl. Nr. 33/1973.
- 71 TIEFENTHALER, Helmut: Weitwanderwege durch Vorarlberg, in: Montfort, 57 (2005) S. 363–373.
- 72 Ebenda.
- 73 TIEFENTHALER, Helmut: Der Italienweg über den Septimer. Ein kulturgeschichtlicher Weitwanderweg vom Bodensee an den Comer See, in: Schrr VG Bodensee 132 (2014) S. 231–263.
- 74 Amt der Landeshauptstadt Bregenz: Räumliches Entwicklungskonzept 2001, Bregenz 2001, S. 33.
- 75 Stadtarchiv Bregenz, Beispiele in Protokollen von Stadtratssitzungen vom 29.1.1957 und 21.5.1963.
- 76 VoGIS, Luftbilder 1930er, 1950er und 1970er Jahre.
- 77 SCHÄHLE, Thomas: Florenliste aus Bregenz und Umgebung, Hausarbeit aus Botanik, Innsbruck 1980.
- 78 Ebenda, S. 15.
- 79 GRABHERR, Georg: Biotopinventar Bregenz, Hofsteiggemeinden, Dornbirn (im Auftrag des Vorarlberger Landschaftspflegefonds) Tschagguns 1986, S. 29.
- 80 Ebenda, S. 31–56.
- 81 GRABHERR, Georg: Natur-Erhaltungsplan Mehrerauer Seeufer im Auftrag der Landeshauptstadt Bregenz, Wien 1989.
- 82 GRABHERR, Georg/ARGE für Naturforschung und Angewandte Vegetationsökologie: Naturschutzgebiet Mehrerauer Bodenseeufer/Bregenzer Achmündung, Bericht im Auftrag der Stadt Bregenz, Wien 1991.
- 83 ENDER, Gerold/GRABHER, Markus/GEHRER, Thomas: LIFE-Natur-Projekt UferNatur Naturschutzgebiet. Hg. Amt der Landeshauptstadt Bregenz, Bregenz o. J. [2006], S. 22.
- 84 SCHULZ, Marcus: Sedimentologische, geochemische und morphologische Untersuchungen im Uferbereich von Mehrerau (Werkvertragsbericht im Auftrag der Stadt Bregenz), Langenargen 1998.
- DERS.: Sedimentologische und geochemische Untersuchungen in der Flachwasserzone des Mehrerauer Seeufers (Werkvertragsbericht im Auftrag der Stadt Bregenz), Langenargen 1998.
- DERS.: Morphodynamik am Mehrerauer Seeufer (Bodensee), in: *Limnologia – Ecology and Management of Inland Waters*, Vol. 34 (2004) S. 75–82.
- 85 GRABHER, Markus/LOACKER, Ingrid/ASCHAUER, Maria: Bestandsentwicklung der Strandschmielen-Gesellschaft (*Deschampsietum rhenanae* Oberdorfer 1957) am Mehrerauer Seeufer in Bregenz von 2003 bis 2005, in: *Vorarlberger Naturschau/forschen und entdecken* 19 (2006) S. 65–84.
- 86 ENDER/GRABHER/GEHRER (wie Anm. 83) S. 34–39.
- 87 AVL Arge Vegetationsökologie und Landschaftsplanung: Aktualisierung des Biotopinventars Vorarlberg – Gemeinde Bregenz (im Auftrag der Vorarlberger Landesregierung), s. I. 2008, S. 14.
- 88 Ebenda, S. 17–28.
- 89 UMG Umweltbüro Grabher: Managementplan Natura 2000-Gebiet Mehrerauer Seeufer–Bregenzerachmündung (Hard, Bregenz), Hard 2005, S. 10.
- 90 LGBl. Nr. 33/1991.
- 91 LGBl. Nr. 36/2003.
- 92 UMG: Monitoring Mehrerauer Seeufer/Bregenzerachmündung, Bestandsentwicklung der Strandschmielen-Gesellschaft, Jahresbericht 2015, S. 3–30.
- 93 Ebenda, S. 49.
- 94 UMG: Monitoring Mehrerauer Seeufer–Bregenzerachmündung, Bericht 2011, S. 31.
- 95 Ebenda, S. 28–37.
- 96 § 3 Raumplanungsgesetz, LGBl. Nr. 39/1996.
- 97 Amt der Vorarlberger Landesregierung: Vorarlberger Fremdenverkehrskonzept, Bregenz 1978, S. 13.
- 98 STARK, Markus: Impulse für die Zukunft, in: *Den Weg heute gehen/150 Jahre Zisterzienser in Mehrerau*. Hg. Abt. Kassian Lauterer, Bregenz 2004.



# BUCHBESPRECHUNGEN

**Sigrid Hirbodian/Christian Jörg/Sabine Klapp (Hg.): Methoden und Wege der Landesgeschichte (Landesgeschichte, Band 1) 232 Seiten, Verlag Jan Thorbecke, Ostfildern 2015, € 37,-/sFR 45,90**

Angesichts dessen, dass sich die vor allem seit dem 19. Jahrhundert entstandenen Historischen Vereine von Haus aus der Geschichte einer Landschaft bzw. einer Region verschrieben haben, mussten sie sich unmittelbar angesprochen fühlen, als sich nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland und in Österreich (bemerkenswerterweise nicht aber in der Schweiz) an verschiedenen Universitäten eine sich der »Landesgeschichte« widmende historische Teildisziplin herausbildete.

Im Hinblick darauf, dass die Historischen Vereine seitdem – sei es durch Vorträge, sei es durch Beiträge in ihren Zeitschriften – immer wieder wesentliche Anregungen von Vertreterinnen und Vertretern dieser an den Universitäten betriebenen »Landesgeschichte« erfahren haben und noch immer erfahren, dürfen die Leser dieser Zeitschrift auf ein Buch neugierig sein, das »Methoden und Wege der Landesgeschichte« nachzuzeichnen verspricht und als Band 1 einer unter dem lapidaren Titel »Landesgeschichte« neu begründeten Reihe erschienen ist. Obgleich auf eine Tagung zurückgehend, den die neu begründete »Arbeitsgruppe Landesgeschichte« des Deutschen Historikerverbandes unter demselben Titel im Juni 2013 in Tübingen veranstaltet hat und deren Referate nunmehr gleichfalls von Tübinger Vertreterinnen und Vertretern der »Landesgeschichte« herausgegeben wurden, überrascht angesichts dieser Konstellation – sieht man von einem Beitrag (Jürgen Dendorfer) ab – das Fehlen beispielhafter Beiträge zu Themen der südwestdeutschen Landesgeschichte.

Indessen mögen sich die an ihr Interessierten durch die in diesem Sammelband behandelten grundsätzlichen Fragen bzw. durch die anderen historischen Landschaften geltenden Überlegungen

aufgefordert sehen, ihre künftigen Bemühungen an den als neu verstandenen »Methoden und Wegen« einer ständigen Prüfung zu unterziehen, wie sie in diesem insgesamt dreizehn Beiträge umfassenden Band aufgezeigt werden.

Die Interessierten werden erfahren wollen, wo sich das universitäre Fach »Landesgeschichte« heute stehen sieht, nachdem es sich noch Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg erst einmal von der unseligen Verquickung mit der dem NS nahen »Volksge-schichte« und sodann auch von der (von F. Graus 1986) als deutsche »Sonderentwicklung« erwiesenen »Verfassungsgeschichte« weitgehend hatte verabschieden und sich mit der in den 1970er und 1980er Jahren entstandenen »Regionalgeschichte« hatte auseinandersetzen müssen, mit der sie sich inzwischen zu ihrem eigenen Nutzen zu arrangieren vermochte (Freitag S. 21 und 26, Rummel S. 30 f., Rutz S. 97 mit Anm. 8, Kramer S. 213).

Werner Freitag hat in seinem am Anfang des Bandes stehenden forschungsgeschichtlichen »Rückblick« den Weg bis hierhin nachgezeichnet und dabei auch die herausragende Rolle des sowohl der »Volks«– als auch der »Verfassungsgeschichte« verpflichteten Mittelalterhistorikers Theodor Mayer (1883–1972) beleuchtet (nachzutragen: Reto Heinzel: Theodor Mayer. Ein Mittelalterhistoriker im Banne des »Volkstums« 1920–1960. Paderborn 2016). Es mag an dieser Stelle darauf verwiesen sein, dass der der Sympathie mit dem NS nun wirklich nicht verdächtige Schweizer Historiker Bruno Meyer (1911–1991) (in den Schrr VG Bodensee 91 (1973) S. V–XI) einen Nachruf auf den 1957 zum Ehrenmitglied der Bodensee-geschichtsvereins ernannten, von 1951 bis 1968 in Konstanz lebenden und hier vor allem wissenschaftsorganisatorisch wirkenden Theodor Mayer zur Zeit des Verfassens seines Nachrufs noch keinen Grund sah, die politischen Verstrickungen dieses deutsch-österreichischen Mediävisten überhaupt nur

zu thematisieren. Die Erwähnung des von 1934 bis 1938 in Freiburg i. Br. lehrenden Theodor Mayer in Werner Freitags einleitendem »Rückblick« gibt Anlass, auf ein Defizit sowohl in diesem Beitrag wie im gesamten Band hinzuweisen. Dieses Defizit rührt zum einen aus der berechtigten rückblickenden Fokussierung des Blicks auf die vorhin angesprochene problematische politische Ausrichtung des Faches Landesgeschichte; es rührt zum andern aber auch aus der in beinahe allen Aufsätzen zum Ausdruck gelangenden Sorge, wie die »Landesgeschichte« mit der Herausforderung durch den seit einiger Zeit in Mode gekommenen »Spatial Turn« umgehen solle. Das durch all dies bedingte Defizit besteht aus südwestdeutscher landesgeschichtlicher Sicht im beinahe völligen Ausblenden zweier gerade im Südwesten, in Freiburg und Tübingen, seit den dreißiger und vierziger Jahren gepflegter innovativer landesgeschichtlicher Fragestellungen und Vorgehensweisen: da ist zum einen die an der Universität Freiburg – nicht erst von Hans-Walter Klewitz und danach seit 1952 vor allem von Gerd Tellenbach und seinen Schülern, insbesondere Karl Schmid und Joachim Wollasch – am 1941 gegründeten »Institut für geschichtliche Landeskunde« mit großem Erfolg betriebenen (dazu J. Dendorfer S. 137–140), sondern bereits 1935 von Theodor Mayer in dessen »Oberrheinischen Institut für geschichtliche Landeskunde« begonnene, dem hochmittelalterlichen Adel gewidmeten Personenforschung (vgl. Heinzel, Theodor Mayer S. 132). Diese Forschungsrichtung nicht nur rückblickend als wichtigen Teilbereich der Landesgeschichte zu berücksichtigen, scheint dringend geboten, wenn man die von Andreas Rutz in seinem Beitrag geäußerte Erkenntnis ernst nehmen möchte, dass es »die Akteure sind, die durch ihr Handeln erst Räume erschaffen« (S. 102, 104 und 109 sowie Dendorfer S. 144). Dass die durch die personengeschichtliche Forschung für das hohe Mittelalter eröffneten Zugänge in dem anzuzeigenden Werk weitgehend außer Acht gelassen werden, mag damit zusammenhängen, dass die an ihm beteiligten Historikerinnen und Historiker ihr Arbeitsfeld beinahe durchgehend in landesgeschichtlichen Themen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit gefunden haben. Für diese Zeitstellung ist jedoch ein anderes Defizit des Bandes zu verzeichnen: Wiederum im Südwesten, zunächst an der Universität Tübingen und danach an der Universität Freiburg, ist durch Otto Herding (1911–2001) und danach durch seinen

Schüler Dieter Mertens (1940–2014) eine Forschungsrichtung etabliert worden, die – im Blick auf Otto Herding – durch den Titel der diesem 1977 gewidmeten Festschrift (»Landesgeschichte und Geistesgeschichte«) und – im Blick auf Dieter Mertens – durch den Untertitel seiner Freiburger Habilitationsschrift von 1977 (»Reich und Elsaß zur Zeit Maximilians I. Untersuchungen zur Ideen- und Landesgeschichte im Südwesten des Reiches am Ausgang des Mittelalters«) gekennzeichnet ist. Auch diese »Öffnung der Landesgeschichte für die Ideengeschichte« (so Dieter Mertens in seinem Nachruf auf Otto Herding in der FAZ vom 2. Januar 2001) bleibt sowohl in Werner Freitags Rückblick als auch in den in die Zukunft des Faches verweisenden Beiträgen des Bandes weitgehend unerwähnt.

Wenn man sich nach der Lektüre der in diesem Band im Blick auf »Methoden und Wege der Landesgeschichte« vereinten Beiträge ein Bild vom gegenwärtigen Stand des (universitären) Faches »Landesgeschichte« machen möchte, dann würde eines ihrer Merkmale darin zu erkennen sein, dass sich der Schwerpunkt ihres Interesses von der jahrzehntelangen Bevorzugung des frühen und hohen Mittelalters weitgehend zum Spätmittelalter und zur frühen Neuzeit und damit vor allem zur Erforschung des Territorialisierungsprozesses hin verlagert hat (vgl. Andreas Rutz S. 98). Ob diese Beobachtung mit der Wirklichkeit der universitären »Landesgeschichte« übereinstimmt oder nur der Auswahl der auf der Tübinger Tagung behandelten Themen geschuldet ist, bedürfte weiterer Klärung. Unabhängig von deren Ergebnis ist es voll und ganz zu begrüßen, dass nunmehr auch das späte Mittelalter und die frühe Neuzeit verstärkt in den Blick des Faches geraten.

Ein anderes Merkmal »moderner« »Landesgeschichte« scheint in der geradezu ausufernden Befassung mit der in den letzten Jahrzehnten in den Sozial- und Kulturwissenschaften entwickelten Theorie des »Spatial Turn« zu bestehen. Zahlreiche der in diesem Band vereinten Beiträge befassen sich mehr oder weniger intensiv mit dieser dem »Raum« geltenden Theorie. Zu überlegen wäre nur, was ein sich seit langem mit historischen Landschaften bzw. Regionen, d. h. mit »Räumen«, befassender Zweig der Geschichtswissenschaft, eben die »Landesgeschichte«, von den neuerdings entwickelten Fragestellungen mit spürbarem Gewinn zu übernehmen hätte. Das betrifft vor allem den bereits erwähnten einführenden »Rückblick« von Werner Freitag (S. 5–27) und

die den Band beschließende, »Landesgeschichte in europäischer Perspektive« sehende Zusammenfassung aus der Feder von Ferdinand Kramer (S. 209–217), sodann die Überlegungen Walter Rummels zum Verhältnis von »Landes- und Regionalgeschichte« (S. 29–40, mit nachdenkenswertem Äußerungen zur heutigen Rolle der Geschichtsvereine S. 33 f. und 37 f.), gefolgt von Winfried Speitkamps Gedanken über »Raum und Erinnerungsorte« (S. 81–93), von Andreas Rutz' Befassung mit »Politischen Räumen« (S. 95–110), von Martin Ott's Überlegungen zu »Raumkonzept(e)n in der Landesgeschichte nach dem Spatial Turn« (S. 111–125) und schließlich von den beiden sich mit dem Verhältnis von Landesgeschichte und Kulturgeschichte befassenden Beiträgen von Dietmar Schiersner (»Räume der Kulturgeschichte – Räume der Landesgeschichte« S. 149–164) und von Michael Hecht »Landesgeschichte und die Kulturgeschichte des Politischen« S. 165–190). Gerade im Blick auf diese »allgemeinen« Beiträge vermisst man ein Autorenverzeichnis, das eine »Verortung« der Verfasser angesichts der in ihren Aufsätzen trotz der allgemeinen Thematik hin und wieder durchschimmernden Nähe zu bestimmten historischen Landschaften erleichtern würde.

Weiterführender Forschung auf dem Gebiet der Landesgeschichte wäre zu wünschen, dass sie die vielen konkreten Anregungen, die vor allem die – einzelnen historischen Landschaften gewidmeten – Arbeiten dieses Bandes vermitteln (so Michael Kißener zu Rheinland-Pfalz S. 41–50, Oliver Auge zu Schleswig-Holstein S. 51–64, Arnd Reitemeier zu »Kurahannover« S. 65–79, Winfried Speitkamp zu Hessen S. 81–93, Jürgen Dendorfer zum Oberrhein S. 127–148, Sabine Ullmann zu Franken S. 191–208), aufnehmen, sich zugleich aber von »immer neuen Turns« (F. Kramer S. 209) und von dem etwaigen »Vorwurf ..., in der »Provinz« letztlich unerheblicher Kleinräume zu verharren« (vgl. D. Schiersner S. 162), nicht verunsichern lassen möge.

*Helmut Maurer*

**Alois Niederstätter: Vorarlberg im Mittelalter (Geschichte Vorarlbergs, Band 1) 341 Seiten mit mehreren Karten, Abbildungen, Stammtafeln und Verzeichnissen, Verlag Wagner, Innsbruck 2014, € 29,90**

Landesgeschichtliche Überblicksdarstellungen, die von einem Autor alleine verfasst werden, sind selten

geworden. Das hängt unter anderem damit zusammen, dass Historiker, die sowohl über das dazu notwendige Spezialwissen verfügen als auch in der Lage sind, sich nicht im Detailwissen zu verlieren, ebenfalls selten geworden sind. Der ehemalige Präsident des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, Landesarchivar und Universitätsdozent Alois Niederstätter, ist mit seiner neuen Geschichte Vorarlbergs im Mittelalter eine überzeugender Überblick gelungen.

Die Gliederung umfasst die großen Kapitel Grenzen, Räume und Orientierung; Urgeschichte und Römerzeit; An der Wende zum Mittelalter – Kontinuitäten und Brüche; Mensch und Siedlung; Wirtschaft; Herrschaft und politische Raumordnung; Rechtsleben und Verwaltung; Gesellschaftliche Strukturen und soziale Verhältnisse; Kultur. Dieser Aufbau stellt den Menschen mit seinen Lebensgrundlagen ins Zentrum. Unter Wirtschaft werden denn auch die Landwirtschaft, Waldnutzung, Fischerei und das Gewerbe an den Anfang gestellt, gefolgt von den sekundären und tertiären Bereichen Handel, Finanz- und Transportwesen. Vorarlberg bildet einen Teil des nördlichen Alpenbogens, in dem im Laufe des hohen und späten Mittelalters die Viehwirtschaft gefördert wurde. Dabei spielte die auf die Sommersaison beschränkte Alpwirtschaft in Verbindung mit den Talbetrieben eine wichtige Rolle. Dazu gehörten Viehmärkte wie jene in den Städten Feldkirch und Bludenz. Dies waren Zentren des überregionalen Rinderhandels, wo vor allem »Metzger und Viehhändler der schwäbischen Reichsstädte, die einen großen Fleischbedarf, aber nur eingeschränkte Möglichkeiten zu eigener Viehzucht hatten« (S. 57), enge Beziehungen zu den alpinen Regionen knüpften. Gefördert wurden überregionale Kontakte und wirtschaftliche Austausch auch durch den Umstand, dass sich Vorarlberg an der Achse zu den Bündner Pässen befand, welche für den Nord-Süd-Verkehr zentral war.

Niederstätter beschäftigt sich seit Jahrzehnten mit den politischen Verflechtungen in der Bodenseeregion. Entsprechend groß sind seine Kenntnisse auch der Schweizer und Süddeutschen Landesgeschichte. Das zeigt sich im politikgeschichtlichen Teil, in dem er die Entwicklung im hohen und niederen Adel, in der Expansion der Eidgenossenschaft Richtung Osten an den Rhein bis zum Schweizer- oder Schwabenkrieg 1499 schildert. Der Autor verbindet geschickt großmachtpolitische Aspekte mit



regionalen Ereignissen wie den Appenzeller Kriegen, die in Vorarlberg Stadt-Land-Konflikte aufbrechen ließen. Er kommt zum Schluss, dass in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts der Südwesten des Reichs zusehends ein Exerzierfeld für habsburgische wie für eidgenössische Expansionsversuche wurde (S. 109). Der Friede von Basel vom 22. September 1499 bewirkte die endgültige Abgrenzung der Machtbereiche Habsburgs und der Eidgenossenschaft an Hochrhein, Bodensee und Alpenrhein. Österreich war weitgehend aus dem Gebiet der heutigen Schweiz ausgeschieden.

In der Darstellung des Rechtslebens sowie der gesellschaftlichen Strukturen und sozialen Verhältnisse zeigt sich, dass Niederstätter sowohl die aktuelle internationale Forschung als auch die Regional- und Lokalgeschichte bestens kennt. Nach einem kurzen Überblick der früh- und hochmittelalterlichen Verhältnisse, in denen aus der Sicht des heutigen Vorarlbergs die großen auswärtigen Machtträger wie das Kloster St. Gallen und das Bistum Chur die soziale Organisation prägten, schildert der Autor an Beispielen den Modernisierungs- und Verdichtungsprozess des Spätmittelalters. Dabei spielten die Ammänner-Gerichte eine zentrale Rolle. Ammänner befanden sich zwischen Herrschaft und Untergebenen, erfüllten Aufgaben im Namen beider Seiten und spielten eine wichtige Rolle in der Vermittlung. Wie in der benachbarten Ostschweiz gewann im 14. und 15. Jahrhundert die kommunale Entwicklung an Bedeutung. Dies kann aus Dorfrechten, die nebst strafgerichtlichen auch wirtschaftliche Regelungen enthalten, geschlossen werden. Ein weiterer Hinweis ist die Ausbildung von Landständen. Die Existenz eines Bregenzerwälder Landessiegels seit 1381 zeugt von der zunehmenden Autonomie der ländlichen Gesellschaft. Mittelalterliche Herrschaft beruhte zu einem hohen Mass auf der Konsensbildung zwischen Grundherren und Bauern.

Zu Ausbau und Stärkung der kommunalen Strukturen gehörten auch die geistlichen Verwaltungsstrukturen. Kommunalismus und die »Verbürgerlichung« oder »Verbäuerlichung« des religiösen Lebens liefen Hand in Hand. Während des 15. Jahrhunderts wurden auf Vorarlberger Boden zehn neue Pfarren eingerichtet, acht Frühmesspfründen sowie etwa 25 weitere Mess- und Kaplaneipfründen gestiftet (S. 144). Die unterschiedlichen fachlichen Begriffe werden in Niederstätters Darstellung der kirchlichen und der sozialen Verhältnisse (S. 181–190) er-

klärt. Die allgemeinverständliche und ansprechende Darstellungsweise ist überhaupt eine große Qualität des Buches.

Auch zu den städtischen Verhältnissen werden anschauliche und handfeste Informationen geliefert. Bei den Vorarlberger Städten handelte es sich mit Feldkirch, Bregenz und Bludenz um kleine Gemeinwesen. Am Ende des Mittelalters lebten etwa acht Prozent der Bewohner des nachmaligen Vorarlbergs in diesen drei Städten (S. 190). Die heutige Hauptstadt Bregenz umfasste etwa 57 Hofstätten an drei Gassen. Eher knapp sind die Ausführungen zur ländlichen Bevölkerung ausgefallen, was mit der schwierigen Quellenlage und den großen Forschungslücken zusammenhängt.

Den Schluss bildet das Kapitel Kultur, in welchem die auf dem Gebiet Vorarlbergs erhaltenen schriftlichen Zeugnisse erwähnt werden. Hinzu kommen Ausführungen zur Entwicklung von Schriftlichkeit, Archiv- und Bibliothekswesen, zum Schulwesen, zur Geschichtsschreibung, zum literarischen Schaffen, zur Musik, zur Architektur und zur bildenden Kunst und zum Kunsthandwerk. Am Schluss des Buches zieht Niederstätter eine Bilanz: »Was bleibt vom Mittelalter? Ein Resümee«. Hier öffnet er nochmals ein wichtiges Fenster, indem er darauf hinweist, dass schriftliche Dokumente nur einen Teil der verfügbaren Informationen ausmachen. Als »indirekte historische Quellen sind in den letzten Jahrzehnten auch Pflanzenpollen und Hölzer ins Blickfeld der Forschung gekommen und liefern unerwartete Erkenntnisse, die die Modelle der »schriftgläubigen Historikerzunft gehörig ins Wanken bringen.« (S. 237) Diese Aussage passt zu Alois Niederstätter, der sich nicht ausruht auf Geleistetem, sondern hinterfragt, resümiert und wieder weiterforscht. Sein Buch fasst den Forschungsstand zur Vorarlberger Geschichte im Mittelalter packend zusammen, deutet die Ergebnisse im Vergleich mit der aktuellen Forschung zur allgemeinen Geschichte und benennt Lücken. Es ist ein Standardwerk zur Vorarlberger Geschichte und zugleich Anregung für weitere Detailstudien.

*Stefan Sonderegger*

**Cornel Dora/Philipp Lenz/Karl Schmuki/Franziska Schnoor: Wenn Bücher Recht haben. Justitia und ihre Helfer in Handschriften der Stiftsbibliothek St. Gallen. Katalog zur Jahresausstellung in der Stiftsbibliothek St. Gallen 30.11.2014–8.11.2015, 108 Seiten mit 33 Abbildungen, Verlag am Klosterhof St. Gallen, St. Gallen 2014, sFr 25,–**

Das Schreiben der einzelnen Beiträge dieses Ausstellungskataloges haben sich die vier Ausstellungsmacher Cornel Dora, Philipp Lenz, Karl Schmuki und Franziska Schnoor zu gleichen Teilen untereinander aufgeteilt. Der Band zur Ausstellung in der Stiftsbibliothek 2014/15 behandelt die in sechs Vitrinen präsentierten justitiarischen Handschriften der St. Gallener Stiftsbibliothek und ist reich bebildert mit großen und z. T. detaillierten Abbildungen der jeweiligen Handschriften.

Wie dem Vorwort zu entnehmen ist, richtet sich der Ausstellungskatalog an Interessierte und Fachleute, wobei sich nach der Lektüre klar abzeichnet, dass vor allem die zweite Gruppe mit diesem Fachbuch angesprochen wird. Die Sammlung der Handschriften bietet einen Überblick über das abendländische Justizwesen und Recht vom Altertum bis ins Spätmittelalter und präsentiert darüber hinaus noch außergewöhnliche paläographische Musterexemplare. Besonders unterstrichen wird dabei die Wichtigkeit Sankt Gallens als vor allem spätmittelalterlicher (Kirchen-)Rechtsstandort, vor allem in Anbetracht der hervorgehobenen Stellung des Kirchenrechts in der Vormoderne.

Nach der Abhandlung des Rechts in der Spätantike (Cornel Dora) nimmt der Inhalt über den Themenkomplex »Der Papst und das Recht« (Karl Schmuki) sowie einer Betrachtung des mittelalterlichen Gerichtsprozesses im Wandel der Zeit (Philipp Lenz) seinen Lauf. Auch die frühe Rechtswissenschaft an den hohen Schulen (Philipp Lenz) und die *Leges*-Handschriften (Karl Schmuki) werden intensiv behandelt. Mit »Busse, Beichte und Ablass« und »Ein Ort des Rechts auf dem karolingischen Klosterplan« (beides Franziska Schnoor) wird die Bedeutung der St. Gallener Handschriften für die Kirchenrechtsüberlieferung herausgearbeitet und unterstrichen.

Besonders herausragend stellt sich die abschließende kleine Sammlung (S. 84–97) der »Mittelalterlichen Kostbarkeiten aus der Schatztruhe der Stiftsbibliothek St. Gallen« dar, welche einen bildreichen Reigen an außergewöhnlich schönen Handschriften

präsentiert. Zusammen mit dem sehr detaillierten Anhang und seinem Informationsgehalt ließe sich dieser Abschnitt des kleinen wertvollen Büchleins gut für die Lehre in Mittellatein und Paläographie im Grundstudium verwenden, da er zum wissenschaftlich fundierten Einstieg in die Materie einlädt.

Katharina Maier

**Stettler, Bernhard (Bearb.): Joachim von Watt (Vadian): Bannerhandel, 200 Seiten, Appenzeller Verlag, Herisau 2013 € 42,–/sFr 42,–**

Der ausgewiesene Vadian-Kenner Bernhard Stettler (vgl. z. B. seine Editionen von Vadians Kleineren und Größeren Chronik der Äbte) hat mit der Edition des Bannerhandels, eines bisher eher unbekanntes Textes Vadians, ein weiteres Stück des Puzzles zur Person und zur Zeit Joachim von Watts der breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Dies zu einem Zeitpunkt, wo Vadian Dank dem Reformationsjubiläum im Jahr 2017 wieder vermehrt in den Fokus rückt.

Nach Vorwort (S. 7 f.) und Einleitung (S. 9–30) folgt die Edition des Textes (S. 33–173), woran ein Anhang (S. 176–197) mit u. a. Glossar, Personen- und Ortsregister anschließt.

Inhaltlich behandelt das Reimgedicht, welches leider Fragment geblieben ist und unvermittelt abbricht (vgl. S. 21, S. 25), mehrere voneinander unabhängige Konflikte zwischen St. Gallern und Appenzellern, welche sich gegenseitig verschärften. Der Streitpunkt, der schließlich zur Eskalation der Streitereien führte, war ein Banner, welches die Appenzeller während der Schlacht bei der Vögelinsegg im Jahre 1403 den St. Gallern abgenommen hatten und welches »durch verräterische Umtriebe wiederum an St. Gallen verschachert« wurde (S. 9). Die Eskalation des Streits fiel in die Jahre 1535 bis 1539 (vgl. z. B. S. 9).

Der Herausgeber ist der Meinung, dass das Reimgedicht weder »ein sachlicher Bericht noch eine Klageschrift noch eine Satire« (S. 28) sei, sondern ein »aufgeblähter Erlebnisbericht mit allem in einem zugleich« (S. 28, vgl. auch S. 30). Der Verfasser des Reimgedichtes, das trotz seinen 4246 Versen – welche im Manuskript 216 Seiten ausmachen – ein Fragment geblieben ist, ist eindeutig Vadian, obwohl er sich selbst nur in der dritten Person erwähnt (vgl. S. 24). Er war selbst als Bürgermeister bzw. als Reichsvogt im Rahmen des Bannerhandels aktiv (vgl. z. B. S. 21), was dem Gedicht gewisse autobio-

grafische Züge verleiht. Obwohl er gleich zu Beginn des Textes versichert, über den Handel »wahrhaftig und ohne jede böse Absicht zu berichten« (S. 27), steht er – man ist verleitet zu sagen, selbstverständlich – auf Seiten der St. Galler. Vadian brachte – ob bewusst oder unbewusst – in der Abfolge der Ereignisse einiges durcheinander, so z. B. den Zeitpunkt der Gesandtschaft ins Appenzellerland (vgl. S. 11, Anm. 15), den Zeitpunkt der Einschaltung der Eidgenossen in den Konflikt (vgl. S. 13, Anm. 16) oder das Aussehen des zentralen Gegenstandes des Streites, des Banners (vgl. S. 17, Anm. 24). Außerdem steht für den Herausgeber fest, dass das erhaltene Manuskript ein Autograph Vadians ist (vgl. S. 23–25), welches im Jahr 1540 erstellt wurde (vgl. S. 33).

Bernhard Stettlers ausführliche Einleitung beinhaltet eine Prosa-Zusammenfassung (S. 11–21) des Reimgedichtes in heutigem Deutsch, welche umso wichtiger ist, als dass Vadians Lyrik für Prosa-Gewohnte schwer zu verstehen ist. Die mehr als 4200 Verse unterteilt er in 21 Abschnitte, welche er separat zusammenfasst. Wie diese Einteilung zustande kam, ist allerdings nicht ersichtlich, da sie im Manuskript keine Entsprechung hat und die Unterteilung sogar innerhalb von Paarreimen stattfindet (z. B. S. 60, Z. 819–820). Die inhaltliche Kommentierung des Textes findet ausschließlich in der Einleitung statt; d. h., dass sich die Kommentare im Editionstext auf Durchstreichungen, Einschübe u. ä. beschränken. Dies ist überraschend, da der Herausgeber dies in seinen früheren Editionen von Texten Vadians (v. a. der Kleineren und der Grösseren Chronik der Äbte) anders gehandhabt hat. Ebenso unüblich ist die Art der Fußnoten im Editionstext: Sind die Buchstaben des lateinischen Alphabets benutzt, beginnt der Bearbeiter wieder von vorne (z. B. S. 65). Unüblich sind ebenso die mehrfachen Änderungen im Layout (Einrückung der Fußnoten sowie ein Strich am linken Seitenrand während der Zusammenfassung, Änderung der Schriftgröße für die Edition u. ä.).

Einigen wenigen Kritikpunkten zum Inhalt sei hier noch Platz gegeben: Schade ist, dass der Herausgeber die erste Seite des Gedichtes (vgl. Abbildung S. 32) im Personenregister nicht berücksichtigt hat. So fehlt dort »Jr. Gordian Zollikoffer, D. Vadiani ex filia pronepos« (S. 33), der das Manuskript im Jahre 1647 in die Stadtbibliothek brachte. Die Frage, warum zwischen dem Verlust des Banners im Jahre 1403 und dem Streit um das verlorene Banner in den

1530er Jahren mehr als 100 Jahre – anscheinend – ohne Konflikte des Banners wegen vergingen, wird weder diskutiert noch aufgeworfen. Die »höchst inkonsequent[e]« (S. 24) Orthographie Vadians hat der Bearbeiter vereinheitlicht (vgl. S. 25). Diese Vereinfachungen sind wohl für historisch interessierte Laien gedacht; denn für Historiker, germanistische Linguisten und Forschende anderer Zweige (die sich wohl eher mit diesem Text beschäftigen werden als Laien), die auf eine buchstabengetreue Wiedergabe des Originals angewiesen sind, bedeutet dies eine grobe Verzerrung.

Am Ende bleibt festzuhalten, dass Bernhard Stettler mit der Herausgabe von Vadians Reimgedicht zum Bannerhandel »ein bisher wenig beachtetes Gesicht« (S. 7) des St. Galler Reformators zeigt. Die Bearbeitung und Herausgabe dieser bisher eher unbekanntes Schrift aus seiner Feder ist umso wichtiger, als dass man mit ihr ein besseres Gesamtbild der Person Joachim von Watts bekommt. Und wer wäre dafür besser geeignet als Bernhard Stettler?  
*Claudia Sutter*

**Eike Schößler: Rosenegg – Eine Spurensuche, Die Genealogie und Geschichte der Freiherren von Rosenegg aus dem Hegau und deren illegitimen Nachkommen, Edition Familienkunde Niedersachsen Nr. 15, 247 Seiten, Hannover 2015, € 28,-**

Die Suche nach den eigenen Vorfahren ließ den pensionierten norddeutschen Bankdirektor Eike Schößler in das Labyrinth spätmittelalterlicher heraldisch-familiengeschichtlicher Forschungen eindringen. Am Anfang stand eine Vorfahrin, die einzig über Wappen und Namen auf einem Grabstein von 1574 greifbar war, am Schluss resultierte eine rund 250-seitige Publikation, welche buchstäblich neue Wege einschlug. Ausgehend von seiner Ahnin (Jolanthe von) Rosnag rekonstruierte der Autor eine »illegitime« Genealogie der Freiherren von Rosenegg, einer süddeutsch-schweizerischen Adelsfamilie, die um 1480 ausgestorben war, in Form zahlreicher natürlicher Nachkommen aber weiterlebte, so das Leitthema des Buches.

Die ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Zürich, Winterthur, Frauenfeld und im Hegau anzutreffenden Angehörigen der Familien Rosenegger, Rosnegger, Rosnegg, Roseneck und Rosnag sieht Schößler als Teil eines Clans, der sich aus illegitimen Nachkommen des kleinen Hochadelsgeschlechts ge-

bildet hatte. Die Freiherren von Roseneegg erlangten als Grundherren im Hegau, habsburgische Landrichter im Thurgau oder als Äbte von Einsiedeln und Reichenau im späteren Mittelalter eine gewisse Bedeutung. Von besonderem historischen Interesse sind hier die Brüder Heinrich und Hans von Roseneegg, die nach 1400 die solothurnische Herrschaft Wartenfels bei Olten besaßen. Hans' Tochter Anna heiratete Heinrich von Bubenberg und ermöglichte so überraschende Kontakte des einflussreichen Berner Schultheissengeschlechts nach Wartenfels und Richtung Hegau. Ein eigenes Kapitel widmet der Autor einer nur chronikalisch überlieferten Geschichte aus dem Schwaben- oder Schweizerkrieg von 1499. Die bisher als Legende abqualifizierte Rettung eines Roseneegers auf dem Rücken seiner Frau wird von Schöslser vielmehr als wichtiges Bindeglied in seiner genealogischen Argumentation neu verortet.

Über die Namensvarianten, dank Wappenvergleichen sowie durch die zeitliche Einordnung schafft der Autor jetzt eine Abstammungsgeschichte, die von den Freiherren des 13. bis zu den Bastardlinien des 16. Jahrhunderts führt. Da »urkundenfeste Belege«, so Schöslser, jedoch weitgehend fehlen, steht und fällt die Beweisführung mit der Plausibilität der möglichen Zuordnungen. Dass der Autor die Widersprüchlichkeit der Quellen im Sinne seiner Thesen auflöst und die Lebensdaten gelegentlich eher großzügig einsetzt, liegt in der Natur solcher Publikationen. Über die Indizienführung lässt sich angesichts der lückenhaften Überlieferung zweifellos streiten. Nicht immer mag man der zielgerichteten Interpretation folgen, die, wie bei den Ostschweizer Roseneeggern, auf dünnem Boden steht. Der Wert und der Erkenntnisgewinn des Buches liegt neben der Frage des Nachweises von Illegitimität vor allem im umfangreichen Regestenmaterial, das Schöslsers »Spurensuche« zu einem wertvollen, archivübergreifenden Nachschlagewerk macht.

*Peter Niederhäuser*

**Vita Bartholomaei Anhornii. Die Autobiographie des Pfarrers Bartholomäus Anhorn (1566–1640) aus der Zeit der Bündner Wirren, bearbeitet von Lorenz Heiligensetzer und Ursus Brunold (Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte, Band 32). 572 Seiten mit 29 farbigen Abbildungen, Kommissionverlag Desertina, Chur 2015, € 36,-/sFr 55,-**

Die erste grosse Autobiographie der Ostschweiz stammt vom Bündner Bartholomäus Anhorn (1566–1640). Er verfasste sie, aus seiner Heimat vertrieben, im Jahr 1628 als evangelischer Pfarrer im appenzellischen Gais für seine Kinder und führte sie bis in sein Todesjahr weiter. Nach seinem Tod blieben die Aufzeichnungen lange im Besitz der Nachkommen. Überliefert ist der Text nur in der Originalhandschrift. Sie wurde 1834 von der Geschichtsforschende Gesellschaft von Graubünden gekauft und wird heute im Staatsarchiv Graubünden in Chur aufbewahrt.

In Fläsch geboren und in Zürich ausgebildet trat Anhorn in seinem Heimatort 1586 sein erstes Pfarramt an und wechselte 1596 nach Maienfeld. Von hier aus versorgte er vor und zu Beginn der Bündner Wirren den Zürcher Kaspar Waser und den St. Galler Jakob Studer regelmässig brieflich mit Informationen über das aktuelle Geschehen, bis er 1621 vor den österreichischen Truppen fliehen musste. Nach dem Prättigauer Aufstand kehrte er für kurze Zeit als Feldprediger in die Bündner Herrschaft zurück. Als die fremden Truppen 1622 ganz Graubünden besetzten, ging er ins Exil. Er fand eine Anstellung als Pfarrer in Speicher, später in Gais.

Die Autobiographie (»Beschreibung meines Lebens und Zustands«) verknüpft in lockerer Aneinanderreihung die eigene Lebensgeschichte und die Familienchronik mit Heiraten, Geburten, Todesfällen und Verwandtschaftsbeziehungen mit der grossen Politik. Der Bauernsohn Anhorn erzählt anschaulich seine Ausbildung in der Dorfschule, der Lateinschule in Chur und der Hohen Schule in Zürich, die ihn zur Übernahme des Pfarramtes vorbereitete, und betont die engen Verbindungen zur Stadt St. Gallen, die sich durch seine Heiraten und den regelmässigen Austausch von Nachrichten mit Jakob Studer ergaben. Vom Jahr 1618 an treten die politischen und militärischen Ereignisse in den Vordergrund und bilden für die Jahre 1621 bis 1623 das Zentrum der Aufzeichnungen Anhorns. Sie machen zusammen mit einer Predigtreihe aus jenen Jahren und den zugehörigen Psalmgebeten zwei Drittel der Autobiographie aus und schildern die Religions- und Machtkämpfe, in die Österreich, Venedig, Spanien, Frankreich und die Eidgenossen verwickelt waren. Diese Kämpfe hatte Anhorn in gegenwartschronistischen Werken bereits zuvor ausführlich aufgezeichnet; nun erzählt er sie in verkürzter Form, berichtet von seiner Beteiligung am Geschehen und interpretiert aussergewöhnliche Naturerscheinungen als göttliche Zeichen. Anhorn legt

so Rechenschaft ab über sein Wirken als Gemeindepfarrer und Feldprediger, der eindringlich zur Umkehr und Besserung ermahnt, die bevorstehende Erhebung und Unterdrückung in prophetischer Sprache als gerechte Strafe Gottes ankündigt. Auch im Exil nahm er Anteil am Geschehen in seiner Heimat, das er dank den Berichten, die ihm nach Gais gesandt wurden, verfolgen konnte.

Anhorn schloss den Hauptteil der Autobiographie 1628 ab. Es folgen in unregelmässigen Abständen weitere Nachrichten über seine Kinder und Enkel, über den Fortgang des Dreißigjährigen Krieges, über das Wüten der Pest und über seine eigenen Krankheiten; im letzten Eintrag berichtet er von der Atemnot wegen einer schweren Erkältung, die wunderbarerweise verschwand, als er auf der Kanzel zu predigen begonnen hatte.

Die Einleitung der Edition gibt einen umfassenden Überblick über das umfangreiche historiographische Werk Anhorns, das der Autobiographie voranging, und über dessen handschriftliche Überlieferung. Bedauerlich ist, dass die Ergebnisse der Untersuchung von Lorenz Heiligensetzer über die Lebensbeschreibungen von Deutschschweizer Predikanten des 17. Jahrhunderts (»Getreue Kirchendiener – gefährdete Pfarrherren«, Köln 2006), die den Anstoß zur Edition der Autobiographie Bartholomäus Anhorns gaben, zwar in den Anmerkungen ausgewertet, aber nicht zusammenhängend referiert sind. Heiligensetzer zeigte in seiner vergleichenden Analyse von 2006, in der Bartholomäus Anhorns Autobiographie eine der Hauptquellen war, wie die Selbstdarstellung der Pfarrer in den Autobiographien, wenn sie über ihre Jugend und ihre Anstellung als Gemeindepfarrer berichteten, jeweils den gleichen Erzählmustern folgten und die Schilderung ihrer beruflichen Tätigkeit vom »kirchlichen Diskurs über die rechte Ausübung des Pfarramts« geprägt waren (S. 291), wobei oft aktenkundige Konflikte stillschweigend ausgeblendet wurden, so auch bei Anhorn. Auch wenn sich die Autobiographie Anhorns als erzählte Lebensgeschichte gibt, erweist sie sich in der kritischen Analyse in einigen Teilen als konstruiert, in dem der Verfasser die eigene Lebensgeschichte an die gängigen Erzählkonventionen und die verbindlichen Verhaltensnormen für evangelische Pfarrherren angeschlossen hat.

Die Edition der Autobiographie genügt höchsten Ansprüchen. Die Textherstellung beruht auf klaren Editionsgrundsätzen. Besonderes Lob verdient der

ausführliche Anmerkungsapparat mit 1770 Einträgen. Er bietet neben den hilfreichen Wort- und Sachklärungen biographische Angaben zu den rund 900 von Anhorn genannten Personen, von denen sich viele nur durch Archivrecherchen nachweisen ließen. Die vorzüglichen Register verzeichnen Familienmitglieder und andere Personen, Orte, Sachen, Bibelzitate und schließen mit einem knapp gehaltenen Glossar. Damit steht mit Anhorns Autobiographie eines der zentralen Werke dieser Textgattung der Forschung in einer umfassend aufgearbeiteten Form zur Verfügung.

Rudolf Gamper

**Rosa Maria Fäh: Gottlieb Feurer (1875–1912) (St. Galler Kultur und Geschichte, 40) 192 Seiten, Chronos Verlag, Zürich 2016, € 43,- /sFr 48,-**

In der toggenburgischen und appenzellischen Malerei genießt die Kuh einen Ehrenplatz. Dies kommt schon in der ältesten bekannten Bohlenmalerei des Appenzellerlandes – den Gaiser Wänden aus dem 16. Jahrhundert, die im Volkskunde-Museum in Stein AR ausgestellt und im hier besprochenen Buch auf Seite 13 abgebildet sind – zum Ausdruck. Dieser Sachverhalt wirft ein Schlaglicht auf die große Bedeutung der Viehwirtschaft in der Ostschweiz. Im 14. und 15. Jahrhundert fand in den voralpinen und alpinen Gebieten der Ostschweiz eine landwirtschaftliche Spezialisierung statt, die heute noch an der Dominanz der Graswirtschaft erkennbar ist.

Die Masterarbeit der Universität Zürich von Rosa Maria Fäh, die als Band 40 der Reihe St. Galler Kultur und Geschichte erschienen ist, porträtiert einen der wichtigsten Vertreter der so genannten Bauernmalerei: Gottlieb Feurer (1875–1912). Die Autorin bietet – und dies ist die Stärke ihres Buches – eine umfassende Zusammenstellung der Werke dieses Toggenburgers. Einleitend skizziert sie die Entwicklung der Bauernmalerei. Es werden die Vorläufer, die Technik, die Motive und einige Maler vorgestellt. Der zweite Teil des Buches bietet biografische Informationen zum Maler Gottlieb Feurer; hier erweitert die Autorin mit ihren Forschungen in der gelungenen Mischung von Text, Fotografie und einer kleinen Stammtafel den bisherigen Wissensstand. Während nämlich über viele andere Bauernmaler nur wenig Persönliches in Erfahrung zu bringen ist, kann die Autorin über die Familie und das Leben Feurers einiges mitteilen. Die Feurer waren eine alteingesessene Familie



in Unterwasser. Der Vater des Malers, Niklaus, hatte das Privileg, in einer benachbarten Gemeinde die Oberstufe (Sekundarschule) zu besuchen und stieg zum Kantonsrat auf.

Gottlieb Feurer war das zweite Kind von Niklaus und Anna-Katharina Feurer. Er blieb ledig und auf dem elterlichen Bauernhof wohnend. Im Sommer hütete er das Vieh auf der Toggenburger Alp Sellamatt, und im Winter soll er in der Stube gemalt haben. Die Alperfahrung kommt in seinem Schaffen deutlich zum Ausdruck, beispielsweise auf einem seiner Hauptwerke, der Alpfahrt auf die Sellamatt, auf der nebst dem Viehzug mit den Sennen auch der gedeckte Rastplatz für die Begleiter der Tiere zu erkennen ist. Im Buch sind die Bilder Feurers in vorzüglicher Qualität wiedergegeben. Im Anhang finden sich sogar fünf aufklappbare »Sennenstreifen«. Diese langgezogenen Darstellungen der Alpauffahrt gehören zu den Klassikern in Feurers Werk.

Was Feurer von anderen Bauernmalern unterscheidet, ist seine realitätsnahe Darstellung des Viehs, die es angeblich sogar ermöglichte, einzelne Tiere zu identifizieren. Ein anderer Unterschied besteht im Lebensalltag der Maler. Feurer scheint – im Gegensatz zu vielen anderen Bauernmalern – keine Not gelitten zu haben. Leider ist dieser wichtige Unterschied aus dem Buch nicht zu schließen, weil die Autorin den vergleichenden Blick mit der umfassenden historischen Forschung (besonders zur Appenzeller Malerei) unterlässt. So idyllisch, wie es die Bilder der Bauernmaler scheinen lassen, war es nämlich für die meisten Zeitgenossen nicht.

Bartholomäus Lämmli, Babeli Giezendanner, Johann Jacob Heuscher und andere Bauernmaler lebten in großer Armut. Ihre Biographien verraten, dass sie im Gegensatz zu Feurer gar nicht mehr oder nur noch zeitweise in der Landwirtschaft tätig waren. Sie malten zwar die bäuerliche Welt und zum Teil für Bauern, welche die Bilder in Auftrag gaben und sie ihnen abkauften, hatten aber selber den beruflichen Bezug zur agrarischen Lebenswelt verloren. Für die Bauernmaler und für viele andere Appenzeller und Toggenburger des 18. und 19. Jahrhunderts war die Landwirtschaft und damit auch die Alpwirtschaft bei weitem nicht mehr der wichtigste Erwerb. Die meisten Menschen arbeiteten als Heimarbeiter in der Textilwirtschaft. So gesehen macht die Bauernmalerei vielleicht eine Sehnsucht der besitzlosen, in oder an der Schwelle zur Armut lebenden Maler sichtbar. Bauernmalerei im 19. Jahrhundert ist mitunter der

bildlich ausgedrückte Wunsch nach einer eigenen Liegenschaft, nach einem vermeintlich besseren Leben als Bauer oder Senn mit Viehbesitz – nach dem, was man als Weber, Tagelöhner, Knecht und Gelegenheitsmaler eben nicht hatte.

Ein stärkerer Vergleich des Lebens und Schaffens des Toggenburger Malers Gottlieb Feurer mit anderen Klassikern der Ostschweizer Bauernmalerei sowie eine Berücksichtigung der damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse hätte einen Gewinn für das Buch dargestellt. Trotz dieser Vorbehalte präsentiert Rosa Maria Fäh mit ihrer Arbeit eine solide Monographie über einen der wichtigsten Vertreter dieses Genres.

*Stefan Sonderegger*

**Tobias Engelsing: Das Tägermoos. Ein deutsches Stück Schweiz. 192 Seiten mit zahlreichen Farbbildungen, Südvogel, Konstanz 2016, € 19,90**

Einem zwischenstaatlichen Kuriosum im Bodensee-Raum, sozusagen einem Stück »lebendigem Mittelalter«, war eine Sonderausstellung des Rosgartenmuseums in der zweiten Jahreshälfte 2016 gewidmet: Dem heute rein landwirtschaftlich genutzten Tägermoos, das südwestlich an die Stadt Konstanz grenzt und auf Thurgauer Gemarkung liegt. Am ehesten wird man den Namen Tägermoos etymologisch als lehmartiges Feuchtgebiet interpretieren dürfen. Museumsleiter Tobias Engelsing erzählt in dem hier zu besprechenden, sehr schön ausgestatteten und reich bebilderten Ausstellungs-Begleitband gekonnt und unterhaltsam die Geschichte dieses rund 150 Hektar umfassenden Gebietes, das – obwohl in der Schweiz gelegen – sich seit 1560 durch Kauf überwiegend im Eigentum der Stadt Konstanz befindet. Daraus leitete Konstanz einige Sonderrechte ab. Hier stand etwa der Galgen. Ein Staatsvertrag von 1831 sichert die Konstanzer Rechte, und damit diejenigen einer quasi schweizerischen Gemeinde, bis heute; er ist »auf ewig« geschlossen und sieht kein Kündigungsrecht vor. Eine Änderung dieses Vertrags müsste zwischen Bern und Berlin ausgehandelt werden, »für beide Bundesregierungen aber sind die kuriosen Rechtsverhältnisse im Tägermoos kein vordringliches Problem« (S. 60).

Der zweite Teil des Bandes ist den Menschen aus dem Konstanzer Stadtteil Paradies gewidmet, der unmittelbar an das Tägermoos grenzt. Dort leben bis heute die meisten der Gemüsebauern, welche Äcker

und Grünland im Tägermoos umtreiben. Hier kann der Museumsleiter auf intime Kenntnisse zurückgreifen, ist er doch selbst im Stadtteil Paradies aufgewachsen, wo er bis heute lebt. Über die Menschen im Paradies, einem ehemals dörflichen Gemeinwesen inmitten der Stadt, hat er immer wieder, schon als Chef der Konstanzer Lokalredaktion des Südkuriers, publiziert. Es schließen sich daher auf langjährige Kontakte basierende und spannend zu lesende Geschichten um manchen »Paradiesler« an, die dem Band eine ganz eigene Note geben. Frisch und froh legt man das Buch aus der Hand, fast so als sei man selbst – wenngleich nur für wenige Stunden – zum »Paradiesler« geworden.

Jürgen Klöckler

**Bernd Wunder: Kleine Geschichte der Kriege und Festungen am Oberrhein 1630–1945 (Reihe Regionalgeschichte – fundiert und kompakt) 232 Seiten, mit 17 s/w-Abb. und 5 Karten, G. Braun, Karlsruhe 2013, € 19,95/sFr 26,95**

Dem Motto der regionalgeschichtlich ausgerichteten Verlagsreihe entsprechend liefert der Konstanzer Historiker Bernd Wunder eine fundierte und kompakte Zusammenfassung der südwestdeutschen Militär- und Festungsgeschichte der Neuzeit. Dabei gelingt es ihm, die zuweilen in der Militärforschung gepflegte »Isolierung historischer Fakten« (S. 7) aufzubrechen und die oft sperrigen Zusammenhänge mittels einer gekonnten Darstellung des Kriegsgebiets am Oberrhein in drei Jahrhunderten (1635–1945) verständlich zu vermitteln. Gerade das Kapitel »Festungen und Heere im Absolutismus« (S. 9–36) mit den Bereichen Heer, Krieg und Bevölkerung bietet einen überaus interessanten Einstieg in die Thematik und kann als beispielhaft gelten. Allerdings wäre eine Ausdehnung der sozialgeschichtlichen Seite des Krieges für die weiteren, stärker militärgeschichtlich gewichteten Kapitel eine Bereicherung gewesen. So entsteht z. B. in der Darstellung des Ersten Weltkriegs der Eindruck, dass die Vogesenfront nur zwei Schwerpunkte des Stellungskriegs (Hartmannsweilerkopf, Lingekopf) besaß, während die Einbeziehung der Zivilbevölkerung als »menschliche Schutzschilde« (so in St. Dié) und die damit einhergehenden Kriegsverbrechen unerwähnt bleiben.

Der Autor vermag es, entgegen der simplifizierenden deutschnationalen Lesart der Expansionskriege, die militärischen Vorstöße des absolutistisch

regierten Frankreich als »etwas komplizierter« (S. 37) darzustellen, indem er in den folgenden beiden Kapiteln die Stützpunktpolitik Ludwig XIV. erläutert. Nach Beendigung des sogenannten Pfälzer Erbfolgekriegs (Wunder plädiert hier für den stimmigeren Begriff des »Deutschen Kriegs« Ludwigs XIV., S. 87), der den Oberrhein mit der »Verbrennung« der Pfalz (1688/89) zum zeitweiligen Hauptfrontgebiet machte, errang Frankreich 1697 den Rhein als dauerhafte Grenze zum Reich. Im Gegenzug dazu wurde der Westen des Reichs aufgerüstet und die Position des deutschen Kaisers gestärkt – beides waren jedoch von Frankreich nicht einkalkulierte Folgen seiner Reunionspolitik (S. 96–99). Ironischerweise bzw. zum Glück für die Zivilbevölkerung sank der Oberrhein seit dem Spanischen Erbfolgekrieg zur Nebenfront ab, obwohl zahlreiche Festungen ausgebaut wurden, was wiederum deren wechselseitige Eroberung nach sich zog. Gerade aber der defensive Festungsbau und die Politik des Gleichgewichts garantierten die vergleichsweise friedliche Zeit des 18. Jahrhunderts: »Geographie und Diplomatie hegten das Kriegsgeschehen ein.« (S. 117) Die Erfahrungen aus den Koalitionskriegen gegen das revolutionäre Frankreich (bis 1815) sorgten an der Westgrenze zu intensiveren Maßnahmen des Festungsausbaus, den das besiegte Frankreich mit der damals enorm hohen Summe von 60 Mio. Franken bezahlen musste. (S. 154 f.) Im letzten Viertel seiner Abhandlung geht der Autor auf die Kriege des 19. und 20. Jahrhunderts und auf die Phasen des modernen Festungsbaus ein, darunter der Westwall und die Maginot-Linie. Diese beiden letzten Kapitel hätten jedoch – wie oben schon angedeutet – eine etwas eingehendere Beschreibung des Festungsbaus und der Kriegsführung verdient gehabt.

Dass der Bodenseeraum während dieser drei Jahrhunderte zum militärischen Durchgangs- und Nebengebiet wurde, wird vom Autor an den betreffenden Stellen angeführt, so im Zuge der französischen Kontributionsforderungen im spanischen Erbfolgekrieg der Jahre 1702/03, als auf Seiten des Reichs bis zu 1000 Mann eidgenössische Regimenten von Radolfzell bis Bregenz Stellung nahmen und auf der Insel Mainau ein Flottenstützpunkt eingerichtet wurde (S. 114 f.). Im Kampf gegen die napoleonischen Truppen wurde 1799 das Nordufer des Sees von dem englischen Offizier Williams verteidigt, dessen österreichische Flotte mitunter das in Franzosengewalt befindliche Südufer attackierte (S. 140 f.).

Neun Jahre später (Mai 1809) scheiterte gar der Versuch der Voralberger Landwehr, König Friedrich von Württemberg in Friedrichshafen gefangen zu nehmen, nachdem das von französischen und württembergischen Truppen kurzfristig besetzte Bregenz befreit wurde. (S. 149) Eine weitere »starke« Seite von Wunders kleiner Militärgeschichte am Oberrhein sind die Informationskästchen zu Sachthemen wie »Rheinbrücken«, »Steuersystem«, »Kreisassoziationen«, »Tross«, »Einquartierung«, »Artillerie«, »Heer«, »Kaserne«, »Burg-Festung-Feste«, Waffentechnik und »Haager Landfriedensordnung«. Auch die Kurzbiographien (z. B. zu Bernhard von Weimar, Vicomte de Turenne, Maquis de Vauban, dem »Türkenlouis«, Herzog de Villars, »Prinz Eugen« oder Erzherzog Karl) sind informative Handreichungen, die deutlich machen, dass die sogenannte Kriegskunst von Menschen ausgedacht wird. Eine abschließende Zeittafel (S. 216–218) und ein Überblick über die »Festungen im Bereich des Oberrheins 1650–1918« (S. 219–231: von »Luxemburg« bis zum »Isteiner Klotz« bzw. von »Metz« bis »Ulm«) komplettieren die regionale Militärgeschichte, welche überaus lesenswert, spannend und informativ geschrieben ist und auch militärgeschichtlichen Laien die Übersicht erleichtert.

Jürgen Oellers

**Adrienne Braun: Künstlerin, Rebellin, Pionierin. 20 außergewöhnliche Frauen aus Baden-Württemberg. 158 Seiten mit 20 Abbildungen, Südverlag, Konstanz 2016, € 18,-**

**Beate Karch: Erfinder, Schöngest, Visionär. 20 außergewöhnliche Männer aus Baden-Württemberg. 172 Seiten mit 20 Abbildungen, Südverlag, Konstanz 2016, € 18,-**

Der nach rund 70 Jahren zu neuem Leben erweckte Südverlag, nach 1945 bekannt durch die Vater und Sohn-Geschichten von Erich Ohser (e. o. plauen), widmet sich verstärkt regionalgeschichtlichen Themen, was aus Sicht des Bodensee-Geschichtsvereins sehr zu begrüßen ist. Zwei jüngst erschienene Bände sind jeweils 20 Frauen wie Männer aus Baden-Württemberg gewidmet oder besser gesagt, von Menschen, die in der Regel auf dem Territorium des heutigen Bundeslandes Baden-Württemberg geboren wurden. Tatsächlich befindet sich niemand unter den vierzig Persönlichkeiten, der oder die ab April 1952 das Licht der Welt erblickten, also

nach der Gründung des südwestdeutschen Bundeslandes.

Die Journalistin Adrienne Braun stellt 20 Frauen mit Lebenswegen aus der Frühen Neuzeit bis in unsere Tage vor. Für den Bodenseeraum sind besonders die Konstanzer Malerin Marie Ellenrieder (1791–1863) und die viele Jahrzehnte in Salenstein lebende Sopranistin Anneliese Rothenberger (1924 od. 1926–2010) interessant. Die kurzen Lebensbeschreibungen sind möglichst mit einer (bisweilen sehr hübsch nachkolorierten) Portraitaufnahme ausgestattet, sie sind kurzweilig geschrieben, spannend zu lesen und nur jeweils wenige Seiten lang. Freilich ist die herangezogene Sekundärliteratur (und nur aus ihr wurde geschöpft!) überschaubar, in manchen Fällen auch sehr knapp. Zwei bis zehn Anmerkungen pro Biographie müssen genügen. Die Landesteile von Baden-Württemberg sind gleichmäßig bedient und die Lebensbilder erstrecken sich über einen Zeitraum von rund 500 Jahren. Adrienne Braun stellt im Vorwort fest: »Viele dieser talentierten, herausragenden Frauen haben nicht geheiratet. [...] vielleicht haben sie das Leben ohne Mann und Kinder gar nicht als Verlust erlebt, sondern es insgeheim sogar genossen, ihren Neigungen nachgehen zu können – ohne Mann ihm Haus.« (S. 8 f.)

Das trifft auf die 20 portraitierten Männer nicht zu, die meisten waren zumindest über längere Lebenshasen liiert und hinterließen Nachkommen. Die Redakteurin Beate Karch portraitiert Persönlichkeiten, die in einer Zeitspanne vom 16. Jahrhundert bis zum Ende des 20. Jahrhunderts gelebt haben. Auch hier gibt es Überschneidungen mit dem Bodenseeraum, etwa der Baumeister Peter Thumb (1681–1767), der Revolutionär Friedrich Hecker (1811–1881), der Luftschiffpionier Ferdinand Graf von Zeppelin (1838–1917), der Literat Hermann Hesse (1877–1962) und der Künstler Otto Dix (1891–1969). Wiederum werden auf schmäler Literaturgrundlage frisch und lesenswert interessante Biographien vorgestellt, die freilich der regionalgeschichtlich Interessierte oft schon kennt. Trotzdem: Beide Bücher eignen sich vorzüglich, um in einem einzigen Lese-Durchgang verschlungen zu werden.

Jürgen Klöckler

**Anne Overlack: »In der Heimat eine Fremde«. Das Leben einer deutschen jüdischen Familie im 20. Jahrhundert. Erinnerungen und Dokumente (Hegau-Bibliothek Bd. 171 sowie Forum Allmende Bd. 11). 320 Seiten mit 153 s/w Abbildungen und zwei Karten, Klöpfer & Meyer Verlag, Tübingen 2016, € 34,-**

Über viele Generationen lebte in Wangen am Untersee die jüdische Familie Wolf. Die promovierte Journalistin Anne Overlack hat es sich zur Aufgabe gemacht, deren Familiengeschichte im 20. Jahrhundert zu erzählen. Sie wählte dazu die Form einer intensiven Zeitzeugenbefragung. Ihre Interviewpartnerin war Hannelore König (1925–2012), die Tochter des viele Jahrzehnte in Wangen praktizierenden Arztes Nathan Wolf (1882–1970). Frau König, die das Erscheinen des Buches nicht mehr erleben durfte, hat »die erste Fassung der zentralen Kapitel dieses Buches noch lesen und ihr Einverständnis damit signalisieren können« (S. 14). Der erste Teil »Erzählung« kann quellenkritisch als autorisierte Fassung eines Zeitzeugeninterviews bewertet werden, dessen Ursprungsfassung in einem vom Manfred Bosch in der Zeitschrift Hegau (64/2007, S. 239–310) veröffentlichtem Gespräch mit Hannelore König zu finden ist. Sie begriff sich selbst als »Erzählerin der Familiengeschichte« (S. 12 und S. 292) und sah in einer Publikation zur Familiengeschichte ihr über den eigenen Tod hinausgehendes Vermächtnis (S. 293). Der zweite Teil »Dokumentation« enthält eine kommentierte Auswahl an familiengeschichtlich wichtigen Dokumenten, die aus Privatbesitz wie auch aus öffentlich zugänglichen Archiven stammen. Der Titel des reich bebilderten Bandes »In der Heimat eine Fremde« ist ein Zitat der Zeitzeugin, das auf S. 165 zu finden ist: »ich bin eine Fremde in der Heimat« und wird erst nach Lektüre des gesamten Bandes in seiner Bedeutung verständlich. Denn Titel und Untertitel passen logisch betrachtet nicht zusammen.

Aus dem Blickwinkel von Hannelore König wird mittels der erweiterten Zeitzeugenbefragung die Lebensgeschichte ihres Vaters Nathan Wolf als auch ihrer eigene memoriert. Die chronologisch wiedergegebenen Dokumente im zweiten Teil wurden nicht im wissenschaftlichen Sinn ediert, sondern kommentierend eingeleitet (in Fettdruck) und in der Regel unter Angabe von Kürzungen ([...]) abgedruckt. Eine Quellen- und Literaturliste sowie ein Personenregister schließen den haptisch wie optisch ansprechend und hochwertig ausgestatteten Band ab.

Durch die Wahl einer transkribierten Zeitzeugenbefragung ist die Lektüre spannend und fesselnd zugleich, da Hannelore Wolf zweifelsohne die Kunst der mündlichen Erzählung beherrschte.

Doch handelt es sich – obwohl im Untertitel so bezeichnet – nicht um eine klassische Familiengeschichte, sondern de facto um eine doppelte Lebensbeschreibung: nämlich diejenige eines Vaters und diejenige der Tochter und zwar – und das ist quellenkritisch gesehen wesentlich – aus der Erinnerung und Perspektive der Tochter. Einen solchen Text herauszugeben ist verdienstvoll. Die Lektüre macht eindrücklich die Repressionen deutlich, unter denen jüdische Familien nach 1933 standen, besonders in den kleinen Landgemeinden mit ihren vielfältigen sozialen Kontrollmechanismen. Nathan Wolf konnte in buchstäblich letzter Minute, nämlich Ende August 1939, in die nahe Schweiz emigrieren, während seine »arische« Ehefrau und die beiden Kinder Hannelore und Gert in Wangen zurückblieben. Das war für den Patrioten und Weltkriegsteilnehmer Nathan Wolf (vgl. die Rezension seiner Kriegstagebücher des Ersten Weltkriegs in: Schrr VG Bodensee 133 (2015) S. 323 f.) eine bittere Erfahrung. Unmittelbar nach Kriegsende kehrte er von Stein am Rhein nach Wangen zurück, wo er bis zu seinem Lebensende wiederum als Arzt wirkte. Seine Tochter Hannelore verließ jedoch die Heimat der Familie am Bodensee, sie studierte Jura in Freiburg und wurde zu einer angesehenen (Ober-)Staatsanwältin in Stuttgart, die selbst nach ihrer Pensionierung freiwillig noch weitere fünf Jahre Aufbauhilfe in Dresden leistete. Erst danach kehrte die mittlerweile Siebzigjährige an den heimatischen Untersee zurück, der ihr wegen der vielen nach Wangen Zugezogenen und der langen Abwesenheit fremd geworden war (S. 165); so erklärt sich auch das Titelzitat: »In der Heimat eine Fremde«. Das Interview ist spannend zu lesen und regt zum Nachdenken an.

Doch aus regionalgeschichtlicher wie editorischer Perspektive bleiben zahlreiche Fragen im Raum stehen. Eine Einbettung in den bislang erreichten Forschungsstand findet kaum statt, die hinlänglich bekannte Problematik der *oral history* wird nicht thematisiert. Die Aussage der Herausgeberin: »Offensichtliche Fehler in den Dokumenten habe ich stillschweigend korrigiert« (S. 172) lassen jeden wissenschaftlichen Editor zusammenzucken.

Folglich ist die Liste der benutzten Sekundärliteratur mehr als überschaubar. Auch wurde in das In-

terview selbst nur selten korrigierend oder auch verifizierend eingegriffen: Auf S. 71 vermutet Frau König, der Wangener Bürgermeister sei Kreisbauernführer geworden – ohne ein präzises Datum zu nennen. Die Erinnerung trägt sie zwar nicht, doch eine exakte Recherche hätte ergeben: der Gärtnermeister Josef Denz hat den Landwirt Josef Ellensohn aus Freudental bei Allensbach als Kreisbauernführer im Sommer 1940 abgelöst (Vgl. das Einwohnerbuch der Kreis-hauptstadt bzw. des Stadtkreises Konstanz 1938, S. 533 bzw. 1943, S. 35).

Nicht nur dieses Beispiel zeigt, dass die regionalgeschichtliche Biographien-Forschung keinen Eingang in den von Eigennamen überquellenden Band gefunden hat. Zwar wurde im Personenregister versucht, neben den Vornamen auch die Geburts- und Sterbejahre zu ermitteln und eine kurze biographische Einordnung in Bezug zur Wolf'schen Familiengeschichte vorzunehmen, doch ist das für eine regionalgeschichtlich interessierte Leserschaft zu wenig. Ohne biographische Erläuterung hängen die in den Dokumenten und dem Zeitzugeinterview namentlich genannten Personen sozusagen »in der Luft«.

Ein rascher Blick in die badischen bzw. baden-württembergischen Biographien (BB bzw. BWB) hätte genügt, um zahlreiche Persönlichkeiten zu identifizieren: Etwa der auf S. 253 genannte Singener Bürgermeister und Arzt Bernhard Dietrich (BWB III S. 28 ff.), der Konstanzer Nachkriegs-Landrat und Landeskommisär Marcel Nordmann (BB III S. 200 ff.), der Wangener Schriftsteller Jacob Picard (BB III S. 216 ff.), der in Wangen seinen Lebensabend verbringende Freiburger Rechtshistoriker Franz Beyerle (BWB I S. 21 ff.), der zeitweise im nahen Horn tätige Schriftsteller Erich Bloch (BWB III S. 22 ff.), der im benachbarten Hemmenhofen schaffende Künstler Otto Dix (BWB I S. 64–70) oder der in Horn lebende Verleger Curt Weller (BWB III S. 448 ff.). Zudem sind auch umstrittene Persönlichkeiten, wie der auf den Seiten 66, 78 und 91 äußerst kritisch namentlich genannte Konstanzer Arzt Ferdinand Rechberg – vor 1945 Leiter des dortigen Gesundheitsamtes und nach 1953 Direktor des Psychiatrischen Landeskrankenhauses Reichenau – mittlerweile biographisch erforscht, wie ein kurzer Blick in die Landesbibliographie Baden-Württemberg *online* ([www.statistik.baden-wuerttemberg.de/LABI](http://www.statistik.baden-wuerttemberg.de/LABI)) ergeben hätte. Schade, diese Chance ist vertan.

Jürgen Klöckler

**Wolfgang Proske (Hg.): Täter – Helfer – Trittbrettfahrer, Band 5. NS-Belastete aus dem Bodensee-raum, 334 Seiten mit Abbildungen der Akteure, Kugelberg Verlag, Gerstetten 2016, € 19,99/5Fr 25,90** Seit 2010 gibt der Sozialwissenschaftler und Lehrer Wolfgang Proske eine regionalgeschichtliche Reihe heraus, die sich mit Personen beschäftigt, die während des Nationalsozialismus durch aktives Tun, Dulden, Unterlassen oder nicht hinterfragtes Ausführen das System unterhielten und so erst möglich machten. Dieser Ansatz ist wichtig und erforderlich, weil unterhalb der Ebene der erforschten »Führer der Provinz« noch allzu häufig weiße Flecken auf der historischen Landkarte existieren. Erst neuere Forschungen beleuchten die *dramatis personae*, die das »Dritte Reich« im Kleinen (und daher erfolgreich) an der Basis ausmachten. Soziale Systeme werden nicht groß, weil sie oktroyiert werden, sondern weil sie von diversen Zahnrädchen, die funktionieren oder zumindest nicht bremsen, am Laufen gehalten werden.

Während die ersten vier Bände den Fokus auf Württemberg legten, ist der hier zu besprechende fünfte Band international, da er den Blick neben den deutschen Bodenseeanrainern Baden, Württemberg und Bayern auch auf das österreichische Vorarlberg und spannenderweise auch auf die Schweiz richtet. 15 Autoren, meistens Historiker, stellen 20 »Täter, Helfer und Trittbrettfahrer« vor, die im »Dritten Reich« entweder in der Bodenseeregion wirkten, hier groß wurden und z. B. in Auschwitz als Massenmörder wüteten oder auch, im Fall von Gerhard Schumann, erst nach 1945 an den See kamen. Die Qualität der Beiträge ist unterschiedlich, da allzu viele Anekdoten oder nebensächliche Lebensbegebenheiten nicht immer zum Erkenntnisgewinn beitragen, aber auf insgesamt hohem Niveau. Nur kurz sollen im Rahmen dieser begrenzten Besprechung einige Biographien vorgestellt werden: Parallelen aus dem Bereich der öffentlichen Verwaltung zeigen die klar herausgearbeiteten Lebensläufe des von Frank Raberg portraitierten Walter Bärlin, 1934 bis 1945 Bürgermeister der Stadt Friedrichshafen, sowie des von Uwe Schmidt bearbeiteten Hermann Schenk auf, welcher als Bürgermeister von Schnetzenhausen (seit 1913) dessen Eingliederung nach Friedrichshafen begleitete. Beide standen als geschätzte Verwaltungsexperten bereits in der Weimarer Republik Gemeinden vor, schwenkten dann 1933 u. a. durch unbedingt parteikonforme Reden auf NS-Kurs um, um sich im Amt halten zu können, und relativierten in ihren Entnazifizierungs-



verfahren ihr Engagement im »Dritten Reich« – Bärin wurde so 1955 Bürgermeister von Freudenstadt. Ebenso weisen die Viten des Konstanzer Kreisleiters und Radolfzeller Bürgermeisters Eugen Speer sowie des Salemer Bürgermeisters und späteren Kreisleiters von Donaueschingen, anschließend des elsässischen Ribeauvillé (Rappoltsweiler), Walther Kirn, frappe-rende und paradigmatische Ähnlichkeiten auf. Sowohl Jürgen Klöckler (Speer) als auch Wolf-Ingo Seidelmann (Kirn) zeichnen in sehr lesenswerten Artikel nach, wie brutale Bankrotteure nur dank ihres Parteiengagements an besetzte Posten kamen und die Bevölkerung durch ihr selbstherrliches und in jeder Hinsicht unprofessionelles Auftreten dermaßen vor den Kopf stießen, dass die Partei die Reißleine ziehen, sie von ihren Ämtern entfernen und aus der Partei ausschließen musste.

Erschreckend zu lesen sind die Biographien von Massenmördern wie Adolf Ott, Wilhelm Boger oder Josef Vallaster, dargestellt von Wolfgang Proske, Wolf-Ulrich Strittmatter bzw. von Wolfgang Weber. Alle drei – Ott als SD-Mann in Lindau, Boger als Hilfspolizist in Friedrichshafen, Vallaster als nach Deutschland emigrierter Montafoner Arbeiter und NS-Sympathisant – waren die vielzitierten kleinen Rädchen, ohne die die deutsche Mordmaschinerie im Osten nicht möglich gewesen wäre und die im Nachhinein keinerlei Reue zeigten. Vallaster wurde während einer Häftlingsrevolte in Sobibór erschlagen, Adolf Ott 1958 trotz Todesurteils aus der Haft entlassen, Boger im Auschwitzprozess zu lebenslanger Haft verurteilt, in der er 1977 uneinsichtig starb. Schützenhilfe erhielten die Nationalsozialisten auch von Intellektuellen: Manfred Bosch schildert den rasanten Aufstieg des jungen Kulturpolitikers Gerhard Schumann, der sich nach dem Krieg als rechter Verleger in Bodman niederließ.

Die Artikel von Bosch über Wilhelm von Scholz und von Markus Wolter über Ludwig Finckh zeigen, wie Denker eine krude Ahnentheorie postulierten (Finckh) oder aus Angst vor einem Prestigeverlust eine geistige Kehrtwendung vollzogen, die sie nach 1945 umzudeuten suchten (Scholz). Auch Arnulf Moser beweist in seinem Aufsatz über Otto Raggenbass, den bis 1965 wiedergewählten und in Konstanz lange hochgeschätzten Kreuzlinger Bezirksstatthalter, dass das mit der Erinnerung so eine Sache ist. Dass Raggenbass jüdische Flüchtlinge zurückgeschickt hat und Fluchthelfer bestraft hat, wirft einen dunklen Schatten auf den selbsternannten Retter von Kons-

tanz und auf die deutsche (!) Erinnerungskultur. Der abschließende, klug arrangierte Beitrag von Brigitte Behal über den Austrofaschisten und Volkstumstheoretiker Theodor Veiter steht beispielhaft für das Auftreten unzähliger »Täter, Helfer und Trittbrettfahrer«, die nach 1945 ihre Beteiligung kleinredeten und ihre Karriere fortsetzten – Veiter tat dies besonders skrupellos, indem er schamlos alte Netzwerke bemühte.

Der mit Werbung gegen Rechts versehenen Paperback-Sammelband gibt in einem »Epilog« Nachträgen zu früheren Bänden Raum und spannt in einem sicher diskussionswürdigen Schaubild des Herausgebers die Skalen der NS-Belastung und -Distanz auf, über deren Differenzierungen man gerne mehr gelesen hätte. Abgeschlossen wird der Band von einem Orts- und Personenregister, das für prosopographische Forschungen sehr nützlich ist. Wolfgang Proske und »seinen« Autoren kommt das große Verdienst zu, die Biographien der »Ermöglicher« des Nationalsozialismus in Baden und Württemberg (und darüber hinaus) erstmals en bloc (und teilweise überhaupt) vorzulegen und sich von den »großen Männern« wegzubewegen – nur so wird sichtbar, wie die NS-Diktatur vor Ort ankommen und 12 Jahre bestehen konnte. Auch die weiteren fünf geplanten Bände werden sicher dazu beitragen, dass die lokale NS-Forschung nun ihren Zoom auf die Mikrostrukturen scharf stellt.

Sebastian Hausendorf

**Jens Westemeier: Hans Robert Jauß. Jugend, Krieg und Internierung. 367 Seiten mit zahlreichen s/w Abbildungen, Konstanz University Press, Konstanz 2016, € 29,90**

Auch auf der noch jungen Reformuniversität Konstanz lasten die langen Schatten der NS-Vergangenheit. Einer ihrer Gründungsprofessoren, der einflussreiche und wirkmächtige Romanist Hans Robert Jauß (1921–1997), stand spätestens seit den frühen 1990er Jahren wegen seiner Vergangenheit von vor 1945 in der Kritik. Es wurde kolportiert, der Mitbegründer der weltweit geachteten literaturwissenschaftlichen Theorie der Rezeptionsästhetik habe in der Waffen-SS gedient. Gerüchte über dessen NS-Verstrickungen machten vor allem in inneruniversitären und literaturwissenschaftlichen Kreisen die Runde. Doch die Zeit war vor 25 Jahren – und vor allem zu Lebzeiten von Hans Robert Jauß! – noch nicht reif, um sich einer solch schwierigen Thematik wissenschaftlich an-

zunehmen: nämlich in Form eines zeitgeschichtlichen biographischen Gutachtens. Es bedurfte erst eines am 19. November 2014 in der Aula der Universität aufgeführten Theaterstücks, das sich in künstlerischer Freiheit mit der Antrittsvorlesung von Jauß und dessen SS-Vergangenheit beschäftigte, um den Stein ins Rollen zu bringen. Jetzt erst »kochte« die Diskussion hoch, der Rektor war gefordert. Klug entschied Ulrich Hödiger, einen auswärtigen Spezialisten mit dieser heiklen Untersuchung zu beauftragen. Mit dem Potsdamer Zeithistoriker und Waffen-SS-Experten Jens Westemeier war ein Wissenschaftler gefunden, der ohne Loyalitäts- und Interessenkonflikte sich objektiv und rein quellengestützt der Biographie von Hans Robert Jauß bis in die unmittelbaren Nachkriegsjahre hinein widmen konnte. Das überarbeitete Gutachten liegt nun als Buch vor: Die Jugend, der Kriegsdienst und die anschließende Internierung sind auf Grundlage der erhaltenen Quellen präzise rekonstruiert und flüssig dargestellt.

Welche Erkenntnisse aus den biographischen Forschungen Westemeiers können als Quintessenz bezeichnet werden? Der extrem ehrgeizige und über einen scharfen Verstand verfügende Hans Robert Jauß ging schon in seiner Jugend Ziele strategisch und generalstabsmäßig an, er war ein Sophist, »bar jeder Selbstironie« (S. 268). Bereits 1934 wurde Jauß Mitglied der Hitler-Jugend, stets an der Spitze und aktiv. Als Oberjungzugführer begeisterte und führte er bis zu 160 Hitler-Jungen, die er auf die Werte des Nationalsozialismus einswor: Gehorsam, Loyalität, Härte, Stärke und Gefolgschaftstreue. Als überzeugter und ideologisch geformter Jungaktivist stand ihm im NS-Staat zweifelsfreie eine Karriere offen. Kurz vor seinem 18. Geburtstag meldete sich der Abiturient 1939 freiwillig zur SS-Verfügungstruppe, aus der dann im weiteren Kriegsverlauf die Waffen-SS hervorging. Diese Entscheidung sei – so Westemeier – aus »politisch motivierter Kriegsbegeisterung« heraus getroffen worden. Jauß wurde zu einem von »Hitlers politischen Soldaten«, der mit Stolz die SS-Runen am Kragenspiegel trug. Nach dem Besuch eines Junkerlehrgangs in Radolfzell wurde er schon 1941 zum SS-Untersturmführer und – erst 23-jährig – zum jüngsten SS-Hauptsturmführer befördert. Mit großer persönlicher Tapferkeit und von der Notwendigkeit des Weltanschauungskrieges im Osten überzeugt, kämpfte der mit dem Deutschen Kreuz in Gold ausgezeichnete SS-Führer bis Kriegsende vor allem an der Ostfront. In Kroatien war seine Einheit

in der zweiten Jahreshälfte 1943 im Partisanenkampf eingesetzt, für deren Verbrechen er im Sinne einer »funktionellen Mittäterschaft« zumindest Mitverantwortung trug. Westemeier geht einen Schritt weiter und klassifiziert Jauß als »Kriegsverbrecher« (S. 272).

Nach dem Krieg wurde er aufgrund seiner SS-Mitgliedschaft interniert und hatte zwei Verfahren vor Spruchkammern zu überstehen. Wegen Zugehörigkeit zu einer verbrecherischen Organisation wurde er rechtskräftig verurteilt und in die Kategorie der »Mitläufer« eingruppiert. Kurz darauf wurde der vor-malige SS-Hauptsturmführer jedoch dank einer zwischenzeitlich erlassenen Jugendamnestie von jeglicher politischen Verantwortung freigesprochen und als »entlastet« eingestuft. Formal war für den außergewöhnlich begabten und ehrgeizigen Heidelberger Studenten nun der direkte Weg in eine bundesrepublikanische Karriere frei. Hans Robert Jauß hat diese zweite Chance genutzt, wie so viele seiner Generation. Sich selbst schuf er zwei Jahre vor seinem Tod eine eigene »Stunde Null«, in dem er zusammen mit seiner Frau im häuslichen Garten seine Tagebuchaufzeichnungen aus der Internierung, die Feldpostbriefe und weitere Notizen aus der NS-Zeit verbrannte. Was dem eigenen und vor allem dem öffentlich tradierten Narrativ womöglich widersprach, musste physisch ausgelöscht werden.

Jürgen Klöckler

**Constanze von Marlin/Anne Schmedding: Gebaute Reform: Architektur und Kunst am Bau der Universität Konstanz. 280 Seiten mit 200 farbigen Abbildungen, Hirmer Verlag, München 2016, € 49,90, sFr 60,90**

Anlässlich des 50. Jahrestages der Grundsteinlegung konnte die (Reform-)Universität Konstanz im Juni 2016 einen »runden« Geburtstag feiern. Frühzeitig hatte die Universitätsleitung beschlossen, weder Sammelband noch Monographie zur Universitätsgeschichte herauszugeben. Stattdessen wurde ein Bildband in Auftrag gegeben, der die »gebaute Reform« in Architektur und Kunst am Bau sichtbar machen sollte. Schließlich ist die Universität seit dem Jahr 2012 in die Liste der Bau- und Kunstdenkmäler Baden-Württembergs aufgenommen. Neben den prächtigen Bildern der Konstanzer Photographin Inka Reiter haben die beiden Kunsthistorikerinnen Constanze von Marlin und Anne Schmedding zwei Beiträge ausgearbeitet: Unter dem Titel ein »großes

Haus der Wissenschaft« findet sich ein konziser Überblick zur Baugeschichte der Universität und unter dem Titel »Aufbruch auf dem Gießberg« ein kenntnisreicher Aufsatz zur Kunst am Bau. Der Künstler Gottfried Bechtold, der den in Beton gegossenen Porsche 911 S schuf – das landläufig wohl bekannteste universitäre Kunstwerk, erinnert in seinem Beitrag an die sich an die Aufstellung im Parkhaus Süd anknüpfenden Kontroversen der 1970er Jahre.

Der opulent ausgestattete Band, erschienen in einem namhaften Münchner Kunstverlag, macht deutlich, dass Kunst am Bau und Universität Konstanz zusammengehören, sich geradezu gegenseitig bedingen. Die nach dem Vorbild amerikanischer Campusuniversitäten errichtete Hochschule wurde als »enge, kleine Stadt am Hang« geplant (S. 37), die Verflechtung von Forschung und Lehre zeigte sich an der Einrichtung einer zentral gelegenen Freihandbibliothek mit unzähligen Arbeitsplätzen, die heute rund um die Uhr benutzt werden kann. Für das Selbstverständnis dieser Universität ist Kunst unverzichtbar, wobei nicht wenige Kunstwerke auch als Orientierungshilfe in dem verästelten Gebäudekomplex oder auf dem Weg dahin dienen. Und es haben in der Tat viele Künstler in den letzten 50 Jahren mitgewirkt: Otto Piene (1928–2014), Klaus Arnold (1928–2009), Erich Hauser (1930–2004), Friedrich Gräsel (1927–2013) und Eugen Schneble (1936–2013), um nur einige zu nennen. Auch die Rolle des beim Universitätsbauamt von 1964 bis 1993 beschäftigten Architekten Burkhard Beyerle ist erwähnenswert, da er selbst mit eigenen Kunstwerken vertreten ist (S. 58–61).

Werkangaben zu sämtlichen an der Universität aufgestellten Kunstwerken sowie knapp gefasste Künstlerviten beschließen den Band. Ein separat beigelegter, farblich nach den Baustufen abgehobener Übersichtsplan verdeutlicht nochmals visuell, welchen Stellenwert Architektur und Kunst am Bau an der Universität Konstanz haben. Der hochwertige und dennoch wohlfeile Band ist fürwahr das schönste Geburtstagsgeschenk, das sich die Universität selbst hat bereiten können.

Jürgen Klöckler

**Peter Renz: Heimat. Ausflug in ein unbekanntes Land. Essays, 280 Seiten, Klopfer & Meyer, Tübingen 2015, € 22,-/sFr 29,90**

Was ist Heimat? Lange tat sich die Generation der vom Aufbruch der 68-iger Jahre Geprägten schwer

mit diesem Begriff – zu sehr war er von den Nationalsozialisten missbraucht worden, zu einseitig war seine Zuordnung im Zusammenhang mit den Heimatvertriebenen und ihren Verbänden in der Nachkriegszeit. Das hat sich geändert – Heimat ist wieder »in«.

In seinem durch den Verlag Klopfer & Meyer sorgfältig edierten Essayband »Heimat« umkreist Peter Renz den Begriff in 15 Essays aus 29 Jahren. Man spürt, wie er über all diese Jahre mit nicht nachlassender Entdeckerfreude dieses schöne Land Oberschwaben zwischen Donau und Bodensee studiert und erlebt hat. So kommt er von der allgemeinen Betrachtung der ursprünglich durch den Barock geprägten Lebensart und Kultur des ländlichen Raums zu den Städten der Region, die stolze reichstädtische Vergangenheit locker mit moderner Industrie und Technologie verbinden. Besonders lesenswert sind die sieben Essays, die unter der Überschrift »Eigenwäxse« typische oberschwäbische Kulturvereinigungen beschreiben, vom Literarischen Forum Oberschwaben über den Kulturverein Kreßbronn bis zur legendären »Fähre« in Saulgau. In diesen zunächst ohne kommunale Trägerschaft, frei agierenden kulturellen Gemeinschaften wird etwas sichtbar, was vielen künstlerisch tätigen Menschen, ganz unabhängig von Herkunft und sozialer Zugehörigkeit in Oberschwaben »Heimat« geworden ist. So wird klar, dass »Heimat« sowohl eine geistige wie auch eine geographische sein kann – bestenfalls beides zugleich! Dem Verschwinden der Heimat ist ein besonders eindringliches Kapitel gewidmet, in dem klar wird, wie wertvoll und wichtig es ist, sich mit diesem Begriff aufs Neue zu beschäftigen: Heimat begreifen und erhalten heißt Verantwortung dafür zu übernehmen, dass regionale Eigenarten erhalten bleiben können, sei es in Ökologie, Ökonomie oder Kultur und damit einer allzu flach verstandenen Globalisierung eigensinnig die Stirn zu bieten.

So gewinnt der Heimatbegriff in diesem sehr lesenswerten Buch von Peter Renz einerseits Vitalität und Frische, andererseits ganz neue Aspekte: Heimat ist etwas, was man sich immer wieder erstreiten muss, dessen unveräußerliche Merkmale stets neu zu definieren sind und die es zu bewahren gilt, angesichts einer globalen »Kultur« der Beliebigkeit, die das, was uns seit Generationen anvertraut ist, durch mangelndes Bewusstsein auf's Spiel zu setzen droht.

Marigret Brass-Kästl

# BUCHANZEIGEN

**Werner Rösener/Peter Rückert (Hg.): Das Zisterzienserkloster Salem im Mittelalter und seine Blüte unter Abt Ulrich II. von Seelfingen (1282–1311).**

**Ostfildern: Thorbecke, 2014.–260 Seiten (Oberrheinische Studien 31) – ISBN 978–3-7995-7833-2 (€ 34,-/sFr 45,90)**

Im Mittelpunkt des Tagungsbandes steht die mittelalterliche Geschichte des Klosters Salem. Unter Abt Ulrich II. entwickelte sich das Zisterzienserkloster zum Ende des 13. bis Anfang des 14. Jahrhunderts zur reichsten und angesehensten Reichsabtei in Südwestdeutschland. Es wird die Formung der Kulturlandschaft im klösterlichen Einflussbereich analysiert, Leben und Wirken des Abtes Ulrich beleuchtet sowie die politische und wirtschaftliche Situation des Klosters am Beispiel der Grangienwirtschaft, der Stadthöfe Salems und der zisterziensischen Frauenklöster dargelegt. Weitere Beiträge widmen sich der Architektur und sakralen Kunst sowie dem spirituellen und musikalischen Leben im Kloster.

**Eveline Dargel/Elmar L. Kuhn (Hg.): Die Hofchroniken des Grafen Ernst von Montfort 1735–1759.**

**Konstanz: Edition Isele, 2014.–303 Seiten (Documenta Suevica 21) – ISBN 978–3-86142-567-0 (€ 20,-/sFr 28,00)**

Mit den Transkriptionen der zwei Montforter Chroniken aus dem Residenzschloss Tettang (1735–1759) und der Nebenresidenz Langenargen (1744–1746) liegt nun eine aufschlussreiche Darstellung der ober-schwäbischen Adelswelt und -kultur vor. Die ausführliche Einleitung erläutert die in den Chroniken dokumentierten Ereignisse unter verschiedenen Aspekten. So werden Einblicke in lokale Politik, Justiz und Verwaltung gegeben, die finanzielle Situation der Grafen und ihre familiäre Strukturen und Lebensweise beleuchtet. Farbige Illustrationen der

Montforter Adeligen und ihrer Schlösser runden die Quellenedition ab.

**Werner Konold/R. Johanna Regnath (Hg.): Militärische Schichten der Kulturlandschaft. Landespflege – Denkmalschutz – Erinnerungskultur. Ostfildern: Thorbecke, 2014.–267 Seiten (Veröffentlichung des Alemannischen Instituts 81) – ISBN 978–3-7995-0575-8 (€ 24,90/sFr 35,50)**

Relikte militärischer Anlagen wie Schanzen, Graben- und Belagerungswerke, Festungsbauten und andere Befestigungen werden in der Denkmalpflege ambivalent diskutiert, stellen sie doch einerseits historisch wertvolle Zeitzeugnisse dar, wecken aber andererseits unangenehme Gefühle. In diesem Spannungsfeld bewegt sich der Tagungsband mit theoretischen Beiträgen und Analysen konkreter Objekten in Deutschland und der Schweiz. Es werden Anlagen aus dem Jungneolithikum im Landkreis Heilbronn sowie aus dem 18. bis 20. Jahrhundert im Schwarzwald, im Landkreis Teltow-Fläming und dem Oberrheingebiet vorgestellt.

**Hans Peter Müller: Carl Mayer (1819–1889) – ein württembergischer Gegner Bismarcks. 1848er, Exilant, demokratischer Parteiführer und Parlamentarier. Stuttgart: Kohlhammer, 2014. – XII, 145 Seiten (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, 200) – ISBN 978–3-17-026338-3 (€ 15,-/sFr 20,40)**

Auf umfangreicher Quellenbasis fußt die detailreiche Biografie des demokratischen Politikers Carl Mayer. Er begann seine politische Laufbahn in Esslingen als junger Liberaler des Vormärz und wandte sich nach der Parteiaufspaltung den Demokraten zu. Mittlerweile zum Mitglied der Nationalversammlung ge-

wählt, sah er sich 1849 nach dem erfolglosen Aufruf zum bewaffneten Widerstand im Bodenseeraum zur Flucht in das Schweizer Exil gezwungen. Dort verweilte er – weiterhin politisch engagiert – bis zur Rückkehr nach Württemberg im Jahre 1863. Als Redakteur und Mitinhaber des Parteiblattes ›Der Beobachter‹ positionierte er sich als vehementer Gegner Preußens und Bismarcks. Nach dem Wahlverlust der Demokraten im Jahr 1870 blieb Mayer seinen Ansichten treu und erreichte seine Wiederwahl im Stuttgarter Landtag 1876 und im Reichstag 1881. Als leidenschaftlicher Politiker bis zuletzt verstarb er 1889.

**Jürgen Oellers (Hg.): Friedrichshafener Jahrbuch für Geschichte und Kultur. Aichhalden: Kramer, 2016. – 274 Seiten (Friedrichshafener Jahrbuch für Geschichte und Kultur 7) – ISBN 978-3-9816334-2-9 (€ 24,90)**

Als internationale Gemeinschaftsarbeit weist das Jahrbuch zur Ausstellungen dokumentation ›Die Stille des Krieges‹ über die klassische Kommunal- und Regionalgeschichte zum Ersten Weltkrieg hinaus. Dargestellt werden: Westfront an der Somme und in Elsass-Lothringen, Heimatfront und ›Vaterländischer Hilfsdienst‹, Schweizer Wehrmänner und ausländische Arbeitskräfte, Zeppelin-Konzern und Industriespionage (›Bodensee-Flottille‹). Nebenbei werden Biografien aufgegriffen wie die von Franz von Soden, General der 26. württembergischen Reserve-Division an der Somme (›Schwaben-Festung‹), von Major Erich Scupin (›Staufen-Festung‹), vom Frühexpressionisten Willy Küsters (Rheinland bzw. Longwy, Lothringen) oder vom Corpsstudenten Alfred Kay (Compiègne). Bisher nicht gezeigtes Bildmaterial und zahlreiche Exponate geben Einblicke in die sozialen und persönlichen Verhältnisse der am Krieg beteiligten Militärs und Zivilisten, Ärzte, Schriftsteller und Arbeiter.



# VEREIN FÜR GESCHICHTE DES BODENSEES UND SEINER UMGEBUNG

## EHRENPRÄSIDENT

Prof. Dr. Helmut Maurer, Konstanz

## EHRENMITGLIEDER

Dr. Peter Eitel, Ravensburg

Ursula Reck, Friedrichshafen

Dr. Hans-Ulrich Wepfer, Kreuzlingen

Priv.-Doz. Dr. Ernst Ziegler, St. Gallen

## VORSTAND

Präsident: Dr. Jörg Heiligmann, Leiter des Archäologischen Landesmuseums  
Baden-Württemberg, Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz

Vizepräsident: Prof. Dr. Stefan Sonderegger, Stadtarchivar, Stadtarchiv (Vadiana),  
Notkerstr. 22, CH-9000 St. Gallen

Schriftführer: Dr. Bernd M. Mayer, Leiter der Fürstlichen Kunstsammlungen,  
Chorherrngasse 3, D-88364 Wolfegg

Schatzmeisterin: Susanne Hölzer, Baden-Württembergische Bank, Bachstr. 12,  
D-88214 Ravensburg

Schriftleiter  
der Jahreshefte: Prof. Dr. Jürgen Klöckler, Leiter des Stadtarchivs Konstanz,  
Benediktinerplatz 5a, D-78467 Konstanz

Beisitzer: Donat Büchel Lic. phil., Wissenschaftlicher Leiter des Landesmuseums  
Liechtenstein, Städtle 43, FL-9490 Vaduz

Dr. Eveline Dargel, Leiterin des Kreisarchivs Bodenseekreis, Schloss  
Salem, D-88682 Salem

Priv.-Doz. Dr. Harald Derschka, Wissenschaftlicher Mitarbeiter,  
Universität Konstanz, Postfach 5560, Fach D 108, D-78457 Konstanz

Dr. Yvonne Istas, Leiterin des Museums Rosenegg, Bärenstr. 6,  
CH-8280 Kreuzlingen

Priv.-Doz. Dr. Oskar Keller, Geologe, Falzigenweg 1,  
CH-9050 Lüchingen

Katherina Maier M. A., Abteilungsleiterin Stadtgeschichte,  
Marktplatz 2, D-78315 Radolfzell

Univ.-Prof. Dr. Alois Niederstätter, Direktor des Vorarlberger  
Landesarchivs, Kirchstr. 28, A-6900 Bregenz  
Jürgen Oellers M. A., Leiter des Stadtarchivs Friedrichshafen,  
Katharinenstr. 55, D-88045 Friedrichshafen  
Mag. Dr. Wolfgang Scheffknecht, Prof. an der Pädagogischen  
Hochschule Vorarlberg, Jahnstr. 3, A-6890 Lustenau  
Prof. Dr. Andreas Schwab, Pädagogische Hochschule Weingarten,  
Kirchplatz 2, D-88682 Weingarten  
Heiner Stauder M. A., Leiter des Stadtarchivs Lindau, Maximilian-  
str. 52, D-88131 Lindau  
Dr. Daniel Studer, Direktor des Historischen Museums,  
Museumsstr. 50, CH-9000 St. Gallen

#### GESCHÄFTSSTELLEN DES VEREINS UND MITGLIEDSBEITRAG

Für Deutschland:

Stadtarchiv, Katharinenstr. 55, D-88045 Friedrichshafen  
Baden-Württembergische Bank, Konto Nr. 4 507 231 (BLZ 600 501 01)  
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: € 15,-  
für Kollektivmitglieder: € 20,-  
für Schüler und Studenten: € 7,50

Für die Schweiz und das Fürstentum Liechtenstein:

Verein für Geschichte des Bodensees, Stadtarchiv (Vadiana),  
Notkerstr. 22, CH-9000 St. Gallen  
Ersparisanstalt St. Gallen, Konto Nr. 30-38219-3  
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: SFr. 30,-  
für Kollektivmitglieder: SFr. 40,-  
für Schüler und Studenten: SFr. 15,-

Für Österreich:

Vorarlberger Landesarchiv, Kirchstr. 28, A-6900 Bregenz  
Hypothekebank Bregenz, Konto Nr. 11 887 112 (BLZ 580 00)  
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: € 15,-  
für Kollektivmitglieder: € 20,-  
für Schüler und Studenten: € 7,50

## MANUSKRIPTE

deren Veröffentlichung gewünscht wird, sind an den Schriftleiter, Herrn Prof. Dr. Jürgen Klöckler (Leiter des Stadtarchivs Konstanz, Benediktinerplatz 5a, D-78467 Konstanz) zu richten. Die Übersendung des Manuskripts muss als attachment an eine eMail (Juergen.Kloeckler@konstanz.de) erfolgen. Die Richtlinien für die Textgestaltung, die konsequent einzuhalten sind, können im Internet eingesehen ([http://www.bodensee-geschichtsverein.eu/richtlinien\\_textgestaltung.html](http://www.bodensee-geschichtsverein.eu/richtlinien_textgestaltung.html)) und dort auch heruntergeladen werden. Wird der Beitrag angenommen und im Jahressheft publiziert, hat der Autor Anspruch auf ein Belegexemplar und eine PDF-Datei des Beitrags. Durch den Autor verursachte Druckkorrekturen gehen zu dessen Lasten. Für den Inhalt der Beiträge sind die jeweiligen Verfasser verantwortlich. Dies gilt auch für die Buchbesprechungen.

## SENDUNGEN

an die Vereinsbibliothek sind ausschließlich zu richten an die Bibliothek des Bodensee-geschichtsvereins (Bodensee-Bibliothek), Katharinenstraße 55, D-88045 Friedrichshafen. Diejenigen unserer Mitglieder, die Arbeiten über das Bodenseegebiet in anderen Zeitschriften veröffentlichen, bitten wir, der Vereinsbibliothek jeweils einen Sonderdruck zur Verfügung zu stellen.

## SCHRIFTENLAGER

Das Schriftenlager des Vereins wird geführt von Frau Claudia Wirth und Herrn Jürgen Oellers M. A. (Schriftenlager des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, Katharinenstr. 55, D-88045 Friedrichshafen). Hier können frühere Jahrgänge ab 68 (1941/42) zum Preis von € 7,50 pro Heft angefordert werden.

## BODENSEE-BIBLIOTHEK

Katharinenstraße 55, D-88045 Friedrichshafen.

Tel. 07541-209-153 Fax 07541-209-190

eMail Adresse: [bodenseebibliothek@friedrichshafen.de](mailto:bodenseebibliothek@friedrichshafen.de)

Homepage Bodenseebibliothek:

<http://www.bodenseebibliothek.de>

Die Bodensee-Bibliothek der Stadt Friedrichshafen führt mit dem Grundbestand der Bibliothek des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung deren ursprüngliche Bestimmung fort. Sie sammelt und ergänzt alle historisch bedeutsam erscheinenden Quellen und Veröffentlichungen zur Geschichte und Naturkunde des Bodenseeraumes. Hierzu gehören die in den Jahresschriften des Vereins besprochenen Bücher, sowie generell die jährlich in der Bodensee-Bibliographie verzeichneten Neuerscheinungen, Aufsätze und Beiträge. Für die Mitglieder des Vereins ist mit Ausnahme weniger, sekretierter Bücher die Entleihung auf dem Postwege möglich. Erforderlich ist

mit der genauen Titelangabe die einmalige Ablichtung des Mitgliedsausweises und die schonende Behandlung und Rücksendung nach vier-, maximal achtwöchiger Leihdauer. Persönlich verantwortlich für das Leihgut bleibt das genannte Vereinsmitglied. Die Bibliotheksverwaltung erwartet die Einhaltung der jeweils mit übersandten Leihordnung.

Die Bodensee-Bibliothek in Friedrichshafen will mit diesem Angebot den Auftrag des Bodenseegeschichtsvereins unterstreichen: Landesgeschichtliche Studien zu fördern und die Vereinsmitglieder über die Lektüre an den Ergebnissen teilhaben zu lassen.

Die Betreuung und Ergänzung der Bodensee-Bibliothek erfolgt durch das Stadtarchiv Friedrichshafen.